This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

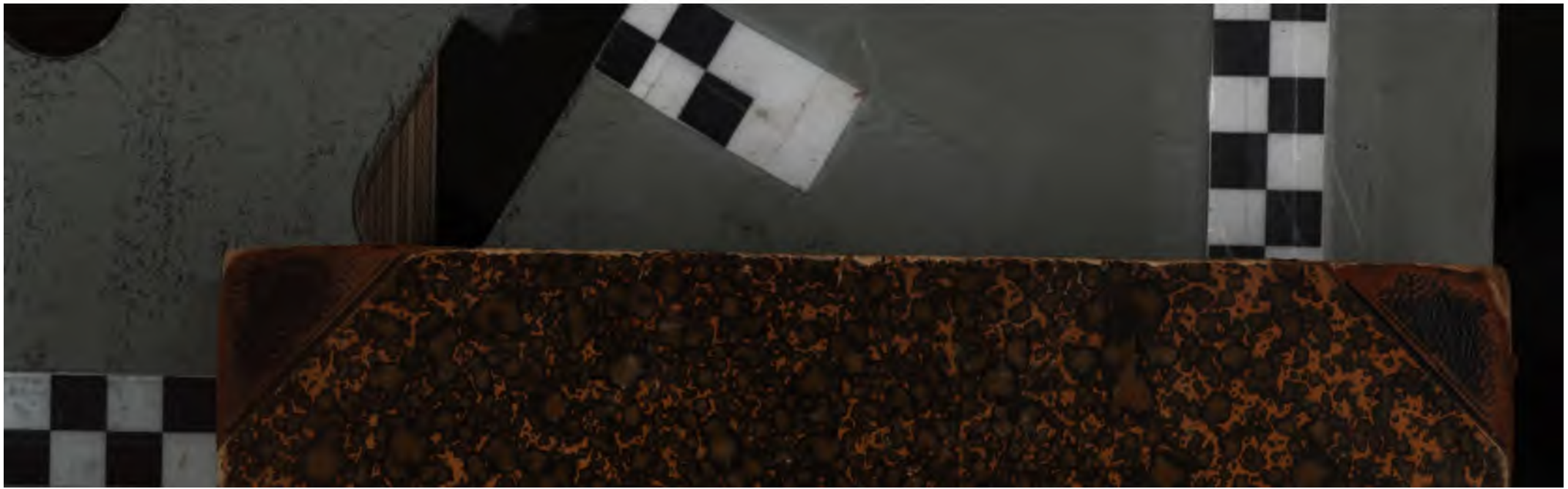
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

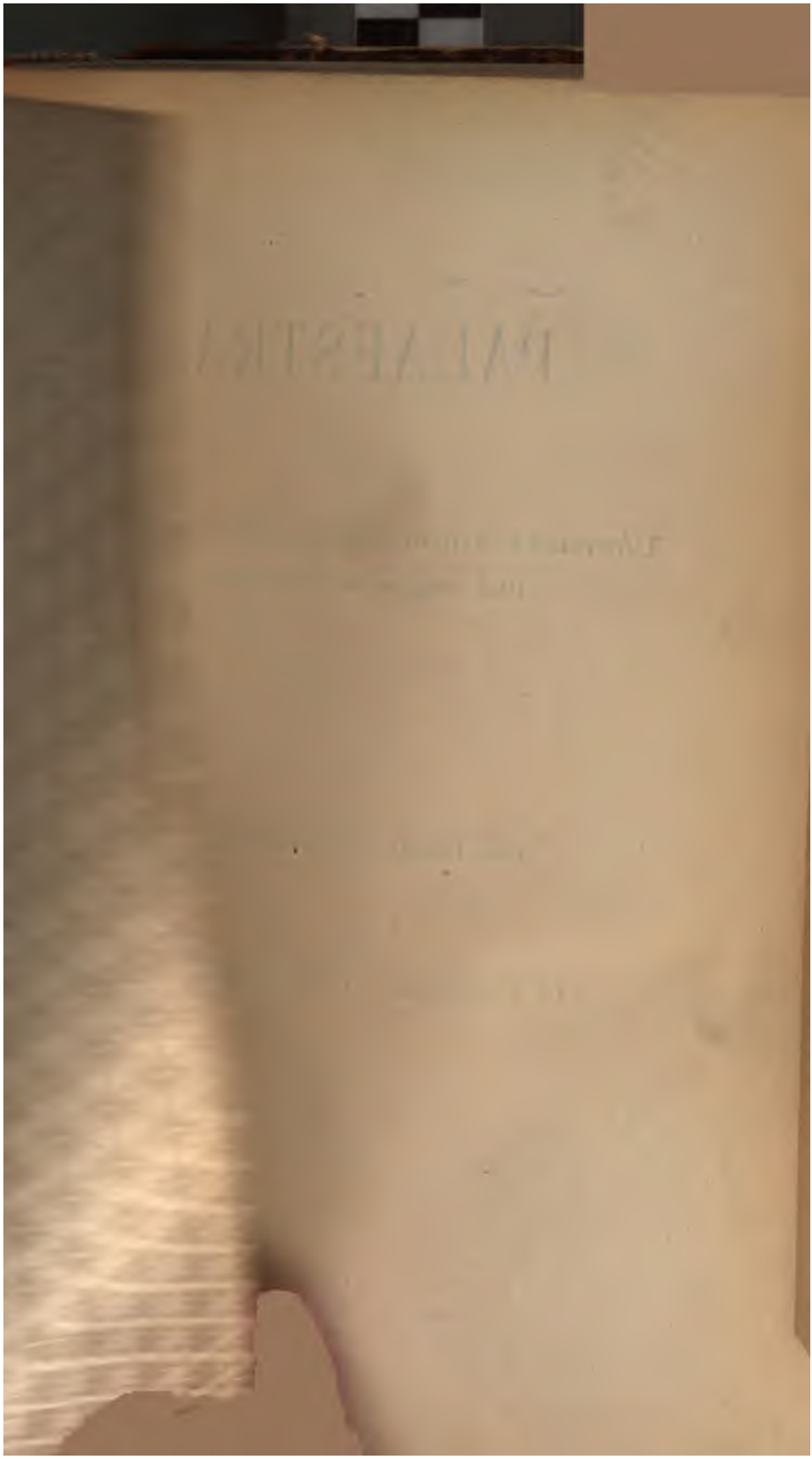
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Library of the University of Mich
Bought with the income
of the
Ford - Messer
Bequest



Sem
805
P15

PALAESTRA.

Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie.

Herausgegeben

von

PALAESTRA XI.

Die Gautrekssaga

in

zwei Fassungen

herausgegeben

von

Wilhelm Ranisch.

BERLIN.
MAYER & MÜLLER.
1900.

Andreas Heusler

zu eigen.

152017

Inhalt.

Einleitung: Seite

I. Die Handschriften I
II. Die beiden Sagenfassungen XVIII
III. Gauti und Gautrekr XL
1. Die Refssaga LIII
2. Der Gauta-þáttr LXXV
IV. Die Víkarssaga LXXXIII
Die längere (jüngere) Gautrekssaga 1
Die kürzere (ältere) Gautrekssaga 50
Namenverzeichnis 74

Einleitung.

Kapitel I.

Die Handschriften.

In der handschriftlichen Überlieferung erscheint die Gautrekssaga stets in Verbindung mit der Hrólfssaga Gautrekssonar. Ich benutze daher zur Bezeichnung der Handschriften die Buchstaben, die Detter in seiner Ausgabe der Hrólfssaga gewählt hat.

Die Gautrekssaga ist in zwei Sagenfassungen auf uns gekommen, einer ausführlicheren, die bereits von Rafn in den Fornaldarsögur Bd. III gedruckt ist, und einer kürzeren — leider schlecht überlieferten —, die ich zum ersten Mal herausgebe.

Für die Herstellung des Textes der längern Fassung habe ich folgende Handschriften verwertet:

A = AM 590 b, c, 4to chart. (17. Jhrh.).
b = Holm. 11,8^{vo} chart. (c. 1640).
C = AM 152, fol. membr. (15. Jhrh.).

Die genannten Hss. gehen zurück auf eine gemeinsame Vorlage, was durch eine Reihe gemeinsamer Fehler bewiesen wird.

Seite 27, Z. 8 f. der Ausgabe wird die Ausschmückung der Hörner von Rennis Ochsen beschrieben; es heisst da: 'ristin vóru horn á honum ok rent gulli í stiklana'. Dass die Hörner mit Rinnen versehen werden und dann nur in die Spitzen Gold gegossen wird, kann nicht richtig sein.

Hinter í muss skurðina ok ausgefallen sein, was sich in der kürzern Fassung auch wirklich findet.

Seite 31 Z. 1 haben alle drei Hss. 'Skjafarbónda' statt des richtigen 'Skjálfarbónda' (vgl. Ynglingasaga Kap. 19 F. J.); nur in A ist l hinübergeschrieben.

Seite 46 Z. 18 f. ist in allen drei Hss. der Satz 'jarl kom þar um miðnætti' hinter 'í ríki hans' geraten. Schon Rafn hat ohne Bemerkung im Apparat die Worte an ihren richtigen Platz gestellt; man vergleiche auch die kürzere Fassung Seite 68,15 f.; 69,8 f.

Die Handschrift **A** enthält die Saga af Mágus jalle (AM 590a) und dann unter dem gemeinsamen Titel Saga af Hrólfe Gautrekssyne die Gautrekssaga und die Hrólfssaga (AM 590 b, c.) Sie ist unzweifelhaft die vorzüglichste der drei Hss., denn sie allein giebt uns einen vollständigen Text, während die beiden andern mehrfach kürzen. Man wird sie zu betrachten haben als Abschrift einer mit C nahe verwandten, aber in vieler Beziehung vollständigeren Membrane[1]). Genau dasselbe Urteil giebt Cederschiöld über die Aufzeichnung der Mágus saga in AM 590,4^{to} im Verhältnis zu der in AM 152, fol. ab (Fornsögur Suðrlanda S. CVIII). A steht ganz für sich allein da; es ist uns keine Abschrift davon erhalten.

Die Handschrift **b** steht A in der Prosa recht nahe, es fehlen jedoch 28 von den 39 Vísur der Saga; dass wir es hier mit Auslassungen zu thun haben, beweist der Umstand, dass die die Vísur einleitenden Worte: 'Svó segir Starkaðr' in den meisten Fällen erhalten sind. Die Handschrift ist nach Arwidssons Förteckning öfver kongl. Bibliothekets i Stockholm isländska Handskrifter entstanden um 1640, der Isländer Jónas Rúgman brachte sie 1658 mit nach Schweden, und nach ihr wurde 1664 die erste gedruckte Ausgabe der Gautrekssaga und Hrólfssaga durch Olaus Verelius veranstaltet. Über ihre Schicksale

[1]) G. Vigfússon CPB II 547 bezeichnet A als „copy of a fourteenth century vellum."

vgl. man Gödel, Fornnorsk-Islandsk Litteratur i Sverige I 120 ff., 134, 169. Nach Ausweis eines nur teilweise erhaltenen Blatts am Schlusse der Hs. enthielt diese als Nr. 14 die Máussaga, als Nr. 15 die Saga af Hrólfi Gautrekssyni[1]). Von den 15 Nummern ist nur die Gautrekssaga und die Hrólfssaga unter dem gemeinsamen Titel erhalten. Dieser Titel findet sich nur auf jenem beschädigten Blatt, nicht über einer der beiden Sögur; die Hs. beginnt mit den Worten: 'þar hefjum vér eina kátliga frásǫgn etc.', die Gautrekssaga schliesst am Ende der S. 27, und auf der nächsten Seite hebt ohne Überschrift die Hrólfssaga an. Die Kapitel werden nicht gezählt, wohl aber werden bei den Kapitelschlüssen Absätze gemacht. Der Schreiber ist mit seiner Arbeit nicht fertig geworden. Er hat die Hrólfssaga mitten in einem Gespräch zwischen Ingibjǫrg und ihrer Magd (Verelius Kap. 44, in der kürzeren Fassung Detter Kap. 42) abgebrochen. Dann wird die Abschrift derselben Vorlage noch etwa eine halbe Seite lang fortgesetzt mit andrer Tinte und wohl auch durch eine andre Hand; sie ist jedoch nicht zu Ende geführt, am Schlusse der ersten Seite eines Blatts wurde die Arbeit wieder eingestellt. Ein dritter (oder zweiter) Schreiber wollte sie vollenden; aber er hatte die Vorlage von b nicht mehr zur Verfügung, hingegen C oder eine mit dieser gleichlautende Handschrift. C kürzt nun am Ende der Hrólfssaga sehr stark, und um eine Anknüpfung zu finden, durchstrich der letzte Schreiber von b 4 Seiten und $1^1/_2$ Zeilen von der Arbeit seiner Vorgänger und fügte einen Schluss nach C hinzu. Auf diese Weise ist uns das Ende der längern Fassung der Hrólfssaga, da A schon von einer früheren Stelle an der knapperen, älteren Fassung folgt (Detter S. VII), nur in der stark gekürzten Bearbeitung von C erhalten.

Mit b sind vier Papierhandschriften zusammenzustellen, da in ihnen die gleichen Vísur ausgelassen, die

[1]) Nach diesem Titel ist das Blatt abgeschnitten, man kann also nicht wissen, ob ursprünglich noch mehr Sögur in der Hs. standen.

gleichen Prosasätze übersprungen sind (Seite 5, 22 ff., 30,5) wie in b:

β = Holm. 17, 4to chart.
B = AM 194a, fol. chart.
Holm. 6, 4to chart.
Isl. Bókmenntaf. (Kph.) 76, to chart.

Die Handschrift β ist eine treue Abschrift von b. Nirgends hat sie eine Lesart, die über die Überlieferung von b zurückgreift. Auch jenes einleitende 'Svó segir Starkaðr' an Stellen, wo Vísur ausgelassen sind, hat sie überall beibehalten. Wie sklavisch sie sich an b anschliesst, mag man aus den kritischen Noten zu Seite 21,2 und 36, 4 ersehen. Am Schlusse der Hrólfssaga hat der Schreiber von β in seiner Vorlage die durchstrichenen Seiten und die darauf folgende kürzere Darstellung derselben Vorgänge nach C durchlesen und sich dann für die ersteren entschieden. Die kürzere Darstellung liess er weg, doch wusste er das Folgende mit den in b durchstrichenen Seiten in Einklang zu bringen, indem er in diesen teils Sätzchen ausliess, teils sie aus der kürzeren Darstellung interpolierte.

Die in β erhaltenen Sögur (vgl. Larsson, Sagan ock Rimorna om Friðþjófr hinn frækni S. XVI f.) sind nur zum Teil dieselben, die auf dem Inhaltsverzeichnis in b auftreten, doch haben wir auch hier vor der Gautrekssaga und Hrólfssaga die Mágussaga, und zwar von derselben Hand wie jene. Unten auf der Seite, auf der die Mágussaga zu Ende geht, findet sich ein ausführlicher, für Gautrekssaga und Hrólfssaga gemeinsamer Titel; nach dem, was wir über das Verhältnis von b und β wissen, werden wir annehmen dürfen, dass er einst auch vor der ersten uns erhaltenen Seite von b gestanden habe. β hat auch einen Sondertitel bei Beginn der Hrólfssaga und Kapitelzahlen hinzugefügt. Wenn die Aufzeichnung der Gautrekssaga in β eine Abschrift von b ist, so muss sie vor 1658, wo die letztgenannte Hs. nach Schweden kam, entstanden sein.

Holm. 6, 4to chart. hat eine grosse Lücke am Anfang; von Nr. 1, der Gjafa-Refs saga, sind nur $2^3/_4$ Seiten erhalten,

denen in der Ausgabe S. 43,17 'spara orð mín' bis zum Schlusse entspricht. Daran schliesst sich, nur durch einen Strich getrennt, die Hrólfssaga; der Titel Hrólfssaga Gautrekssonar ist erst von späterer Hand an den Rand geschrieben. Als Nr. 15 enthält dann die Handschrift auch die Máus saga jarls, und zwar ist diese nach Arwidssons Katalog von derselben Hand aufgezeichnet wie Nr. 1 und 2. Am Ende der Hrólfssaga findet sich die Notiz, dass diese Saga abgeschlossen sei am 30. Novbr. 1660. Die Aufzeichnung kann also kaum direkt auf b beruhen, da diese Hs. schon 1658 von Island wegkam. — AM 194 a, fol. chart. (B) hat die Gautrekssaga und Hrólfssaga unter einem gemeinsamen Titel, der — wie aus der Ausgabe S. 1 zu entnehmen ist — dem Titel in β nahe steht und jedenfalls mit ihm auf die verlorne Überschrift in b zurückgeht. Ein Sondertitel vor der Hrólfssaga fehlt. Die Niederschrift ist nach einer Schlussnotiz beendet im April 1677, sie kann also auch nicht auf b selbst beruhen. — Isl. Bókmenntaf. 76, 4to enthält die Gautrekssaga und Hrólfssaga unter einem Haupttitel (Hér byrjazt Sagan Hrólfs konungs Gautrekssonar ok segir hér fyrst frá Gauta konungi í Gautlandi ok Gautreki syni hans); dann stehen noch weitere Überschriften vor der Hrólfssaga und vor zweien ihrer spätern Abschnitte. Beendet ist die Aufzeichnung beider Sögur am 8. März 1802.

Die drei Handschriften gehören eng zusammen. Schon die Vergleichung der wenigen Seiten der Gautrekssaga in Holm. 6, 4to mit Bókmf. 76, 4to und B zeigt eine ganze Reihe stilistischer Übereinstimmungen gegenöber b. Das Verhältnis der drei Hss. zu b zeigt sich deutlich in dem bereits auf S. III und IV herangezogenen Kapitel der Hrólfssaga. Die durchstrichenen Seiten in b finden sich auch hier ohne grössere Änderungen wieder; die entsprechende Darstellung der letzten Hand ist weggelassen, nur beginnt die Abschrift des Schlusses von b schon einen halben Satz vor der Stelle, wo β wieder einsetzt. Holm. 6,4^{to}, Bókmf. 76,4^{to} und B haben also nichts mit β zu thun, gehen aber sicher

auf b zurück. Freilich können sie, wie schon oben nachgewiesen ist, nicht Abschriften von b sein, sondern sie stammen direkt oder indirekt von einer Hs., die auf b zurückgeht, aber ihr gegenüber bereits vielfach geändert ist. B ist die schlechteste Hs. der Gruppe, gelegentlich ändert sie ziemlich frei und macht recht grobe Fehler, die freilich zum Teil schon auf die Rechnung der ihr mit den beiden andern Handschriften gemeinsamen Vorlage kommen. Man darf also B nicht mehr wie bisher neben A und C stellen, diese Ehre kommt nur b zu, neben der die andern Hss. der Gruppe bedeutungslos sind.

Auf b beruht die erste Ausgabe unserer Saga, die Olaus Verelius 1664 in Upsala erscheinen liess unter dem Titel: Gothrici et Rolfi | Westrogothiae Regum | Historia | Lingua antiqua Gothica conscripta; | Quam | e M. s. vetustissimo edidit, | et | Versione Notisque | illustravit | Olaus Verelius | Antiq. Patr. Prof. | Accedunt V. Cl. | Joannis Schefferi | Argentoratensis | Notae Politicae. Verelius folgt am Schluss der Hrólfssaga dem letzten Schreiber von b; die von diesem durchstrichenen Seiten hat er nach S. 276, Z. 2 v. u. seiner Ausgabe weggelassen.[1])

Zur b-Gruppe gehört auch die freie Bearbeitung der Gautreks- und Hrólfssaga, die in AM 358,4^{to} erhalten ist. Sie ist im Jahre 1694 auf Island aufgezeichnet, und steht dem Cod. Holm. 6,4^{to} sehr nahe. Der Bearbeiter schliesst die Gautrekssaga erst nach dem Tode Gautreks (Kap. 5 der längern Hrólfssaga) ab. Von der eigentlichen Gautrekssaga giebt er nur in seinen zwei ersten Kapiteln den Bericht über Gauti und die Dalafíflar und im dritten Kapitel die Angaben über Gautreks Familie (in unserer Ausgabe S. 34 f.); die Verheiratung der Helga mit Refr wird nur erwähnt, Refssaga und Víkarssaga fehlen.

[1]) Eine dänische Bearbeitung der beiden Sögur nach Verelius, als deren Verf. sich Samuel Zachariaesön nennt, ist erhalten in der Hs. Ny kgl. Saml. 1777, 4to; eine lateinische Vorrede dazu von Olaus Borrichius ist datiert vom 20. Juli 1680. Eine Abschrift dieser Bearbeitung, die unter dem Titel den Namen Ole Worm und die Jahreszahl 1684 aufweist, findet sich in Kallske Saml. 617,4^{to}; vgl. Kaalunds Katalog.

Die Membrane C, entstanden um die Mitte des 15. Jahrhunderts, enthält die älteste Aufzeichnung der längern Fassung unserer Saga. Am Schluss der Hs. finden wir folgende drei Sögur in der angegebenen Reihenfolge: Hrólfssaga, Mágussaga, Gautrekssaga. Die Gautrekssaga hatte ursprünglich keine Überschrift; erst eine Hand des 17. Jahrhunderts hat auf den oberen Rand der ersten Seite geschrieben: 'Frá Gauta konungi enum millda etc.' Der Schreiber von C ist mit der Prosa viel freier umgegangen als der von b; recht häufig lässt er, wie aus Ab ersichtlich ist, Ausdrücke und Satzteile weg, freilich hat er in der Gautrekssaga nie so stark gekürzt wie am Schluss der Hrólfssaga. Den Vísur gegenüber war er konservativer als b, er hat nur 14 Vísur fortgelassen, die alle auch in b fehlen. Von der letzten Seite sind nur $1\,^1/_2$ Spalten beschrieben. Die obere Hälfte dieser Seite ist stark verwischt, sodass die Abschriften auf ihre Wiedergabe verzichtet haben; die meisten liessen die ganze Seite weg, nur Ny kgl. Saml. 1179 fol. chart. hat auch die besser erhaltene zweite Hälfte der ersten Spalte und die zweite Spalte teilweise abgeschrieben. Doch konnte ich mit Hilfe von Prof. Finnur Jónsson die ganze Seite soweit entziffern, dass die Abweichungen von C im Apparat fast vollständig angegeben werden konnten.

Abschriften von C, teils direkte, teils indirekte, sind:

AM 65, fol. chart. (Jón Erlendsson, † 1672).

AM 203, fol. chart. (2) (Jón Erlendsson).[1])

AM 356, 4to chart. (Eyjólfr Björnsson, c. 1700).

Kallske Saml. 253, fol. chart. (Kürzende Erzählung nach C; erste Hälfte des 18. Jahrh.).

AM 949d, 4to chart. (Kph. Abschrift nach C).

Ny kgl. Saml. 1179 fol. chart. (Kph. Abschrift nach C).

Ny kgl. Saml. 1150 fol. chart. (Kph. Abschrift, nach AM 65 fol.?).

[1]) In AM 65 fol. schliesst Jón mit 'þvíat mér þikir' S. 47,5, lässt also den Inhalt der letzten Seite von C fort. In AM 203 fol. (2) fügt er den Schluss der Saga nach der kürzern Fassung (AM 203 fol. 1) hinzu.

Isl. Bókmenntafél. (Reykjavík) B 16 (Magnús Jónsson, 1680).

Da nun in C und b dieselben 14 Vísur fehlen und da ferner C und b an vielen Stellen gegen A übereinstimmen, so liegt die Vermutung nahe, dass sie auf eine Hs. zurückgehen, die sich durch Auslassung jener 14 Vísur schon von der Vorlage von A entfernt hat, aber andererseits die 14 ausserdem in b fehlenden Vísur noch enthielt und die Kürzungen von C in der Prosa noch nicht aufwies. Aber diese Vermutung ist abzulehnen. Vísa 28 fehlt in C und b. b lässt sie einfach fort, ohne die voraufgehende Prosa anzutasten: 'Þá beiddi hann friðar Víkar konung. Svó segir Starkaðr'. C aber ändert und ergänzt die Prosa aus der fehlenden Vísa: 'ok beiddi hann friðar Víkar konung, en hann vægði ekki'. Die beiden Fassungen lassen sich nicht auf eine dritte zurückführen, die die Vísa schon entbehrt hätte. C und b haben also diese Vísa selbständig ausgelassen, und das war wohl auch bei den andern der Fall. Der Schreiber von b kopierte nur die drei ersten Vísur der Víkarssage (6—8), dann merkte er wohl, dass diese Strophen der Prosa gegenüber nichts Neues boten und liess daher alle weitern Vísur des Liedes weg bis auf die zwei, in denen die Helden Víkars genannt sind; diese beiden hatten freilich in der Prosa nichts Entsprechendes. Der Schreiber von C, der das Kürzen liebte, scheint dagegen nach Gutdünken hin und wieder einige Vísur weggelassen zu haben. Auch eine Vergleichung der Überlieferung von b und C stützt die Vermutung nicht, dass beide auf eine gemeinsame, von der von A verschiedene, Vorlage zurückgehen. Von gemeinsamen Fehlern beider Hss. habe ich nur gefunden den falschen Casus obliquus 'Ella' für 'Ellu' und in Visa 12 die Entstellung von Z. 3 (Haralldz arfþegi). Der erste Fehler kann — da die schwachen Männernamen auf -a eine Ausnahme sind — unabhängig von zwei Schreibern gemacht sein; 'Elli' für 'Ella' scheint auch sonst vorzukommen, man vgl. Arkiv 10, 235 f. Im zweiten Falle steht der Lesart von b: 'Haralld ok

Arfþegi' die von C: 'Haralld ok Horfþegi' gegenüber; es herrscht also nicht völlige Übereinstimmung, und die Versuchung, den Ausdruck 'Haralldz arfþegi' mitten in der Aufzählung der Víkarskämpen als zwei Namen zu fassen, lag so nahe, dass ganz wohl zwei Schreiber gleichzeitig darauf verfallen konnten. An allen andern Stellen, wo b und C gegen A übereinstimmen, bieten sie entweder Gleichwertiges mit A, oder sie haben entschieden das Richtige gewahrt. Ich führe nur einige ausschlaggebende Fälle der letzten Art an: 21,15 'hjó hann af honum annan fótinn' b C gegen 'hjó hann á honum annan fótinn' A; 24,15 f. 'þau orð vóru send Fríðþjófi konungi, at Víkarr konungr villdi verja land sitt' b C gegen 'þau rað vóru send Friðþjófi konungi, at Víkarr konungr skylldi verja land sitt' A; 45, 7 f. '(Refnefr) steypizt fyrir borð með. Refr sér, at skjótt mun hann illa leikinn' b C gegen 'steypir fyrir borð með sér at skut. Refr þikizt illa leikinn' A; 46, 8 f. 'Refr gerir Nera jarli menn á laun, at hann vill hitta hann. Jarl ferr . . .' b C gegen '. . . at hann vill hitta. Hann ferr . . .' A. Es liegt also kein Grund vor zu der Annahme, dass b und C auf eine gemeinsame, von der von A verschiedene, Vorlage zurückgehen. Daraus folgt für die Herstellung des Textes der Grundsatz, dass, wo die Lesart von b und C der von A gegenübersteht, die erstere, als durch zwei Zeugen beglaubigt, den Vorzug verdiene.

Für die Bearbeitung des Textes ist ferner die Frage wichtig, ob A mit b oder mit C in näherer Beziehung steht. Ich habe keinen Fehler entdecken können, der A und C gemeinsam wäre, wohl aber eine kleinere Zahl von Stellen, wo A und b offenbar gegenüber C eine falsche Lesung bieten: 4, 23 'ek þ̊ (?)' A, 'ek þigg' b gegenüber 'ek bið' C; 8, 10 'hann svarar' fehlt in A b; 9, 2 'gjǫrr' A b für 'getinn' C (auch bezeugt durch die kürzere Fassung); 10, 1 'há' A b gegenüber 'hata' C (auch bezeugt durch die kürzere Fassung); 13, 15 nerungi' A b gegenüber 'nær vógi' C; vgl. auch S. 48, 28 und die kritische Note. Demnach

scheint A und b gegenüber C auf eine gemeinsame Quelle zurück zu gehen. Wo A und b gegenüber C zusammenstehen, gelten sie also nur für einen Zeugen, und bei der Textgestaltung entscheidet der innere Wert der Lesart, ob A b oder C zu folgen ist.

Den bisher behandelten Handschriften gesellt sich noch ein Teil der Papierhandschrift AM 164 h, fol., die ich mit **K** bezeichne. Sie rührt von dem als Abschreiber und Kompilator wohlbekannten Björn Jónsson auf Skarðsá († 1655) her, über welchen Jón Þorkelsson im Timarit 8, 34—96 ausführlich gehandelt hat. Hier ist die Gautreks-saga in kleinere Söguþættir aufgelöst: als Nr. 1 erscheint die Saga af Gjafa-Ref, als Nr. 2 die Saga af Gauta, die Víkarssaga fehlt. Die beiden genannten Titel finden sich auf einem Zettel, der die vier Sögur der Hs. angiebt; die Gjafa-Refsage beginnt ohne Überschrift, bei Beginn der Gautisage steht am Rande der Titel 'Gauta þáttur.'

Der Schreiber von K fängt seine Aufzeichnung mit Kap. 8 der besprochenen längern Fassung an und holt aus den vorhergehenden Kapiteln die Angaben nach, dass Gautrekr König von Gautland und der Sohn des Königs Gauti war. Er benutzt dabei, teils mehr, teils weniger kürzend, die Handschrift C. Die Bezeichnung Gautreks als 'mikill hermaðr og høfðingi' entspricht den Worten von C: 'mikill høfðingi ok hermaðr', während die andern Hss. haben: 'mikill høfðingi ok hinn mesti bardagamaðr.' In K wie C heisst es, dass Helga geboren wurde, 'er þau (Gautrekr und Álfhilldr) høfðu verit lengi saman', wo die andern haben: 'er þau høfðu ei lengi ásamt verit.' Helga wächst in C K auf 'með móður sinni', in den andern 'með føður sínum'. Dann wird die Hrosskellgeschichte (S. 35, 5—11) übersprungen und nur noch vom Tode der Álfhilldr und der Trauer des Königs um sie berichtet. Bedenken muss die nun folgende Charakteristik des Jarls Neri erregen; sie schliesst sich nur z. T. an die Worte des Kap. 9 an, z. T. aber an Sätze in Kap. 5 (S. 22, 25 ff. und S.

26, 10 ff.), die gleichfalls Angaben über den Jarl enthalten. Ich lasse die Sätze aus K nebst den entsprechenden Stellen aus der längeren Fassung folgen: 'Hann var allra manna vitrastur (22, 25 'hann var manna vitraztr ok varð þat allt at ráði, er hann lagði til'; vgl. auch 36, 6 ff.) og mikill vin Gautreks konungs (26, 10 'Hann vingaðizt við Gautrek konung á Gautlandi') og þá kóngur mörg ráð af honum (26,13 'ok væri hann í ráðum með honum, þegar þess þyrfti við'). Svo var þessi jarl sínkur, að hann mátti öngvan þann hlut gefa, að honum væri eigi eptirsjár að (= 22, 26 ff.). Öngvar vildi hann gjafir þiggja, því hann tímdi eigi að launa (36, 8 ff. 'Alldri villdi hann gjafir þiggja, þvíat hann var svó sínkr, at hann tímdi øngu at launa')'.

Im Folgenden schliesst sich der Schreiber von K bis S. 45, 10 wieder deutlich an C an. In beiden Hss. sind dieselben Worte und Sätze ausgelassen, die Fehler von C — wie die 'XXX skipa' statt der 'LXXX skipa' S. 43, 25, oder gar 'mikil frýði (?)' statt 'mikil prýði' S. 39, 4 — kehren in K wieder. Nur wenig Stellen scheinen gegen eine nähere Beziehung zwischen K und C zu sprechen; S. 26, 19 'í ey þeirri er síðan er kölluð Reinsey', was zu den andern Hss., nicht zu C (í ey þeirri kǫlluð Reimsey) stimmt; S. 27, 6 'er hann lagði meiri mæti á (mætur A b)', während in C für 'mætur' 'rækt' eingetreten ist; S. 27, 9, wo das notwendige 'í skurðina' zugesetzt ist. Die zwei ersten Stellen hat der Schreiber von K wohl selbständig gebessert, bei der dritten mag er schon eine weitere Vorlage benutzt haben. Ganz sicher hat ihm ausser C noch eine andere Hs. vorgelegen von S. 45, 10 an. Es heisst dort von Refnefr: 'En Refnefur hefur eptir hjálminn og legst á hann og tryllist á grunni niðri'; das kann aber gewiss nicht aus dem Wortlaut der Stelle in C abgeleitet werden: 'E. R. h. h. ok legzt til grunnz ok tryllizt á honum'. Gleich darauf folgt die Vísa Refs, und sie enthält so starke Abweichungen von C, dass hier notwendigerweise noch eine zweite Vorlage angenommen werden muss. Dann scheinen wieder einige Sätze aus C ab-

geschrieben zu sein bis 46, 5 'hálfan mánuð', von da aber weicht K immer mehr von C ab, wird immer kürzer in der Darstellung, und am Schlusse der Refsage steht der Satz: 'En Neri jarl varð bráðdauður ok dróttning Gautreks konungs, ok var drukkit erfi eptir þau, ok lýkur hjer þessi sögu'. Also die Königin, die schon zu Anfang von K gestorben ist, stirbt hier nochmals! —Auch der Gauta þáttur, der in K auf die Refsage folgt, ist keine Abschrift von C.

Der Schreiber von K, Björn Jónsson, gründet also seine Handschrift der Gautrekssaga nicht allein auf C, er hat C contaminiert mit einer Hs., die eine kürzere Fassung unserer Saga wiedergiebt und nahe verwandt ist mit AM 194c, fol. chart., die ich mit L bezeichne. L hat das in der längern Fassung der Saga ausgefallene 'i skurðina' (S. 27,9; 60,23). Der Satz 'En Refnefur hefur eptir hjálminn' u. s. w. erscheint nun als eine Kontamination aus C und einer mit L verwandten Hs.: 'En Refnefur hefur hjálminn og trylldist á grunnum (oder 'grunninu') niðri á honum' (S. 67,22 f.). Ebenso ist Vísa 39 in K frei kontaminiert aus C und einer mit L verwandten Hs. Im Allgemeinen schloss sich Björn an die Verwandte von L, nur das sinnlose 'er mér kendi' für 'en Neri kendi' ist unter dem Einfluss von C ('en merkindi') entstanden. Von 46,5 (68,6) schloss sich Björn ganz an die mit L verwandte Handschrift an und schrieb auch gedankenlos den Satz von dem Tode der Königin ab, der nach C schon in frühere Zeit fällt, nach L aber erst nach der Heirat Refs mit der Helga eintritt. An die Refsage fügte er dann die Gautisage in einer Form, die gleichfalls der Fassung in L entspricht.

Da Björn auch sonst als Kompilator bekannt ist, so steht nichts der Annahme im Wege, dass die Kontamination der beiden Sagenfassungen in K sein Werk ist, dass er also nicht etwa die Arbeit eines andern getreu abgeschrieben hat. Was ihn zu der Vermengung beider Fassungen bewog, ist leicht zu sehen. Als er eine Abschrift der Gjafa-Refsage herstellen wollte, lagen ihm C und eine Hs. der kürzeren Fassung vor. Zu Anfang seiner

Arbeit hielt er sich an C und nahm vielleicht nur das fehlende 'i skurðina ok' (27,9) aus der zweiten Vorlage in seinen Text auf. Dann folgte er C, bis er in die Nähe der in dieser Hs. schlecht überlieferten Refstrophe kam. Schon einen Satz kurz vorher und die Vísa selbst kontaminierte er aus beiden Quellen, und bald darauf, etwa $^1/_2$ Spalte, bevor ihm die verwischte Schrift die Benutzung von C doch unmöglich gemacht hätte, schloss er sich ganz an die Hs. der kürzeren Fassung an. Ihr entnahm er nach Vollendung der Refsage auch den Gauta þáttr.

Seine Arbeit fand Beifall, wie wir aus einer Reihe von Abschriften der Refsage nach K ersehen:

Holm. 12,4^{to} chart. (1680).

Ísl. Bókmenntaf. (Kph.) 678,8^{vo} chart. (c. 1700).

Kallske Saml. 613,4^{to} chart. (Mitte des 18. Jahrh.).

Alle drei Hss. sind aber nicht direkte Abschriften von K. Eine Reihe gemeinsamer Fehler, von denen ich nur den Namen 'Rigarðr' für 'Víkarr' nenne, beweist, dass sie alle auf eine gelegentlich abweichende Abschrift von K zurückgehen. Die älteste unter ihnen, der flüchtig geschriebene cod. Holm. 12,4^{to} hat sich am meisten von K entfernt. Die beiden andern stehen K näher, zeigen jedoch durch einige gemeinsame Abweichungen von K, die Holm. 12,4^{to} nicht hat (z. B. 'öngvan vil eg þann fríða' gegen 'öngvan vil eg þann fæða' K und Holm. 12,4^{to}; vgl. S. 39,10 f.), dass sie von einer Vorlage stammen, die nicht zugleich diejenige von Holm. 12,4^{to} war.

Die Handschriften der kürzern Sagenfassung sind die folgenden:

L = AM 194 c, fol. chart. (Jón Erlendsson).[1])
AM 203 fol. chart. (1) (Jón Erlendsson).

l = AM 363,4^{to} chart. (c. 1700).

M = Holm. 1, fol. chart. (1640—50).
Ísl. Bókmenntáf. (Kph.) 165, 4to chart. (1778).

[1]) Dazu die Kph. Abschrift: Ny kgl. Saml. 1748,4^{to} chart. (19. Jahrh.)

E = AM 567, XIV γ, 4to membr. (c. 1400).[1])
Ísl. Bókmenntáf. (Kph.) 320, 4to chart. (18. Jahrh.)
K = AM 164 h, fol. chart. (Björn Jónsson, † 1655).

L und M sind jedenfalls aus einer gemeinsamen Vorlage abgeschrieben. Das beweisen gemeinsame Fehler wie 'að kóngur skaut' für 'skaut kóngur' S. 50,7, 'ætternisstapa' als Nominativ S. 52,7, 'Gillishamar' für 'Gillingshamar' S. 54,14. M ist die schlechtere Hs.; sie hat gegenüber L kleine Änderungen und Auslassungen; so fehlt in ihr z. B. die Erwähnung des „Hügels des Königs" (S. 63), wohl weil der Schreiber den Ausdruck nicht recht verstand. An mehreren Stellen aber ist in ihr die Vorlage besser bewahrt als in L. So hat sie S. 50,7 'sárinu' für das verschriebene 'hárinu', S. 50,16 'vefst' für 'vegst', S. 62,20 'út ganga' für das unmögliche 'útgangi'; man vgl. ferner S. 62,23; 63,3; 63,11; 63,15 u. a. M ist also jedenfalls wertvoll als Korrektiv für L. — Die Fehler von L teilt die zweite Abschrift von Jón Erlendsson AM 203 fol. chart. (1), die mit L auch in Kleinigkeiten genau übereinstimmt. Falls die zwei Abschriften Jóns nicht auf dieselbe Hs. zurückgehen, ist L die Vorlage von AM 203 fol., nicht umgekehrt, denn L hat noch mit M den aus der Urhandschrift beider stammenden Fehler 'Gillishamar', während AM 203 fol. das Richtige einsetzt. Auf AM 203 fol. geht wieder die Hs. AM 363,4to chart. (l) zurück, denn sie nimmt alle kleinen Änderungen der erstgenannten Hs. auf (vgl. 58,17; 63,28; 67,23; 68,4) und bessert an einer Reihe von Stellen selbständig. — Auf L selbst oder eine ihr ganz nah verwandte Hs. geht auch zurück Bókmf. 165, 4to. Der Schreiber hat manches geändert, anderes ausgelassen. Hinter Gautreks Thronbesteigung hat er den Bericht über die erste Heirat des Königs und den Tod seiner Gattin auf Grund der längeren Fassung eingeschoben, und doch bringt er später dieselben Vorgänge nach dem Wortlaut von L noch einmal. Die Hrólfssaga hat er vor der

[1]) Dazu die Abschrift des Arnamagnaeanischen Stipendiaten Steingrímur Thorsteinsson: AM 920,4to.

Gautrekssaga abgeschrieben in einer Fassung, die zu F zu stellen ist.

E oder eine ihr sehr nahestehende Hs. ist als der Vorfahr der jungen Papierhs. Bókmf. 320, 4to anzusehen. Diese Hs. enthält nur den Sǫguþáttr Gauta konungs, den aber vollständig. Sie böte also Gelegenheit, das Fragment E, in dem der Anfang der Saga fehlt, zu ergänzen. Gleichwohl habe ich auf den Abdruck des betreffenden Stücks verzichtet, da die Hs. sonst vielfache Änderungen gegenüber E aufweist und auch durch die längere Fassung beeinflusst ist. — Wir haben also eigentlich nur von drei Hss. der kürzern Gautrekssaga zu sprechen: L (mit dem Korrektiv M), E, K.

L (nebst M) ist von diesen drei Handschriften allein vollständig. L enthält auf 6 Blättern und einer halben Seite die Sagen von Gauti und Gautrekr-Refr nebst den zwei ersten Kapiteln der Hrólfssaga; die Víkarssaga fehlt. In M findet sich gleichfalls unter den Sondertiteln 'þáttur af Gauta kóngi' und 'þáttur af Gautreki kóngi' die Gautrekssaga und die zwei ersten Kapitel der Hrólfssaga. Danach folgen unter dem Titel 'Saga af Hrólfi Gautrekssyni' die weitern Kapitel der Hrólfssaga. Eine Vergleichung mit den Lesarten in Detters Ausgabe zeigt, dass diese letzte Aufzeichnung in einem sehr nahen Verhältnis steht zu der Hs. F der Hrólfssaga[1]). Dagegen stellen sich die stark gekürzten Kapitel 1 und 2 der Hrólfssaga in L und M nicht zu F, sondern zu S(T). S. 72,2 unserer Ausgabe 'hann var ágætur maður og hit mesta mikilmenni' stimmt genau zu Detter 3,17 f., während F hat: 'hann var it mesta gǫfugmenni'. S. 72,9 unserer Ausgabe 'en hún hafði því vel svarað' steht sehr nahe der Lesart Detters S. 4,6 'en hann hafði því máli vel svarat', aber

[1]) Doch sind Kap. 3 ff. der Hrólfssaga nicht direkt aus F abgeschrieben. Man vergleiche zu Detter S. 52 Note 2 die Lesart in M: '... vel fram. þeir fóru með miklu liði. Gengur Hrólfur kóngur í miðri fylking...'; und zu Detter S. 60 Note 6 die Lesart in M: 'litlu síðar dreif að lið Hrólfs kóngs Gautrekssonar. Írakóngur bað...'

nicht der Lesart von F: 'ok var þvi vel tekit'. S. 73,7 f. unserer Ausgabe heisst es '(þórir) greiddi af hendi harla mikið fje'; 'greiddi' findet sich nur in s, während F 'gerði' hat (Detter S. 5,23). Diesen Stellen wüsste ich keine andern entgegenzustellen, in denen L zu F stimmte. Die Aufzeichnung der zwei ersten Kapitel der Hrólfssaga in L und M geht also auf eine mit S verwandte Hs. zurück, die der folgenden Kapitel in M dagegen auf eine Hs., die F sehr nahe stand.

Von **E** ist nur ein Pergamentblatt erhalten, das stellenweise recht schwer lesbar ist. Es beginnt mitten in dem nächtlichen Gespräch Gautis mit der Bauerntochter und enthält dann den Schluss der Gautisage und den Anfang der Refsage. Es gehört zusammen mit vier Blättern der Hrólfssaga Gautrekssonar, die Detter für seine Ausgabe verwertet und in der Einleitung S. VI besprochen hat.

Von **K** gehören nur einzelne Teile, die bereits oben ausgesondert sind, der kürzern Fassung der Gautrekssaga an.

Es ist schwierig, das Verhältnis der drei Hss. L, E und K zu einander näher festzustellen, da sie starke Abweichungen im Wortlaut zeigen und E und K zudem Fragmente sind.

E und K scheinen einander nahe zu stehen, da sie zuweilen gegen L und AbC eine übereinstimmende Lesart haben: 'at eigi kæmi þeir við þær berar' E (S. 55,34 f.), 'svo þeir skyldu eigi koma við þær' K (S. 55,20) gegen ‚at ekki þeirra kemr (oder kæmi) við annat bert' LAbC (S. 54,21; 8,1); 'hun þokaði spýtunni, er saman var spýtt vaðmálit' E (S. 56,20 f.), 'h. þ. sp. úr vaðmálinu, er spýtt var með' K (S. 57,1 f.) gegen 'h. þ. spýtunum í vaðmálinu' L (S. 56, 1 f.), 'þokaði hun þá spýtunni í váðmálinu' AbC (S. 8,3 f.); 'Hendi minni ek glataða heimskliga' E (S. 57, 29 f.), 'Bendi eyk glæráda heimsliga' K (S. 57, 17f.) gegen 'Heimskliga vildi mjer til' L (S. 56, 11 f.), 'Heimsliga er ek veik hendi til' AbC (S.8,18 f.). Dagegen spricht nichts für eine nähere Verwandtschaft von L und K gegenüber E. Man wird dafür weder 'skólaus' LK (S.52,19;

53,12) gegen 'berfættr' EAbC (S. 52,31; 6,13) noch 'Heimsigull' LK gegen 'Imsigull' EAbC anführen dürfen; die jüngere Namensform Heimsigull ist wohl durch mündliche Überlieferung in die zwei späten Papierhss. L und K gekommen.

Man darf wohl annehmen, dass in den oben angeführten Fällen L und A b C das Ursprüngliche bewahrt haben und dass eine Hs., auf die E wie K zurückgehen, geändert hat.

Es fragt sich nun weiter, ob bereits L und die Hs., von der E und K stammen, gemeinsame Fehler hatten, ob also die Hs., auf die L wie E und K zurückgehen, schon Fehler enthielt gegenüber der Urhandschrift der kürzeren Fassung. Dafür spricht einmal, wenn auch nicht entscheidend, die Auslassung der Visa 5 in L E K; vor allem aber die L und K gemeinsamen Fehler in Z. 3 und Z. 7 f. der Visa 39 (S. 45, 15 und 19 f.; S. 67,27 und 31 f.); die Visa 39 ist in E nicht mehr erhalten, doch sah sie einmal in dieser Hs. schwerlich anders aus als in ihrer Schwesterhandschrift K.

Nach Feststellung des Handschriftenverhältnisses der kürzeren Fassung bietet sich die Aufgabe dar, einen kritischen Text dieser Fassung auszuarbeiten; es wäre dabei auch der bei weitem besser überlieferte Text der längeren Fassung mit zu benutzen. Da aber L E K von einander und auch von A b C stilistisch stark abweichen, so gab ein in dieser Richtung angestellter Versuch nur ein allzu anfechtbares Resultat. Ich war daher genötigt, die drei Hss. neben einander abdrucken zu lassen.

Das Ergebnis unserer Handschriftenuntersuchung lässt sich in Kürze so zusammenfassen:

Die Hss. A b C gehen auf eine Hs der längern Fassung zurück, die eine Reihe von Fehlern enthielt. Von dieser Hs. stammt C ab und diejenige Hs., auf die A und b zurückzuführen sind. Über die Abschriften von C siehe oben VII f., über die von b siehe S. III - VI.

Die Hss. L E K gehen auf eine Hs. der kürzern Fassung zurück, die eine Reihe von Fehlern enthielt.

Von dieser Hs. stammt L ab und diejenige Hs., auf die E und ein Teil von K zurückzuführen sind. Über verwandte Hss. s. S. XIV f.

Die Hs. K ist eine Kompilation Björn Jónssons von Skarðsá aus C und einer Hs. der kürzeren Fassung. Über Abschriften von K siehe oben S. XIII[1]).

Das Verhältnis der längern und kürzern Sagenfassung zu einander zu untersuchen, ist die Aufgabe des zweiten Kapitels.

Kapitel II.

Die beiden Sagenfassungen.

In den Handschriften A und b folgen — oder folgten wenigstens — auf einander die längern Fassungen der Mágussaga[2]), Gautrekssaga, Hrólfssaga, von denen die beiden letzten als eine Saga zusammengefasst sind. Der gemeinsame Titel der beiden Sögur lautet in A: 'Saga af Hrólfi Gautrekssyni', in b fehlt er und wäre zu ergänzen nach den Überschriften in β und B (Siehe oben S. IV f. und Ausg. S. 1). C hat die Sögur in der Reihenfolge Hrólfssaga, Mágussaga, Gautrekssaga; die Hrólfssaga erscheint hier unter dem Titel 'Saga af Hrólfi konungi Gautrekssyni', die Gautrekssaga bleibt ohne Überschrift und ist erst von einer Hand des 17. Jhrh. mit einem Namen versehen worden (Ausg. S. 1).

Es kann nicht zweifelhaft sein, dass der Schreiber von C die Reihenfolge geändert hat; nachdem er den für die Gautrekssaga und die Hrólfssaga gemeinsamen Titel über die letztere gesetzt hatte, hat er es nicht einmal für der Mühe wert gehalten, der ersteren eine neue Überschrift zu geben. Die Handschrift der längern Fassung, auf die

[1]) Unbekannt ist mir geblieben die Hs. des Brit. Museums, Collect. Banks Nr. 1c chart. (Gjafa-Refssaga). — Bókmenntaf. (Kph.) 593, 8vo chart. ist eine Abschrift aus den FAS.

[2]) In b ist die Mágussaga nicht mehr erhalten; dass sie einmal darin stand und zwar vor der Gautrekssaga, wird bewiesen durch das Inhaltsverzeichnis von b (oben S. III) und durch β, die Abschrift von b (oben S. IV).

A, b und C zurückgehen, enthielt also die Gautrekssaga und Hrólfssaga zusammen unter einem gemeinsamen Titel.

Aber auch die kürzere Fassung der Gautrekssaga wird stets begleitet von der kürzeren Fassung der Hrólfssaga. Das Fragment E besteht aus fünf Pergamentblättern, von denen das erste, wie wir gesehen haben, der kürzeren Gautrekssaga angehört, die andern, wie Detter gezeigt hat, der kürzeren Hrólfssaga. L hat nach der kürzeren Gautrekssaga noch zwei Kapitel der kürzeren Hrólfssaga; es stammt also von einer Hs., die beide Sögur ungetrennt wiedergab; man hat einmal die erste von der zweiten absondern wollen und den Schnitt an falscher Stelle gemacht. Der Kompilator von K bemerkt am Schluss seiner Arbeit (S. 61, 17 f.), dass nun eigentlich die Hrólfssaga folgen sollte; er macht diese Bemerkung nicht auf Grund von C, wo die Gautrekssaga der Hrólfssaga nachgestellt war, sondern auf Grund der Hs. der kürzern Fassung, die er benutzte.

Also: Auf die längere Fassung der Gautrekssaga folgt in den Handschriften die längere Fassung der Hrólfssaga, auf die kürzere Fassung der Gautrekssaga die kürzere Fassung der Hrólfssaga; seit Detters Ausgabe ist bekannt, dass die kürzere Fassung der Hrólfssaga die ältere und zugleich die Grundlage der längern ist: wir werden annehmen dürfen, dass dasselbe Verhältnis bei der Gautrekssaga vorliegt, dass die — freilich schlecht überlieferte — kürzere Fassung älter und die Grundlage der längern ist. Diese Annahme wird sich bei Betrachtung des Inhalts von L E K bestätigen.

Doch vorher ist noch eine Bemerkung zu machen über die Verknüpfung der Gautreks- und der Hrólfssaga in den Hss. Allerdings erscheinen beide in den Hss. der längern Fassung stets zusammen, es folgt auch auf die kürzere Gautrekssaga stets die kürzere Hrólfssaga; aber die letztere kommt mehrfach ohne die Begleitung der ersteren vor. Sie ist auch, wie Detter (Zwei Fornaldarsögur S. XXXV) mit Recht sagt, „zweifellos ein selbständiges litterarisches Produkt.“ Das beweist vor allem die Einleitung, die

kurz alles Wissenswerte aus der Gautrekssaga zusammenfasst: die Abstammung Gautreks, die Vermählung seiner Tochter mit Gjafa-Refr „auf den Rat Neris“ und den Tod seiner Königin. Diese Einleitung findet sich nicht blos in den Hss., die die Hrólfssaga allein geben, sondern auch in AbC; sie muss also auch in der Urhandschrift der längern Fassung und derjenigen Hs. der kürzern Fassung, die dieser zu Grunde lag, gestanden haben. Dass sie in L nicht vorhanden ist, darf bei der Neigung zum Kürzen, die diese Hs. gerade in den angehängten Kapiteln der Hrólfssaga zeigt, nicht Wunder nehmen; in E fehlt der Anfang der Hrólfssaga, in K die ganze Hrólfssaga. Man darf demnach schliessen: Die Hrólfssaga bestand zunächst als eine selbständige Prosadichtung mit einer kurzen Einleitung, die Angaben über das frühere Leben Gautreks enthielt.

Wird man andererseits auch die Gautrekssaga für ein selbständiges Litteraturprodukt erklären können? In den Hss. erscheint sie, wenn man von der Umstellung in C und von den Abschriften nach C[1]) absieht, stets vor der Hrólfssaga, als eine Art Einleitung zu dieser. Dass sie nur als eine breitere Einleitung zur Hrólfssaga entworfen ist, lässt sich auch aus ihrem Inhalt wahrscheinlich machen. In der Gautrekssaga (35,5ff.; 66,4ff.) wird erzählt, dass Gautrekr einen seiner Freunde, Hrosskell, zu sich eingeladen und ihm beim Abschied einen grauen Hengst mit vier Stuten, darunter eine seidengelbe, verehrt habe. Die Geschichte steht hier ohne rechten Zusammenhang, sie hat jedenfalls in der Gautrekssaga keine weitere Folge, und erst in der Hrólfssaga (Detter S. 40, FAS. III 130f.) verrät König Hrólfr in einer Hohnrede an seinen Gegner Hrossþjófr, dass Hrosskell mit der seidengelben Stute einen Sohn, eben jenen Hrossþjófr, gezeugt habe. Die Erzählung hat also ihren festen Platz in der Hrólfs-

[1]) Die Abschreiber von C mussten freilich die der Hrólfssaga und Mágussaga nachgestellte Gautrekssaga als eine Saga für sich ansehen und kopieren.

saga, und man kann der Annahme nicht ausweichen, dass der Aufzeichner der Gautrekssaga hier aus der fertigen Hrólfssaga schöpfte, um über Gautrekr und seine Freigebigkeit noch etwas mehr zu sagen, als was ihm aus der Gjafa-Refsage bekannt war. Wenn der Verfasser der Gautrekssaga hier aus der Hrólfssaga schöpfte, so nahm er am Schlusse seiner Arbeit offenbar Rücksicht auf den Beginn jener Saga: „Refr ward nicht alt, der Jarl Neri starb schnell wie auch die Königin Gautreks und zu beider Ehren ward das Erbmahl gehalten.“ Man sieht nur zu deutlich, weshalb alle drei einem frühen Tode verfallen. Refr und Neri kamen in der Hrólfssaga nicht vor; am meisten aber war die Königin im Wege, da die Hrólfssaga mit einer neuen Werbung des Königs begann; auch war der Tod einer unbenannten Königin schon — als notwendige Vorbedingung für die Werbung des alternden Königs — in den einleitenden Worten der ältern Hrólfssaga erwähnt.

Dürfen wir demnach annehmen, dass die kürzere, ältere Fassung der Gautrekssaga verfasst wurde als Einleitung zu der kürzeren älteren Hrólfssaga, so tritt uns weiter die Frage entgegen, welche Hss. der Hrólfssaga die Gautrekssaga in sich aufgenommen haben und welche nicht. Detter hat die Hss. der Hrólfssaga in zwei grosse Gruppen gesondert. (Man vgl. den Stammbaum S. XXIX). In der ersten, zu der nur S und T gehören, stand die Gautrekssaga vermutlich niemals[1]); der Archetypus der zweiten Gruppe (*r* bei Detter) muss sie enthalten haben, da sie sich in der Vorlage von AbC und in E fand. In F und G wäre sie dann wieder weggefallen.

Das Fragment E der Gautrekssaga gehört zusammen mit den Fragmenten E der Hrólfssaga. Andererseits sind die Stücke der älteren Gautrekssaga in K nah verwandt

[1]) Ganz sicher ist das jedoch nicht; denn die alte Blattnumerierung in den zusammengehörenden Codices AM 580, 4to membr. und S stammt auch erst aus dem 17. Jhrh. (Cederschiöld FSS. XLVI), beweist also nur, dass die Gautrekssaga in dieser Zeit nicht in der Hs. stand.

mit E (siehe oben S. XVI f.). Die beiden gekürzten Kapitel der Hrólfssaga in L waren am ehesten zu der Hrólfssagahs. S zu stellen (siehe oben S. XV); da aber die Hs. S (und T) die Gautrekssaga wohl nie enthielt, standen auch sie und die ganze Hs. L vielleicht der Hs. E recht nahe, die freilich die betreffenden Kapitel nicht mehr hat, aber sonst mit S (T) näher verwandt ist, als alle andern Hss. der Hrólfssaga. Es ist ferner oben (S. XVII) versucht, nachzuweisen, dass L mit E und K Fehler gemeinsam hat. Man darf also vermuten, dass alle uns erhaltenen Hss. der ältern Gautrekssaga auf eine Hs. der Gautrekssaga + Hrólfssaga zurückgehen, die der Hs. E ziemlich nahe stand.

Die Freude über die Erkenntnis, dass wir in den Hss. LEK eine ältere Fassung der Gautrekssaga besitzen, bleibt nicht ganz ungetrübt, wenn wir der Frage näher treten, inwieweit darin die alte Vorlage von AbC, die ursprüngliche kürzere Gautrekssaga, unversehrt erhalten ist. Es ist bereits im ersten Kapitel nachgewiesen, dass die Hs., auf die LEK zurückgehen, vermutlich Fehler enthielt gegenüber der Urhandschrift der kürzern Fassung, dass andererseits auch EK gemeinsame Fehler haben gegenüber L (S. XVI f.).

Aber auch jede dieser Hss. hat offenbar ihre Fehler für sich. Wenn in E der scheidende König der Snotra einen Ring als Erkennungszeichen giebt, so ist das ein Zusatz dieser einen Hs.; es hat sich hier ein weitverbreitetes Sagenmotiv angefügt, das wir auch im 5. Kap. der Áns saga bogsveigis finden (vgl. auch Jiriczek Deutsche Heldensagen S. 281)[1]). Wenn ferner in derselben Hs. Gautrekr XII Jahre alt ist, als er den Ochsen erlegt,

[1]) In der gleichen Situation wie hier Gauti schenkt Bósi der Bauerntochter einen Ring, aber nicht als Erkennungszeichen, sondern als Minnelohn (Bósas. S. 23. 43. 51). Skinnefja in der Egilss. ok Ásmundar Kap. 5 meint, als Ásmundr ihr einen Ring bietet, die Mutter habe gesagt, 'at þat sé hvílutollr minn'.

nicht VII, wie in allen andern, so handelt es sich natürlich um Verwechslung der ähnlichen Zahlzeichen durch den Schreiber von E. — In K finden wir eine Zusatzstrophe zu der unvollständigen Vísa 3. — Am schlechtesten aber ist L, die einzige vollständige Hs. der Gruppe erhalten. In dem nächtlichen Gespräch teilt Snotra dem König mit, dass ihre ältesten Geschwister am nächsten Morgen sterben würden, wo es sich doch nur um den Tod ihrer Eltern handeln kann. Es fehlt die Vísa 1; Vísa 3 ist durch einen Prosasatz vertreten, in dem die Schnecken durch 'Strútfuglar' ersetzt sind; von Vísa 4 sind nur die zwei ersten Zeilen und die letzte als Prosa wiedergegeben. Der Gatte Snotras geht gleich nach der Geburt Gautreks in den Tod, und doch erschiesst nachher der Knabe ganz zwecklos den Ochsen seines Stiefvaters.

Die genannten Fehler finden sich an Stellen, die in allen drei Hss. vorkommen. Sie zeigen, dass die Überlieferung der kürzeren Gautrekssaga keine sonderlich gute ist, und erwecken Verdacht besonders gegen L, wo doch grosse Teile der Saga allein erhalten sind. Wenn man also, wie oben nachgewiesen ist, in L E K die ältere Gautrekssaga sehen muss, so wird man doch im Einzelnen — vor allem, wenn die betreffende Stelle nur in L überliefert ist —, fragen müssen, ob hier wirklich Altes vorliegt, oder ob Älteres, das sich vielleicht noch in A b C findet, durch Zusätze und Auslassungen umgestaltet worden ist.

Wir gehen im Folgenden den Inhalt der kürzeren Fassung durch, heben Abweichungen von A b C hervor und prüfen sie auf ihre Ursprünglichkeit.

Zu Beginn wird Gauti bezeichnet als König von Gautland, nicht wie in der längern Gautrekssaga als König von Vestra-Gautland; es fehlen auch die gelehrten Bemerkungen über die Lage von Vestra-Gautland und über die Gründe, die zur Auswanderung in den Grenzwald zwischen diesem Lande und den Upplǫnd führten (vgl. 1,5 ff.; 1, 10 ff.). L und K haben hier wohl Ursprüngliches bewahrt; denn auch in der kürzeren (und längeren) Hrólfssaga ist Gautrekr

König von Gautland; die beiden Anmerkungen in A b C sind aber dadurch als Einschiebsel verdächtig, dass nach ihnen jedesmal mit einem 'þessi konungr (Gauti), er fyrr nefndum vér' auf das Vorhergehende zurückgegriffen wird.

Als Gauti, von der Jagd erschöpft, in dem einsamen Bauernhause anlangt, wird in L K gleich nach seinem Eintritt etwas über die Einrichtung der Stube und das Aussehen der Bewohner gesagt (50, 19; 51, 16). Bevor alle zu Bett gehen, heisst es in K: 'Var þar allt hýrt; hagspeki þótti honum þar á öllu' (S. 51, 22 f.; in L lautet die Stelle etwas anders und steht nach der Bemerkung, dass alle zu Bett gehen; S. 50, 26 f.). In der längern Fassung folgt auf den Eintritt des Königs die Zahl der Männer und Frauen, die in der Stube sich aufhalten, und die Angabe, dass Gauti nicht gegrüsst wurde, sich aber dennoch niedersetzte (S. 3, 20 ff.). Der Satz über die Einrichtung des Hauses und das Aussehen der Bewohner steht erst nach dem Gespräch des Bauern mit dem Knecht (S. 4, 3 f.). Die letzte Bemerkung der kürzern Fassung fehlt. — Die Darstellung in L K ist natürlicher und wohl auch ursprünglicher.

Als Gauti sich in dem Bauernhause zu Tische setzt und mit den andern zu essen beginnt, fährt K fort: „Der Bauer hörte sogleich (mit dem Essen) auf" (S. 51, 21; in L fälschlich: der Bauer schwieg S. 50, 25). In der längern Fassung zieht Skafnartungr die Kapuze über die Augen, um sie erst wieder in die Höhe zu rücken, als der König mit dem Essen fertig ist (S. 4, 8 f.). In dem nächtlichen Gespräch erklärt dann Snotra dem Könige, dass ihr Vater so genau sei, dass er es nicht sehen könne, wenn die Speise oder sonst etwas aus seinem Besitz abnehme (S. 5, 1 ff.). Da der Bearbeiter der längern Fassung auch sonst Zusätze macht, ist es wahrscheinlich, dass er hier ein damals bekanntes Sagenmotiv einfügte. Ganz ähnlich wie das Herabziehen der Kapuze, wird in der Vǫlsungasaga (Kap. 14; Bugge Seite 112, 21) begründet, weshalb Otr, der Bruder Fáfnis, beim Essen blinzelte.

Vor dem Lager des Königs erscheint Snotra und erzählt von ihrer Familie und dem Geschlechtsfelsen. Dabei nennt sie — umgekehrt wie in A b C — ihren Vater Gillingr, ihren ältesten Bruder Skafnartungr. Aber auch in der kürzeren Fassung wendet sich Gauti am andern Morgen wegen neuer Schuhe an den Skafnartungr; es scheint also, dass dieser ursprünglich als Hausherr und Vater galt. Gleichwohl sprechen — wie im dritten Kapitel der Einleitung (S. LXXIX) gezeigt werden soll — sagengeschichtliche Gründe dafür, dass die kürzere Fassung das Alte bewahrt hat. — Die Vorgänge der Nacht und der Abschied Gautis am Morgen werden ebenso erzählt wie in der längern Gautrekssaga.

Nach dem letzten Willen des sterbenden Vaters erhält in L E K Fjǫlmóðr die Fjǫtra, Imsigull die Hjǫtra zum Weibe, also umgekehrt wie in A b C. Als Snotra sich schwanger fühlt, legt sie in der Nacht die Hand ihres Bruders und Gatten an ihr Kinn, um ihn als den Schuldigen zu erweisen, dieser thut es nicht selbst beim Erwachen wie in A b C. In beiden Fällen lässt sich natürlich nicht entscheiden, auf welcher Seite das Ursprüngliche liegt.

An die Thronbesteigung Gautreks wird die Refssaga angeschlossen. Die Víkarssaga fehlt; und darin dürfen wir das Ältere sehen, denn sie hat mit der Gautrekssaga nicht das Mindeste zu thun und ist mit ihr nur dadurch verknüpft, dass der Jarl Neri von Upplǫnd zum Sohne des egðischen Königs Víkarr gemacht wird, der einmal die Upplǫnd erobert haben soll. Neri ist aber als Sohn Víkars sonst nicht bezeugt; die andern Sagenquellen geben dem Víkarr einen andern Sohn (vgl. unten S. XCII f.). Die Interpolation der Víkarssaga wird näher zu behandeln sein, wenn wir die Thätigkeit des Bearbeiters von A b C untersuchen.

Zu Anfang der Refssaga wird Neri in L E als 'jarl í Gautlandi' bezeichnet; am Schlusse überlässt er dem Refr sein Jarltum, erklärt aber, er habe Refr noch immer weniger gegeben als dieser ihm; „denn du gabst mir dein

ganzes Eigentum, ich aber behalte grosse Güter zurück.“ Bei den grossen Gütern des Jarls wird man etwa an privaten Landbesitz denken müssen. In der längern Fassung heisst es von Neri, er sei ‘jarl á Upplǫndum’ gewesen und habe auch von dem Reiche Gautreks einen Teil als Jarl dieses Königs verwaltet (S. 26, 10 ff.). Als dann Refr mit der Flotte Óláfs erscheint, liefert Neri ihm das Jarlsreich aus, das er von König Gautrekr besässe (S. 48, 1 f.). Die oben citierten Worte an Refr kehren auch in der längern Gautrekssaga wieder, und unter den grossen Gütern, die Neri bleiben, sind hier natürlich die Upplǫnd zu verstehen. Die Schenkung Neris ist begreiflicher in der längern Fassung, und man ist zunächst geneigt, in der Darstellung der kürzern Fassung eine Verderbnis zu sehen. Nun wird aber die sagengeschichtliche Untersuchung erhärten (s. unten S. LXXI f.), dass der historische Neri oder Neriðr mit den Upplǫnd nichts zu schaffen hat. Der Bearbeiter hat ihn wohl lediglich deshalb nach den Upplǫnd versetzt, um eine Art Brücke zu schlagen zwischen den norwegischen Königen und dem Herrscher von Gautland.

Auf die Angabe von Neris Würde folgt seine Charakteristik. L und E geben nur an: 1. er war sehr weise, 2. er nahm aus Geiz keine Gaben an (S. 60,10ff.; 61,26ff.), und damit stimmt dem Inhalt nach überein, was in Kap. 9 der längern Fassung (S. 36,6ff.) über ihn gesagt ist. K hat zwischen 1 und 2 noch: a) er war ein Freund des Königs, und dieser empfing viele Ratschläge von ihm, b) er war so geizig, dass er jedem Geschenk nachblickte, das er gegeben hatte (siehe oben S. XI). Man darf nicht etwa in der Darstellung von K eine ursprünglichere Fassung von Neris Charakteristik sehen wollen, die aus einer mit LE verwandten — vollständigeren — Hs. geschöpft ist. Wie die Zusammenstellung auf S. XI zeigt, sind die Sätze in K von dem Kompilator Björn Jónsson aus den Kapiteln 5 (S. 22,25ff., 26,10ff.) und 9 (S. 36,6ff.) zusammengestoppelt. In der ältern Fassung fand sich kaum mehr als jene zwei Sätze aus LE

(= längere Fassung Kap. 9, S. 36,6ff.). Der erste Zusatz, dass Neri ein grosser Freund Gautreks gewesen sei, ist gut entbehrlich, der zweite, dass er seinen Gaben nachgesehen habe, hat nur dann seine Berechtigung in der kürzeren Fassung, wenn diese auch die entsprechende Geschichte von der Schenkung des Schildes an Refr enthielte.

Diese Geschichte fehlt aber in L (E reicht nicht soweit). Neri lässt dem Refr anständige Kleider geben, „und da war Refr der stattlichste Mann. Er war dort eine Zeit lang; da sprach der Jarl: Nicht lasse ich Leute hier lange so verweilen, dass sie nicht etwas schaffen. Nun sollst du zu König Gautrekr fahren und ihm diesen Schleifstein zum Verkaufe bringen.“ Diese Darstellung ist ohne jeden Anstoss. Nachdem er den Refr eine Zeit lang bei sich beherbergt hat, denkt Neri daran, ihm seinen Ochsen zu lohnen. Da er es nicht liebt, von seinen eignen Wohlthaten zu sprechen, so schützt er für die Sendung des Refr zu Gautrekr den Grund vor, er wolle keinem Gaste gestatten, längere Zeit unthätig bei ihm zu leben. In der längeren Fassung wird nach dem Satz: „und da war Refr der stattlichste Mann“ (S. 38,5) weiter erzählt, Neri habe seinem Gast einen der Schilde geschenkt, mit denen seine Halle geschmückt war; da aber Refr sah, wie sehr der Jarl seine Schenkung bereute, habe er ihm den Schild zurückgegeben mit dem Bemerken, dass dieser ihm selbst, dem sonst Waffenlosen, nichts nütze sei. Neri habe mit Freuden seine Gabe zurückgenommen und für den Schild dem Refr einen Schleifstein gegeben; „und dies Kleinod kann dir nützlich werden, wenn du nach meinen Ratschlägen verfährst.“ Hier schliesst sich die Sendung Refs unmittelbar an die Rückgabe des Schildes. Neri giebt Refr den Schleifstein und den guten Rat deshalb, weil er ihm dem Schild ersetzen will. Wenn also Refr fragt, wozu ihm der Stein nützen solle, so musste Neri ihm jetzt einfach die Fahrt zu Gautrekr auftragen. Statt dessen aber bringt er auch in AbC noch jenen Scheingrund vor, der nur in der kürzern

Fassung berechtigt war, „er wolle keinen Mann in Unthätigkeit ernähren, ohne dass er etwas schaffe.“ Ich glaube, man darf hier die Naht einer Interpolation vermuten[1]). Es ist mir demnach wahrscheinlich, dass sowohl der Satz in Neris Charakteristik, er habe seinen Geschenken nachgesehen, wie die Geschichte von der Schenkung des Schildes, die ihn illustriert, erst von dem Bearbeiter in die Saga eingerückt sind.

Von der Aussendung Refs zu Gautrekr müssen wir uns rückwärts wenden zu der Reise Refs nach Neris Halle. Dass die geographischen Angaben über die Ausfahrt des Bauernsohnes gegenüber denen in AbC dürftig sind, dass weder die Bootfahrt von Rennisø ans Festland noch die Reise durch Jaðarr (Jæderen) bis Upplǫnd erwähnt wird, kann nicht Wunder nehmen. Diese Dinge gehören dem Bearbeiter zu, der — wie wir bei Kap. 1 sahen — gern geographische Kenntnisse anbringt und die Upplǫnd überhaupt erst in die Saga hineingebracht hat.

Dann aber folgt die einzige Plusstelle in L (S. 62,7 bis 15; 62, 32—63,2): Refr kommt zunächst nicht zu Neri, wie in AbC, sondern zu Gautrekr. Die Stelle unterbricht zunächst den einfachen, klaren Gang der Darstellung in L, sofern als sie ohne jede Folge bleibt und im Verlauf der Erzählung nicht mehr darauf zurückgegriffen wird. Sie ist auch geographisch anstössig; wenn Refr von Rennisø, also von Norwegens Westküste herkam, so musste er entschieden zuerst in das Land des Neri gelangen; denn wenn man auch mit LE Neri nur als Jarl in Gautland (nicht zugleich in Upplǫnd) gelten lässt, so lag doch nach seiner eignen Aussage sein Jarlsreich am Meere (68,26 f.), also wohl im Westen von Gautland. Betrachten wir endlich die Stelle im einzelnen, so zeigt

[1]) Über die Schildgeschichte bemerkt A. Olrik brieflich — ohne die ältere Gautrekssaga zu kennen —: „Es ist zu bemerken, dass der Schild in epischer Hinsicht recht unpassend angewandt ist, da der Jarl Neri selbst ihn wieder eintauscht.“ „Der Zusammenhang ist einfacher, wenn er nur den Schleifstein und den Rat für den Ochsen giebt.“

sich, dass sie aus Motiven des ersten Besuchs bei Neri und selbständigen, teilweise ganz ungereimten Sätzen zusammengeschmiedet ist. Der heranziehende Refr wird von Gautreks Mannen gesehen, genau wie von denen Neris. Da sprachen sie: „Hier fährt Refr Rennisfífl mit dem guten Ochsen, und er wird beabsichtigen, ihn dem König zu geben.“ Man erfährt nicht, woher die Mannen Gautreks Refr kennen; noch auffallender aber ist, dass sie zu wissen glauben, er wolle den Ochsen dem König verehren. Sie melden Gautrekr die Ankunft Refs, und der König befiehlt, man solle ihn nicht verspotten; ganz dasselbe wird in AbC von Neri und seinen Leuten erzählt, in L fehlen die Sätze bei der Schilderung des Besuchs bei Neri. „Refr kam zur Königshalle, ging aber nicht vor den König und blieb da die Nacht über. Am Morgen rüstete er sich früh; hier misslang es den Männern diesmal sehr in Bezug auf die Gaben Refs“. Der stilistisch ungeschickte letzte Satz ist auch seinem Inhalt nach widersinnig; von Gaben Refs kann hier noch ebensowenig die Rede sein, wie oben in den Worten von Gautreks Mannen. Danach erst geht Refr zu Neri, dessen Leute er auf dem leikvǫllr[1]) trifft. In dem Gespräch mit Neri fragt dieser den Ankömmling, weshalb er seinen Ochsen nicht dem freigebigen Gautrekr geschenkt habe; Refr dagegen beteuert, dass er den Ochsen keinem lieber gönne als dem Jarl, wenn er auch für noch so geizig gelte. — Es kann nicht zweifelhaft sein, dass der Bericht von Refs erstem Besuch bei Gautrekr als eine Interpolation in L zu bezeichnen ist. Sie ist möglicherweise veranlasst durch die der Refsage verwandte Saga von Auðunn enn vestfirðski, der seinen Eisbären dem norwegischen König Haraldr enn harðráði versagt, um ihn dem Dänenkönige Sveinn Estridsön zu schenken.

Als Neri seinen Schützling zu Gautrekr entsendet, teilt er ihm mit, der König sitze lange auf dem Hügel

[1]) Auch sonst findet in den späten Fornaldarsögur der Ankömmling den Hausherrn oder seine Leute auf dem Spielplatze; vgl. Sturlaugs saga starfsama Kap. 5; 6; 11.

('á haugi') und mache von dort Jagd mit einem Falken. In der längern Fassung heisst es, der König sitze 'á haugi dróttningar', d. h. auf dem Totenhügel der Königin (S. 39, 18 f.; vgl. 35,15 ff.); aber das ist sicher falsch und nicht mehr als eine Verwechslung der beiden Bedeutungen von 'haugr' durch den Bearbeiter. Unter 'haugr' ist in der älteren Gautrekssaga einer jener Hügel zu verstehen, die mehrfach als Sitze von Königen genannt werden. So sass nach der Hákonarsaga góða Kap. 12 (Hskr. I 183,8 F. J.) der Hund Saurr 'á haugi sem konungar'. König Rerir in der Vǫlsungasaga (Kap. 1 am Schluss) sitzt auf dem Hügel, als ihm die Wunschmaid Óðins den befruchtenden Apfel bringt. König Hotherus war nach Saxo I 122 gewohnt, vom Gipfel eines hohen Berges (in editi montis vertice) dem Volke Ratschläge zu erteilen. In der Haraldz saga hárf. Kap. 8 (Hskr. I 106, 13 F. J.) begiebt sich der König Hrollaugr von Naumudal auf den Hügel, 'er konungar váru vanir at sitja', um hier durch eine symbolische Handlung das Königtum niederzulegen und die Würde eines Jarls anzunehmen. Dass solche Hügel nicht weit vom Gehöfte lagen, lernen wir aus Flat. I 330, dass man dort auch allerlei Kurzweil und Spiele trieb, geht aus FMS. VI 120 hervor. (Vgl. Müllenhoff DA. V 132). Die Verwechslung in der längern Fassung war möglich, da es natürlich in andern Erzählungen auch vorkam, dass der verwitwete König auf oder an dem Grabhügel seiner Gattin trauernd sass; man vergleiche z. B. die Hjálmtérssaga ok Ǫlvés, Kap. 2, und die Isl. þjóðsögur II 316. 348 f. 356.

Die drei ersten Fahrten des Refr werden übereinstimmend mit AbC dargestellt; auch der Wortlaut der beiden Fassungen steht sich hier näher als in den andern Teilen der Saga. Zwischen Refs Reisen zu Hrólfr von Dänemark und zum Seekönige Óláfr wird dann der Bericht eingeschoben über Gautreks Schenkung an Hrosskell, seine Werbung um Álfhildr und die Geburt seiner Tochter Helga (S. 66,3-18). Der Verfasser der ältern Gautrekssaga

wollte vor der letzten Fahrt Refs, die mit seiner Heirat endet, dessen Gattin einführen. Dabei benutzte er die Gelegenheit, um noch einen Vorfall aus Gautreks Leben anzubringen, den er aus der Hrólfssaga kannte und der ihm als ein treffliches Beispiel für die Freigebigkeit des Königs erschien (Siehe oben S. XX f.). Dieser ganze Bericht steht in der längern Fassung in Kap. 8, also vor der eigentlichen Refgeschichte. Der Bearbeiter war gezwungen, ihn hierher zu versetzen, weil er in dem 'haugr' des Königs den Totenhügel der Königin sah. Er musste also nicht allein die Heirat Gautreks früher bringen, er musste auch in demselben Kapitel 8 die Königin bereits wieder sterben lassen.

Sehr bezeichnend für die Stellung und den Wert von L ist ein Satz aus der Hrosskellgeschichte. Es heisst da S. 66,5 ff.: „Der König hatte einen ausgezeichneten Hengst; er war grau von Farbe; eine Stute war mit dem Hengste, sie war seidengelb und so schön, dass man keine schönere bekommen konnte". Der Satz beruht auf der breiteren Darstellung der älteren Hrólfssaga (Detter Kap. 26, S. 40, 25 ff.); nur ist darin übergangen, dass Hrosskell im ganzen vier Stuten erhielt, also noch drei ausser der seidengelben. Diese Auslassung fällt aber L zur Last, nicht der kürzern Fassung überhaupt. Denn der Bearbeiter (S. 35,9 f.) spricht von vier Stuten, die alle seidengelb und die schönsten waren; die ihm vorliegende Hs. der kürzern Fassung hatte also jedenfalls „vier Stuten," freilich machte er selbst den Fehler, sie alle seidengelb sein zu lassen.

Auch der Bericht von Refs letzter Reise weicht in L nur wenig ab von dem in der längern Fassung. Am Schluss der Saga stirbt der Jarl Neri und die Königin, und von Refr wird gesagt, dass er nicht alt wurde. Es ist schon oben der Grund angegeben, weshalb sie alle sterben müssen: Neri und Refr spielten in der fertig vorliegenden Hrólfssaga keine Rolle und Álfhildr musste Platz machen für eine neue Königin, um die Gautrekr in den ersten Kapiteln der Hrólfssaga wirbt. (Siehe oben S. XXI). Dass die

Königin Gautreks erst nach Refs Heirat gestorben sei, ist auch in den einleitenden Sätzen der ältern Hrólfssaga gemeint: Gautrekr hatte als einziges Kind eine Tochter gehabt, er hatte sie mit Refr vermählt; damals war die Königin Gautreks gestorben. Die jüngere Gautrekssaga setzt den Tod der Königin, wie wir gesehen haben, schon viel früher, vor Refs Besuch bei dem jagenden Gautrekr. Möglicherweise wollte das auch der Bearbeiter zu Beginn der Hrólfssaga andeuten, wenn er die Tempora änderte: Gautrekr hatte als einziges Kind eine Tochter; er vermählte sie mit Gjafa-Ref; damals war die Königin Gautreks gestorben.

Die Prüfung der Überlieferung der kürzeren Gautrekssaga ist also nicht so ungünstig ausgefallen, als zunächst zu erwarten stand. Abgesehen von kleinen Versehen in den einzelnen Hss. hat sich nur der Aufenthalt Refs bei Gautrekr vor seinem Erscheinen an Refs Hof (in L) als ein fehlerhafter Einschub herausgestellt. Im Übrigen scheinen die Hss. LEK die ältere Gautrekssaga dem Inhalte nach gut und unversehrt erhalten zu haben.

Der Überblick über den Inhalt lässt auch keinen Zweifel mehr über die Entstehung der kürzeren Saga. Ihr Verfasser kannte ein Märchen von der Erzeugung eines Helden, das vielleicht schon vor ihm an die Namen Gauti-Gautrekr geknüpft war, und ferner die Refssaga. Als er nun eine Geschichte der Ahnen Hrólfs als Einleitung zu dessen Saga schreiben wollte, fügte er die beiden þættir zusammen, und da in ihnen nur wenig von Gautrekr die Rede war, so schob er an passender Stelle ein, was er von diesem aus der ihm fertig vorliegenden Hrólfssaga wusste: die Freundschaft mit Hrosskell und den Tod der Königin. Die Namen für Gautreks Frau und Tochter mag er selbst erfunden haben, da beide sich nur an der von ihm eingesetzten Stelle, nicht in der eigentlichen Refssaga, auch nicht in der ältern, kurzen Einleitung zur Hrólfssaga (Detter S. 3) finden. Die Darstellung in der ältern Gautrekssaga ist wohlgeordnet und klar; dass

sie vielfach Eigentümlichkeiten der guten Íslendingasögur zeigt, werden wir sehen, wenn wir — wieder beide Fassungen neben einander haltend — die Thätigkeit des Bearbeiters näher ins Auge fassen.

Von ihm kennen wir — abgesehen von weniger bedeutenden Änderungen und Einschüben — bereits einen Fehler, die unrichtige Auffassung des 'haugr konungs' als des Grabhügels der Königin, die kleinere Interpolation der Schildgeschichte und die grössere der Víkarssaga. Es gilt jetzt zu zeigen, wie er die Víkarssaga in die Gautrekssaga einfügte.

Als Mittel, um beide Sögur zu verknüpfen, benutzte er den Jarl Neri. Neri war in der älteren Gautrekssaga Jarl in Gautland. Der Bearbeiter machte ihn zum Sohne des norwegischen Königs Víkarr (Siehe oben S. XXV) und belehnte ihn mit den norwegischen Upplǫnd, die an Schweden grenzen (Siehe oben S. XXVI).

Am Schluss der Gautasaga (S. 11,19 ff.) giebt der Bearbeiter einen Überblick über die Länder, in denen die weiterhin erzählten Begebenheiten sich abspielten: Norwegen, Gautland, Schweden und weit anderswo. Dann hebt mit den Worten: „Húnþjófr hiess ein König u. s. w." die Víkarssaga an. Sie wird ohne Unterbrechung fortgeführt bis zu der Stelle, wo Víkarr nach dem Kampfe mit Geirþjófr die Upplǫnd und þelamǫrk erobert hat und, nachdem er Männer über das neu gewonnene Land gesetzt hat, nach Agðir heimgekehrt ist.

Hier schien dem Bearbeiter die Gelegenheit günstig, den Jarl Neri einzuführen; es folgt daher S. 22, 23 bis 23,21 ein erster Einschub in die Víkarssaga. Víkarr heiratet und erzeugt schnell zwei Söhne, Haraldr und Neri, ehe noch der zeitweilig abwesende König Friðþjófr von þelamǫrk von dem Verlust seines Reiches und dem Tode seines Bruders etwas erfährt. Ja es scheint, dass auch Víkars Söhne noch vorher heranwachsen; denn gleich auf

den Bericht von ihrer Geburt folgt eine erste Charakteristik Neris, die doch von dem Manne, nicht von dem eben geborenen Kinde handelt. Zur Bekräftigung werden zwei Visur angeführt, die, da auch sie Haraldr und Neri als Söhne Víkars nennen, von dem Bearbeiter herrühren müssen. Wunderlicherweise wird darin Neri als 'vanr í sóknum' bezeichnet. Daher holt auch die Prosa nach (S. 23,19): „Der Jarl Neri war ein grosser Kriegsmann", und dann beteuert sie nochmals seinen Geiz.

Danach geht die Starkaðssaga weiter: Friðþjófr hört endlich die Trauerkunde, zieht mit einem Heere heran und entreisst die Upplǫnd wie Þelamǫrk den Leuten Víkars. Víkarr und Starkaðr rüsten und nehmen ihm mit Hilfe des Königs Óláfr von Nerike die Länder wieder ab. Für die Dauer des Kampfs sind die Söhne Víkars spurlos verschwunden.

Man könnte meinen, dass sie noch zu jung waren, um am Kampfe teilzunehmen, aber gleich nach dem Kriege, der mit einer einzigen Schlacht nicht allzu lange dauern konnte, sind sie alt genug, um sich, Haraldr mit Þelamǫrk, Neri mit Upplǫnd, belehnen zu lassen. Damit setzt ein zweiter Einschub in die Víkarssaga ein, der von S. 26,7 bis 14 reicht. Auf die Belehnung der Víkarssöhne folgen noch weitere Angaben über Neri: er wird hier als Jarl, Freund und Ratgeber Gautreks bezeichnet.

Wieder schliessen sich nun einige Zeilen aus der Víkarssaga über Víkars und Óláfs Heimfahrt aus dem Feldzuge an; dann aber folgt S. 26, 18—27,15 als dritter Einschub der Bericht über Rennir, seinen Sohn und seinen Ochsen. Der Schlusssatz lässt keinen Zweifel darüber, weshalb der Abschnitt schon hier eingesetzt ist: „Rennir war immer in den Schlachten mit dem Könige Víkarr, und es bestand Freundschaft zwischen ihnen." Der Bearbeiter wünschte die Víkarssaga mit der Gautrekssaga noch fester zu verknüpfen; daher musste der Bauer Rennir zum Kämpen und Freund des egðischen Königs aufrücken. Der ange-

führte Satz leitet zugleich zu der Víkarssaga zurück, die nun ohne weitere Unterbrechung zu Ende erzählt wird.

Darauf kann mit Kap. 8 (S. 34,10) die Sage von Gautrekr und Refr beginnen. Da der Bearbeiter den Hügel, von dem aus der König mit dem Habicht jagt, als den Grabhügel der Königin fasste, musste er in Kap. 8 zunächst den Abschnitt über Gautreks Heirat, die Geburt seiner Tochter Helga, seine Freundschaft mit Hrosskell und den Tod der Königin bringen. Dann erst kann er sich zu Neri wenden. Er versucht durch einen Einschub in die Refssaga (S. 35,20—36,6) eine Anknüpfung an die Víkarssaga: Haraldr und Neri, die merkwürdigerweise gar nicht an die Bestrafung des Mörders denken, teilen das Reich ihres Vaters. Dann giebt er die Charakteristik Neris wieder, wie sie ihm in der älteren Gautrekssaga vorlag. Die Geschichte des Rennir, die er kurz vorher gebracht hatte, musste er hier überspringen und ebenso später aus gleichem Grunde die Angaben über Gautreks Heirat und Freundschaft mit Hrosskell; im Übrigen aber folgte er seiner Vorlage inhaltlich getreu bis zum Ende der Saga, nur liess er natürlich den Tod der Königin fort, da sie bei ihm bereits früher gestorben war.

Als Grund, weshalb der Bearbeiter die Víkarssaga in die Gautrekssaga interpolierte, lässt sich nur der angeben: Die aus zwei Sǫgubættir zusammengefügte Gautrekssaga erschien ihm allzu dürftig. Eine solche umfängliche Interpolation wie die der Víkarssaga ist nichts Ungewöhnliches in der isländischen Litteratur; Cederschiöld hat in der Einleitung zu den Fornsögur Suðrlanda S. IIf., CVIf. ähnliche Fälle zusammengestellt.

Unsere Untersuchung hat gezeigt, dass der Bearbeiter der Gautrekssaga bei der Einfügung der Víkarssaga in die Gautrekssaga eine sehr wenig geschickte Hand hatte. Im Folgenden müssen seine zahlreichen stilistischen Änderungen näher geprüft werden.

In der ältern Fassung findet sich mehrfach der bekannte Kunstgriff der Íslendingasögur, einen Vorgang ohne

seine Gründe zu erzählen und die dadurch entstehende Spannung erst später zu lösen, sei es dass die Gründe sich aus dem Folgenden von selbst ergeben, sei es dass sie später ausdrücklich angeführt werden. Der Bearbeiter, der das Sprunghafte nicht liebt, fügt jeder Handlung ihren Grund bei. In LK tötet der Knecht den Hund, der durch sein Gebell dem Könige das Gehöft verraten hat (S. 50,15; S. 51,12f.); weshalb er dies thut, müssen wir aus der folgenden Darstellung erraten. Der Bearbeiter lässt den Knecht gleich nach der Tötung des Hundes seine Gründe breit auseinandersetzen; ja, er lässt den König diese Worte hören und teilt auch die Gedanken des letztern bei dieser Gelegenheit mit (S. 3,10—17). In L verehrt Refr dem Neri seinen Ochsen, ohne anzugeben, weshalb er gerade ihm, dem geizigen Jarl, seinen besten Besitz hingebe (S. 62,28ff.). Bei dem Bearbeiter hingegen macht Refr kein Hehl aus seinen Gründen: „Es kann sein, dass du mir Vorteil verschaffst durch deine Worte, welches auch immer die Bezahlung sein mag (S. 37,25f.)." Als Refr nach seiner letzten Reise zu Neri heimkehrt, sagt ihm dieser in der kürzeren Fassung noch nicht, was er mit ihm vorhabe; er giebt ihm nur kurz eine Verhaltungsmassregel: „Wenn wir uns das nächste Mal treffen, so thue so, als wärest du nicht unbekannt mit dem, was ich spreche, und antworte so, wie ich es dir in den Mund lege (S. 68,13ff.)." Der Bearbeiter schickt den angeführten Worten die Erklärung Neris voraus, jetzt wolle er Refr zum Schwiegersohn Gautreks machen (S. 46,12f.).[1])

Auch wo es nicht galt, wohlberechnete Sprünge in der Darstellung wegzuschaffen, befleissigt sich der Bearbeiter einer grösseren Deutlichkeit und Ausführlichkeit und schreckt vor Wiederholungen nicht zurück. Gleich nachdem Gauti in das Bauernhaus eingetreten ist, giebt er die Zahl der Männer und Frauen an, die sich darin

[1]) Einschübe ähnlicher Art weist Cederschiöld dem Bearbeiter der Mágussaga nach; FSS. S. CXVIII ff.

aufhalten und fügt hinzu, dass der König nicht gegrüsst wurde (S. 3,20ff.). Von Rennir, den er zum Viking und Kämpen Vikars gemacht hat, weiss er auch zu melden, dass er ein sehr erwerbskräftiger Mann ('fjárorkumaðr mikill') gewesen sei (S. 26,26). Ebenso hat er die Schilderung des jugendlichen Refr etwas breiter gestaltet. Als Refr von der Fahrt zu Óláfr zurückkehrt, heisst es in L: „Der Jarl hat dies erfahren und macht sich auf, Refr zu treffen (S. 68,9f.)"; das genügt dem Bearbeiter nicht, in seiner Darstellung schickt Refr zunächst im geheimen Boten an Neri, dass er ihn treffen wolle, und darauf erst erscheint der Jarl (S. 46,8ff.). Dass bei der öffentlichen Verhandlung Neris mit Refr auch Gautrekr anwesend ist, ist selbstverständlich und wird in L nicht besonders erwähnt, bei dem Bearbeiter fordert Neri den König besonders auf, ihr Gespräch mit anzuhören (S. 47,7f.). — Der Bearbeiter liebt es, die Reden der Personen zu erweitern. Zu den kurzen Gesprächen Refs mit Ella, Hrólfr von Dänemark und Óláfr durfte er freilich kaum etwas hinzuthun, dagegen ist die Mitteilung Snotras über ihre Familie in dem nächtlichen Gespräch und Neris Rede an Refr bei der Unterhandlung stark aufgeschwellt. In der ältern Fassung sagt Snotra dem König, ihre Familienmitglieder sprängen von dem Geschlechtsfelsen, wenn irgend welche ausserordentliche Ereignisse einträten; jetzt würden sich ihre Eltern töten, da ein Gast bei ihnen erschienen sei (S. 52,10ff.; 24ff.; 53,6ff.). Bei dem Bearbeiter spricht sich Snotra sehr ausführlich über die Gründe aus, wegen deren ihre Eltern in den Tod gehen würden; sie fügt hinzu, dass diese am nächsten Tage das Erbe teilen würden, — was sie doch beim Abschiede dem König nochmals sagt —, und dass Skafnartungr auch den Knecht aus Dankbarkeit zu Óðinn mitnehmen wolle — was wir bereits aus dem Munde des Bauern wissen (6,1—8). Als Neri mit Gautrekr zu Refr kommt, der eben mit Óláfs Flotte in Gautland angelangt ist, sagt er in L: „Ich weiss, dass du Grosses verlangen wirst, und das ist nicht wunderlich, denn ein reicher Jarl

war dein Muttervater. Ich begreife, wohin dein Sinn sich wenden wird; mein Reich wirst du haben wollen, der Schwiegersohn des Königs wirst du werden wollen und seine Tochter besitzen; da wirst du dich zufrieden geben (S. 68,33ff.)." Der Bearbeiter schickt dieser Rede einen leisen Vorwurf Neris an Refr voraus, die Versicherung, dass er sein Ansehen vergrössern wolle, und den Wunsch, dass Refr die Ehrengaben des Königs annehme und sein Reich in Frieden lasse (S. 47,13ff.). — Das Streben nach grösserer Deutlichkeit, das sich in den angeführten Beispielen zeigt, hat Detter auch in der Bearbeitung der Hrólfssaga gefunden; leider hat er S. XI seiner Ausgabe nur wenige Belege dafür mitgeteilt.[1])

Die Absicht, möglichst deutlich und klar darzustellen, hatte bei dem Bearbeiter auch den Versuch zur Folge, eine strenge chronologische Ordnung durchzuführen. Er glaubte Neri nicht erst nach dem Tode seines Vaters Víkarr auftreten lassen zu dürfen; daher fügte er — wenig geschickt, wie wir gesehen haben — Angaben über ihn schon an zwei Stellen der Víkarssaga ein. Refr mit seinem Vater wird uns nicht erst vorgeführt, als er — schon erwachsen — in die Handlung eingreift, sondern bereits mitten in der Víkarssaga. Der Bearbeiter hatte dabei den Vorteil, Rennir als Kämpen an Víkarr knüpfen und so eine schwache Brücke zwischen Víkarssaga und Refssaga schlagen zu können. Den Bericht über Gautreks Heirat und Freundschaft mit Hrosskell (Kap. 8) musste er endlich weit nach vorne rücken, weil er in dem Hügel des Königs den Leichenhügel der Königin sah. Ähnliche Umstellungen zum Zweck besserer chronologischer Ordnung sind die drei grösseren Interpolationen, die Detter S. VIII f. in der überarbeiteten Hrólfssaga nachgewiesen hat.[2])

---

[1]) Erweiterungen ähnlicher Art hat auch Cederschiöld aus der Bearbeitung der Mágussaga angeführt FSS. S. CXXI.

[2]) Auch der Bearbeiter der Mágussaga versucht eine streng chronologische Anordnung; vgl. Cederschiöld FSS. S. CVII.

Wie der Bearbeiter an der Chronologie seiner Vorlage besserte, so hat er auch ihre geographischen Angaben zu berichtigen und zu ergänzen gesucht. Es ist schon oben gezeigt, dass die nähere Bezeichnung von Gautis und Neris Reich sein Werk ist, dass auch die genauere Beschreibung von Refs Reise zu Neri ihm zugehören mag. (S. XXIII f., XXV f., XXVIII).

Der Bearbeiter ist ferner ein Freund der direkten Rede. In der kürzeren Fassung wird einfach erwähnt, dass Gautrekr nach Gautis Tode Herrscher von Gautland wird (S. 60, 7 f., 61, 16 f., 24 f.), in der Bearbeitung empfiehlt der sterbende Gauti in einer Ansprache an seine Freunde Gautrekr als Nachfolger (S. 11, 13 ff.). Als Refr seinem Vater den Entschluss kundgiebt, mit dem Ochsen fortzuziehen, heisst es in L einfach: „Rennir sagte ja dazu" (S. 62, 4 f.); bei dem Bearbeiter antwortet Rennir in direkter Rede (S. 36, 18 ff.). Dieselbe Neigung zur direkten Rede hat Detter S. X f. in der Bearbeitung der Hrólfssaga beobachtet.[1])

Der Bearbeiter schiebt endlich Bemerkungen über die Komposition seiner Saga ein. So bemerkt er am Schlusse des 2. Kapitels, die Saga wende sich jetzt nach Norwegen, dann nach Gautland, Schweden und „weit anderswo". Am Schluss der Vikarssaga (Kap. 7) wird erwähnt, dass nach Alreks Tode Eirekr allein lange in Schweden geherrscht habe, „wie noch später in dieser Saga erzählt werden wird von seinem Verhältnis zu dem Könige Hrólfr, dem Sohne Gautreks".

Hier giebt also der Bearbeiter sich deutlich als der Verfasser der überarbeiteten Gautreks- und Hrólfssaga zu erkennen, die er beide als eine einheitliche Saga ansah. Auch wenn er das nicht gethan hätte, würde man ihm auf Grund der gleichen Methode die Überarbeitung beider Sögur zuschreiben müssen.[2])

---

[1]) Cederschiöld FSS. S. CXXII bemerkt, dass der Dialog in der überarbeiteten Mágussaga breiter, bisweilen auch drastischer sei.

[2]) Wenn man sich daran erinnert, dass die längere Mágussaga in

Die ältere Gautrekssaga zeigt noch die charakteristischen Eigenschaften des guten Sagastils: die mehr andeutende Motivierung, die manches erraten lässt, anderes erst nachträglich aufklärt, die Beschränkung in der Schilderung der Örtlichkeit, die Kürze und Prägnanz des Dialogs. All das hat der Bearbeiter nach Kräften verwischt. Er erweist sich ganz als Anhänger jener neuen Stilart, die von den aus dem Auslande eingeführten Riddarasögur her in Island mehr und mehr an Boden gewann.

Kapitel III.

Gauti und Gautrekr.

Der Gautenkönig Hygelâc, von dem uns fränkische Geschichtsschreiber und das Beowulflied berichten, ist in der nordischen Sage fast ganz vergessen. Nur noch eine schwache Erinnerung an seine Kämpfe mit den Schweden lebt im vierten Buche des Saxo Grammaticus fort (S. 175; vgl. Olrik, Sakse II 190 f.). Da man die alten Überlieferungen von ihm vergessen hatte, wurde eine neue Sage aus seinem Namen abgeleitet; man stellte ihn dar als einen unkriegerischen König, der sich nur mit Spielleuten abgiebt, gegen seine Mannen aber geizig ist, und liess ihn im Kampfe mit Haki sein Ende finden (Ynglingasaga Kap. 22 F. J., Saxo S. 279; vgl. Müllenhoff Beovulf S. 17 f.). Wo er aber im Norden auch auftritt, hat er sein altes Reich Gautland verloren: Bei Saxo S. 175 ist

---

der handschriftlichen Überlieferung zusammen mit der längern Gautrekssaga und Hrólfssaga auftritt (Siehe oben S. XVIII ff.), wird man auf Grund der in den vorhergehenden Noten angeführten Bemerkungen Cederschiölds in dem Bearbeiter der Mágussaga und dem der Gautreks- und Hrólfssaga vielleicht dieselbe Person sehen dürfen. Es ist auch zu erwähnen, dass der Bearbeiter der Gautrekssaga seine Geschichte als eine 'kátliga frásǫgn' bezeichnet (S. 1, 2) und dass der Bearbeiter der Mágussaga im Epilog die þiðrekssaga als ein Beispiel für 'kátligar riddarasǫgur' nennt (FSS. S. CVII).

er ein dänischer König, in der Ynglingasaga herrscht er über Schweden, bei Saxo S. 279 über Irland.

Dagegen wird in den isländischen Quellen ein neues gautisches Königsgeschlecht genannt, das sich an Gauti, den Eponymus des Gautlandes anschliesst. Die ausführliche Geschichte dieses Geschlechts geben die Sögur von Gautrekr und Hrólfr; nach ihnen wäre folgender Stammbaum aufzustellen:

Gauti
|
Gautrekr
Ketill Hrólfr
Gautrekr Eirikr.

Ausser in den beiden genannten Sögur werden die Nachkommen Gautis auch erwähnt in der Geschichte des Ingjaldr illráði, die in der Ynglingasaga überliefert ist. Yngls. Kap. 36 (F. J.) wird erzählt, wie Ingjaldr in der Halle zu Uppsala sechs Könige verbrennt und sich ihrer Reiche bemächtigt. Unter ihnen ist auch Algauti, der Schwiegervater Ingjalds und König von Vestgautland; sein Stammbaum ist schon in Kap. 34 (F. J.) aufgezeichnet:

Gautr, er Gautland er við kennt.
|
Gautrekr inn mildi
|
Algauti
|
Gauthildr, die Gemahlin Ingjalds.

Dieselbe Genealogie kehrt wieder in dem von Haukr Erlendsson bewahrten Stück „Af Upplendinga konungum“ (FAS. II 103 f.), das nach Storm „aus älterer Zeit stammt und als eine von Snorris Quellen oder als eine Parallele dazu betrachtet werden kann“ (Ark. 15, 108). Jedenfalls war also der zweite Stammbaum schon vor Snorri, spätestens am Ende des 12. Jahrh. schriftlich festgelegt. Er ist

sicher viel älter, da er zu der Saga des Jngjaldr illráði gehört, die man zu den älteren nordischen Heldensagen zählt.

Endlich wird die Familie Gautis noch erwähnt in der Landnámabók, wo (II 20; Isl. Ss. I 125) als erste Gattin des Landnehmers Geirmundr heljarskinn Herríðr Gautsdóttir Gautrekssonar genannt wird. Nachkommen des Geirmundr haben also vor der Aufzeichnung der Landnámabók, die nach 1200 stattfand, ihren Ältervater mit dem Geschlecht des gautischen Sagenkönigs in Verbindung gebracht.

Die Abweichungen in den Genealogien müssen Anstoss erregen. Auf die beiden Namen der Landnáma ist kein grosses Gewicht zu legen. Mag man annehmen, dass darin die zwei ersten Namen der Gautengenealogie umgestellt sind oder dass man die Herríðr durch einen Gautr an Gautrekr Hrólfsson knüpfen wollte, immer ist das Fehlen des Hrólfr in der Reihe auffällig. Wenn wirklich Hrólfr Gautreksson vor 1200 in Island als der grosse Held bekannt war, als der er in seiner Saga erscheint, so hätte jener Genealoge, der die erste Gattin des Geirmundr zur gautischen Prinzessin machte, unter ihren Vorfahren den mächtigsten Herrscher des Geschlechts nicht übergangen. Die Stelle genügt demnach immerhin, um Verdacht gegen die Person des Hrólfr zu erwecken. Wollte man die Stammbäume der Ynglingasaga und der Hrólfssaga neben einander gelten lassen, so müsste man annehmen, dass der erste auf norwegischer, der zweite auf gautischer Tradition beruhe. A. Olrik in seinem Aufsatz „Den nordiske Nationalitetsforskel i sin tidligste Fremtræden“ (Nordisk tidskrift 1898 S. 607) meint, die Gautländer hätten einen eigenen Sagenkreis von Hrólfr Gautreksson, seiner Brautfahrt und seiner Kämpenschar gehabt. „Er breitete sich jedenfalls im 10. Jhrh. über einen nicht geringen Teil von Norwegen aus, zeigte aber später seinen Mangel an eigner Triebkraft, indem er in entlehntem Sagenstoff unterging.“

Bei der Behauptung, die Sage von Hrólfr habe sich im 10. Jhrh. über einen nicht geringen Teil von Norwegen ausgebreitet, denkt Olrik an die Hyndluljóð, die er mit

mehreren andern Gelehrten nach dem norwegischen Hǫrdaland verlegt und um die Mitte des 10. Jhrh. (950–975 Finnur Jónsson) ansetzt. In einer Strophe dieses Gedichts, die von Bugge glücklich reconstruiert ist (Ark. 1,255f.), werden Helden Hrólfs des Alten — d. i. doch wohl des Hrólfr Gautreksson — aufgezählt, die zum Teil auch in der Hrólfssaga vorkommen. Aber diese Strophe kann nicht als Beweis dafür dienen, dass Hrólfr Gautreksson in Norwegen eine bekannte Sagengestalt war. Denn einmal könnte sie in die Hyndluljóð interpoliert sein. Dies vermutet Finnur Jónsson in der Litt. Hist. I, 200, weil über die Verwandtschaft des Hrólfr mit Hǫrðalands Helden oder Hálfdans Nachkommen sich selbst in den Genealogien der Flateyjarbók nichts findet. Andre Forscher, wie Edzardi in der Germ. 28,22 und Symons in seiner Eddaausgabe S. 178 halten alle Strophen, deren Namen nicht in direkte Beziehung zu Óttars Geschlecht gestellt sind, für spätere Einschiebsel. Dann aber ist es andererseits auch zweifelhaft, ob die Hyndluljóð wirklich zu so früher Zeit in Norwegen entstanden sind. B. M. Olsen im Timarit 15,77f. meint, das ganze Lied könne sehr wohl auf Island gedichtet sein.[1]) Aus der zweifelhaften Strophe eines nach Alter

[1]) Den Hauptgrund für die Annahme norwegischer Heimat des Gedichts geben die Namen Ketill Klyppr Kári Qlmóðr ab. Diese Namen kommen in der Familie des berühmten Hǫrðakári vor, und zwar zum Teil nur in dieser Familie; folglich — so schliesst Bugge — wird das Gedicht nach Hǫrðaland zu verlegen sein. „Die Namen in den Hyndluljóð werden Personen angehören, die früher in Hǫrðakáris Geschlecht gelebt haben und nach denen er, seine zwei Söhne (Ketill und Qlmóðr) und sein Enkel (Klyppr) ihre Namen geerbt haben“ (Ark. 1,250.).

Sieht man jedoch die Stellen, in denen Hǫrðakári und die Seinen erwähnt werden, näher an, so ist ein andrer Schluss wahrscheinlicher. Die norwegischen Königssagen (Hskr. I 363 F. J.) kennen vier Söhne des Hǫrðakári: 1, den Þorleifr enn spaki, der um 927 den Isländer Ulfljótr bei der Abfassung der ersten isländischen Gesetze unterstützte und unter dessen Beirat Hákon der Gute c. 940 die Gulaþingslǫg einsetzte; [er ist zu unterscheiden von dem sagenhaften Þorleifr hinn spaki, dem Ratgeber des Hálfdan svarti und Haraldr hárfagri (Bugge Bidrag 114f.) und von den beiden Männern gleichen Namens und Bei-

und Heimat zweifelhaften Liedes darf man aber natürlich auch keine sagengeschichtlichen Schlüsse ziehen. Andererseits giebt auch Olrik selbst zu, die Sage von Hrólfr sei später untergegangen („ertrunken") in entlehntem Sagenstoff. Er zielt hiermit auf die Hrólfssaga. Heinzel (Über die ostgotische Heldensage S. 74f.) hat nachgewiesen, dass die dritte Brautfahrt des Hrólfr einer Episode der Virginal nahesteht, und Detter hat in der Einleitung seiner Ausgabe gezeigt, dass die Hrólfssaga aufgebaut ist aus einem Material, das auch in andern isländischen Fornaldarsögur Verwendung fand. Detter weist besonders auf Berührungen mit der Qrvaroddssaga hin, von noch grösserer Bedeutung scheinen mir die Übereinstimmungen mit der Ragnarssaga loðbrókar, freilich nicht mit der isländischen Saga des 13. Jhrh., aber mit der Form der Sage, die Olrik (Sakse II 102—133) als die ältere Sagenform aus Saxo und den Krákumál nachgewiesen hat. In dieser ältern Ragnarssaga,

---

namens unter Óláfr Tryggvason, die vielleicht als eine Person anzusehen sind (Bugge Ark. 5,3)]; 2, den Qgmundr, dessen Enkel Erlingr 997 mit Ástríðr, einer Schwester des Óláfr Tryggvason, verheiratet wurde; 3, den þórðr, dessen Sohn Klyppr 965 Sigurðr slefa, den Schänder seiner Gattin, erschlug; 4, den Qlmóðr hinn gamli, der 997 das Christentum in Hǫrðaland durchsetzte und dafür die Vermählung der Königsschwester Ástríðr mit seinem Grossneffen Erlingr erlangte. Diese Genealogie ist durchaus unanstössig; wenn Hǫrðakári etwa 865 geboren war, so konnte er ums Jahr 890 einen ältesten Sohn haben, der schon 927 ein berühmter Rechtsgelehrter war, und c. 915 einen jüngsten Sohn, der noch 997 als ehrwürdiger Greis in politische Verhandlungen mit eingriff. Es liegt also durchaus kein Grund vor, daran zu zweifeln, dass zu Ende des 9., zu Anfang des 10. Jhrh. in Hǫrðaland ein mächtiger Häuptling, Namens Hǫrðakári, wirklich gelebt habe. Nach den Quellen der isländischen Geschichte freilich müsste derselbe Mann gut 100 Jahre früher gelebt haben. In der Íslendingabók und der Fassung der Landnáma, die man die Sturlubók nennt, wird der Vater des Gesetzgebers Úlfljótr noch nicht angegeben, in den andern Hss. der Landnáma aber ist Úlfljótr ein Enkel oder Urenkel des Hǫrðakári geworden. (Isl. Ss. I 40, 257). Der Landnehmer Flóki, der 865 nach Island kam, wird Landn. 3, 11 (Isl. Ss. I 200) bezeichnet als ein Enkel Hǫrðakáris, der Landnehmer Hjǫrleifr, der 875 durch seine irischen Sklaven ermordet wurde, soll (Fornsögur S. 120) ein Urenkel desselben Mannes sein;

die Olrik als Ragnars Vikingersaga bezeichnet (Sakse II 129), steht der Dänenkönig selbst und seine Heerfahrten im Mittelpunkt. Nach drei Seiten richten sich seine Eroberungszüge: Erstens nach Schweden; hier besiegt er in der Schlacht auf dem Ullarakr den König Eysteinn, und sein Sohn Bjǫrn járnsíða erhält die Herrschaft über das eroberte Reich (Saxo S. 450; þáttr af Ragnarssonum Kap. 3). Zweitens nach dem Osten; hier unterwirft er einen Teil von Russland und setzt seinen Sohn Hvítserkr als Herrscher darüber ein; als dieser durch Verrat fällt, rächt er ihn durch die Tötung des Feindes. Drittens nach England; hier wird er von König Ella besiegt und in die Schlangengrube geworfen; aber die Söhne erscheinen als Rächer, sie besiegen König Ella, bereiten ihm einen qualvollen Tod, und Ívarr herrscht nun über England. Unter Ragnars kleineren Kämpfen werden auch Schlachten gegen die Iren erwähnt.[1])

---

nach Landn. 1,4 (Isl. Ss. I 32) wurden Hjǫrleifr und Ingólfr in dem Kampf bei Hísargafl (870) von Ǫlmóðr hinn gamli, dem Sohne Hǫrðakáris und Verwandten Hjǫrleifs, unterstützt. Wenn man nicht annehmen will, dass sowohl zu Anfang des 9. als des 10. Jhrh. ein Häuptling Hǫrðakári mit einem Sohne Ǫlmóðr hinn gamli existiert habe, so bleibt nur der Schluss: Isländische Genealogen haben, wie sie sonst die ersten Besiedler an sagenhafte Könige knüpften, zwei der ältesten Landnehmer und den ersten Gesetzgeber — ohne die chronologische Unmöglichkeit zu beachten — aus dem Geschlechte eines in der Geschichte wohlbekannten Helden hergeleitet. Andererseits haben sie auch þórðr hreða, den Helden einer späten erdichteten Íslendingasaga, der um 1000 gelebt haben soll, zu einem Enkel Hǫrðakáris gemacht. Während wir also bei den Norwegern den Hǫrðakári nur als eine historische Persönlichkeit finden, haben ihn die Isländer willkürlich mit Helden der älteren Geschichte und der Dichtung in Verbindung gebracht. Wird nun in den Hyndluljóð die Gattin des sagenhaften Hálfsrecken Innsteinn auf Vorfahren aus Hǫrðakáris Geschlecht zurückgeführt, so haben wir hierin eher die Arbeit eines isländischen als eines norwegischen Dichters zu sehen. (Vgl. zu der ganzen Anmerkung G. Vigfússon, Safn I 254 f.)

[1]) Ganz ähnlich werden auch die Eroberungen des Ívarr víðfaðmi begrenzt: Von Haus aus ist er König von Schweden; er erobert 1. ganz Dänemark und einen grossen Teil Saxlands, 2. das ganze Ostreich und 3. den fünften Teil von England (Yngl. s. Kap. 41 F. J.).

Zu den Heerfahrten Ragnars stimmen die Brautfahrten des Hrólfr Gautreksson genau. Die erste ist nach Schweden gerichtet; auf ihr gewinnt Hrólfr durch die Erstürmung der Burg auf dem Ullarakr die Prinzessin Þorbjǫrg zur Frau, und nach dem Tode seines Schwiegervaters (Kap. 28) erhält er Schweden. Die zweite Brautfahrt hat Garðaríki (Russland) zum Ziel; Hrólfr gewinnt durch Kämpfe mit Berserkern die Tochter des Königs Hálfdan für seinen Bruder Ketill; als Hálfdan stirbt, wird Ketill Herr über Garðaríki (Kap. 46). Die dritte Brautfahrt geht über England nach Irland; Hrólfr wird nach einer Niederlage von dem Irenkönig in eine Grube geworfen; dann aber wird er befreit, besiegt die Iren und erwirbt für seinen Pflegebruder Ásmundr die Königstochter Ingibjǫrg; als der Irenkönig stirbt, überlässt er Gautrekr, dem Sohne Hrólfs, sein Reich. Ausserdem werden durch den Tod ihrer Väter Ásmundr König von Schottland und Hrólfs zweiter Pflegebruder Ingjaldr König von Dänemark.

In beiden Sögur gelangen also in allen Ländern, die den Nordgermanen irgend nahe standen — mit Ausnahme von Norwegen und Island —, durch die Heerfahrten des Haupthelden seine Verwandten oder Pflegebrüder auf den Thron. Von den Fahrten Ragnars ist bewiesen, dass sie zum Teil auf historische Vorgänge zurückgehen. Der Verfasser der Hrólfssaga entnahm ihnen den Umriss seiner Dichtung, den er dann mit den bunten Motiven der spätern Sagadichtung füllte. Dies ist mir viel wahrscheinlicher als die Annahme Olriks (s. oben S. XLII), dass in den Brautfahrten Hrólfs alte gautische Sage enthalten sei. Auch die Strophe der Hyndluljóð, die unter den Kämpen Hrólfs mehrere der Saga unbekannte Namen anführt, spricht nicht für eine von der Hrólfssaga verschiedene, ältere Sagenform. Solche Listen wurden recht willkürlich zusammengestellt; wir sehen aus den Vísur der Hálfs- und Víkarskämpen, dass man den Helden, die in der betreffenden Saga eine Rolle spielten, nach Gutdünken eine Reihe weiterer Namen hinzufügte. Die Strophe der Hyndluljóð

kann einer Niederschrift der Saga entstammen, die mit den Hss. der ältern Fassung nah verwandt war (vgl. Detters Ausgabe S. 30, 18 ff.) oder kann auch ohne direkten Zusammenhang mit der Saga entstanden sein.

Wenn nun nichts auf ein höheres Alter der Sage von Hrólfr Gautreksson weist, wenn die Hrólfssaga, die niemand früher als ins 13. Jhrh. setzen wird, das älteste sichere Zeugnis für den grossen Gautenkönig ist, so fragt sich weiter: Wo entstand diese Sage? Wer hat sie ersonnen? Interesse daran, einen Fürsten aus gautischem Geschlecht zum Besieger des ganzen Nordens zu machen, konnten nur gautische Männer selbst haben oder isländische Familien, die ihren Stammbaum auf gautische Auswanderer zurückführten. Nach Gautland kann man natürlich die Hrólfssaga nicht verlegen, wenn man nicht in dieser schwedischen Provinz eine Erzählerkunst und eine Kenntnis von allerlei Sögur voraussetzen will, wie sie nur für Island erwiesen ist. War der Verfasser aber kein Gaute, so muss er ein Isländer gewesen sein aus einer Familie, die aus gautischem Stamm sich herleitete, oder er schrieb doch im Interesse einer solchen Familie. Unter allen Landnehmern stammt aber nur einer, und zwar einer der bedeutendsten, Helgi der Magere, in männlicher Linie von einem Gauten ab und sein Geschlecht blühte lange auf Island. Auf die Familie Helgis scheinen auch einige Namen der Hrólfssaga zu deuten.

Wenn nämlich der Verfasser der Saga auch im Allgemeinen die Namen seiner Helden dem reichen Vorrat der Sögurdichtung entlehnte, mag er doch einige dem ihm wohlbekannten Stammbaum des Helgi hinn magri entnommen haben. Als Hrólfr auf der Heimfahrt aus Irland bei dem englischen Könige Ella Rast macht, schickt er sein Heer nach Hause unter dem Dänen Áki, dem Gauten Bjǫrn und dem Schweden Brynjólfr. (Detters Ausgabe S. 74,17 ff.). Áki ist bekannt als dänische Nebenperson in isländischen Sögur (Olrik Sakse I 91); einen Schweden Brynjólfr vermag ich nicht zu belegen, man müsste denn

an Brynjólfr úlfaldi denken wollen, den Bauer in Bohuslän, der Olaf dem Heiligen bei der Erwerbung des bisher schwedischen Grenzgebiets behülflich war; der Name des Gauten Bjǫrn scheint aber gewählt im Hinblick auf den Grossvater Helgis des Magern, den Sohn des Hrólfr frá Ám (Landn. 3, 12; Isl. Ss. I 203). Aus derselben Genealogie könnte auch der auf Island freilich gewöhnliche Name Þorbjǫrg und der seltene Grímólfr stammen: Þorbjǫrg hólmasól ist die Tochter Helgis des Magern, Grímólfr der Grossvater ihres Gemahls. Der Name Hrosskell kommt zwar nicht in Helgis Familie vor; ich kann ihn überhaupt nirgends als bei zwei Landnehmern nachweisen, und der eine der beiden hat sich in der Nähe von Helgis Wohnplatz, im Skagafjord angesiedelt. Wenn die Hrólfssaga in der Familie Helgis entstanden ist, würde auch die Wahl des Namens Hrólfr für den Hauptheldeu sich erklären: der gautische Ahnherr des Geschlechtes heisst Hrólfr frá Ám, und auch sonst kommt der Name in der Genealogie vor.

Sollten aber auch die Übereinstimmungen der Namen — was ganz wohl möglich ist — zufällig sein, so wird dadurch an dem Ergebnis unserer Untersuchung nichts geändert. Da ein Gautenkönig Hrólfr abgesehen von der unsichern Strophe der Hyndluljóð nicht früher als in der Hrólfssaga Gautrekssonar des 13. Jhrh. genannt wird, da sich diese Saga als eine Kompilation später Sagenmotive im Anschluss an Ragnars Vikingersaga erweist, da endlich dem Stammbaum der Hrólfssaga der nachweislich ältere der Ingjaldssaga illráða widerspricht, so ist der Gautenkönig Hrólfr für eine späte isländische Erfindung zu halten. Man wird die Erdichtung der Hrólfssaga freilich auch nicht allzu spät ansetzen dürfen, da ihr die ältere Ragnarssaga als Vorbild diente, die in keiner der uns erhaltenen Bearbeitungen mehr rein vorliegt.

Ist demnach die Reihe Gauti-Gautrekr-Hrólfr als eine isländische Erfindung verworfen, so fragt sich weiter: Wie ist der andere Stammbaum: Gautr-Gautrekr-Algauti-Gauthildr zu beurteilen? Schon oben S. XLI f. ist nach-

gewiesen, dass er zweimal in der isländischen Litteratur vorkommt, dass aber beide Stellen auf eine gemeinsame Quelle vom Ende des 12. Jhrh. zurückgehen. Von den Gliedern dieser Genealogie erscheinen zwei auch einzeln auf Island.

Den Gauti (Gautr) finden wir wieder in dem Seekönig Gauti, der zuerst in den Þulur (Sn. E. I 546) genannt wird und später — nach Egilssons Deutung — in einer Kenning des Einarr Gilsson, eines Skalden des 14. Jhrh., vorkommt (Biskupa Ss. II 102). Gauti als König von Gautland wird auch erwähnt im ersten Kapitel der Þorsteinssaga Víkingssonar. Die Bósasaga hat Gautis Familie erweitert; sie macht ihn zum Sohne Óðins, der aus Asien einwanderte und König von Schweden wurde; neben Gautrekr dem Milden, — den sie sich jedenfalls als König von Vestra-Gautland vorstellt wie die längere (jüngere) Gautrekssaga — legt sie ihm einen zweiten Sohn von vornehmer Mutter, Hringr, den König von Eystra-Gautland, bei. Sie knüpft also an die Gautrekssaga und zwar an die jüngere Fassung an. Älter als die Gautrekssaga selbst ist abgesehen von der Genealogie der Ingjaldssaga nur das Zeugnis der Þulur um 1200.

Die älteste Erwähnung des Gautrekr finde ich in dem Háttalykill, den Rǫgnvaldr, ein geborener Norweger und Jarl der Orkneys, und sein Gast, der Isländer Hallr Þórarinsson, zwischen 1140 und 1148 verfassten. In wechselnden skaldischen Versmassen werden darin Helden der Sage und der norwegischen Geschichte besungen, aber leider macht die künstliche Sprache und das künstliche Metrum jede eingehende Charakteristik unmöglich. So erfahren wir aus den zwei Strophen über Gautrekr nicht mehr, als dass er ein tapferer König gewesen sei, dass er jedoch den Streit nicht sehr geliebt und sich am meisten durch grosse Freigebigkeit ausgezeichnet habe. Wenn Gautrekr im Háttalykill aufgeführt wird, so war den Verfassern eine Sage von ihm bekannt, und dies kann, da seine Freigebigkeit besonders betont wird, nur die Refgeschichte gewesen sein. Ob sie den beiden Dichtern durch nor-

wegische oder isländische Überlieferung vermittelt wurde, lässt sich natürlich nicht entscheiden. — Einen Seekönig Gautrekr hat eine Strophe des Einarr Skúlason (Sn. E. I 350), die wohl zu einem etwa 1150 gedichteten Öxarflokkr gehört (Sn. E. III 364; Finnur Jónsson Litt. Hist. II 70). Der Dichter bezeichnet die goldgeschmückte Axt, die ihm König Eysteinn Haraldsson verehrt hat, als 'Gefnar mey (= Hnoss = hnoss, Kleinod) drifna glóðum Gautreks svana brautar (Gautreks svanir = Schiffe, G. svana braut = Weg der Schiffe = Meer, G. sv. br. glóðir = Gluten des Meers = Gold)', also als „Kleinod mit Gold verziert." Auf Grund dieser Stelle und vielleicht anderer, nicht mehr erhaltener Kenningar geben denn auch die þulur (Sn. E. I 548) Gautrekr unter den heiti der Seekönige. Den Gotricus des Saxo Grammaticus (S. 433 ff.) hat Olrik (Sakse II 137) auf norwegische Quellen zurückführen wollen, ich werde unten nachzuweisen suchen, dass Saxo aus isländischer Überlieferung geschöpft hat. Wenn in der Skjǫldungasaga des Arngrim Jonsson (Aarbøger 1894, S. 125. 133) Gautricus Westrogothiae baro als Schwiegervater Ragnars an Stelle des Herruðr getreten ist, so ist das eine späte Sagenänderung: der berühmtere Westgaute wurde an die Stelle des unberühmteren gesetzt.

Ich fasse zusammen: Der gautische Stammbaum der Ingjaldssaga ist auf Island nachgewiesen für das Ende des 12. Jhrh. Gauti erscheint um 1200 in den þulur als Seekönig, Gautrekr kommt als Seekönig schon früher, um 1150 bei Einarr Skúlason, vor; die beiden Verfasser des Háttalykill kannten kurz nach 1140 aus norwegischer oder isländischer Überlieferung die Refssaga, die auch Saxo zu Beginn des 13. Jhrh. mitteilte. Die Genealogie Gauti-Gautrekr-Algauti-Gauthildr ist also auch erst auf Island litterarisch bezeugt. Aber sie kann hier nicht entstanden sein. Dass ein Isländer die Namen, von denen Gautrekr Algauti Gauthildr auf der Insel nicht bekannt waren, zusammenstellte, ist wenig wahrscheinlich. Dann aber ist der Stammbaum fest eingefügt in die Ingjaldssaga illráða, und diese Sage, die

zur Vorgeschichte des norwegischen Königshauses gehört, ist sicher schon im südlichen Norwegen am Hofe Harald harfagers erzählt worden. Da ihr Inhalt die Einigung ganz Schwedens und Gautlands unter einem Scepter ist, so wird sie wohl in Schweden selbst entstanden sein. Die gautische Königsgenealogie wäre dann von einem Schweden — vielleicht auch von einem Norweger — aufgestellt, jedenfalls aber nicht von den Gauten selber. Denn es ist undenkbar, dass die letztern die Geschichte ihrer Selbständigkeit in drei Namen ausdrückten, dass ihre ganze Heldensage nur Gauti den Begründer, Gautrekr „den Beherrscher" und Algauti den Verlierer des Reichs umfasste. Möglich bleibt freilich noch, dass der Schwede oder Norweger, der die Namen mit einander in Verbindung brachte, aus gautischer Sage schöpfte, dass Gauti Gautrekr Algauti Gauthildr in gautischen Landen wohlbekannte Sagenfiguren waren. Hierfür möchte sprechen, dass in der Ingjaldssaga noch zwei andre gautische Helden genannt werden, Bóvi, der Pflegevater Gauthilds, und dessen Sohn Saxi flettir, der auch unter den Bravallakämpfern auftritt (Ark. 10, 245). Die beiden Namen scheinen auf die Existenz einer reicheren gautischen Sage hinzudeuten. Anderes aber spricht dagegen. Waren die Glieder unserer Genealogie einst weitberühmt in Gautland, so sollte man vermuten, dass durch die an sie geknüpften Sagen ihre Namen volkstümlich geworden seien. Nun findet man zwar Gauti und Algauti in den schwedischen Diplomatarien, aber nach Gauthildr und Gautrekr, der doch nach seiner Mittelstellung zwischen dem Begründer und Verlierer des Reichs als der eigentliche Gautenheld erscheint, sucht man vergebens.[1]) Auch

[1]) O. Rygh hat Gautrekr in dem norwegischen Ortsnamen Gautrekstadir nachgewiesen (Norske gaardsnavne I 106). Der Name erscheint als 'i Gauttrix stadhom' in Bischof Eysteins Jordebog (den Røde Bog) für Gautestad in Rakkestad Herred in Smaalenene (auf der Ostseite des Kristiania Fjord) und als Godderstad in Holt (auf der Westseite des Kristiania Fjord). Also nur auf norwegischem, nicht auf schwedischem Gebiet ist ein Ortsname mit Gautrekr erhalten.

sind uns keinerlei Sagen von Gauti und Gautrekr überliefert, die Heimatsberechtigung in Gautland beanspruchen können. Der Sagaschreiber, der die Gautrekssaga zusammenflickte, kannte nur ein wunderliches Märchen von der Geburt seines Helden und die Refsage, in der er eine Nebenrolle spielte. Um doch wenigstens etwas über das Leben und Thun Gautreks zu sagen, suchte er sich einige Notizen über ihn aus der Hrólfssaga zusammen und schob sie in die Refgeschichte ein. (Siehe oben S. XXXII.)

Wir kommen also — wenn auch zögernd und bedenklich — zu dem Schluss: Einen gautischen Sagenhelden Gautrekr hat es wenigstens in Gautland selbst nie gegeben. Der schwedische oder norwegische Erzähler, der der Ingjaldssaga illráða ihre Form gab, erfand eine kurze gautische Königsgenealogie, wobei er ausschliesslich mit Gaut- componierte Namen benutzte.

Diese Genealogie wurde nun mit der Ingjaldssaga auch in Island bekannt. Schon vor 1150, wie der Háttalykill Rǫgnvalds lehrt, wurde Gautrekr in der Refssaga verwendet. Seinen Beinamen „der Milde“ mag er erst dieser Saga verdanken. Von der Refssaga nahm die Entwicklung der gautischen Heldensage auf Island ihren Ausgang. Dem König, dessen Freigebigkeit allen Fürsten als Beispiel vorleuchtete, legte man eine abenteuerliche Vor- und Jugendgeschichte bei in dem Gauta þáttr. Ohne die ältere Genealogie zu beachten, gab man ihm — wohl in einer aus Gautland stammenden Familie — einen Sohn Hrólfr, der als gewaltiger Herrscher nahezu den ganzen Norden sich unterwarf. Die Gautrekssaga und die Hrólfssaga Gautrekssonar enthalten die Darstellung der gautischen Königsgeschichte. Die Aufzeichnung der Hrólfssaga ist die ältere. Der Verfasser der Gautrekssaga kannte aus mündlicher oder schriftlicher Überlieferung den Gauta þáttr und die Refssaga; er fügte sie mit Benutzung der Hrólfssaga zu einer Gautrekssaga zusammen, die er der Hrólfssaga als eine Art breiterer Einleitung vorsetzte.

1. Die Refssaga.

Die Refssaga ist in zwei recht verschiedenen Fassungen überliefert, bei Saxo Grammaticus und in der Gautrekssaga. Die letztgenannte Aufzeichnung ist stark versetzt mit allerlei Märchenmotiven, die erste ist kürzer und entschieden älter. Die Refssaga erscheint bei Saxo S. 433 ff. als ein Teil der Geschichte des dänischen Königs Gotricus oder Godefridus. Schon die Zusammenstellung der zwei Namen lehrt, dass hier zwei ganz verschiedene Personen zusammengefügt sind, der Sagenkönig Gautrekr und der historische Dänenkönig Godfred, der Gegner Karls des Grossen, der 810 von einem seiner Leute ermordet wurde. Über die Zeit und den Urheber dieser Verwechslung, die sich auch in den längeren dänischen Königslisten findet, lässt sich nichts Sicheres sagen. Sind, wie A. Olrik im Sakse I 101—112 nachzuweisen sucht, die längeren Königslisten jünger als Saxo, so hat dieser den Sagenkönig Gautrekr an den historischen Dänenfürsten geknüpft. Haben dagegen — was mir unwahrscheinlich ist — die Forscher Recht, die in einigen der längeren Königslisten Quellen Saxos sehen, so hätten schon vor Saxo dänische Historiker Gautrekr und Godfred zusammengeworfen, also isländische Quellen für die Heimatsgeschichte zu Rate gezogen.

Die Geschichte Gautreks oder vielmehr die Refssaga lässt sich nun leicht aus der fremdartigen Umgebung loslösen. Folgendes ist ihr Inhalt. Zum König von Norwegen Goto (Gauti) kommen zwei Isländer, Bero (Bjǫrn) und Refo (Refr). Refo wird von dem Könige freundlich aufgenommen und mit einem schweren Armring beschenkt. Einer der Hofleute preist die Grösse des Geschenks mit ungemessenem Lobe und behauptet, dass niemand dem Goto an Freigebigkeit gleichkomme. Refo dagegen will den übertriebenen Ausspruch nicht gelten lassen und stellt noch über den Goto den König Gotricus (Gautrekr). Ulfo (Úlfr) — dies ist also der Name jenes Hofmanns — hält das seinem König gespendete Lob aufrecht, will es durch

eine Probe erweisen und schlägt Refo eine Wette vor. Dieser reist nach Dänemark und trifft den König Gotricus, wie er, auf einem Sessel sitzend, seinen Mannen den Sold austeilt.[1]) Auf die Frage, wer er sei, antwortet er, er heisse Refr, d. i. Fuchs. „Einem Fuchse," meint Gotricus, „geziemt es, mit dem Munde die Beute zu empfangen." Er ruft den Refo heran und hängt ihm den Ring, den er vom Arm gezogen, an die Lippen. Refo legt ihn sofort an; den mit dem Goldring geschmückten Arm zeigt er vor allen, den andern, schmucklosen versteckt er, und durch diese List erhält er von dem Manne, dessen Milde unübertroffen blieb, ein gleiches Geschenk wie das erste. Als der König von der Wette erfährt, „freut er sich, dass er — mehr vorsatzlos als mit Überlegung — gegen sich selbst freigebig gewesen sei, und erklärt, dass er mehr Freude empfinde über das Geben, als der Empfangende über das Geschenk." Refo kehrt nach Norwegen zurück, tötet seinen Gegner, der ihm den Einsatz der Wette nicht zahlen will, und führt die Tochter des Goto dem Gotricus als Gattin (potiendam) zu. — Später wird er mit einer Gesandtschaft nach Schweden geschickt. Da die Schweden nicht wagen, ihn mit offener Gewalt zu töten, ermorden sie ihn heimlich; sie hängen über seinem Lager einen Mühlstein auf, und als er eingeschlafen ist, lassen sie diesen auf sein Haupt hinabfallen. Zur Sühnung der Schuld muss jeder Teilnehmer an dem Verbrechen 12 Talente (= merkr) Goldes, jeder Volksgenosse eine Unze (= eyrir) Goldes an Gotricus zahlen. Man nannte das Fuchsgeld ('vulpeculae pensionem').

Was in dieser Erzählung anstössig ist, erklärt sich aus dem Platze, an dem sie steht. Wenn Saxo in die Regierungszeit des Godfred die Refgeschichte — denn

[1]) sella posita stipendia inter milites partientem. 'Stipendia inter milites partiri' ist doch wohl Übersetzung aus dem isländ. 'gefa mǫnnum mála'. Statt des kurzen Ausdrucks sella posita dürfte Saxos Quelle die Angabe gehabt haben, dass der Sessel Gautreks auf einem Hügel aufgestellt war; vgl. die kürzere Gautrekss. S. 63, 14 f.

eine Gautrekssage kannte er nicht — einfügte, so nahm er begreiflicherweise nur das auf, was Gautrekr selbst nahe anging, also vor allem sein erstes Zusammentreffen mit Refr, das seine Freigebigkeit in helles Licht stellt. Wie Refr dazu kommt, die Tochter seines ersten Wohlthäters gefangen nach Dänemark zu führen, glaubte Saxo in einer Darstellung der Regierung Gautreks nicht auseinandersetzen zu müssen, nur dass Refr die gefangene Königstochter dem Gotricus zuführt, hat er flüchtig erwähnt. Auch die Ermordung Refs durch die Schweden hat ihn kaum sehr interessiert, desto mehr aber die Abgabe, die die Schweden als Sühne an Gautrekr, also an die Dänen, zahlen müssen. Ferner kam durch die Gleichsetzung von Gautrekr und Godfred Unordnung in die Bezeichnung der auftretenden Personen. Während Gautrekr König von Dänemark und Sohn Gorms wurde, übernahm sein Vater Gauti die Herrschaft in Norwegen und die Rolle des Königs, den Refr zuerst aufsucht.

Bei dieser mangelhaften Aufzeichnung ist es kaum möglich, sich eine klare Vorstellung von der Form zu machen, in der die Refssaga zu Saxos Zeit nach Dänemark kam. Wir können nicht entscheiden, ob diese ältere Refssaga einmal eine Einleitung hatte, in der der jugendliche Refr wie in der Gautrekssaga als „Kohlenbeisser" geschildert wurde. Wir wissen ferner nicht, an welchen Hof und zu welchem König Refr zuerst kam; Gauti hiess er sicher nicht, aber Norwegen könnte immerhin sein Reich gewesen sein. Es erscheinen bei Goto zwei Isländer, Bjǫrn und Refr, jedoch nur von dem zweiten weiss Saxo zu berichten. Der erste der zwei Namen kann nicht völlig müssig hier stehen, er deutet auf eine ausführlichere Sage hin. Darauf führt auch die kurze Bemerkung, dass Refr die gefangene Tochter des Goto dem Gautrekr als Gattin zugeführt habe. Wir haben keinen Anhalt, uns diese Sage nach irgend einer Richtung auszumalen. Einige Ähnlichkeit mag sie mit der uns von Saxo überlieferten Sage von Ericus disertus (Eiríkr hinn málspaki) gehabt

haben. Eiríkr, der als Norweger zuerst auf Seiten des Königs Götarus von Norwegen steht, dann aber in die Dienste Frothos III. von Dänemark tritt, gewinnt durch allerlei Kämpfe Álfhildr, die Tochter des Götarus, als Gemahlin für Frotho.

Bedenken erregt die Strafe, die Gautrekr den Schweden für die Ermordung auferlegt. P. E. Müller (Saxo II 251 f.) hält den Ausdruck 'vulpeculae pensio' für Übersetzung von isländisch 'Refgjǫld' und meint, dass dies Wort gebildet sei in Anlehnung an die 'nefgjǫld' genannte Steuer von einem 'peningr', die nach Ynglingasaga Kap. 8 alle Schweden an Odin zahlten; der Verfasser habe die grosse Macht des Dänenkönigs schildern wollen, cui Suecorum singuli plus solverent quam olim ipsi Odino. Danach würde sich der Ausdruck Refgjǫld in erster Linie auf die Abgabe des ganzen Schwedenvolks beziehen. — Doch ist es — worauf mich Heusler aufmerksam macht — entschieden natürlicher, 'Refgjǫld' als eine Parallelbildung zu 'manngjǫld, bróðurgjǫld, otrsgjǫld' zu fassen. Die Refgjǫld, die Busse für Refr, wurde aber wohl allein von den Urhebern des Mordes gezahlt; sie wird also in jener Summe zu suchen sein, die jeder Teilnehmer an dem Verbrechen erlegen musste. Eine Kopfsteuer, ein Nasengeld, entrichtete nur der überwundene Volksstamm dem Oberherrn (RA 299, vierte Ausg. I 415). Wenn Saxo für die Ermordung Refs jeden Schweden eine Unze zahlen lässt, so vermute ich darin einen Zusatz Saxos, der überhaupt mit Vorliebe von den Abgaben fremder Stämme an die Dänen spricht (vgl. S. 135, 177, 249, 273, 282).

A. Olrik hat Sakse II 136 f. 138 die Refssaga Saxos Norwegen zugewiesen; er meint, es stehe den isländischen Schriftstellern stets klar vor Augen, wann Island besiedelt wurde; kein Isländer habe Refr, den Gefolgsmann des Königs Gautrekr, der ein paar Jahrhunderte vor Harald harfager regierte, zu einem Landsmann machen können; in der norwegischen Sagendichtung habe man leichter einen solchen Fehler in der Zeitrechnung begehen können.

Dagegen ist einzuwenden: Der Fehler in der Zeitrechnung wäre bei einem Norweger nicht viel entschuldbarer als bei einem Isländer; denn auch den Norwegern musste die Zeit der Besiedelung Islands, die doch nur eine Folge der Einigung ihres Landes durch Harald harfager war, durchaus geläufig sein. Das chronologisch Anstössige in der Refssaga Saxos erklärt sich vielmehr daraus, dass die Regierungszeit Gautreks wenig bekannt war. Ein Sagaerzähler, mochte er nun Norweger oder Isländer sein, konnte, wenn er die Stammbäume der Ynglingasaga nicht im Kopfe hatte, leicht auf den Fehler verfallen, den Isländer Refr an den Hof des Königs Gautrekr zu führen, von dessen Lebenszeit er nichts wusste.

Dass die Refssaga Saxos nur auf Island entstanden sein kann, geht aus weiteren Erwägungen hervor. Olrik selbst hat sie mit mehreren isländischen Sǫguþættir in eine Reihe gestellt. Die Isländergeschichten berichten gern von den Besuchen isländischer Männer an den Höfen fremder Fürsten (F. Jónsson Litt. Hist. II 547); dass dagegen ein norwegischer Erzähler einen isländischen Helden gewählt haben sollte, ist nicht sehr wahrscheinlich. Auch der Name Refr, der freilich in Norwegen nicht ganz fehlt, scheint auf Island als Heimat der Saga zu deuten. Die Landnáma kennt sechs historische Persönlichkeiten dieses Namens; eine von ihnen ist Refr hinn gamli Þorsteinsson, der in der Harðarsaga den Rat erteilt, die Hólmverjar durch falsche Eide von der Insel fortzulocken, der sich aber im Kampfe nicht übermässig tapfer zeigt. Ins Reich der Sage gehört dagegen der schlaue Schiffsbaumeister und Grönlandsfahrer Refr, von dem erst die späte, erdichtete Króka-Refssaga zu melden weiss.[1]) Wie man

[1]) Der Herausgeber der Saga, Pálmi Pálsson, ist freilich auf S. XXXII der Einleitung nicht abgeneigt zu glauben, dass hinter der Darstellung der Saga eine Wirklichkeit, eine alte Tradition liegt, die erst im14. Jhrh. ihre jetzige Form erhalten hat. Er zeigt dann, dass der Stammbaum des Refr in der Króka-Refssaga in der Hauptsache übereinstimmt mit dem des Refr hinn gamli in der Landnáma. Die Ähnlichkeit der Stammbäume kann

hier den klugen Schiffsbaumeister auf den Namen Refr, d. i. der Fuchs taufte, hat wohl ein anderer isländischer Erzähler dem schlauen Landsmanne, den er in ein Verhältnis zu Gautrekr treten liess, denselben Namen gegeben. Auch die Gísla saga (ed. K. Gislason) S. 52 weiss von einem Refr zu erzählen, dessen Schlauheit dem Gísli einmal das Leben rettet.

Die Motive, aus denen die Refssaga sich zusammensetzt, findet man auch sonst in der nordischen Litteratur. Refr weigert sich, den Goto als den freigebigsten aller Fürsten anzuerkennen, und zieht ihm den Gotricus vor. Dazu bietet die Gunnlaugssaga eine Parallele: Im 8. Kap. (Isl. Ss. II 232 ff.) kommt Gunnlaugr zu dem Jarl Sigurðr in Vestra-Gautland; er spricht ein Loblied auf den Jarl und nimmt seine Einladung, den Winter über dazubleiben, an. Um die Weihnachtszeit erscheinen Sendlinge des Jarls Eirikr von Norwegen, von dem Gunnlaugr in Unfrieden geschieden ist. Beim Feste entsteht Streit darüber, wer der berühmtere der beiden Jarle sei. Gunnlaugr wird zum Schiedsrichter aufgerufen und erkennt, ohne seinen Wirt herabzusetzen, die Überlegenheit des Jarls Eirikr an, was ihm dann später dessen Freundschaft einträgt. Hier liegt nur Ähnlichkeit, nicht Gleichheit des Motivs vor, und an eine Entlehnung von einer der beiden Seiten ist nicht zu denken.

Wenn Refr nach Empfang des ersten Ringes den ringgeschmückten Arm zeigt, den schmucklosen versteckt und dadurch dem freigebigen Gautrekr ein zweites Geschenk entlockt, so thut Viggo in Saxos Hrólfssaga kraka bei seinem ersten Zusammentreffen mit König Hrólfr genau dasselbe (Saxo S. 88 f.). Aber dies Motiv ist hier in ganz anderer Weise verwandt als in der Refssaga. Was bei Viggo nach Olriks Auseinandersetzung Sakse II 148 der Ausfluss eines naiv-kindlichen Gemüts ist, ist bei Refr

ich mir nur so erklären, dass man dem sagenhaften Króka-Refr die Vorfahren seines historischen Namensbruders zulegte, um ihm einen festen Platz in der isländischen Geschichte zu sichern.

eine wohlersonnene List, die ihm helfen muss, seine Wette zu gewinnen. Es ist also dasselbe Motiv, dieselbe gangbare Anekdote, auf zwei ihrem Wesen nach verschiedene Sagenhelden übertragen.

Die Werbung Refs um die Tochter des Goto für Gautrekr ist, wie oben S. LV f. vermutet wurde, möglicherweise eine Parallele zu der Werbung des Ericus disertus um die Tochter des Götarus für Frotho.

Die Tötung des Refr durch einen herabfallenden Mühlstein erinnert an ähnliche Vorgänge in den Märchen; man vergleiche KHM Nr. 41, 47, 90, Sn. E. I 218, þjóðsögur II 179 f. Dem Mühlstein vergleicht sich der herabfallende eisenbeschlagene Balken bei Saxo S. 407 und in der Hjálmtérs saga, FAS III 504. (S. RA[4] II 277, Olrik Sakse II 256, Liebrecht Zur Volkskunde S. 298 ff.).

Der Charakter Refs kommt in der mangelhaften Überlieferung Saxos nicht so klar heraus, als es bei einer Aufzeichnung der Saga auf Island der Fall gewesen wäre. Aber soviel steht doch auch nach Saxo fest: Refs Weigerung, seinen Wirt als den freigebigsten aller Fürsten anzuerkennen, offenbart Ehrlichkeit und Abneigung gegen jede Schmeichelei. Die Art aber, wie er die Wette zu gewinnen weiss, zu der er gezwungen wird, zeigt eben die Schlauheit, auf die schon sein Name deutet.

Nach Erlebnissen und Charakter ist von dem Refr des Saxo weit verschieden der Refr der Gautrekssaga. Wie die Refssaga bei Saxo verwertet ist für die Geschichte eines dänischen Königs Gotricus-Godefridus, so wurde sie auch von einem isländischen Sagaschreiber benutzt, der eine Geschichte des Gautenkönigs Gautrekr zusammenstoppelte.

Es ist nicht unmöglich, dass bei der Aufnahme der Refssaga in die Gautrekssaga an der ersteren allerlei Veränderungen vorgenommen sind. In der Gautrekssaga fehlt die Werbung Refs für Gautrekr; der Verfasser der

Gautrekssaga musste sie, wenn sie ihm wirklich bekannt war, fortlassen, da zu Beginn der fertig vorliegenden Hrólfssaga Gautrekr selbst um eine zweite Frau wirbt. Es fehlt auch der Bericht über Refs Tod; kannte ihn der Verfasser der Gautrekssaga, so mag er ihn übergangen haben, weil er ihm von seinem Stoffe abzuliegen schien. Die Notiz über Refs frühen Tod am Schluss der Saga braucht aber nicht darauf zu deuten, dass er eine Darstellung von Refs Ende vor sich hatte, er konnte Refr auch sterben lassen, weil dieser in der Hrólfssaga nicht weiter auftrat. Es bleibt demnach ungewiss, ob die beiden letzten Teile von Saxos Refssaga dem Verfasser der Gautrekssaga noch vorlagen; möglicherweise sind sie bei der üppigen Entwicklung des ersten Teils in Vergessenheit geraten.

Man wird annehmen dürfen, dass die Refssaga der Gautrekssaga auf die bei Saxo aufgezeichnete zurückgeht, da beide isländisch sind und die zweite der ersten um geraume Zeit vorausliegt. Bei der grossen Verschiedenheit der zwei Sögur von Refr und ihrer bruchstückweisen Überlieferung wird sich freilich eine ins Einzelne gehende Entwicklungsgeschichte nicht geben lassen, aber doch kann man die äussern Einwirkungen aufzeigen, die zur Umgestaltung der älteren Saga führten.

Was die Jugendgeschichte Refs angeht, so ist oben auf die Möglichkeit hingewiesen, dass sie schon in der Saga, die zu Saxos Zeit nach Dänemark kam, vorhanden war. Wahrscheinlicher ist es freilich, dass Refr erst in der jüngern Überlieferung zu einem „Kohlenbeisser" wurde, denn die Liste in F. Jónssons deutscher Ausgabe der Egilssaga S. 76 zeigt, dass dieser Typus erst in den spätern Sögur wirklich beliebt wurde. Zu beachten ist, dass der junge Króka-Refr ganz ähnlich geschildert wird wie Refr Rennisson.

In Saxos Refssaga bekommt der Held von Goto einen Goldring, von Gotricus durch sein listiges Benehmen deren zwei. In der Gautrekssaga giebt er dem ersten Fürsten, den er besucht, einen Ochsen und erhält dafür einen

Schleifstein[1]); er giebt den Schleifstein an Gautrekr und erhält dafür einen Goldring; für den Goldring bekommt er weiter ein Schiff und zwei geschmückte Hündchen, für die Hündchen ein Schiff und Helm nebst Brünne, für die Brünne den Oberbefehl über achtzig Schiffe. An Stelle des Empfangs von Gaben ist also eine Art Tauschhandel getreten, der zunächst abwärts geht, dann aber immer grösseren Vorteil bringt. Und unter den Gegenständen die Refr weitergiebt, sind zwei, die in einer isländischen Saga auffallen, der Ochse und der Schleifstein. Das Tauschen wie die beiden genannten Gegenstände erinnern an das deutsche Märchen „Hans im Glück" (Brüder Grimm Nr. 83).

Hans erhält für siebenjährige treue Dienste von seinem Herrn einen Goldklumpen; dafür tauscht er ein Pferd ein, für das Pferd eine Kuh (= dem Ochsen der Refssaga), für die Kuh ein Schwein, für das Schwein eine Gans, für die Gans einen Schleifstein; diesen lässt er schliesslich beim Trinken in den Brunnen fallen.

Von diesem Märchen wurden mir noch folgende Fassungen bekannt:

Brüder Zingerle, Kinder- und Hausmärchen, Bd. II, Regensburg 1854, S. 152: „Die Wette".

P. Asbjörnsen und Jörgen Moe, Norske Folkeeventyr, Christiania 1852, I Nr. 18: „Gudbrand i Lien".

Grundtvigs Sammlung auf der Kgl. Bibliothek zu Kopenhagen, Aeventyr 104,a: „Manden med den fromme kone" (Østjylland, ungedruckt);

b. „Tuskhandelen. Den gode kone" (Vendsyssel, ungedruckt);

c. „Vil du ikke købe, saa kan vi jo bytte" (Vendsyssel, ungedruckt).

d. Tolv moralske Lystigheder, Blandet | med fornøyelig Alvor | Mine kiere Landsmænd | til | Behagelig Tieniste etc. Trykt Aar 1756: „Den Tolvte".

[1]) Die Schenkung des Schildes ist eine Interpolation der jüngern Fassung; s. oben S. XXVII f.

H. C. Andersen, Eventyr: „Hvad fatter gør, er altid det rygtige".

A. Bondeson, Halländska Sagor, Lund 1880, Nr. 23: „Gobben, som bytte sau bra".[1])

Diese Märchen unterscheiden sich in mehreren Stücken gemeinsam von dem bei den Grimms. Es ist ein alter Bauer, der den Tauschhandel führt, und er beginnt ihn mit einer Kuh, die er nach Verabredung mit seiner Frau verkaufen oder vertauschen soll. Die weiteren Gegenstände des Handels weichen in den einzelnen Märchen unbedeutend von einander ab. Schliesslich aber erhält der Bauer ein Stückchen Kot bei Zingerle, Grundtvig b und c, eine Flöte bei Grundtvig d, ein Huhn bei Grundtvig a, einen Sack verfaulter Äpfel bei Andersen; er muss seinen Hahn für das Essen im Wirtshaus hingeben bei A. Bondeson, bei Asbjörnsen und Moe verkauft er den Hahn für zwölf Schillinge, um sich dafür Essen zu kaufen. Nun geht er mit den Herrn im Wirtshaus (Zingerle, Grundtvig c, d, Andersen), mit einem Nachbar (Asbjörnsen, Bondeson), mit dem Käufer des Huhns (Grundtvig b) oder mit der Frau des Predigers (Grundtvig a) eine Wette ein, dass seine Frau mit seinem Handel wohl zufrieden sein werde. Und wirklich sieht die Frau bei jedem neuen Tausch, von dem ihr Mann erzählt, nur das Gute; so ist die Wette gewonnen, und der Bauer erhält die ausbedungene Summe.

In dieser ganzen Märchenreihe beginnt der Handel mit der Kuh, und das ist wohl das Ursprüngliche. Die Belohnung für langjährige Dienste durch einen Goldklumpen ist ein bekanntes Motiv, das z. B. im Rudlieb vorkommt; wenn es im „Hans im Glück" hinzugefügt wurde, so wird auch die Einschiebung des Pferdes zwischen Goldklumpen und Kuh begreiflich. Das letzte Tauschobjekt ist recht verschieden; möglicherweise war es ursprünglich ein

[1]) Die Kenntnis der nordischen Märchen verdanke ich der Güte Dr. A. Olriks. — Mannigfache Abweichungen zeigt das Märchen bei Jón Árnason, Íslenzkar þjóðsögur og Aefintýri II 530: Fjórar skónálar fyrir gullkamb.

Schleifstein. Der glückliche Ausgang des Handels für den Bauer, der durch die Wette herbeigeführt wird, fehlt nur in dem Märchen bei den Grimms.

Ein Märchen dieser Reihe muss mit der ältern Refssaga in Berührung gekommen sein. Sein Inhalt war wohl der, dass ein Bauer für eine Kuh Tiere von geringerem Wert und endlich einen Schleifstein eintauschte. Wahrscheinlich hatte dies Märchen auch den für den Bauern günstigen Schluss. Vor das Geschenk des Goldrings an Refr trat nun das unglückliche Tauschen des Bauern, nach jenem Geschenk wurde das Motiv des Tauschens in umgekehrter Richtung weiter verfolgt, vielleicht im Hinblick auf die glückliche Schlusswendung in den meisten der angeführten Märchen. Dabei durfte man doch von dem Milieu der Isländergeschichten nicht zu sehr abweichen; man liess daher die Mittelglieder zwischen Kuh (Ochse) und Schleifstein weg, und das Tauschen wurde in ein gegenseitiges Beschenken umgewandelt. Die Geschenke aber wurden in der Art gewählt, wie sie an nordischen Fürstenhöfen üblich waren.

Recht häufig kam es vor, dass der Wirt seinem Gaste einen Goldring verehrte. Seltener war natürlich die Schenkung eines Schiffs. Als der noch jugendliche König Sigtryggr silkiskegg dem Gunnlaugr eine Drápa mit zwei Handelsschiffen lohnen wollte, erklärte sein Schatzmeister, dass diese Gabe zu gross sei im Verhältnis zu der Leistung (Gunnlaugss. Kap. 8). König Haraldr gráfeldr schenkte dem Isländer Hrútr beim Scheiden ein Schiff (Laxdælas. Halle Kap. 19,4); Hrúts Brudersohn Óláfr pái erhielt bei seinem ersten Erscheinen in Norwegen von der Königsmutter Gunnhildr ein Schiff nebst Mannschaft, und als er zum zweiten Male ins Land kam, liess König Haraldr selbst ihm ein Handelsschiff ausrüsten; er übergab es ihm mit den folgenden Worten, die ganz ähnlich in der Gautrekssaga wiederkehren: 'Vil ek eigi at þú siglir af Nóregi þetta sumar, svá at þú sér annarra farþegi' (Laxd.

Kap. 22, 10; vgl. Gautrekss. S, 41, 14.).[1]) Wenn Hrólfr kraki den Refr mit Helm und Brünne beschenkt, so ist mir freilich kein Fall bekannt, wo eine Brünne, und nur einer, wo ein Helm zu den Gaben gehört (Hallfreðars. Kap. 9, Forns. S. 104, 20); häufiger kommen Angriffswaffen wie Schwerter und Streitäxte als Geschenke vor. Geschmückte Hündchen, wie Ella sie dem Refr giebt, lassen sich als Geschenk erst im Diplomatarium Norvegicum VIII Nr. 115[7] nachweisen: 'skulum vér senda yðr með Osmundi gullsmið smárakka þá likasto sem vér kunnum til fá at þesso sinni'. Der Brief, dem die Stelle entnommen ist, wurde geschrieben im Oktober 1338; der Absender ist der Bischof Haakon in Bergen, Empfänger der Bischof Salomon in Oslo.

Die Könige, die Refr besucht, sind ausgewählt unter den bedeutendsten Sagenkönigen des Nordens. Ella von England ist der bekannte Gegner des Ragnarr loðbrók; Hrólfr kraki von Dänemark ist der grösste unter den Skjǫldungenherrschern. In Óláfr darf man wohl den historischen Seekönig Óláfr hinn hvíti sehen, der mit seinem Bruder Ívarr 853 Dublin eroberte, den dann isländische Genealogen zum Gatten der Auðr djúpúðga und damit zum Stammvater der Breiðfirðingar machten[2]). Allenfalls könnte man auch an den norwegischen Óláfr liðsmannakonungr denken, von dem die Hrómundarsaga Gripssonar und die Griplur berichten (vgl. Sturl. I 19).

Es liess sich also eine Einwirkung des Märchens vom „Hans im Glück" auf die Refssaga zeigen, es liessen sich zugleich Erweiterungen der Saga aufweisen, die sich daraus ergaben. Dagegen ist es unmöglich, das Aussehen der Saga nach jener Einwirkung im Einzelnen näher festzustellen. Bis die Refssaga sich zu jener Form aus-

[1]) Weitere Schiffe als Geschenke kommen vor in Njála Kap. 82 und 86; Vatnsd. Kap. 16.

[2]) Über ihn handelt unter andern Storm, Kritiske Bidrag til Vikingetidens Historie S. 24, 119. Steenstrup, Normannerne II 120 f., 374 f.

gewachsen hatte, die uns in der Gautrekssaga vorliegt, musste sie noch weitere Wandlungen durchmachen. Refr musste sich durch eine Gabe einen Ratgeber erwerben, der seine Unternehmungen leitet, er musste endlich durch eine letzte List dieses Ratgebers die Tochter Gautreks zur Frau gewinnen.

Schon P. E. Müller Saxo II 249 erwähnt, er habe in seiner Jugend Märchen gehört, in denen ein Bauernsohn durch das Spiel des Schicksals die Hand einer Königstochter gewann. Solche Heiraten kommen in den Märchen der Brüder Grimm mehrfach vor (Nr. 106, 108, 114, 133; Andersen „Tölpelhans"); aber eine — wenn auch entfernte — Ähnlichkeit in den Motiven mit der Refssaga zeigt nur Nr. 64: „Die goldene Gans". Die drei Söhne eines Mannes gehen nacheinander in den Wald, um Holz zu hauen. Den beiden ältesten geht es schlecht, da sie einem grauen Männchen, das sie um einen Teil der mitgebrachten Mahlzeit bittet, nichts abgeben wollen. Der dritte endlich, den man Dummling nannte, zeigt sich mildthätig, und zur Belohnung weist ihm das Männchen einen Baum, unter dessen Wurzeln er eine Gans mit Goldfedern findet. Dummling nimmt sie mit sich ins Wirtshaus; die drei Wirtstöchter, die je eine der Federn ausrupfen möchten, bleiben an der Gans hängen und müssen am nächsten Morgen mitlaufen. Auch der Pfarrer, der Küster und zwei Bauern werden noch vom Zauber erfasst. Dummling geht mit seinem seltsamen Gefolge vor die ernsthafte Königstochter, und diese lacht laut auf. Er sollte nun nach dem Gesetz die Prinzessin heiraten, aber der König, dem dieser Schwiegersohn nicht zusagt, stellt ihm nach einander drei Aufgaben: einen Keller Wein auszutrinken, einen Berg Brot aufzuessen, ein Schiff herbeizuschaffen, das zu Wasser und zu Lande fahren könne. Alle drei Aufgaben löst das graue Männchen und Dummling heiratet die Königstochter.

Das Märchen bei den Grimms hat offenbar zwei einfachere Geschichten vereinigt, die von der Prinzessin, die nicht lachen will, und eine zweite von den Freierproben,

durch die ein Mann niedrigen Standes eine Königstochter gewinnt.

Die Märchen von der Prinzessin, die nicht lachen will, hat R. Köhler (Kleinere Schriften 1,348) zusammengestellt; vier ditmarsische Erzählungen desselben Inhalts hat H. Carstens in der Zeitschr. des Vereins für Volkskunde 3, 456 ff. mitgeteilt. Die Prinzessin, die nicht lachen will, findet man auch in der Kunnewâre des Parzival (III 151) und in der Skaði der jüngern Edda (I 214) wieder.

Die Märchen von einem Jüngling, der durch drei Freierproben die Hand der Prinzessin gewinnt, hat R. Köhler (Kleinere Schriften 1,191—195) behandelt. Uns geht hier nur die mehrfach abweichende Fassung an, die L. Gonzenbach in den Sicilianischen Märchen als Nr. 76 aufgezeichnet hat: „Die Geschichte von Giuseppinu[1])."

Die kinderlose Königin bittet den heiligen Joseph, ihr ein Kind zu bescheeren, und verspricht, es Giuseppe oder Giuseppinu zu nennen. Als Giuseppinu 13 oder 14 Jahre alt ist, bekommt er Sehnsucht, die Welt zu sehen, und entflieht heimlich, da die Eltern ihn nicht ziehen lassen wollen. Bei einem andern König wird er auf die Bitte der Königstochter in Dienst genommen und zum Stallknecht, später zum Lakaien gemacht. Als aber die Tochter den schönen Fremdling zum Manne wünscht, weigert sich der Vater. Auf den Vorschlag seiner Räte sagt er schliesslich seine Einwilligung zu, unter der Bedingung, dass Giuseppinu vorher eine grosse Reise mache und Reichtümer davon mitbringe; man will ihm jedoch hierzu ein schlechtes Schiff geben. Als Giuseppinu im

[1]) Parallelen dazu s. bei Köhler-Bolte, Zu den von L. Gonzenbach gesammelten sicilianischen Märchen, Ztschr. des Vereins für Volkskunde 6, 169; doch bietet nach J. Boltes gütiger Mitteilung nur Pitrè 3, 24 Nr. 116 'S. Micheli Arcangilu e un sò divotu' eine vollständige Parallele; hier ist der Erzengel Michael an Stelle des heiligen Joseph getreten, und das dritte Schiff ist nicht mit Uniformen gefüllt, sondern mit Bohnen, mit denen eine Menge Gefangene der von beiden überwundenen und getöteten tyrannischen Königin gespeist werden, um dann als Soldaten zu dienen.

Stalle von einem Pferdchen, das er lieb gewonnen hat, Abschied nimmt, erscheint ihm der heilige Joseph und rät ihm, er solle den König um ein Schiff mit Salz bitten; er selber wolle mit ihm reisen. Als der heilige Joseph auf dem Schiffe erscheint, wird es gross und stark. In dem Lande, wo man das Salz nicht kennt, verlässt der Heilige das Schiff und tauscht für das Salz eine Ladung Gold ein.

Dem heimkehrenden Giuseppinu verweigert der König auch jetzt noch die Hand seiner Tochter und verlangt eine zweite Reise. Auf den Rat des heiligen Joseph bittet Giuseppinu um ein Schiff mit Katzen. Der Heilige erscheint wieder, macht das Schiff, das noch schlechter ist als das erste, durch seine Gegenwart fest, und verhandelt in dem Lande, wo die Mäuse auf den Tischen herumtanzen, die Katzen für eine zweite Ladung Gold. Noch eine dritte Reise muss Giuseppinu unternehmen, und nun bittet er auf den Rat Josephs um ein Schiff mit Soldatenanzügen. Ganz schlecht ist das Schiff, das er erhält, wird aber stark und schön, als der Heilige darauf erscheint. Auf dem Meere begegnen sie einer feindlichen Flotte mit vielen Soldaten. Der feindliche Heerführer schlägt Giuseppinu einen Kampf vor. Dieser — der immer nach dem Rate des heiligen Joseph handelt — macht aus, wer verliere, müsse dem andern sein Schiff geben. Giuseppinu verliert sein Schiff und setzt für einen zweiten Kampf die Soldatenanzüge gegen die Soldaten des Feindes. Er siegt diesmal und erhält die Soldaten. Er kleidet sie in seine Uniformen und marschiert gegen die Stadt, in der der König wohnt. Als dieser die Feinde heranziehen sieht, erschrickt er und giebt seine Tochter dem Giuseppinu zur Frau.

Bei allen Verschiedenheiten im Einzelnen stimmen das deutsche und das sicilianische Märchen im Gang der Handlung überein: Der Sohn eines einfachen Mannes in der deutschen, ein Königssohn in niederer Verkleidung in der italienischen Darstellung, der um die Hand der

Königstochter wirbt, muss drei Proben bestehen; er besteht sie glücklich mit Hilfe eines Dritten, der ihm irgendwie verpflichtet ist; das graue Männchen hilft dem Dummling, weil dieser ihm von seinem Essen mitgeteilt hat, der heilige Joseph hilft seinem Schützling, weil dieser von der Mutter auf seinen Namen getauft ist. Die Freierproben selbst sind in den zwei Märchen durchaus verschieden und haben ihre Entsprechungen in verwandten Märchenreihen. Für unsere Saga wichtig ist nur die dritte Probe der sicilianischen Aufzeichnung: Mit einer Streitmacht, die er auf abenteuerliche Weise sich verschafft hat, erschreckt der Freier den König und erlangt dadurch endlich dessen Tochter zur Frau.

Eine Form des Märchens, die der sicilianischen ähnlich war, muss irgendwie in den Norden gelangt sein und auf die Refssaga eingewirkt haben[1]). Aus ihr gingen die Motive, dass der Held auf den Rat seines Beschützers handelt und dass er dem König durch eine eben erworbene Streitmacht die Einwilligung zur Heirat abzwingt, in die Saga über. Die zwei ersten Freierproben, welcher Art sie auch in dem erschlossenen Märchen gewesen sein mögen, mussten unterdrückt werden, wenn dem Refr bereits eine Reihe Handelsfahrten beigelegt war.

Leider lässt sich nicht näher ermitteln, wie der Bericht von der Gewinnung der Hilfe Óláfs in der Refssaga entstanden ist. In dem zu Grunde liegenden Märchen gewann der Held die Heeresmacht, mit der er den König schreckt, wohl durch einen Kampf wie in der sicilianischen Überlieferung. Dieser Bericht mag in Rücksicht auf den Geschenke gebenden und empfangenden Refr umgestaltet sein, doch so, dass das alte Motiv noch in dem Kampfe Refs mit Refnefr erhalten blieb.

Refnefr (= Fuchsnase) steht kaum, wie Olrik Sakse II 138 meint, in Beziehung zu dem Ulfo der Refssaga Saxos. Er ist eine Neubildung und erinnert etwa an

[1]) Drei Freierproben besteht auch Gǫngu-Hrólfr für Vilbjálmr; Gǫngu-Hrólfss. Kap. 15—18.

Ubbi, den Ratgeber Karls in der Mágussaga Kap. 10, der gleichfalls auf unredliche Weise seinem Herrn eine Ausgabe erspart. Wenn Refnefr im Kampfe mit Refr den Helm gewinnt und auf ihm tief unten zum Troll wird, so kann man dazu die Stelle aus der Vǫlsungasaga (Kap. 14) anführen, wo es von Fáfnir heisst, dass er das Nibelungengold bewachte 'ok varð síðan at inum versta ormi ok liggr nú á því fé.' Näher steht noch eine Stelle in der Hálfdanarsaga Eysteinssonar Kap. 26: Der Viking Agnarr geht lebendig in den Grabhügel mit seiner ganzen Schiffsladung 'ok trylldist á fénu.'

Dem Helfer des Märchens entspricht in der Refssaga der Jarl Neri. Man hat ihn von je her (P. E. Müller Sagabibl. II 588) dem Jarl Nereiðr oder Neriðr gleichgesetzt, der in historischen Schriften genannt wird [1]). In der ältesten uns erhaltenen Fassung der Landnáma, der sogenannten Sturlubók (1240—60 nach F. Jónsson Litt. Hist. II 589) wird Nereiðr zum Vorfahren eines sonst unbekannten Landnehmers Ormr enn gamli gemacht: 'Ormr enn gamli, son Eyvindar jarls, Armóðs sonar jarls, Nereiðs sonar jarls ens gamla' (Landn. V 13, Isl. Ss. I 317). In der Hauksbók wird, wenn man eine offenbare Auslassung des Schreibers nach den andern Handschriften der Landnáma ergänzt, dem Neriðr noch der zweite Beiname 'hinn sínki' beigelegt [2]). Aus der Stelle der Sturlubók, die die ursprüngliche Landnáma am treusten wiedergiebt, geht hervor, dass isländische Genealogen um 1200 einen norwegischen Jarl Nereiðr hinn gamli kannten. Der Beiname 'hinn sínki' scheint aus der Refssaga hergenommen zu sein; leider lässt sich nicht entscheiden, ob Haukr Erlendsson ihn selbständig zufügte oder ihn der Landnámarecension des Styrmir (vor 1240)

[1]) Die alte Form Neriðr ist erhalten in dem Genitiv Neris, der sich im ersten Kapitel der älteren Hrólfss. Gautrekss. findet; vgl. Detter S. 3 Note 3.

[2]) Nach 'Armóðssonar jarls' hat die Hauksbók nur 'hins sínka' die Melabók wie die spätern Hss. aber: 'Nereiðssonar jarls, hins gamla ok sínka'.

entnahm, die ihm neben der Sturlubók als zweite Quelle vorlag.

Nereiðr hinn gamli wird ferner erwähnt in der Óláfssaga helga (Hskr. ed. F. Jónsson II 44; Ól. helg. Christ. 1853 S. 31): Ásta, die Mutter Óláfs des Heiligen lässt 1015 ihren zweiten Gatten, den König Sigurðr sýr auffordern, dem Óláfr Hilfe zu leisten, 'ok bað þess, at þú skyldir meirr líkjask í ætt Haraldz ins hárfagra at skaplyndi en Hrana mjónef, móðurfǫður þínum, eða Nereið (Næreið im Cod. Holm. 2, 4to) jarli inum gamla, þótt þeir hafi verit spekingar miklir'. Hier wird auch die Klugheit des Nereiðr erwähnt und möglicherweise eine Verwandtschaft mit dem norwegischen Königshause angedeutet, aber über die Art dieser Verwandtschaft lässt sich nichts ermitteln. Wenn die Rede der Ásta, was nicht unmöglich ist, auf alter Überlieferung beruht, so würde dieses Zeugnis für Neriðr in den Anfang des 11. Jahrhunderts zurückreichen.

Der Jarl Neriðr wird ferner genannt im 15. Kap. der Fagrskinna (ed. Munch und Unger S. 10). In diesem und den folgenden Kapiteln wird das, was gewöhnlich von Gyða Eiríksdóttir und ihrem Verhältnis zu Haraldr hárfagri erzählt wird, übertragen auf eine Ragna aus Þótn, deren sonst unbekannte Vorfahren der Verfasser genau anzugeben weiss. Als der zwölfjährige Haraldr sich um die Liebe des gleichfalls zwölfjährigen Mädchens bewirbt, weist sie ihn zurück mit den Worten, sie wolle zunächst gewahr werden, 'hvárt heldr skulu verða arfar Neriðs hins ráðspaka, frænda yðars, herra konungr, þér eða synir Gandálfs'. Der König antwortet ihr zornig, sie aber erklärt, sie wolle nur den zum Manne nehmen, der sich alle Norweger unterwerfe. Storm hat in seinem Buche Snorre Sturlassöns Historieskrivning S. 115 über die Kapitel 15 bis 19 der Fagrskinna gehandelt und allerlei Anstössiges darin nachgewiesen. Die Kapitel finden sich nur in der jüngeren Fagrskinna aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts; sie stehen recht unpassend erst nach der Schlacht im Hafrsfjǫrðr, und endlich ist von Haralds Eide, sich ganz

Norwegen zu unterwerfen, schon vorher in Kap. 12 berichtet. Kap. 15—19 sind demnach wohl als ein Einschub in die Fagrskinna anzusehen; Ragnas Heimat Þótn und ihr Stammbaum lassen vermuten, dass sie eine Sagenvariante aus Südnorwegen darstellen, die in die ebenda aufgezeichnete jüngere Fagrskinna (Hs. A bei Munch-Unger) Aufnahme fand (Vgl. F. Jónsson, Litt. Hist. II 632). Hier heisst nun Neriðr nicht nur 'hinn ráðspaki' und ein Verwandter des Haraldr hárfagri, es scheint auch sein Reich angedeutet zu sein, wenn Ragna gewahr werden will, ob Haraldr oder die Söhne Gandálfs das Erbe des Neriðr erlangen würden. Diese Worte enthalten eine Ungenauigkeit; Hálfdanr svarti kämpft gegen die Gandálfssöhne Hýsingr und Helmingr und diese fallen im Kampfe (Hálfd. s. sv. Kap. 4; Hskr. I 89 f. F. J.); Haraldr selbst hat es nach seinem Regierungsantritt mit Gandálfr und dessen Sohn Haki zu thun (Har. s. hárf. Kap. 1; Hskr. I 98 f.); in der Fagrskinna sind die Gegner des Vaters zu denen des Sohnes geworden. Es handelt sich bei diesen Kämpfen um den Besitz des nördlichen Teils von Vingulmǫrk, wie die Landschaft an der Mündung des Glommen von alters her hiess. Guðrøðr hinn mikilláti erhielt die Hälfte von Vingulmǫrk durch Heirat mit Álfhildr, der Tochter des Königs Alfarinn von Álfheimar[1]), nach seinem Tode ging das Land den Ynglingen wieder verloren (Yngl. s. Kap. 48. 49); Hálfdan svarti unterwarf nach der Besiegung der Gandálfssöhne ganz Vingulmǫrk (Hálfd. s. sv. Kap. 4; Hskr. I 90); Haraldr hárfagri musste abermals um den Besitz dieses Landstrichs kämpfen und eignete sich das Reich südlich bis zum Glommen zu, also den nördlichen Teil von Vingulmǫrk (Har. s. hárf. Kap. 2; Hskr. I 100). Danach müsste man in Vingulmǫrk das Erbe des Neriðr sehen und in ihm einen geschichtlichen oder sagenhaften Herrscher jener Landschaft erkennen. Dafür spricht, dass der Name Neriðr noch einmal in Vingulmǫrk in der Nähe

[1]) Álfheimar = das Land zwischen Glommen (= Raumelf) und Götaelf.

von Sarpsborg vorkommt; ein Lehnsmann des Magnús blindi trägt ihn, der 1134 von Haraldr gilli gehängt wurde. Sonst ist der Name in der nordischen Litteratur kaum mehr nachzuweisen. Nur im Diplomatarium norvegicum kommt er mehrfach vor. Munch (Det norske Folks Historie I, 1, 342 Anm.) zählt im I. Bande des Diplomatariums 13 Diplome mit dem Namen Nerid, von denen 11 aus Thelemarken und Grenland, 2 aus Vestfold stammen. Er verlegt daher das Reich des Nerid nach Grenland. Diese Ansetzung von Neriðs Reich, die allein auf den Namen der Diplome beruht, ist noch weniger sicher wie die oben versuchte, die von den interpolierten Kapiteln der Fagrskinna ausging. So viel steht aber fest, dass sich keine Beziehungen Neriðs zu den Upplǫnd nachweisen lassen; mit ihnen hat wohl erst der Bearbeiter der Gautrekssaga den Jarl belehnt, um ihn an ein norwegisches Königsgeschlecht anknüpfen zu können.

Die geographischen Angaben des Bearbeiters von dem Reiche Neris sind übrigens wenig klar. „Vestra-Gautland", sagt er im ersten Kapitel, „liegt zwischen Norwegen und Schweden fyrir austan Kjǫlu alla." Damit ist aber nicht das eigentliche Vestra-Gautland bezeichnet, sondern Værmaland, das freilich mit dazu gerechnet werden durfte[1]). Wenn es dann weiter heisst, die Gautelfr trenne die Upplǫnd und Gautland, so ist

[1]) Geijer Geschichte Schwedens I 60 bemerkt: „Wermland wurde in älteren wie in neueren Zeiten zum Gothenland im weitern Sinne gerechnet." Prof. Noreen teilt mir auf meine Anfrage mit: „Diese Landschaft wird von unsern ältern Geographen bald zu Svealand, bald — und wohl etwas häufiger — zu Götaland gerechnet (jetzt immer zu Svealand). In kirchlichen Dingen war sie im Mittelalter mit Västergötland vereint [vgl. Adam v. Bremen IV 24]; vor dem 13. Jahrh. (zu welcher Zeit Värmland einen besondern Gesetzsprecher hatte) vielleicht auch in juridischer Hinsicht. Im Grossen und Ganzen ist sie von Västergötland aus besiedelt worden, und die jetzige Mundart stimmt noch im Wesentlichen mit dem Västgötischen überein." — Aus der isländischen Litteratur ist mir allerdings keine Stelle bekannt geworden, aus der sich die Auffassung, Värmland sei als ein Teil von Västergötland betrachtet worden, erweisen liesse.

diese Angabe, selbst wenn man Værmaland als einen Teil von Gautland ansieht, einfach unrichtig, mag man nun unter Upplǫnd die norwegischen Bezirke dieses Namens oder — was unwahrscheinlich ist — die schwedischen Upplǫnd nördlich von Stockholm verstehen. Als das Reich des Jarls Neri bezeichnet der Bearbeiter die (norwegischen) Upplǫnd und den Teil von Gautreks Reich, der den Upplǫnd am nächsten lag (Ausg. S. 26,9 ff.). Danach hätte Neri über die Upplǫnd und über Værmaland geherrscht, und er musste auch noch einen weiten Strich Landes bis zum Skager Rack hinunter besessen haben, denn als Refr mit Óláfs Flotte nach Gautland segelt, kommt er zunächst nach dem Reiche Neris. Dies Reich hat also bei dem Bearbeiter fast übergrosse Ausdehnung angenommen, es verdankt sie aber wohl allein der Absicht des Bearbeiters, den Neri mit dem hǫrðaländischen Königshause in Verbindung zu bringen. — Die ältere Gautrekssaga nennt Neri einen Jarl in Gautland; sein Reich dachte sie sich an der Westküste des südlichen Schwedens; denn auch hier kommt Refr, als er mit Óláfs Schiffen nach Gautland fährt, zuerst zu Neri, und dieser erklärt selbst, dass sein Reich durch den Ankömmling zunächst gefährdet sei (Ausg. S. 68, 26 f.). Ich wage nicht zu entscheiden, ob der Verfasser der ältern Gautrekssaga — oder vielmehr der jüngern Refssaga — den Jarl, dessen Heimat er nicht kannte, an die Westküste Gautlands versetzte, oder ob ihm vielleicht Neriðr als Herrscher von Vingulmǫrk bekannt war und er sein Reich nach Ránríki (Bohuslän) bis zur Götaelf ausdehnte, wobei er dann dies umstrittene Grenzland zwischen Norwegen und Schweden als alten gautischen Besitz ansah.

Und was ist nun aus Refr selbst geworden, während die Saga von ihm so bedeutende Wandlungen durchmachte? Er ist nicht mehr derjenige geblieben, als den sein Name ihn bezeichnet — das schlaue Füchslein. Durch die Märchenmotive, die der ältern Saga sich anfügten, hat sein Wesen etwas Zwiespältiges bekommen.

Er ist einmal ein einfacher Bauernsohn. Da das Erscheinen eines Isländers bei den berühmten Sagenkönigen Hrólfr kraki und Ella anstössiger war als bei Gautrekr, von dessen Regierungszeit wohl nur Leute von tüchtigem historischen Wissen eine klare Vorstellung hatten, liess man ihn auf Rennisö[1]), der Heimat des Eirikr málspaki, geboren sein und gab ihm einen Vater Rennir bei, dessen Name natürlich aus dem der Insel abgeleitet ist. Seine geistigen Gaben sind nicht hervorragend; er handelt überall nach der Vorschrift seines Beraters Neri; aber „er macht sein Glück bei den Königen durch naive Zutraulichkeit und Liebenswürdigkeit." „In Refs Handlungen zeigt sich der bescheidene Mann aus geringem Stande, gleich zuerst wie er mit seinem Ochsen herangezogen kommt und ihn dem Jarl giebt, und dann später, wie er immer weiter vorwärts kommt, indem er weggiebt, was er hat; hier gleicht er Auðunn (vestfirðzki), aber macht noch in höherem Grad sein Glück, indem er dem Rate des Jarls folgt (Olrik Sakse II 137)."

Daneben aber treten andere Züge hervor, die bei näherer Betrachtung zu dem Bilde des Mannes nicht zu stimmen scheinen. Er wird des Königs Schwiegersohn. Daher wird ihm ein reicher Jarl als Muttervater beigelegt. Daher ist er in der Jugend ein Kohlenbeisser wie andere Helden der spätern Fornaldarsögur. Er bewährt auch seine Tapferkeit in dem schweren Kampfe mit Refnefr und wird so der Königstochter würdiger.

Jedoch treten diese kleinen Widersprüche in Refs Charakter nicht stark hervor. Die verschiedenen Eigenschaften sind geschickt mit einander verbunden, so dass die Refssaga sicher nicht zu den schlechtesten Erzeugnissen isländischer Kunst gehört.

Für die jüngere Refssaga haben wir möglicherweise ein chronologisches Zeugnis. Bugge hat im Bidrag til den

[1]) D. i. eine Insel im Stavangerfjord, also in Rogaland; s. Saxo I 205.

ældste Skaldedigtnings Historie S. 88 f. wahrscheinlich gemacht, dass der Refr ryzki des Skáldatals eigentlich ein Refr rygski, d. h. aus Rogaland ist und dem Refr frá Rennisey gleichgesetzt werden muss. Hat er hiermit — wie ich meine — recht, so muss die jüngere Refssaga um 1265, wo das Skáldatal entstand, fertig gewesen sein; auch die Strophe des Refr wird damals schon vorhanden gewesen sein, denn wohl nur ihretwegen wurde er unter die Skalden aufgenommen.

2. Der Gauta-þáttr.

Der erste Teil der Gautrekssaga enthält die Geschichte der Geburt des Helden. König Gauti von Gautland kommt zu einem Bauern und erzeugt mit dessen Tochter Snotra oder Snót einen Sohn Gautrekr. Dass König und Bauerntochter einen Sohn haben, ist ein nicht ungewöhnliches Motiv in der Heldensage; A. Olrik hat die nordischen Beispiele in seinem Sakse I 48 f. zusammengestellt. Aus der Geschichte bekannt ist das Paar Harald blaatand und Saumæsa, deren Sohn Sveinn tjúguskegg später auf dem dänischen Throne sass (Jómsvík. s. efter AM 291, 4° S. 43 ff.). Aus Saxo sind zu nennen Regnerus und die Bauerntochter mit ihrem Sohn Ubbo (I 451) wie Fridlevus und die Tochter des Grubbus mit ihrem Sohn Olavus (I 271). Aus den Fornaldarsögur steht am nächsten das Paar Án bogsveigir und Drífa.

Aber dieses Sagenmotiv ist nur das Band, vermittelst dessen das Märchen von den Dalafiflar an Gauti-Gautrekr geknüpft wird. Wer die Verbindung vorgenommen hat, lässt sich nicht sicher sagen; vielleicht hat erst der Verfasser der Gautrekssaga den Gauti zum Gast der einsamen Bauern gemacht, vielleicht war auch Gauti schon vorher an die Stelle eines uns unbekannten Helden getreten.

Das Märchen von den Dalafiflar spielt nach unserer Saga in Gautland, nach der jüngern Gautrekssaga auf der Grenze von Gautland und den Upplǫnd, aber sowohl in

den Umrissen der Erzählung als in einzelnen Motiven zeigt es eine unverkennbare Verwandtschaft mit einer Reihe isländischer Volkssagen, die in Jón Árnasons Sammlung unter den Útilegumannasögur aufgezeichnet sind[1]). Diese Sagen erzählen von Menschen, die, durch eine Schuld von der bürgerlichen Gemeinschaft ausgeschlossen, sich in die weiten Einöden Islands zurückgezogen haben und dort, ängstlich gemacht durch die drohende Gefahr der Entdeckung, ein leises Leben führen, bis ein Fremder in ihre Mitte tritt und die Tochter des Verbannten zum Weibe gewinnt.

Der Eintritt in das einsame Haus muss erzwungen werden in der Gautrekssaga wie in der Saga af Ásmundi á Fjalli (Jón Árnason II 264) oder in der Erzählung vom Sendisveinn Skálholtsbiskups (Jón Árn. II 279 f.). Alles ist nett eingerichtet bei den einsam Wohnenden in der Gautrekssaga (Ausg. S. 50, 19; 51, 16) wie in der Visitaziuferð Skálholtsbiskups (Jón Árn. II 253): 'Alt var haglega smíðað, hreint og þokkalegt'. Ängstliches Schweigen herrscht sowohl im Hause Skafnartungs als bei den Útilegumenn; 'allir þögðu' heisst es beim Eintreten Jóns in das Haus (Jón Árn. II 253), und in der Saga Jón bóndi og útilegumaðurinn sagt die stúlka, die den Ankömmling bedient: „þeir áttu að vera kyrrir; ein anderes Wort sprach sie nicht." Als dann Jón in das grössere Haus eintritt, bemerkt er selber: 'Hér er þögult fólk, en þó svipmikið' (Jón Árn. II 177). Erst als alle zu Bett gegangen sind, erscheint in der Gautrekssaga Snotra vor dem Lager Gautis, um ihm von den Bewohnern des Hauses Kunde zu geben[2]); in ähnlicher Weise sucht der Sendbote des

---

[1]) Jón Árnason II 260: Suðurferða-Ásmundur; 263: Saga af Ásmundi á Fjalli; 266: Dalbúinn; 276: Jón frá Geitaskarði; 283 Kaupamaðurinn; 296: Sveinn flóafíl; man vgl. ferner II 175: Jón bóndi og útilegumaðurinn und II 253: Visitaziuferð Skálholtsbiskups.

[2]) Das Motiv, dass der Gast den Besuch der Haustochter in seinem Bette empfängt, ist im französischen Epos mehrfach belegt; vgl. Heinzel Ostgotische Heldensage S. 86.

Skálholtbischofs die Bauerntochter im Bette auf und erfährt von ihr, wie es um die Familie steht (Jón Árn II 280). Eine — freilich keusche — Geschwisterehe besteht in dem Hause Skafnartungs; wegen einer Geschwisterehe aber haben sich die meisten der Útilegumenn in die Einöde geflüchtet. Der Ankömmling heiratet gewöhnlich die Tochter des Verbannten; bisweilen hat er mit ihr schon vorher — freilich nicht in der ersten Nacht seines Aufenthalts wie Gautrekr — ein Kind gezeugt (Jón Árn. II 164. 273).

Die nachgewiesenen Übereinstimmungen und Berührungen stützen die Annahme, dass das Märchen von den Dalafiflar auf isländischem Boden ausgebildet ist, dass wir es als eine Art Vorläufer der Útilegumannasögur betrachten dürfen.

Aber unser Märchen unterscheidet sich von den modernen isländischen Volkssagen durch eine ganze Reihe neuer Motive, die es in sich aufgenommen hat.

Da ist zunächst der Gillingshamarr, auf den die zum Sterben entschlossenen Eltern von den Kindern hinaufgeführt werden, und der Aetternisstapi (die Geschlechtsklippe), von dem sie sich hinabstürzten[1]). J. Grimm hat RA 486—490 (vierte Ausg. I, 669—675) über das Töten der Eltern durch die Kinder gehandelt; er hat Zeugnisse für die barbarische Sitte aus den verschiedensten Ländern beigebracht[2]). Er stellt neben die Aussagen älterer Historiker auch Nachrichten neuerer Reisender, und diese letzteren liessen sich aus der spätern Reiselitteratur noch erheblich vermehren. Die Angaben der Historiker werden durch die Berichte der Reisenden bestätigt, und man wird das Töten erwerbsunfähiger Greise in

[1]) 'leiddu þau (die Kinder) fǫður ok móður ok þrælinn fyrir ætternisstapa (Ausg. S. 54,18ff., 55,17ff., 32f.) kann freilich nur bedeuten „sie führten den Vater, die Mutter und den Knecht zum 'fara fyrir ætternisstapa'. Doch glaubte ich im Folgenden den Fall, dass die Eltern sich freiwillig töteten, von dem, dass sie durch die Kinder getötet wurden, nicht trennen zu müssen.

[2]) S. besonders die 4. Ausgabe der RA, wo die Belege aus J. Grimms Nachlass stark vermehrt sind.

frühhistorischer Zeit für ebenso gut beglaubigt ansehen müssen als das Aussetzen schwächlicher Kinder[1]).

J. Grimm hat RA⁴ I 674 darauf hingewiesen, dass die Erzählung der Gautrekssaga sich berühre mit einer Stelle des Plinius über die Scythen (Hist. nat. 4,12) und noch näher mit einem Satz des Pomponius Mela (de situ orbis 3,5) über dasselbe Volk: 'Habitant lucos silvasque et ubi eos vivendi satietas magis quam taedium cepit, hilares redimiti sertis semetipsi in pelagus ex certa rupe praecipites dant'. Aber er hat auch — gewiss richtig — bemerkt, dass der Verfasser der Gautrekssaga diese Stellen schwerlich gekannt habe.

Das Motiv des Aetternisstapi kann auf Island selbst ausgebildet sein, denn wie es scheint, war der grausame Brauch, die alten Leute zu töten, auch hier noch nicht ganz vergessen. Darauf deuten einige Stellen hin, die J. Grimm RA⁴ I 670 anführt. Nach der jüngern Óláfssaga Tryggvasonar (FMS. II 225ff., Flat. I 437f.) wurde in Island zur Zeit einer Missernte und Hungersnot beschlossen, alle Greise, sowie die Lahmen und Siechen aufzugeben und verhungern zu lassen. Der Beschluss kam freilich nicht zur Ausführung, da der grösste Häuptling des Bezirks, Arnórr kerlingarnef, durch seine Mutter umgestimmt wurde. Auch in der Reykdælasaga (Isl. Forns. II 32) macht der Tempelgode Ljótr in einem harten Winter den Vorschlag, die Kinder auszusetzen und die Greise zu töten, aber er dringt nicht damit durch. Endlich wird in dem Anhang zur Landnáma, den man dem Björn Jónsson zuschreibt, erzählt, dass um 970 zur Zeit einer Hungersnot „einige die Greise und Untüchtigen töten und von den

[1]) Über mittelalterliche Erzählungen, denen die alte Sitte, die Greise zu töten, zu Grunde liegt, vergleiche man: G. Polívka, Seit welcher Zeit werden die Greise nicht mehr getötet? Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 8, 25ff. P. führt slavische Parallelen zu Paulis Erzählung in Schimpf und Ernst No. 442 an, sowie auch eine weissrussische Erzählung, die er als ein Zeugnis für das wirkliche Bestehen der barbarischen Sitte ansieht.

Felsen herabstürzen liessen (Isl. Ss. I 323)." Mag man diese Angaben nun für historisch halten oder nicht: in einem Lande, wo derartige Berichte umgingen, mag wohl noch eine blasse Erinnerung an jenen alten Brauch gelebt und Anlass gegeben haben zur Erfindung des Aetternisstapi. Aber das ist freilich nur eine Möglichkeit; das Motiv des Aetternisstapi kann auch von auswärts nach Island gekommen sein.

Der Fels, auf den das Elternpaar geht, führt den Namen Gillingshamarr; Gillingr aber ist nach der ältern Gautrekssaga der Hausvater der einsamen Leute, nach der jüngern der älteste Sohn. Nun scheint zwar die jüngere Gautrekssaga das Ursprüngliche bewahrt zu haben, da Skafnartungr, den sie als den Vater bezeichnet, am Morgen von Gauti um neue Schuhe angegangen wird. Aber Gillingr gehört doch entschieden zum Gillingshamarr; der Fels kann nur von dem, der im Märchen zuerst von ihm herabgestürzt wird, den Namen bekommen haben. Ausserdem nimmt der Name Gillingr — der Vater des Riesen Suttungr heisst so — eine Sonderstellung ein unter den in humoristischer Absicht erfundenen Namen der andern Familienmitglieder. Möglicherweise gehörte Gillingr einmal allein zum ætternisstapi; er mag eine Tochter gehabt haben mit Namen Snót, d. i. die Frau, wie in der Hs. E.

Gillingr braucht von Anfang an gar nicht als ein Geizhals gedacht zu sein; Geiz ist in der ältern Gautrekssaga bei ihm kaum angedeutet, er geht in den Tod lediglich weil ihm die Ankunft des Königs als ein überaus furchtbares Ereignis erscheint. Dagegen sind seine Söhne erfunden als Beispiele eines um den Lebensunterhalt bänglich besorgten Geizes. Von den kleinen Geschichten, die ihnen beigelegt werden, ist nur die eine nochmals zu belegen: Dass der geizige Wirt die Riemen aus den Schuhen zieht, die er dem Fremden giebt, wird nicht nur von Skafnartungr, sondern bei Saxo S. 279 auch von dem Irenkönig Hugletus erzählt. Die andern Geizhalsgeschichten

vermag ich sonst nirgends nachzuweisen, aber sie stammen wohl aus der Volksüberlieferung und sind nicht für unser Märchen besonders erfunden.

Die Namen der Gillingssöhne sind ihrem Charakter wohl angepasst. Skafnartungr ist der „Borke-nager"; denn 'skaf' ist die Baumrinde, die in Norwegen als Viehfutter benutzt, zu Zeiten der Not aber, wie die Strophe des Sighvatr Flat. II 393 (= FMS V 210) lehrt, auch von Menschen gegessen wurde, und 'narta' wird bei Vigfússon wiedergegeben durch „to pinch slightly as a mouse does." Fjǫlmóðr oder Fjǫlmóði ist nach den Lexicis 'tringa maritima', der Uferläufer; Guðbrandr Vigfússon bemerkt in seiner Einleitung zu Jón Árnasons þjóðsögur S. XI: Fjölmóðr er fuglsheiti, og er allra fugla minstr og lítilsigldastr, og er því kallað Fjölmóðarvíl, ef menn fjargviðrast út af litlu efni. Der Name des kleinen Vogels mit der klagenden Stimme, von dem auch der Ausdruck Fjölmóðarvíl für ein Jammern ohne Grund hergenommen ist, passte vortrefflich für den ängstlichen Sohn Gillings, der von den Schnecken, die über seine Goldplatten kriechen, Verringerung seines Besitzes befürchtet. Der dritte Name, Imsigull, lässt sich nicht so sicher deuten. Da Imsigull den Acker erbt, so ist die Auffassung des zweiten Teils als „Igel" wohl zweifellos; der erste Teil des Namens kann wohl nur der Genetiv des Neutrums 'ím' = Staub sein: wir hätten dann hier ein uneigentliches Kompositum und müssten 'Íms-igull' mit „Staubigel, Erdigel" übersetzen. 'Heims-igull' in LK ist offenbar nur eine Entstellung daraus.

Der Name von Gillings Frau Tǫtra ist von 'tǫturr' = Lumpen abgeleitet und bedeutet also „die Zerlumpte". Fjǫtra wird von einem Verbum 'fjatra' stammen, das H. Ross in seinem Norsk Ordbog aus norwegischem Dialekt belegt. Er übersetzt das Wort mit „wiederholte kleine unsichere, wenig beherrschte — strauchelnde, stolpernde, tastende Bewegungen machen; besonders: stotternd, tastend, blöde schwatzen; unsicher und sinnlos reden" und stellt

dazu das männliche Nomen agentis Fjatre und das weibliche Fjotra. Der Name wäre demnach etwa mit „Faseltrine“ wiederzugeben[1]).

Ist die vorgetragene Erklärung von Fjǫtra richtig, so lässt sich vielleicht auch eine Deutung des schwierigen Namens Hjǫtra geben, der mit der Hs. E wohl richtiger als Hǫtra anzusetzen ist. Wenn Hǫtra zu Hjǫtra wurde in Folge einer Einwirkung von Fjǫtra her, so ist auch Hǫtra möglicherweise gebildet in Anlehnung an Tǫtra Fjǫtra und geht auf das von H. Ross belegte hotta znrück, das unter anderm bedeutet: „wippend und hüpfend umherlaufen; umherhüpfen; meist von Kindern.“ Hǫtra entspräche dann ungefähr einem deutschen „Hoppsliese“. Diese Deutung ist natürlich sehr unsicher, durfte aber bei der oft recht willkürlichen Namengebung der Märchen immerhin mitgeteilt werden.

Die dritte Schwester Snotra ist natürlich „die Kluge“. War, wie oben als möglich hingestellt ist, das Snót der Hs. E der ursprüngliche Name, so hätte auch hier eine Anlehnung an die Namen der andern Schwestern stattgefunden[2]).

Die besprochenen und andere nicht besprochene Sagenzüge mögen sich auf Island zu dem Märchen von den Dalafíflar zusammengefügt haben. Das wird wahr-

[1]) Der Name Fjǫtra kommt ausserdem vor in einer Kenning des Árni bróðir, der zu Anfang des 14. Jahrh. lebte (Sn. E. II 632; vgl. G. Þorláksson Udsigt S. 166), ferner als ókend heiti in einer Strophe der späten Viglundarsaga (G.Vigfússons Ausg. S. 82) und in den jüngern Þulur aus der zweiten Hälfte des 13. Jhrh. (Sn. E. II 490; vgl. F.Jónsson Litt. Hist. II 175). Sv. Egilsson hält Fjǫtra für einen Valkyrjennamen und vergleicht damit die Herfjǫtur in den Grimnismál v. 36, die im Cod. Upsal. der Snorra Edda Herfjotra heisst. Diese Deutung passt aber sicher nicht für die Fjǫtra unseres Märchens. Wenn Egilsson Recht hat, so steht die Fjǫtra der Gautrekssaga abseits von den andern. Aber vielleicht ist gerade sie es, die späten Dichtern den Namen lieferte, dessen spöttische Bedeutung bereits in Vergessenheit geraten war.

[2]) Ist Snót wirklich der ältere Name für Snotra, so gehörte wohl einmal Gilingr mit Snót zusammen, Skafnartungr, Fjǫlmóðr, Imsigull mit Tǫtra, Fjǫtra, Hjǫtra.

scheinlich gemacht einmal durch die Aufzeichnung auf Island, dann aber auch durch die Berührungen mit den Útilegumannasögur. Das Motiv von dem ætternisstapi mag auf eine dunkle Erinnerung der Isländer an eine längst vergangene Zeit zurückgehen. Von den Gillingssöhnen scheint Fjǫlmóðr nach Island zu weisen, Skafnartungr durch seinen Namen und Imsigull durch Namen und Besitz eher nach Norwegen. Die Namen der Fjǫtra und Hǫtra sind oben aus norwegischen Dialektwörtern erklärt; aber es ist natürlich nicht ausgeschlossen, dass diese Wörter auch einmal auf Island bekannt waren.

Werfen wir noch einen Blick auf die kunstvolle Darstellung des Märchens besonders in der ältern Fassung der Saga! Was uns daran vor allem anzieht, ist der Umstand, dass der naive Stoff in kurzer, mehr andeutender Form wiedergegeben wird. Nirgends werden die Gründe, aus denen diese ängstlichen Menschlein handeln, breiter ausgeführt, das Ganze ist in die nebelhafte Ferne des Wunderbaren gerückt. Der Bearbeiter hat viel von der Wirkung der ältern Darstellung zerstört, indem er in seinem Hange zu nüchterner Deutlichkeit alles besser begründen wollte und die Reden der handelnden Personen aufschwellte.

Wunderbarer Weise hat man das Märchen von den Dalafíflar wie auch die Sagen von Gautrekr und Hrólfr als historische Quellen gefasst. Als Olaus Verelius 1664 die beiden Sögur zum ersten Mal herausgab, glaubte er seinem Volke das älteste Denkmal seiner Geschichte zu erschliessen. Die Archäologen suchten die ætternisstapi in Gautland und fanden nicht nur eine, sondern eine ganze Reihe solcher Aettstupor. N. H. Sjöborg in Forsök till en Nomenklatur för nordiska fornlemningar, Stockholm 1815, S. 10—13 macht einige Aettstupor namhaft und giebt durch eine eingehende Beschreibung Anleitung, weitere aufzufinden. Die Sache fand augenscheinlich schon damals nicht überall Glauben, denn in seinen Samlingar för nordens fornälskare, Stockholm 1822, I 57 musste

Sjöborg seine Aettstupor gegen eine Kritik seines Freundes Prof. Nyerup verteidigen. Dagegen ist Geijer, Geschichte Schwedens, Hamburg 1832, I 102f. noch gut gläubig; er sieht den Bericht, dass in Gautland sich die alten Leute von Stammesfelsen gestürzt hätten, für historisch an und nennt einige solche Felsen. Auch J. Grimm (RA.[4] I 670) scheint nicht abgeneigt gewesen zu sein, an die Aettstupor zu glauben. Die neuere Archäologie hat freilich diese falschen Denkmäler aus der gautischen Vorzeit aufgegeben. Ad. Noreen hat über sie in einem kurzen Artikel der Nordisk familjebog (Konversationslexicon) XVIII 549 gehandelt. Er ist der Ansicht, dass sie einzig und allein auf den 'ætternisstapi' der Gautrekssaga zurückgehen und schliesst seine Ausführungen mit den Worten: „Die jetzigen, nicht ganz seltenen Lokalsagen von Felsen, die früher eine solche Verwendung gehabt haben sollen, dürften sämtlich in später Zeit entstanden sein, eben auf Grund jener apokryphen Angaben bei unsern etwas ältern Schriftstellern“ [1]).

Kapitel IV.

Die Víkarssaga.

Es ist bereits in Kap. 2 gezeigt, dass die Víkarssaga in der Gautrekssaga nicht von vornherein ihren Platz hatte, sondern erst von dem Bearbeiter der jüngern Fassung eingeschoben ist.

Die Sage von Starkaðr und Víkarr wird darin doppelt dargestellt, in Prosa und in Strophen, die zum Belege und zur Bestätigung jedem Teil der Prosaerzählung angefügt sind.

In Kapitel 7 wird vor V. 30 erzählt, König Alrekr habe Starkaðr gefragt, was er Neues zu melden habe

[1]) Auf den Artikel der Familjebok machte mich Dr. A. Olrik aufmerksam. Prof. Noreen war so gütig, mir eine deutsche Übersetzung davon mitzuteilen.

von seinen Verwandten und sich selbst; darauf habe Starkaðr geantwortet mit dem Liede, das der Víkarsbálkr heisst; „darin wird so von der Ermordung des Königs Víkarr erzählt.“ Es werden also die nun folgenden Vísur 30—34 als Víkarsbálkr bezeichnet. Jón Sigurðsson (Sn. E. III 290) folgte noch dieser Angabe des Sagaschreibers, aber Guðmundur Þorláksson (Udsigt over de norsk-islandske skjalde S. 7) hat bereits bemerkt, dass alle Strophen der Víkarssaga sich ungezwungen zu einem einzigen Liede zusammenfügen. Freilich rechnet er die letzten drei Strophen (35—37 unserer Ausgabe) nur zweifelnd zu den ersten 30 (6—34). Müllenhoff (DA V 296f.) schliesst sich der Auffassung Guðmunds an; er fasst die Strophen 6–34 als Víkarsbálkr zusammen, betrachtet ihn als den ersten Abschnitt einer umfangreicheren Starkaðarkviða und nimmt an, dass die in der Saga folgenden 3 Strophen von den Verhöhnungen, denen sich Starkaðr in der Hausmannschaft zu Uppsala ausgesetzt sah, der Fortsetzung des ersten bálkr, d. i. Abschnitts, entstammen. F.Jónsson (Litt. Hist. II 158 Anm 3) widerspricht kurz der Annahme Müllenhoffs, — wie ich glaube, mit Recht. Denn die Vísur 35—37 lassen sich nicht von den andern abtrennen. In der zweiten Hälfte der Visa 34 geht Starkaðr von der Vergangenheit auf die Gegenwart über; nunmehr des Präsens sich bedienend, schildert er die freundliche Aufnahme bei den Söhnen des Fürsten und in den nächsten drei Vísur den Hohn, mit dem ihn die Hausmannen der Könige überschütten. Wenn Starkaðr in den letzten $3^1/_2$ Vísur im Präsens spricht, so beweist das, dass hier sein Bericht zu Ende geht, dass wir in dem Víkarsbálkr nicht einen Liedabschnitt, sondern ein in sich abgeschlossenes Lied zu sehen haben.

Die letzten Vísur klären uns auch auf über die Situation des Liedes. Der Spott der Mannen ist es, nicht die Frage des Königs, wie die Saga meint, der den Helden zu seinem Liede anregt. Einer muss es schlimmer getrieben haben als alle andern — nicht zwei, wie die Saga

vor Vísa 35 angiebt (S. 32, 24f.) —; denn an einen wendet er sich in Vísa 17 mit den Worten: „Du warst nicht mit Víkarr u. s. w.“ Allerdings nur einmal redet er den Beleidiger an, sein Lied gilt in Wahrheit doch den Königen und den versammelten Mannen: ihnen allen enthüllt er sein Heldentum und sein trauriges Geschick.

Nach Víkarr ist das Gedicht benannt, weil es im Gegensatz zu andern Starkaðsliedern das Verhältnis des Helden zu Víkarr behandelt. Aber es ist und bleibt doch ein Starkaðslied, und daher ist es höchst auffallend, wenn in einigen Vísur der Mitte der Held fast völlig in den Hintergrund tritt. Die Vísur 22 und 23, die eine Verknüpfung der Víkarssaga mit der Refssaga bezwecken, sind schon von Müllenhoff (DA. V 296 Anm.) angezweifelt worden, aber auch die vorhergehende Vísa und die folgenden bis Vísa 28 stören den Zusammenhang.

Während bisher — wenn man von dem sicher echten Kämpenverzeichnis absieht — Starkaðr nur von seinen Erlebnissen und Thaten berichtete, wird in Vísa 21 von dem Kampfe Víkars mit Geirþjófr und von der Eroberung der Upplǫnd erzählt; von Eroberungen war in den früheren Strophen nicht die Rede, und die Upplǫnd weisen darauf hin, dass diese Vísa mit den nächsten beiden enger zusammengehört, die die zwei Söhne Víkars und die ihnen zufallenden Länder nennen. Die Vísur 24—28 berichten dann breit von dem Kriege mit Friðþjófr, in dem Óláfr hinn skygni auf Seiten Víkars stand. Nur einmal in den 8 zweifelhaften Strophen spricht Starkaðr in der ersten Person Singularis (27,7) und zweimal in der ersten Person Pluralis von sich und seinen Waffengenossen (25,1,2 und 27,1), während sonst bis auf die Kämpenliste die Darstellung in der ersten Person durchgeführt ist. In Vísa 28,5ff. wird nun aber gar Starkaðr Stórvirksson in der dritten Person eingeführt. Wir sehen: die Vísur 21—28 sind Víkarstrophen, nicht Starkaðstrophen, und sie können in den alten Víkarsbálkr nur später eingefügt sein.

Auch die Darstellung in diesen Strophen weicht

wesentlich von der der andern ab. In den echten Teilen des Liedes werden die Erlebnisse des Helden anschaulich ausgemalt — man erinnere sich an das erste Zusammentreffen des Starkaðr mit Víkarr oder an den Kampf mit Sísarr —, in den eingeschobenen Vísur herrscht trotz einer gewissen Breite der Ton trockener Katalogpoesie wie etwa in dem Nóregs konungatal. So prosaische Ausdrücke wie in Vísa 26: „er entbot das ganze Volk; gross wurde seine Heereshälfte gezählt," oder gar in Vísa 28: „Starkaðr Stórvirksson legte seine ganze Allmacht an den Tag" sucht man in den alten Strophen des Gedichts vergebens.

Auch der Versbau führt dazu, die Vísur 21–28 auszuscheiden. Wenn man von der einen Zeile 27,7: 'hjók brynjulauss' absieht, so sind diese Strophen — die leicht zu bessernden zwei ersten Zeilen von Vísa 25 rechne ich nicht mit — in reinem Kviðuháttr geschrieben. In den anderen Teilen des Gedichts herrscht das Fornyrðislag durchaus vor. Man hat nun freilich das Metrum als eine Art Mischung von Fornyrðislag und Kviðuháttr betrachtet. Dagegen ist einzuwenden, dass eine solche Mischung etwas Unerhörtes sein würde, dass sie jedenfalls ein zweites Mal nicht belegt ist. Wir werden uns also den metrischen Bau des Víkarsbálkr mit Ausnahme der Vísur 21—28 nochmals genauer ansehen müssen.

Bildeten die ersten 8 Zeilen von Vísa 6 ursprünglich die erste Strophe des Víkarsbálkr, so würde diese reinen Kviðuháttr zeigen bis auf die verderbte Z. 4. Bestand, was mir wahrscheinlicher ist, die erste Strophe aus Vísa 6, 1—4 und 6, 9—12, so zeigte die erste Halbstrophe Kviðuháttr, die zweite Fornyrðislag. Die Vísur 7—20 sind in regelmässigem Fornyrðislag abgefasst; in den 14 Strophen kommen nur zwei Dreisilbler vor, und davon ist der eine, 'hristum grindr' 14,3, wegen Überfüllung der Vísa samt der nächsten Zeile zu streichen (s. S. XCVIII), der andere, 'gísl Herþjófs' 10,3, durch Änderung von 'gísl' in 'gísli' zu bessern. Dann folgen nach dem Einschub die Vísur 29—32 im Fornyrðislag; 31, 2, 3 lauten in den

Handschriften: 'at mér þórr um skóp níðings nafn;' da so schwerer Auftakt wie 'at mér' in dem Liede sonst nicht vorkommt, habe ich in der Ausgabe das 'mér' unbedenklich an den Anfang der dritten Zeile gesetzt; wenn in der zweiten Zeile von Vísa 29 der Dreisilbler 'valamálm' erscheint, so lässt diese Unregelmässigkeit sicher nicht an den Kviðuháttr denken. — Von jetzt ab aber fängt das Versmass an unregelmässig zu werden. Vísa 33 weist Kviðuháttr auf mit Ausnahme der ersten Zeile, Vísa 34 Fornyrðislag mit Ausnahme der siebenten Zeile, Vísa 35 Fornyrðislag mit Ausnahme der dritten Zeile, Vísa 36 Fornyrðislag bis auf Z. 3. Vísa 37 aber ist wieder reiner Kviðuháttr, freilich erst nach zwei notwendigen Besserungen: in Z. 1 musste 'Hlæja rekkar' in 'Hlæja menn' geändert werden, um die fehlende Alliteration herzustellen; Z. 5 und 6 der Handschrift mussten umgestellt werden, da die erste Viersilbler, die zweite Dreisilbler ist.

Demnach ist es mit dem Versbau des alten Víkarsbálkr so bestellt: Das Gedicht besteht aus 24 Strophen; davon sind 18½, die auf einander folgen (6,9—12; 7—20; 29—32), in fast reinem Fornyrðislag gedichtet; drei Strophen (34—36) zeigen Fornyrðislag mit je einem Dreisilbler in ungerader Halbzeile. Dagegen ist die erste Hälfte der Anfangsstrophe (6,1—4) und die Endstrophe in reinem Kviðuháttr und eine Strophe aus der Mitte (33) im Kviðuháttr mit einem Viersilbler in ungerader Halbzeile gebaut. Dieses Verhältnis spricht wenig für die Annahme einer Mischung der beiden Metren. Zieht man in Erwägung, dass die 8 zusammenhängenden Kviðuháttrstrophen aus andern als metrischen Gründen sehr verdächtig sind, dass das Gedicht im Übrigen bis auf 2½ Strophen im Fornyrðislag abgefasst ist, dass endlich auch das einzige andre Gedicht, das den Namen 'bálkr' führt, — der Sigurðarbálkr des Ívarr Ingimundarson — reinen Fornyrðislag zeigt, so kann man der Annahme nicht ausweichen: Der Víkarsbálkr ist ursprünglich im Fornyrðislag gedichtet; der Interpolator hat nicht nur jene 8 Strophen

im Kviðuháttr eingeschoben, sondern auch einige von den alten Fornyrðislagstrophen umgestaltet.

War nun der Interpolator des Víkarsbálkr und der Bearbeiter der Gautrekssaga ein und dieselbe Person? Wir haben schon im dritten Kapitel (S. LXIX) gesehen, dass Neri in der spätern Refssaga zu Hause war, und es ist im zweiten Kapitel (S. XXV f., XXXIIIff.) gezeigt, wie der Bearbeiter der jüngern Gautrekssaga Neri zum Sohne Víkars machte, um Víkarssaga und Gautrekssaga mit einander zu verknüpfen. Nur von demjenigen, der die Víkarssaga in die Gautrekssaga einschob, können auch die Visur 22 und 23 herrühren, denn niemand sonst konnte ein Interesse daran haben, Neri und Víkarr zu verbinden (Siehe oben S. XXXIV). Wenn aber der Bearbeiter der Gautrekssaga diese beiden Strophen dichtete, so kommen auch Visa 21 (Siehe oben S. LXXXV) und die andern Kviðuháttrverse sowie die teilweise Umgestaltung der Fornyrðislagstrophen auf seine Rechnung, so muss der Interpolator des Víkarsbálkr gleich dem Bearbeiter der Saga sein. Strophen, die jedes wirklichen Sagengehalts bar sind, konnte jeder Sagaschreiber herstellen.

Sind die Visur 21—28 vom Bearbeiter der Gautrekssaga gedichtet, so rührt sicher auch die sie einschliessende Prosa von ihm her, und so das ganze fünfte Kapitel der jüngeren Gautrekssaga. Für das Kapitel etwa eine ältere Sagenquelle anzunehmen, verbietet sich durch die Dürftigkeit des Stoffs. Dieser Stoff besteht eigentlich nur aus Namen, deren Träger wider oder für Víkarr kämpfen, doch so, dass auch nicht der geringste sagenhafte Zug beigebracht wird. Von den Víkarskämpfen werden ausser Starkaðr noch Úlfr und Erpr aus dem Verzeichnis der Visa 12 ausgehoben (V. 27). Auf Víkars Seite steht Óláfr hinn skygni, der König von Nærríki. Dieser König kommt sonst nur vor im Kap. 42 der Ynglingasaga und im ersten Kapitel des Stücks Af Upplendinga konungum als Grossvater der Gauthildr von Seiten der Mutter, während ihr Grossvater von väterlicher Seite Gautrekr ist. Er wurde aus der Ynglingasaga viel-

leicht deshalb entlehnt, weil er dort mit Gautrekr etwa gleichzeitig angesetzt ist. Dass es ziemlich unwahrscheinlich aussieht, wenn der König eines Ländchens östlich vom Wenersee dem Herrscher von Agðir gegen einen König von Þelamǫrk zu Hilfe kommt, fiel dem Bearbeiter nicht ein.

Die Gegner Víkars in dem interpolierten Kapitel sind Geirþjófr und Friðþjófr, aber diese Namen stehen nicht für sich allein, sie sind nicht zu trennen von dem älteren Bruder Herþjófr, dem ersten Gegner Víkars, und von der ganzen Familie der Hǫrðalandskönige, deren Stammbaum zu Anfang des dritten Kapitels aufgezeichnet ist:

Friðþjófr hinn frækni
|
Húnþjófr, er ráðit hefir fyrir Hǫrðalandi.
|
Herþjófr Geirþjófr Friðþjófr.

Damit ist verwandt der Stammbaum des Friðþjófr am Ende der längern und wohl sicher jüngern A-Fassung der Friðþjófssaga (Larssons Ausg. S. 37; vgl. S. XXXVII ff.):

Friðþjófr
Gunnþjófr Húnþjófr.

Wie Húnþjófr nach der Gautrekssaga über Hǫrðaland herrscht, so wird — auffallender Weise — in der A-Fassung der Friðþjófssaga S. 37, 25 eine Eroberung von Hǫrðaland durch den Sagenhelden behauptet. Möglicherweise könnte auch das Reich des zweiten und dritten Enkels Friðþjófs in der Gautrekssaga in Beziehung stehen zu König Hrings Reich in der längeren Friðþjófssaga. Das Reich Hrings heisst nämlich hier Hringaríki (zwischen Upplǫnd und Þelamǫrk), an einer Stelle aber — 28, 13 — Upplǫnd. Freilich ist nicht zu verschweigen, dass Friðþjófr in derselben Fassung der Saga das Reich Hrings an dessen Söhne zurückgiebt, als sie erwachsen sind.

Die Sache liegt also so: Könige, deren Namen mit -þjófr gebildet sind und die in Hǫrðaland oder in andern

Staaten des westlichen Norwegens geherrscht haben sollen, kann man nur belegen in der jüngern Gautrekssaga und in der A-Fassung der Friðþjófssaga, aber auch nur in der jüngern Form dieser Fassung; in der älteren, die wir aus den Friðþjófsrímur kennen, hat Hringr — wie in der B-Fassung — keine Söhne, Friðþjófr erbt sein Reich (Hringaríki nach den Rímur, Sviþjóð nach B), und Söhne Friðþjófs werden jedenfalls nicht mit Namen genannt.

Wenn also die norwegischen Könige auf -þjófr nur in zwei ganz späten Sögurbearbeitungen vorkommen, haben sie gleichwohl irgend eine historische oder sagenhistorische Tradition hinter sich, wie noch Bugge Ark. 6, 233 f. annahm?

Ich glaube, man darf auf diese Frage unbedenklich mit Nein antworten Denn erstens werden diese Könige weder in den Darstellungen der ältern norwegischen Geschichte angeführt, noch in der Landnáma, die doch alle erdenklichen Sagenhelden zu Vorfahren der Landnehmer macht, noch auch in dem Stücke Hversu Nóregr bygðiz, das alle ihm bekannten Sagen für seine Genealogien ausbeutet (vgl. Munch Det norske Folks Historie I, 1, 321.). Zweitens kennen wir aus der Hálfssaga eine andre Herrscherfamilie in Hǫrðaland, über die weiter unten zu reden sein wird. Drittens endlich sprechen die Namen auf -þjófr selbst dagegen, dass ihre Träger Sagengestalten von höherem Alter sind.

Bugge hat im Arkiv 6, 225 die Männernamen auf -þjófr behandelt und dargelegt, dass sie aus den norwegischen Kolonien in England stammen und, wie schon Rygh bemerkt hatte, auf ae. 'þéow' zurückgehen. Die Namen sind also junge Bildungen der Landnehmerzeit und verraten ein spätes Aufkommen der Sagenfiguren, denen sie eigen sind. In Norwegen fanden nur einige dieser Namen Eingang: Bugge vermag nur Valþjófr im südlichen Norwegen aus dem Diplomatorium norvegicum mehrfach zu belegen, die Namen Húnþjófr und Gunnþjófr kann er in Norwegen je zweimal nachweisen Dagegen sind die Namen auf -þjófr auf Island in der ältern Zeit häufiger. Die Landnáma

kennt vier Valþjófr, einen fünften kann man aus dem Gehöft Valþjófsstaðir erschliessen. Húnþjófr und Gunnþjófr sind auf Island nur je einmal belegt. Dagegen treten hier neu auf die Namen Geirþjófr, der zweimal in der Landnáma vorkommt, Eyþjófr, einmal in der Landnáma, ein zweites Mal in der Sturlunga, und endlich ein Arnþjófr in der Landnáma. Friðþjǫfr erscheint zuerst als Held der nach ihm benannten spät-isländischen Saga. — Wir sehen, dass die Namen auf 'þjófr' bei den älteren Bewohnern Islands nicht unbeliebt waren. Die Namen dieser Isländer, nicht die von Sagenkönigen aus Südnorwegen — wie Bugge Ark. 6, 233 meint —, lagen jenem Isländer vor, der, das zweite Compositionsglied missdeutend, den Namen Friðþjófr, d. i. Friedensdieb, als Parallele dazu erfand und ihm die bekannte Saga andichtete. Der Erfinder von Namen und Saga wusste von norwegischen Königen, die jene Namen führten, durchaus nichts, sonst hätte er nicht unterlassen, ihre Verwandtschaft mit Friðþjófr auseinanderzusetzen. Die Fassung B der Friðþjófssaga nennt keine Söhne Friðþjófs, und die verlorene ältere A-Fassung kannte auch keine, wenn die auf ihr beruhenden Rímur hier das Ursprüngliche richtig bewahrt haben. Aber die Rímur benutzten schon (Ríma 4, 55 und 56) die Zusatzstrophe von A (S. 30), wo Friðþjófr sich Friðþjófr, Herþjófr, Geirþjófr, Gunnþjófr, Eyþjófr, Helþjófr, Valþjófr nennt. Die Zusatzstrophe ist also älter als die Genealogie der Könige auf 'þjófr'; sollte sie etwa zur Bildung jener Genealogie Anlass gegeben haben?

Die Frage, ob der Bearbeiter der A-Fassung der Friðþjófssaga oder der Bearbeiter der Gautrekssaga Friðþjófs Nachkommen zuerst genannt hat, wage ich nicht mit Bestimmtheit zu beantworten. Vermutlich der Bearbeiter der Gautrekssaga, denn er hat die Genealogie in seine Vorlage fest eingefügt; dagegen scheint in der Friðþjófssaga A die Nennung der Söhne des Helden und nun gar die Erwähnung der Eroberung von Hǫrðaland, die hier gänzlich zwecklos ist, nur ein Übergang zu den Begeb-

nissen der fertig vorliegenden jüngern Gautrekssaga zu sein.

Die Namen auf -þjófr haben uns wieder ein Stück weiter geführt. Der Bearbeiter hat nicht nur das Kapitel 5 eingeschoben und die metrische Form des Víkarsbálkr teilweise umgestaltet, er hat auch an den Quellen, die ihm vorlagen, durch Einführung der neuen hǫrðaländischen Könige Änderungen vorgenommen. Der Name Herþjófr (v. 7, 1; 10, 3; 16, 3) wird für einen mit h anlautenden zweisilbigen Namen eingetreten sein, und die Bezeichnung Geirþjófsbani für Víkarr v. 32,3 muss sicher ursprünglich sein.

Nachdem die Víkarssaga und der Víkarsbálkr glücklich von späten Auswüchsen gereinigt sind, stellen wir sie andern Quellen gegenüber, die den gleichen Stoff behandeln.

Wenn wir Haraldr und Neri als Víkarssöhne ausscheiden, so bleiben für die Familie des Helden in der Gautrekssaga nur zwei Glieder übrig: Haraldr hinn egðski und sein Sohn Víkarr. Einen ausgedehnteren Stammbaum giebt die Hálfssaga Kap. 1—4: Alrekr, konungr á Hǫrðalandi — Víkarr — Vatnarr — Snjallr und Hjallr[1]). Munch Det norske Folks Historie I, 1,295 hat bemerkt, dass der König Alrekr abgeleitet ist aus dem Gehöft Alreksstaðir in Hǫrðaland, wie auch andere Namen zu Beginn der Hálfssaga Ortsnamen ihr Dasein verdanken; er hat daher diesen Namen aus der Sage gestrichen. Dafür

[1]) Die Reihe der Hálfssaga fand Aufnahme in den willkürlich zusammengewürfelten Stammbaum der Skilfingar in Hversu Nóregr bygðiz (Flat. I 25, FAS. II 10). Auf Eirekr hinn málspaki folgt Alrekr hinn frækni — Víkarr — Vatnarr — Imaldr und Eirekr, faðir Gyðu er átti Haraldr hinn hárfagri. In Imaldr sah Munch mit Recht eine Verderbnis von Hjallr (Hjaldr?) oder Snjallr; Gyða mit ihrem Vater Eirekr, konungr á Hǫrðalandi (Har. s. hárf. Kap. 3.), wurde offenbar angefügt, weil Alrekr nach der Hálfssaga als König von Hǫrðaland galt.

spricht eine Stelle aus Björn Jónssons Anhang zur Landnáma (Isl. Ss. I 326f.), wo sich die Reihe findet: Haraldr Egðakonungr — Víkarr — Vatnarr — Snjallr und Hjaldr. An den Snjallr wird dann durch Einschub eines der Landnáma unbekannten Einarr das Geschlecht des Ǫlvir barnakarl geknüpft, dessen Nachkommen nach Island auswanderten. Nun heisst zwar Ǫlvir in der Landnáma V 11 (Isl. Ss I 308) nur 'maðr ágætr í Nóregi', aber seine Schwester Ǫndótt war mit dem Hersen Hrólfr von Agðir verheiratet; er mag also auch in Agðir zu Hause gewesen und daher mit dem egðischen Königshaus in Verbindung gebracht worden sein (vgl. Safn I 197. 234). Als Nachkomme des Hjaldr wird weniger passend Grimr, der Herse aus Sogn (Landn. I 10; Isl. Ss I 39) und Vater des Bjǫrn buna, genannt. Die Anknüpfung der Stammväter isländischer Ansiedler ist natürlich das Werk eines späten Genealogen, aber der Stammbaum Víkars zeigt hier einen älteren Sagenstand als in den andern Quellen.

Die Gegner des egðischen Königs Víkarr sind Könige von Hǫrðaland in der Gautrekssaga und auch in der Hálfssaga. Die hǫrðaländischen Könige der Gautrekssaga glaubten wir ablehnen zu müssen, die der Hálfssaga machen der Beurteilung gleichfalls Schwierigkeiten. Es sind: Ǫgvaldr, Rogalands konungr — Jǫsurr — Hjǫrr — Hjǫrleifr hinn kvennsami, Hǫrðalands konungr — (Hjǫrleifr und) Hálfr — Hjǫrr[1]). Von Hjǫrleifr direkt wird im vierten Gliede Úlfr hinn skjálgi hergeleitet (Hálfss. Kap. 8), der von Rogaland aus nach Island gezogen sein soll (Isl. Ss. I 349), von Hálfr im zweiten Gliede Geirmundr heljarskinn, der in Rogaland herrschte, und sein Bruder Hámundr. Damit stimmt überein die

[1]) Diesen Stammbaum der Hálfssaga hat der Verfasser von Hversu Noregr bygðiz zerteilt. Die Reihe Jǫfurr (Jǫsurr) — Hjǫrr — Hjǫrleifr schloss er an einen Hǫrðr, den Eponymos von Hǫrðaland an (Flat. I 22, FAS. II 5). Den Ǫgvaldr, der in der Hálfssaga als Rogalands konungr bezeichnet war, liess er auf Rúgálfr in Rogaland — Rǫgnvaldr folgen (Flat. I 23, FAS. II 5).

Genealogie in der Landnáma II 19 (Isl. Ss. I 120), jedoch wird sie nur bis auf Hjǫrleifr zurückgeführt, und allein das Pergamentbruchstück der Melabók (Ec in den Isl. Ss.) hat auch — natürlich nach der Hálfssaga — die älteren Könige. Diese sind aber, wie Munch gezeigt hat, wieder aus Ortsnamen hergenommen. Ǫgvaldr ist gebildet aus Agvaldsnes, dem bekannten Gehöft auf Karmö in Rogaland, Jǫsurr[1]) scheint der Jǫsurheiðr entnommen, die nach dem Sagaschreiber schon zu seiner Zeit Viði hiess; dies Viði erklärt Munch (Det norske Folks Historie I, 1,79 Anm.; 295 Anm.) als das moderne Veum, bei Moland in Thelemarken. Auch Hjǫrleifs Vater Hjǫrr kommt, wie wir gesehen haben, in den ältern Redaktionen der Landnáma nicht vor; er kann leicht aus dem Namen seines Sohnes Hjǫrleifr entnommen oder dem seines Urenkels einfach entlehnt sein. Als Gegner Víkars werden in der Hálfssaga Jǫsurr und Hjǫrr genannt; Jǫsurr fällt im Kampfe, Hjǫrr macht nach mehreren Schlachten, in denen das Kriegsglück wechselt, Frieden mit Víkarr. Beide können im Víkarsbálkr nicht als Feinde Víkars aufgetreten sein, denn einmal gehören sie nach den eben angestellten Erwägungen zu den jungen Sagenbildungen der Hálfssaga, und dann würden sie, für den Herþjófr des überarbeiteten Liedes eingesetzt, dem Verse nicht genügen.

Der hǫrðaländische Gegner des Víkarr ist also auch in der Hálfssaga nicht wieder aufzufinden, und wenn er nicht etwa doch schon im Víkarsbálkr den Namen Herþjófr trug, so bleibt er uns vermutlich für immer unbekannt. Soviel aber geht aus der Hálfssaga mit Sicherheit hervor, dass Víkarr es nur mit einem oder mehreren Königen von Hǫrdaland zu thun hatte, nicht zugleich mit den Königen von þelamǫrk und Upplǫnd, die dessen Brüder waren.

Die hǫrðaländischen Königssagen führten nach Aus-

[1]) Vgl. zu dem Namen Heinzel, Über die Hervararsaga S. 71.

weis der Landnáma nicht über Hjǫrleifr hinaus, dem auch in der Hálfssaga als dem ersten die Herrschaft über Hǫrðaland zugeschrieben wird[1]). Der Verfasser der uns vorliegenden Hálfssaga wusste etwas von Víkarr, seinem Tode und seinen Kämpfen in Hǫrðaland, er wollte diese Kämpfe, die ja auch zur Sagengeschichte von Hǫrðaland gehörten, nicht übergehen und liess, da er schlecht genug berichtet war, rogaländische Könige zweifelhafter Herkunft, die er zu Vorfahren des Hjǫrleifr machte, als Feinde Víkars auf den Plan treten.

Die Verwirrung bei ihm ist recht gross. Den Víkarr knüpft er an Alrekr und macht ihn so zum Hǫrðaländer, seine Opferung scheint er nach der weissagenden Strophe des ersten Kapitels zu kennen, aber doch berichtet er nachher nichts davon, wie er denn überhaupt von Starkaðr nichts zu wissen scheint Kollr, der Jarl Alreks, sitzt auf Kollsey, worin Munch Tysnesö in Hǫrðaland wiedererkennt, und der Jarl des rogaländischen Königs, Gunnvaldr, herrscht dicht neben ihm auf der Insel Stord, die gleichfalls zu Hǫrðaland gehört!

Aber doch berührt sich die Erzählung der Hálfssaga deutlich mit der der Gautrekssaga. Gunnvaldr erlangt eine Frau, um die sich auch Kollr bewirbt; sein Haus wird von dem unglücklichen Nebenbuhler angezündet, er selbst beim Hinaustreten getötet. Man vergleiche damit die Verbrennung des Störvirkr durch seine Schwäger in der Gautrekssaga, übersehe jedoch nicht, dass der ermordete Jarl einer andern Partei angehört als in der zuletzt genannten Saga. — Jǫsurr von Rogaland eilt herbei und besiegt Alrekr und Kollr in einer Schlacht, in der die beiden fallen. In der Gautrekssaga wird Víkars Vater Haraldr bei Nacht von Herþjófr überfallen und getötet. — In einer Schlacht besiegt Víkarr nach der Hálfssaga Jǫsurr, nach der Gautrekssaga Herþjófr; beidemal fällt der

[1]) Wenn es im 5. Kapitel weiter heisst: „er herrschte auch über Rogaland", so ist das ein Einschub des Sagaschreibers auf Grund des Vorhergehenden: Munch I, 1,299.

Gegner. Wenn dann Víkarr auch noch mit Hjǫrr mehrfach kämpft und endlich Frieden schliesst, so wird das eine Art Übergang des Sagaverfassers sein zu den ihm mehr vertrauten Sagen von Hjǫrleifr und dessen Nachkommen.

Eine weitere Quelle der Víkarssage, die Darstellung bei Saxo auf S. 276 f., handelt überhaupt nicht von Kämpfen gegen genannte Feinde. Víkarr heisst zwar Norvagiensium rex, aber er scheint durchaus das Leben eines Vikings zu führen.

Es ist gelungen, den Víkarsbálkr von seinen Interpolationen zu reinigen, nicht aber, das alte Lied auch inhaltlich ganz zu reconstruieren.

Der Víkarsbálkr ist, wie oben näher ausgeführt wurde, ein Starkaðslied; wir müssen ihn uns gesprochen denken am schwedischen Königshof als Antwort auf Spöttereien, denen der Held durch vorlaute Gefolgsmannen ausgesetzt war. Der oder die schwedischen Könige werden im Gedichte nicht genannt, aus 'þjóðans synir' in Vísa 34 und dem Plural in Vísa 35 darf man schliessen, dass es zwei waren, also wohl Eirekr und Alrekr, wie die Prosa sagt und möglicherweise Saxo S. 278 durch 'filii Frö' andeutet. Den Bericht über die beiden Könige hat der Verfasser aus der Heimskringla oder einer verwandten Quelle entlehnt, da er als ihren Vater den Agni nennt, während bei Ari und in der Historia Norvegiae Dagr der Vater des Alrekr ist (Storm Ark. 15, 109). Wenn in der Gautrekssaga nicht beide Brüder einander töten, wie in der Ynglingasaga, sondern Eirekr am Leben bleibt, so geschah das, weil — wie schon Olrik Sakse II 57 Anm. gesehen hat — Eirekr auch noch in der Hrólfssaga Gautrekssonar auftrat[1]).

[1]) Die Hist. Norv. stimmt nur scheinbar mit der Gautrekssaga überein. Wie darin nur Alrekr, der Vater des zukünftigen Königs, selbst als König genannt und sein Tod durch den Bruder erzählt wird, so heisst auch nachher nur Yngvi König und es wird sein Tod durch den Bruder erwähnt. Weder Eirekr noch Yngvis Bruder Álfr werden als Könige be-

Der Víkarsbálkr enthält, als eine Starkaðrede, keine ausführliche Schilderung aller Erlebnisse des Helden, er beleuchtet nur die Hauptpunkte seines Lebens oder vielmehr seiner Jugend. Um derartige Gedichte bildet sich dann eine Tradition, die eben darum sich fester und besser hält, weil sie an den Strophen einen Anhalt hat. Daher hat denn auch die Prosa der Gautrekssaga die alte Überlieferung im ganzen gut bewahrt und die Andeutungen des Gedichts wohl ergänzt.

Von der Herkunft des Starkaðr, von seinem Grossvater, erzählt die Saga ausführlich; dass ihr Bericht schon dem Dichter des Liedes bekannt war, wird erwiesen durch die Visa 36; die Mannen der Schwedenkönige wollen bei Starkaðr noch Zeichen der riesischen Abstammung, Ansätze zu acht Armen, entdecken, wie sie jener ältere Starkaðr, der Hergrímstöter, besass.

Mit dem Tode von Starkaðs Vater (auf þruma d. i. Tromö bei Arendal) hebt das Lied an (Vísa 7)[1]). Z. 13 und 14 sind sicher als Anhängsel zu streichen, fraglich aber ist, ob Z. 5—8 oder 9—12 als die ursprüngliche zweite Strophenhälfte anzusehen sind. Ich möchte mich für 9 bis 12 entscheiden, da nur diese Zeilen — nicht 5—8 in meiner Rekonstruktion — den von 'þá var ek ungr' abhängigen Relativsatz fortsetzen und auch Vísa 7 und die erste Hälfte von Vísa 8 noch von der eben citierten Zeile (6, 1) abhängig sind. Es folgt in Vísa 7 der Tod des

zeichnet, von letzterem wird nicht einmal der Name angeführt. Den Verfasser der Historia interessierten nur die Könige, deren Nachkommen gleichfalls auf den Thron kamen, das Schicksal ihrer kinderlosen Brüder überging er. — Wenn bei Saxo S. 243 Ericus leben bleibt und nur Alricus fällt, so hat das darin seinen Grund, dass hier der Schwedenkönig Ericus mit Ericus disertus (Eirekr hinn málspaki) identificiert ist. S. Olrik Sakse II 55 ff.

[1]) 'herhrǫðuð', was ich in Z. 7 hergestellt habe, wäre Akkus. zu einem 'herhrǫðuðr', das etwa 'Beschleuniger, Anreizer des Heers' bedeuten müsste; in 'hrǫðuðr sehe ich ein Nomen actionis zu 'hraða' beschleunigen (Falk Beitr. 13, 33); vgl. 'hrǫðuðr' = ignis Alv. 26 und Sn. E. II 486.

Egðakönigs Haraldr durch den verräterischen Überfall eines Hǫrðakönigs. Ein Mann dieses Königs, Hrosshársgrani, „der Rosshaarbärtige“, d. i. Oðinn, bringt den jugendlichen Starkaðr nach Hǫrðaland und lässt ihn auf der Insel Fenhringr (Askö bei Bergen) in dem Gehöft Askr als Kohlenbeisser aufwachsen (V. 8)[1]. Víkarr, Haralds Sohn, ist gleichfalls von dem Sieger mitgeführt. Als er heranwächst, muss er mit zwei andern einen der Scheiterhaufen bewachen, die der Hǫrðakönig auf den Höhen hat anlegen lassen, damit ein nahender Feind sofort an der ganzen Küste durch Feuerzeichen gemeldet werde. Die Einrichtung findet sich nur noch einmal in diesem Umfange wieder: Hákon der Gute hatte nach Kap. 20 seiner Saga (Hskr. I 198 ff. F. J.; vgl. Fagrsk. Kap. 32) im Jahre 953 solche Feuerzeichen erbauen lassen, um von einem Einfall der Eiríkssöhne benachrichtigt zu werden; aber das Mittel erwies sich als teuer und nutzlos. Die Víkarsage hat hier offenbar aus der Geschichte geschöpft. — Víkarr kommt von der Anhöhe, auf der er das Feuerzeichen bewachte, hinab zum Gehöfte Askr, wo Starkaðr lebt; bewundernd misst er den hässlichen, aber gewaltigen Mann und fordert ihn auf, ihm zu folgen (V. 10. 11).

Zwei Strophen (12. 13) mit den Namen der andern zwölf Kämpen, die Víkarr anwirbt, leiten über zum Zuge nach Hǫrðaland, zur Vaterrache Víkars (14—16). Vísa 14 ist zu lang; die letzten vier Zeilen mit ihren Angaben über Knechte und Wasserträger rühren selbstverständlich von dem Erzähler der Saga her; von den andern Halbzeilen ist wohl die dritte und vierte zu streichen, dann hätte die Strophe die übliche Teilung in der Mitte, und der störende Dreisilbler ‘hristum grindr’ fiele weg. — Víkarr und Starkaðr überfallen mit den zwölf Kämpen

[1]) ‘af hagli sat’ in Vísa 9, 6 muss wohl verderbt sein; ‘sitja af e-u’ bedeutet auf etw. verzichten, etw. aufgeben, verlieren (Fritzner 2, 251 b und auch Gautr. s. S. 54, 3 u. 23; S. 55, 3), aber ‘af hagli sat’ darf doch kaum als „er verzichtete auf, hielt sich fern vom Unwetter“ erklärt werden.

das Gehöft des Hǫrðakönigs und dringen ein. Zwischen den 14 Helden und den 70 Königsmannen entspinnt sich ein harter Kampf. Víkarr zeichnet sich aus und erringt den Sieg, aber auch Starkaðr „war nicht fern, da der König fiel", d. h. doch wohl: er erschlug ihn selber. — Die weiteren Schicksale Víkars kümmern das Lied nicht; dass er sein Reich wiedergewann und noch Hǫrðaland dazu eroberte, ist selbstverständlich, und die Saga führt es richtig aus (S. 19,14ff.)

Die schon erwähnte Anrede an eine Person, der die Rede des Starkaðr gilt: „Du warst nicht mit Víkarr, als u. s. w." bildet den Übergang zu der grössten und schwersten Heldenthat des Starkaðr, die unser Lied kennt, dem siegreichen Kampf mit jenem Sisarr, von dem die Prosa berichtet, dass er ostwärts aus Kænugarðr d. i. Kijew stamme. Sísarr ist aber nach Heinzel Über die Hervararsaga·S. 87 kein anderer als der russische Czar, denn bis ins 12. Jhrh. führten die Herrscher von Russland den Titel Cäsar in der Form Cjesarĭ, Cisarĭ, erst später in der Form Carĭ. Da die Form des Namens, die dem nordischen Sísarr entspricht, sich in Russland nur bis ins 12. Jhrh. findet, so muss sie vor jener Zeit nach Norwegen gekommen und in der Starkaðsage Aufnahme gefunden haben. Das konnte aber auch nicht allzu früh geschehen, denn in älterer Zeit wusste man gewiss, dass das russische Reich von Normannen gegründet war und konnte daher einen russischen Herrscher nicht zum Gegner des Starkaðr machen (A. Olrik Festskrift til Vilh. Thomsen S. 127). Die Strophen wissen eigentlich nur von den Wunden der beiden Kämpfer zu berichten, aber gewaltige, jedem andern todbringende Wunden sind überhaupt den Kämpfen des Starkaðr eigentümlich. Olrik hat darauf aufmerksam gemacht, dass in den Sisarstrophen die Kämpfe des Starkaðr mit Gegathus (Saxo S. 279) und Haco (Saxo S. 388) sich wiederfinden (Olrik Sakse II 77; Ark. 10,278 f.); eine derartige Häufung von Wunden wie der Víkarsbálkr weist allerdings nur

der Kampf mit Haco in der Brávallaschlacht auf. Zu streichen ist in unserm Liede die Verwundung des Schlüsselbeins (18, 9. 10) und die beiden überschüssigen Zeilen in Vísa 19[1]).

Die Vísa 29, in der Starkaðr die Geschenke seines Fürsten aufzählt, führt vortrefflich hinüber zur Opferung Víkars auf der letzten Fahrt nach Hǫrðaland (v. 30—33)[2]). In V. 31, deren Anfang verderbt ist, sagt Starkaðr: „Þórr schuf mir den Neidingsnamen." Nach der Stellung der Strophe ist anzunehmen, dass der Dichter des Víkarsbálkr sich genau wie der Erzähler erst hier die Begabung des Starkaðr durch Oðinn und Þórr dachte. Die Quelle des Saxo hatte wohl dieselbe Auffassung; denn wenn auch Saxo den Starcatherus erst nach der Begabung durch Óðinn in Víkars Dienste treten lässt, so erfolgt doch diese Begabung selbst schon in der Absicht, dass Starcatherus den Vicarus töte, also kurz vorher. Wie viele gute und böse Gaben der Verfasser des Víkarsbálkr kannte, lässt sich nicht erraten; vielleicht wusste er nur von den drei Gaben Óðins, die auch Saxo anführt, und von dem Fluche Þórs, der freilich bei Saxo auch von Óðinn auszugehen scheint. Die Opferung ist der Inhalt von V. 32; sie wird in derselben Weise vollzogen, wie in der Prosa und bei Saxo[3]). Víkarr wird gehängt und mit dem Speere

[1]) Die ganze Vísa 18 ist syntaktisch abhängig von 'lét' in Z. 1; Mischung der Konstruktion nach 'láta' findet sich auch Fm. 38,1—3. — In Vísa 19 ist die Schreibung von A: 'á kafi yddi' des Versmasses wegen dem 'á kafi stóð' der Hs. C vorzuziehen; 'ydda' (von 'oddr' Spitze) bedeutet mit oder ohne 'út' „mit der Spitze hinausragen", hier muss es die Bedeutung haben „mit der Spitze in etwas stecken." Also ist zu übersetzen: so dass der Spiess mit der Spitze in der Tiefe (im Fleische) stecken blieb; dafür setzte der Schreiber von C das gebräuchlichere 'svát á kafi stóð' ein (Siehe Fritzner unter 'kaf').

[2]) Die Besserung in Vísa 30,5 rührt von G. Vigfússon her, ebenso auch die in der eingeschobenen Vísa 27,Z. 4; s. CPB. II 547.

[3]) Saxos Bericht unterscheidet sich in einzelnen Zügen, die die Strophe nicht erwähnt, von dem der Prosa: Vicarus wird mit Weidenruten, nicht mit Kalbsdärmen gehängt; Starcatherus durchbohrt den König mit dem Eisen ('ferro'), nicht mit einem Rohrstengel, der sich in

den Göttern geweiht. Beide Vorgänge sind im germanischen Brauch zu belegen. Wir wissen, dass germanische Völkerschaften die Kriegsgefangenen henkten (Bugge Studien 342ff.); und dass man den Feind mit dem Speere dem Óðinn weihte, ist im Norden eine häufig belegte Sitte (Bugge Studien 345 ff.). Beides zugleich kommt allerdings nur im Runenlied der Hávámál und im Víkarsbálkr vor; aber in den spärlichen und ungenauen Berichten, die von germanischen Opfern melden, findet sich auch andererseits nichts, was gegen eine solche Vereinigung angeführt werden könnte. Der Ausdruck 'goðum um signa' ist natürlich nicht heidnisch, aber es ist keineswegs auffallend dass eine heidnische Kulthandlung durch eine christliche Wendung wiedergeben wird[1]). — Dem Verrat an Víkarr folgt die Strafe: Starkaðr irrt umher auf wirren Pfaden, „fern von Ringen (Fürstengaben) und Ruhmesliedern herrenlos, betrübten Sinns."

Die vier letzten Strophen (34—37) bilden den Schluss. In Schweden, bei den Söhnen des Fürsten, den Ynglingen, findet Starkaðr Aufnahme, aber sein ungeschlachtes Äussere erregt den Spott und Hohn der Königsmannen[2]).

---

einen Speer verwandelt. Es scheint, dass Saxo beidemal das Ursprüngliche hat. Der Betrug des Starkaðr gegen Víkarr beruhte wohl ursprünglich einzig darauf, dass Starkaðr eine Scheinhängung vorgab und dann doch den auf einem Baumstumpf stehenden König hinabstiess und mit dem Speer dem Óðinn weihte. Die Hängung 'mit der wide' ist als altgermanisch bezeugt RA[4] II 259f. Die Auffassung Saxos mag auch die des Víkarsbálkr gewesen sein. Die Kalbsdärme statt der Weidenruten in der Sagaprosa wären dann durch die Wolfsdärme veranlasst, die man bei Lokis Fesselung anwandte, der sich verwandelnde Rohrstengel durch den Mistelzweig der Baldrsage.

[1]) Mit der Opferung Víkars vergleicht Bugge Helgedigtene S. 212 die des Helgi Hundingsbani durch Sigrúns Bruder Dagr 'und Fjǫturlundi'. Auch Randvér ist vielleicht nach Hamð. 17 erhängt und mit dem Speere dem Óðinn geopfert.

[2]) Visa 35, 3, 4 muss verderbt sein! 'hvitbrár' kann nur bedeuten „mit blonder Braue"; 'hæðinn' wird man kaum mit Sv. Egilsson von

Der Stoff des Liedes ist entschieden norwegisch. Nur im südlichen Norwegen konnte man Starkaðr einführen in die Kämpfe des Königs Víkarr mit hǫrðaländischen Königen. Dort wird man auch dem Kämpen Starkaðr den riesischen Starkaðr Áludrengr als Grossvater beigegeben haben, wenn dieser wirklich mit Uhland (Schriften VI 102 ff.), Müllenhoff (DA. V 353) und Bugge (Studien 342) als der mythische Vertreter der norwegischen Áluwasserfälle[1]) aufzufassen ist.

Wo aber der Stoff sich bildete, da braucht noch lange nicht das Lied selbst, der Víkarsbálkr, entstanden zu sein. Über die Heimat seines Dichters können uns vielleicht die bisher nicht beachteten Strophen 12 und 13, die Liste der Víkarskämpen, Aufschluss geben. Wenn der Dichter sich entschloss, der Mode seiner Zeit folgend, die Begleiter Víkars zu benennen, so konnte er sie entweder auf die Namen anderer Sagenhelden oder auf die ihm bekannter historischer Personen taufen. Aus diesen Namen wird man also unter Umständen schliessen können auf die Heimat, möglicherweise auch auf die Lebenszeit des Dichters.

Zunächst fällt der Name des letzten Helden ins Auge: 'hinn gamli Gunnólfr blesi'. Die Quellen der ältern norwegischen Geschichte kennen den Namen nicht; erst in der Saga des Königs Hákon Hákonsson (1217—63) tragen ihn drei historisch unwichtige Persönlichkeiten (Flat. III 33. 67. 72). Dagegen heissen drei der Landnehmer Islands Gunnólfr; von dem einen, dem Sohne des Þórbjǫrn þjóti,

---

'hæð' ableiten und als statura procera, procerus, altus erklären wollen, es kann aber auch an unserer Stelle gewiss nicht wie in Háv. 31, 3 „geneigt zum Spott" bedeuten; G. Vigfússons Besserung 'holdar heðinn' (CPB. II 547) verstehe ich nicht. — Wenn in Vísa 35, 7 'ofs óframir' richtig ist, müsste es bedeuten „zu übermütiger, kühner That untüchtig(??)"; G. Vigfússons Änderung 'oss óframir' trifft schwerlich das Richtige. — In Visa 37, 4 erklärt Sv. Egilsson 'hangar tjálgur' als manus promissae (hangr = pendulus, pendens, demissus, promissus), aber geht das an? G. Vigfússon bessert 'hanga tjálgur' (eines Geschenkten Arme??).

[1]) Unter den Álufossar kann nur der Ulefos im untern Thelemarken verstanden sein; Bugge Norrøne Skrifter S. 351.

wird erzählt, dass er Végeirr, den Vater des Vébjǫrn sygnakappi erschlagen und sich dann auf Island am Óláfsfjǫrðr, einer nordwestlichen Einbuchtung des Eyjafjǫrðr, angesiedelt habe; an der Gunnólfsá habe er Wohnung genommen. Der kurze Bericht weist auf eine geschichtliche oder sagenhafte Überlieferung von diesem Gunnólfr hin. Dass man in ihm das Vorbild für den Víkarskämpen zu sehen hat, wird bestätigt durch den Umstand, dass beide den Beinamen 'hinn gamli' führen. Der zweite Beiname des Víkarskämpen, 'hinn blesi' (= streifig im Gesicht nach Rygh, Norsk-islandske tilnavne) eignet freilich dem Landnehmer nicht.

Wenn uns der Name Gunnólfr geneigt macht, hinter den Genossen Víkars isländische Helden zu vermuten, so werden wir in Grettir, Styrr und Steinþórr bekannte Gestalten der Íslendingasögur wiedererkennen. Einen Grettir kennt die Geschichte Norwegens nicht. Das Wort ist zunächst ein Beiname und bedeutet nach Rygh „mit gerunzeltem, grinsendem Gesicht". Der nach Island auswandernde Úfeigr führt ihn noch als Beinamen, aber er vererbt ihn als Eigennamen in seiner Familie: Úfeigs Schwiegersohn Qnundr tréfótr hat einen Sohn Grettir, und einer von Qnunds Enkelsöhnen ist der berühmte Grettir hinn sterki Ásmundarson, der Held der Grettissaga, der um 1031 ermordet ward. Ihm verdankt der Krieger Víkars und wohl auch der Grettir rangi des Brávallalieds (Str. 17 bei Olrik Ark. 10, 248) das Dasein. — Der Name Styrr lässt sich für Norwegen zuerst um 1200 aus der Saga Hákonar, Guthorms ok Inga nachweisen (Konungas. S. 218); auf Island ist er recht selten, hat aber einen desto berühmteren Träger in Styrr oder Víga-Styrr, dem Helden der Víga-Styrssaga, der 1007 ermordet wurde. Von diesem stammen der Styrr des Víkarsbálkr und der Qrvaroddssaga (ed. Boer S. 105), der Styrr hinn sterki in Str. 15 des Brávallalieds, unter den Hálfsrecken (Norr. Skr. S. 35) und in der Gǫngu-Hrólfssaga (FAS. III 326 f. 330). — Steinþórr ist auf norwegischem Boden nicht gebräuchlich, dagegen

kommt der Name mehrfach auf Island vor. Der Dichter des Víkarsbálkr kann nur an Steinþórr á Eyri gedacht haben, den Zeitgenossen und Nachbarn des Víga-Styrr, der wie dieser in der Eyrbyggjasaga eine Rolle spielt. Die Eyrbyggjasaga (ed. Gering S. 32) bezeichnet ihn neben Helgi Droplaugarson und Vémundr kǫgr, eine interpolierte Stelle der Gunnlaugssaga (Ísl. Ss. II 191) neben Gunnarr Hlífarson und Gunnarr at Hlíðarenda als den kampftüchtigsten Bauer auf Island.

Die vier bisher behandelten Namen zeigten, dass der Dichter des Víkarsbálkr einen Landnehmer und drei durch ihre Kampftüchtigkeit berühmte Helden der Íslendingasögur kannte; sie gestatten also den Schluss, dass er ein Isländer gewesen ist. Die andern Namen können, obgleich ihre Herkunft z. T. wenig sicher ist, dies Resultat bestätigen, jedenfalls widersprechen sie ihm nicht.

Neben Grettir steht Sørkvir. So heisst auch ein Berserker der Gríms saga Loðinkinna (FAS. II 153 ff.) und ein anderer in der Gǫngu-Hrólfssaga (FAS. III 241 bis 305)[1]. Der Name kann kaum von dem unkriegerischen Schwedenkönige Sørkvir (1133—55) herstammen und noch weniger von einigen unbedeutenden Personen, die in den Sögur der norwegischen Könige des 13. Jhrh. auftreten! Er ist möglicherweise von dem Beinamen des Landnehmers Eyvindr sørkvir hergenommen, der mit Ingimundr hinn gamli nach Island kam, im Blöndudal am Húnafjǫrðr sich ansiedelte und nach Ingimunds Tod sich selber das Leben nahm.

Skúma oder Skúmr ist ursprünglich gleichfalls ein Beiname. Als Name kommt Skúmr bei einigen Isländern vor, wie aus den Indices der Landnáma und der Flateyjarbók zu ersehen ist, einen Skúma kann ich nur aus

[1]) Sollte der Brávallakämpfer „Serker" bei Saxo (S. 380; Bravallal. V. 10) doch vielleicht als Sørkvir und nicht mit Olrik als Serkr zu fassen sein? Wenigstens enthält die Kriegerliste im Todeslied des Ásbjǫrn prúði, die zum guten Teil ein Auszug aus der Reihe der Brávallakämpfer ist (Olrik Ark. 10, 282), auch einen Sørkvir.

Sturlunga VII 41 nachweisen. Den Beinamen 'skúma' führt der Landnehmer Þorbjǫrn skúma (Landn. I 12, II 26; Ísl. Ss. I 43. 139) und ausserdem der Isländer Þorleifr skúma Þorkelsson, der in der Schlacht im Hjǫrungavágr (986) auf Seiten des Hákon jarl gegen die Jomsburger focht (vgl. z. B. Flat. I 189 ff.). Von dem letzteren wird erzählt, dass er mit einer Eichenkeule auf die Feinde eingedrungen sei. Auf ihn ist wohl der Skúma (Skúmr) des Víkarsbálkr und des Brávallaliedes (Strophe 16) zurückzuführen. Bei diesem Manne können wir auch sehen, wie der Beiname zum Eigennamen wird: In dem Bericht der Fagrskinna heisst Þorleifr auf Seite 49 einfach Skúmr, auf der folgenden Seite in den auf Codex A beruhenden Papierhandschriften Skúma.

Bei Erpr dürfte der Dichter des Víkarsbálkr vielleicht an den Sohn Jónákrs in den Hamðismál oder an Bragis Schwiegervater Erpr lútandi, am ehesten aber an den Sohn des Jarls Melldun gedacht haben, der mit seiner Mutter in die Knechtschaft geriet, von Auðr hin djúpúðga nach Island gebracht und mit Sauðafell am Hvammsfjǫrðr belehnt ward, der endlich der Stammvater der Erplingar wurde (Landn. II 16. 17; Ísl. Ss. I 109. 113.). Ein Erpr bóndi in der Áns. s. bogsveigis zeigt, dass der Name auch von den Sagenerzählern benutzt wurde.

Über die Herkunft der andern Namen lässt sich noch weniger Sicheres sagen. Úlfr ist in Norwegen und auf Island gebräuchlich. Án hat als Namensvettern den Án bogsveigir und auch den Schützen Án af Jamtalandi in der Liste der Svoldrkämpfer. Der Name Hrói ist nicht gerade häufig, findet sich aber in verschiedenen Gegenden des Nordens. Ein Herbrandr — Hrottis Vater heisst so — ist nur aus den Genealogien der Flateyjarbók (I 25) als Sohn Vígbrands und mit dem Beinamen hinn hǫfuðmikli aus der Þorsteinssaga Vikingssonar bekannt; er scheint auf deutsche Sage zurückzugehen; vgl. Detter, Zwei Fornaldarsögur S. XLVI.

Höchst auffallend sind die beiden Namen Hrotti und

Hildigrímr: Hrotti ist sonst nur Schwertname; er wird dem Schwerte beigelegt, das Sigurðr dem Fáfnir abgewinnt, im Beowulf gehört er in der Form Hrunting der Waffe des Unferð. Freilich ist auch Tyrfingr zugleich Schwert- und Männername (S. Heinzel Über die Hervararsaga S. 69). Hildigrímr ist im Norden nur bekannt als der Helm, den þiðrekr von dem Riesenpaar Hildr und Grímr erbeutet (Saga þiðriks konungs S. 23); aber das Wort ist jedenfalls auch Männername und als solcher in Deutschland belegt; vgl. Förstemann Namenbuch I 675.

F. Jónsson hat gemeint (Litt. Hist. II 159), der Víkarsbálkr sei nicht älter als aus dem 13. Jhrh. Er widerspricht A.Olrik, der in der Festskrift til Vilh. Thomsen behauptet hatte, das Gedicht „könne aus sprachlichen Gründen kaum später gesetzt werden als ins 12. Jhrh.“ Die sprachlichen Gründe Olriks, das Vorkommen uncontrahierter Formen in V. 35 'ok hvítbráan' und in V. 37 'er mik séa' sind allerdings nicht entscheidend; ich habe bereits in meiner Schrift Zur Kritik und Metrik der Hamðismál S. 76ff. darauf aufmerksam gemacht, dass eine Mischung von uncontrahierten und contrahierten Formen in den beiden Gudrunliedern, in der Grípispá und wohl auch in der Vǫluspá sich nachweisen lässt. Die contrahierten Formen sind also einmal schon verhältnismässig früh; andererseits aber konnten die uncontrahierten Formen von späteren Dichtern in Anlehnung an ältere Vorbilder gebraucht werden, teilweise auch durch grammatische Neubildung gelegentlich wieder auftauchen.

F.Jónssons Behauptung trifft unzweifelhaft das Richtige für die Überarbeitung des Gedichts in der Gautrekssaga, kaum aber für den von Einschüben gereinigten Víkarsbálkr.

Für einige der Víkarskämpen sind die Namen von Männern der Sagazeit, die in verschiedenen Gegenden Islands zu Hause sind, entlehnt. Das Gedicht kann also erst entstanden sein, als die Sagazeit abgeschlossen war,

als die mündliche Überlieferung der Isländergeschichten sich gebildet hatte und man ungefähr an jedem Punkte Islands die Hauptfiguren des Heldenalters kannte. Als terminus a quo wäre demnach für die Entstehung des Gedichts der Schluss des 11. Jhrh. anzusetzen.

Der Víkarsbálkr stimmt seinem Sagengehalt nach gut mit dem kurzen Bericht Saxos überein; es findet sich nichts darin, was Saxo gegenüber als jüngere Sage anzusehen wäre. Sisarr ist zwar dem dänischen Historiker unbekannt, aber da er höchst wahrscheinlich mit dem russischen Czaren identisch ist, kann er nicht nach dem 12. Jhrh. in die Sage eingefügt sein; vgl. oben S. IC. Wie die Sagengestalt, so weist auch die Form des Gedichts in die Zeit vor 1200. Dass Held oder Heldin ihre Schicksale im Liede selbst berichten, war schon vor 1200 bei nordischen Dichtern gebräuchlich; Beispiele davon sind das zweite Gudrunlied und die Guðrúnarhvǫt der Edda, das Hildebrandslied und die freilich nicht durchweg monologischen Starkaðslieder bei Saxo. Es liegt kein Grund vor, den Víkarsbálkr von den zuletzt genannten Gedichten, mit denen er nach Inhalt und Form verwandt ist, durch eine längere Zwischenzeit zu trennen.

Will man die Entstehungszeit unseres Gedichtes näher bestimmen, so hat man zu untersuchen, ob es zu sicher datierbaren Dichtungen in näherer Beziehung steht. Nun kommen in dem Liede des Gísl Illugason auf Magnus Barfuss (nach 1100; vgl. F.Jónsson Litt. Hist. II 57) die Zeilen vor:

'Fylgda ek frænum,
sem ek framarst kunna' (Morkinskinna 150,10f.),

die den folgenden Versen des Víkarsbálkr recht nahe stehen:

'Fylgda ek fylki,
þeim er framast vissak' (Vísa 30,1f.; vgl. auch Mork. 203,25.).

Gísl hat nicht nur des eddischen Masses sich bedient, er hat auch Ausdrücke aus Eddaliedern sich angeeignet

(F.Jónsson Litt. Hist. II 58 Anm. 1.). Nach der angeführten Stelle scheint es, dass er auch den Víkarsbálkr kannte; allerdings könnte die gleiche Wendung in beiden Gedichten auch auf die gleiche Quelle weisen.

Weniger nahe sind einige Berührungen des Víkarsbálkr mit dem Sigurðarbálkr, den Ívarr Ingimundarson (nach 1139) auf das Leben und den Tod des Sigurðr slembi dichtete: 'bitra branda' (Mork. 215,29) erinnert an Víkarsb. 20,3 'bitrum brandi', 'heiptir golldnar' (Mork. 215,22) an den gleichen Ausdruck im Víkarsb. 16,4, 'var með jarli . . . vestr í eyjum' (Mork. 202, 10ff.) an Víkarsb. 17,1f.; 'Vart þú eigi með Víkari austr í Væni', 'Sótti síðan Sigurðr af eyjum . . . David konung' (Mork. 202,17ff.) an Víkarsb. 17,5f. 'þá er sóttu vér Sísar á velli.'

Dafür besteht aber zwischen den beiden Gedichten eine gewisse Ähnlichkeit in Bezug auf den Titel — beide werden als 'bálkr' bezeichnet — und in Bezug auf den Inhalt. Wenn der Víkarsbálkr auch ursprünglich als Starkaðslied gedacht ist, so berichtet er doch auch von der Jugend, den Thaten und dem Galgentod des Königs Víkarr. Der Sigurðarbálkr hat die Jugend, die Thaten und den qualvollen Tod des Sigurðr slembi zum Gegenstand.

Das gleiche Versmass, der ähnliche Titel, die Berührungen im Ausdruck bei ähnlichem Inhalt veranlassen die Vermutung, dass Ívarr, als er das Leben Sigurðs besingen wollte, sich des Liedes von Víkarr erinnerte, das einen ähnlichen Stoff behandelte, dass er das Versmass, einige Wendungen und endlich die Gattungsbezeichnung 'bálkr' von ihm entlehnte.

Schwierig bleibt die Erklärung von 'bálkr' oder 'bölkr'. Wenn es ein Zufall ist, dass das Wort nur diese beiden Male als Titel von Gedichten gebraucht wird, so ist es jedenfalls in der Bedeutung gleich 'stefja-bálkr', d. h. Abschnitt eines Gedichts von Kehrreim zu Kehrreim, und bezeichnet dann auch ein Gedicht ohne Kehrreim (vgl. F.Jónsson Litt. Hist. I 416). Kam aber die Bezeichnung wirklich nur zweimal vor und hat Gísl sie aus dem Titel

des Vikarsbálkr hergenommen, so vermag ich Vikarsbálkr nicht anders zu deuten als: „Das Starkaðsgedicht, das den Abschnitt von Vikarr behandelt"; der Titel wäre dann im Gegensatz zu andern Starkaðsliedern erfunden.

Es lässt sich also über das Alter des Vikarsbálkr mit Sicherheit nur sagen, dass er im 12. oder am Ende des 11. Jhrh. entstanden sein muss. Doch durfte die Vermutung gewagt werden, dass er den Skalden Gísl Illugason und Ívarr Ingimundarson bekannt war und demnach schon ans Ende des 11. Jhrh. zu setzen ist.

Die Untersuchungen zur Gautrekssaga haben uns auf weit auseinanderliegende, oft auch auf einigermassen verschlungene Pfade geführt. Wir müssen daher zum Schluss noch einmal Umschau halten über das, was bei dieser Wanderung als festes Resultat oder als noch zu festigende Hypothese gewonnen ist.

Derjenige, der der Sage von Ingjaldr illráði, die die Einigung ganz Schwedens unter einem Scepter zum Gegenstand hat, die Form gab, mochte er ein Schwede oder ein Norweger an Harald harfagers Hof sein, stellte den Stammbaum des gautischen Herrscherhauses auf: Gauti—Gautrekr —Algauti—Gauthildr. Wir wissen nicht, ob er dabei gautische Namen benutzte oder mit Gaut- komponierte Namen frei erfand. Die Genealogie der Gautenkönige gelangte mit der Ingjaldssaga nach Island.

Dort benutzte ein Sagaerzähler den Gautrekr für die Geschichte eines schlauen Isländers, Namens Refr, der an nordgermanischen Fürstenhöfen sein Glück macht. Die ältere Refssaga ist bei Saxo bruchstückweise erhalten. Sie wurde später wesentlich umgestaltet durch die Einwirkung der Märchen vom Tauschen und von dem niedrig stehenden Manne, der durch Freierproben die Hand einer Königstochter gewinnt.

Durch die Aufnahme in die Refssaga kam Gautrekr Gautason, hinn mildi, zu einiger Berühmtheit auf Island.

So konnte ein Isländer, der für die Gauten sich interessierte, vielleicht weil er selbst oder ein Gönner von ihm sein Geschlecht aus dieser Landschaft herleitete, darauf kommen, dem Gautrekr einen Sohn Hrólfr anzudichten, der mit seinen Brüdern und Ziehbrüdern fast den ganzen Norden von Europa sich unterwarf. Stand dieser Isländer in Beziehungen zu der Familie des Helgi hinn magri, so hat er deren Stammbaum mehrere Namen für die Personen seiner Saga entlehnt. Als Vorbild diente ihm eine ältere Saga von Ragnarr loðbrók, die A.Olrik meisterhaft rekonstruiert hat, die einzelnen Motive entnahm er aus dem reichen Schatze der ihm bekannten Fornaldarsögur. Auf die Refssaga deutete er in den einleitenden Worten hin.

Als eine Art breiterer Einleitung zur Hrólfssaga komponierte dann ein andrer Sagaschreiber die (ältere) Gautrekssaga. Mit der Refssaga stellte er das Märchen von den Dalafíflar zusammen, in dem eine ganze Reihe von Sagenmotiven vereinigt sind (Útilegumannasaga, Töten der Eltern, Geizhalsanekdoten), und das vielleicht schon vorher auf Gauti-Gautrekr bezogen war. Sonst wusste er von Gautrekr nur noch, was er aus der Hrólfssaga entnehmen konnte, die Freundschaft mit Hrosskell und den Tod der Königin, die Refs Schwiegermutter war. So schob er nach Refs Besuch bei Ella Hrosskells Beschenkung, Gautreks Heirat und die Geburt seiner Tochter ein. Das einzig Selbständige an seiner Arbeit ist wohl, dass er Gautreks Frau und Tochter benannte und am Schluss alle Personen sterben liess, die in der Hrólfssaga nicht vorkamen.

Die ältere Gautrekssaga wurde in die meisten Hss. der ältern Hrólfssaga mit aufgenommen.

In gar keiner Beziehung zur Gautrekssaga stand ursprünglich die Víkarssaga. Kein einziger Berührungspunkt lag vor, und es war die reine Willkür, wenn der Bearbeiter, der Verfasser der jüngern Gautrekssaga, die Víkarssaga einschaltete, lediglich um zu füllen. Durch den Jarl Neri sollte die Verbindung hergestellt werden: Neri wurde also ein Sohn Víkars. Nun war aber Neri ein Jarl

in Gautland, Víkarr König ni Agðir. Um Vater und Sohn einander zu nähern, musste ein ziemlich umständlicher Apparat in Bewegung gesetzt werden. Das Reich Víkars wurde nach Norden und Osten ausgedehnt; er kämpfte nicht mehr allein mit dem König von Hǫrðaland, wie auch in der Hálfssaga, sondern er eroberte auch Hǫrðaland, Þelamǫrk nnd die Upplǫnd. Neri, dessen Jarlsreich in der ältern Gautrekssaga wohl an der Westküste Gautlands lag, bekam als Länderzuwachs etwa die Provinz Værmland und wurde durch seinen Vater Víkarr mit den daran grenzenden Upplǫnd belehnt. Die um der Verknüpfung willen eingeführten Personen aber mussten Namen haben, die Eroberungen mussten durch Kämpfe begründet werden. So kamen die Könige mit den Namen auf -þjófr in die Gautrekssaga, so die Kampfschilderungen in Vers und Prosa in Kap. 5. Die andern Änderungen des Bearbeiters sind weniger bedeutend; wichtiger aber ist, dass er bei seiner Arbeit einer jüngern Stilart sich bedient, die von den Riddarasögur ausgegangen ist.

Die Ergebnisse der Handschriftenuntersuchung sind schon am Schluss des ersten Kapitels (S. XVII f.) zusammengefasst. Danach ist die Ausgabe in folgender Weise eingerichtet:

Für die Herstellung der längern Fassung wurden die Hss. A b C benutzt und ihre Lesarten möglichst vollständig mitgeteilt. A und b gelten gegenüber C nur als eine Hs.: wo also A und C oder b und C eine gemeinsame Lesart haben, wurde diese in den Text aufgenommen; wenn A b gegen C steht, musste der innere Wert der Lesarten entscheiden. Die Abweichungen der Hss. β und B wurden nur soweit in den Apparat aufgenommen, als nötig schien, um ihre Stellung zu b zu beleuchten. — Der Text der Ausgabe ist im Wesentlichen der der einzig ungekürzten Hs. A, die Orthographie lehnt sich an die einzige Pergamenths. der Gruppe, C, an.

Die Hss. der kürzern Fassung L E K liessen leider eine kritische Herstellung des Textes nicht zu, sie mussten

also neben einander abgedruckt werden. Die Hs. L konnte gelegentlich aus der gekürzten Hs. M gebessert werden; aus ihr wie auch aus den Hss. AM 203 fol. chart. (1) und l wurden zuweilen Lesarten angeführt, die für das Verhältnis der Hss. der L-Gruppe von Bedeutung sind. L bezeichnet die Lesungen der Hss. L, AM 203 fol. und l, falls nicht die Lesarten der zwei letzten Hss. besonders angegeben sind. Die Orthographie der Hss. L und K wurde normalisiert im Anschluss an das Neuisländische, die der Pergamenths. E im Anschluss an die Sprache der ältern Zeit.

Zum Schluss habe ich noch die angenehme Pflicht, allen denen, die mich bei meiner Arbeit unterstützt haben, meinen verbindlichsten Dank auszusprechen: dem Kgl. Ministerium der geistlichen u. s. w. Angelegenheiten zu Berlin, der Grossen Kgl. Bibliothek, der Universitätsbibliothek und der Bibliothek des Isl. Bókmanntafélag zu Kopenhagen, der Kgl. Bibliothek zu Stockholm, den Herrn Docent V. Dahlerup, Prof. Dr. Finnur Jónsson, Bibl. Dr. Kr. Kålund, Docent Dr. A. Olrik. Wie viel die kleine Arbeit der Freundschaft Andreas Heuslers verdankt, vermag die Widmung nur schwach anzudeuten. Ohne ihn wäre sie weder unternommen noch beendigt worden.

Osnabrück, im Juni 1900.

W. Ranisch.

Berichtigungen.

Lies: 2, 24 hafði. 2, 26 hafði. 4, 22 sæmd. 5, 24 ótíginn. *Zu* 10, 1: háá A *d. i.* há (*In der Pergamenths., die* A *zu Grunde liegt, war* áá *die Bezeichnung des langen* a; *der Schreiber von* A, *der sonst langes* a *durch* á *giebt, verstand das Wort nicht und gab es daher genau nach der Vorlage*). 11, 20 ráðit. *Zu* 15, 26: fááz *d. i.* fás A (*vgl. die Bemerkung oben zu* 10, 1.). 16, 18. *Das Komma gehört ans Ende der vorhergehenden Zeile.* 16, 24 Sørkvi. 19, 20 sumar. 19, 22 Gautland. 24, 21 Friðþjófi. 46, 23 ráð; 50, 6. *Die Lesart von* L *war wohl eher zu bessern nach der mit* E *verwandten Papierhs.* Isl. Bókmf. 320, 4to: það bar til einn dag, að kóngur fór á dýraveiðar með hirð sinni, að hann skaut *etc.* 52, 15. *Das Komma ist nach* fyrir *zu setzen; allerdings ist die Stelle wohl verderbt.* 63. *Die Zahlen am Rande sind um je eine Zeile zu tief gesetzt. Zu* 73, 28 sannast.

Gautreks Saga.

1. Þar hefjum vér eina kátliga frásǫgn af einum konungi, þeim er Gauti hét; hann var vitr maðr ok vel stillr, milldr ok máldjarfr. Hann réð fyrir Vestra-Gautlandi; þat liggr milli Nóregs ok Svíþjóðar fyrir austan Kjǫlu alla, ok skilr Gautelfr milli Upplanda ok Gautlandz. Þar eru stórar merkr ok illt yfirferðar, þá er þelalaust er. Þessi konungr, er fyrr nefndum vér, fór optliga með hauka sína ok hunda á mǫrkina, þvíat hann var hinn mesti veiðimaðr, ok þótti honum þat hin mesta skemtan. Í þann tíma var víða bygt, þar sem miklir skógar vórn umhverfis,

Die oben gewählte Überschrift steht in keiner der Handschriften; Saga of Hrólfi Gautrekssyni *(auf die Gautrekssaga folgt ohne Titel die Hrolfssaga)* A; *die Überschrift fehlt vor der Gautrekssaga wie vor der folgenden Hrolfssaga, doch nennt das Verzeichnis am Schluss der Hdschr. als fünfzehnte Saga*: Af Hrólfi Gautrekssyni b; Hér eptir skrifast sagan af Hrólfi Gautrekssyni ok segir fyrst frá Gauta konungi ok ætternisstapafíflunum ok af Nóregs konungum, Nera jarli ok Gjafa-Ref, þá af Gautreki konungi ok Hrólfi syni hans *(vor der folgenden Hrólfssaga steht eine neue Überschrift)* β; Hér skrifast sagan af Hrólfi Gautrekssyni ok segir fyrst af Gauta kóngi í Gautlandi *(keine neue Überschrift vor der Hrólfssaga)* B; Frá Gauta konungi inum milda etc. *(von einer Hand des 17. Jhrh.; die Gautrekssaga ist hier durch die Magussaga von der voraufgehenden Hrólfssaga getrennt)* C.

2. þar] bC (in C *ist hier wie zu Anfang jedes Kapitels für den ersten Buchstaben Raum freigelassen*); HérA. kátliga] *fehlt* C, *doch ist der Platz dafür freigelassen*; dáfalliga AM 358,4. frásǫgn] frásǫgu b. 3.maðr] *fehlt* b. 7.þá er] þá C. 9.þvíat] bC, þvi A. 10.ok] *fehlt* C. 11.þar sem] þar C.

þviat margir menn ruddu mǫrkina, þar sem fjarlæg var almannabygð, ok gjǫrðu sér þar alhýsi sumir, þeir sem flýit hǫfðu af almannaveg fyrir nǫkkur sín ranglig tiltæki; sumir flýðu fyrir ljóðæsku eða nǫkkur æfintýr ok þóttuzt þá síðr spottaðir eða hæddir verða, ef þeir væri fjarri annarra manna athlátri, ok lifðu svó út allan sinn alldr, at þeir fundu øngva aðra menn en þá sem hjá þeim vóru. Þeir hǫfðu ok margir leitat sér staðar langt frá almannaveg, ok kómu því øngvir menn þá heim at sækja, utan þat varð stundum, at villtuzt á mǫrkum, at menn hrǫtuðu þá til þeirra heimkynna, þótt menn villdu þar gjarna alldri komit hafa. Þessi konungr Gauti, er fyrr nefndum vér, var farinn við sinni hirð at veiða dýr á mǫrkinni með sínum hinum beztum veiðihundum. Konungrinn gat at líta einn fagran hjǫrt, ok þetta sama dýr vill hann gjarna veiða ok slær lausum sínum veiðihundum ok elltir þetta sama dýr með svó miklu kappi, meðan dagrinn vannzt til nætr. Hann var nú einn sinna manna ok var kominn svó langt á mǫrkina, at hann vissi, at hann mátti ei komazt til sinna manna sakir náttmyrkrs ok langrar leiðar, er hann hafði farit allan daginn; þat ok með, at hann hafði skotit þetta dýr með spjóti sínu, ok stóð þat fast í sárinu, en konungr villdi þat með øngu móti láta, ef hann mætti ná, ok þótti skǫmm, ef hann næði ei vópni sínu. Hér hafdi hann álagt svó mikit kapp, at hann hafði af sér kastat ǫllum klæðum nema línklæðum; berfættr var hann ok hafdi øngva skúa,

4. æfintýr]ovinttur b, ovintur β, nokkra óvizku B. 5. fjarri] fjærri A. 7. en] *fehlt* C. 10. varð] *fehlt* C. *Vor* villtuzt *mit anderer Tinte* menn *herübergeschrieben* b, menn *in die Zeile aufgenommen* B. menn] *ausradiert und* at *mit der andern Tinte in* ok *geändert* b. 11. heimkynna] heimkynja bβ; svó þeir hlutu þá til þeirra heimkynnis at vikja B. villdu] villdi b. þar gjarna] gjarnan þar b. 13. við sinni] með sinni b, við sína C. á mǫrkinni] *fehlt* C. 14. beztum] beztu Ab. Konungrinn] G. C. 15. vill] bC, villdi A. gjarna] gjarnan b. 17. sama] *fehlt* C. 18. var] nú *fügt* b *hinzu*. 19. hann (2)] *so* CβB, *fehlt* Ab. komaztlaptr koma C. 21. farit] um *fügt* C *hinzu*. 22. sínu—þat] svó þat stóð b. 23. þótti] þat mikil *fügt* C *hinzu*. 26. nema línklæðum] *fehlt* b.

ok hafði viða rifit hans leggi ok iljar bæði grjót ok skógrinn. Ekki náir hann dýrinu, tekr nú at myrkva af nótt, svó at alldri veit hann, hvert hann stefnir, nemr nú stað ok hlýðir til, ef hann heyrði til nǫkkurs, ok litla stund hefir hann stað numit, áðr hann heyrir hundzgá, ok þangat gengr hann, sem hann heyrir hundinn geyja, þviat honum þótti þar hellzt manna vón. Því næst sér konungr húsabæ lítinn; þat sá hann, at maðr stóð úti ok hellt á viðarøxi. Þegar hann sér, at konungr stefnir til bæjar, hleypr hann at ok drepr hundinn ok mællti: Ei skalltu optar vísa gestum á garð vórn, þviat þat sé ek gjǫrla, at sjá maðr er svó mikill vexti, at hann mun uppeta alla eigu bónda, ef hann kemr hér innan veggja; skal þat ok alldri verða, ef ek má ráða. Konungr heyrði orð hans ok brosti at; hugsar hann þat með sér, at hann var lítt viðbúinn úti at liggja, en þótti ei vísar viðtǫkur, ef hann biði þess er honum væri innboðit; gengr djarfliga at dyrunum. Hinn ferr fyrir dyrnar ok vill hann ei inn láta. Konungr lætr hann kenna aflsmunar ok gengr ór dyrum þann er fyrir stóð. Konungr gekk til stofu; þar vóru fyrir fjórir karlar ok fjórar konur; ekki var þar heilsat Gauta konungi; þó sezt hann niðr. Sá tók til orða, er honum sýndizt bóndaligaztr, ok mællti: Hví léztu þenna mann hér inn koma? þrællinn svaraði, sá er í dyrunum hafði staðit: þessi maðr var svó sterkr, at ek hafða ekki afl við honum. Ok hvat gjǫrðir þú, þá er hundrinn gó? þrællinn svaraði: Ek drap hundinn, þviat ek villda ei, at hann vísaði fleirum slíkum gaurum at garði, sem mér lízt þessi maðr vera. Bóndi mællti: Dyggr þræll ertu, ok má

1. rifit] hrifit bC. 2. Ekki] en ekki b. 3. alldri] ekki C. 4. ef—til] *fehlt* b. 5. áðr] áðr en b. 6. sem hann] sem A. 7. þótti] þikkir b. 9. þegar] ok sem b. 11. garð] bæ b. 13. eigu] bβC, eign AB. kemr] A, er CB, *fehlt* bβ, *doch ist in* β kemr *nach* veggja *herübergeschrieben*. 14. hans] hann C. 16. viðbúinn] búinn C. þótti] þóttu A. 17. er] at b. gengr] hann gengr b, gengr nú C. 20. dyrum] dyrunum b. 22. sezt] settizt C. 23. sýndizt] þótti C. bóndaligaztr] búandligaztr Ab. Hví] því b. þenna] þennan b. 24. svaraði] svarar C. 25. hafða] hafði C. 27. villda] villdi AC.

ei þér um kenna, þó þessir ófimligleikar hafi orðit, ok er vandlaunat þér þín umsjá, ok vil ek á morgin gefa þér verðkaup, ok skalltu þá með mér fara. Hús vóru þar velbúin ok menn vænir ok hæfiliga miklir. Þat fann konungr, at þeir óttuðuzt hann. Bóndi lét setja borð, ok var matr á borinn, ok er konungr sér, at honum mun ekki boðinn matr, stígr hann undir borð hjá bónda, tekr til matar ok snæðir djarfliga; ok er bóndi sér þetta, hættir hann at matazt ok dregr hattinn fyrir augu sér. Hvórigir tala hér við aðra, ok er konungr var mettr, lyptir bóndi upp hetti síuum ok bað bera diska af borði, þviat nú mun ei mat at varðveita. Síðan fór fólk at sofa. Konungr lagðizt ok til svefns, ok er hann hafði litla hríð legit, þá kom kona til hans ok mællti: Mun ei ráðligt, at þú þiggir beina at mér? Konungr svarar: þetta horfir vænliga, er þú villt tala við mik, þviat hér eru dauflig hýbýli. Ei þarftu þat at undra, þviat vér hǫfum alldri gest átt á æfi vórri, ok þess get ek, at þú sért bónda engi ǫfúsugestr. Konungr mællti: Vel mætti ek launa bónda fyrir allan þann kostnað, er hann hefir fyrir mér haft, þá er ek kem til míns heimilis. Hun svaraði: Til meira get ek mun um draga, en vér fáim sæmð af þér ímóti þessu tilfelli. Konungr mællti: Ek bið, at þú gjǫrir mér kunnigt, hversu fólk yðvart heitir. Hun svarar: Faðir minn heitir

---

1. ei þér] þér ei C. þó] þótt b. ófimligleikar] ófimleikar βB. 2. þín] þína b. 3. fara] finna bβB. vóru] vór bβB, *nur* B *sucht die verderbte Stelle zu bessern*: finna hús vór; þar er vel um búit. 5. óttuðuzt] óttuðustu b. 6. mun] mundi C. 7.matr] matrinn C. bónda] ok *fügt* b *hinzu*. ok-djarfliga] *fehlt* C. 9. Hvórigir] hvarigir C hvǫrugir A, hvorugir b. 10. hér] nú C. hetti] hatti b. diska] disk A. borði] borðinu C. 12. Síðan] *fehlt* C, *dafür* nú *nach* fólk. 15. at] af CβB; af mér *vor* beina C. 16. villt] vill A. hýbýli] Hun segir *fügt* b *hinzu*. 17. þarftu] þarf C. gest átt] gesti sét b. 18. ǫfúsugestr] aufúsugestr Ab, ofusu gestr C. 21. get-um] getu mun C; *wie* A, *doch* muni *für* mun b. 22. vér] vit C. fáim] fáum b. ímóti] móti C. 23. mællti] m. AC, s. b. bið] C, þ° A, þigg bβB. at] *fehlt* b. 24. hversu] hvat C. yðvart] þitt C. heitir] frú *fügt* b *hinzu*. svarar] svari A.

Skafnartungr; því hefir hann þat nafn, at hann er svó gløggr um kost sinn, at hann má ei sjá, at þverri hvórki matr né annat þat er hann á; móðir mín heitir Tǫtra; því hefir hun þat nafn, at hun vill alldri ǫnnur klæði hafa en þat sem áðr er slitit ok at spjǫrum orðit, ok þikir henni þat mikil hagspeki. Konungr spurði: Hvat heita bræðr þínir? Hun svaraði: Einn heitir Fjǫlmóðr, annarr heitir Imsigull, þriði Gillingr. Konungr mællti: Hvat heitir þú eða systr þínar? Hun svaraði: Ek heiti Snotra; hefi ek því þat nafn, at ek þótta vísuzt allra vór; systr mínar heita Hjǫtra ok Fjǫtra. Hér er sá hamarr við bæ vórn, er heitir Gillingshamarr, ok þar í hjá er stapi, sá er vér kǫllum ætternisstapa; hann er svó hár ok þat flug fyrir ofan, at þat kvikindi hefir ekki líf, er þar gengr fyrir niðr; því heitir þat ætternisstapi, at þar með fækkum vér vórt ætterni, þegar oss þikir stór kynsl við bera, ok deyja þar allir vórir forellrar fyrir utan alla sótt ok fara þá til Óðins, ok þurfu vér af ǫngu vóru forellri þyngsl at hafa né þrjózku, þvíat þessi sælldarstaðr hefir ǫllum verit jafnfrjáls vórum ættmǫnnum, ok þurfum ei at lifa við fjártjón eða fæzluleysi né engi ǫnnur kynsl eða býsn, þótt hér beri til handa; nú skalltu þat vita, at fǫður mínum þikja þetta vera hin mestu undr, er þú hefir komit til húsa vórra; væri þat mikil býsn, þótt ótiginn maðr hefði hér mat etit, en þetta eru með ǫllu undr, at konungr kalinn ok klæðlauss hefir komit til húsa vórra, þvíat til þessa

---

1. Skafnartungr] b, Skafnautungr A, Skafnaurrungr C. *s.u.* nafn] átt *fügt* C *hinzu*. nafn] átt *fügt* C *hinzu*. 2. um — sinn] *fehlt* C. þverri] eða minki *fügt* C *hinzu*. 3. matr] mat b. 6. spurði] spyrr C. 7. svaraði] svari A, svarar C. Fjǫlmóðr] *so* CB, *und auch* EL, Fjǫlmóði A, *und auch* K, Fielmóði b (*wohl nur hier, sonst wie* A) β (*immer*). 8. heitir *fehlt* C. 9. eða] ok C. svaraði] svari A, svar. C. 10. því] *fehlt* C, *dafür nachher* þviat ek. allra vór] vór allra C; en *fügt* b *hinzu*. 12. er (2°) *fehlt* b. 13. hár] at *fügt* C *hinzu*, at *durchstrichen* A. 14. fyrir ofan] ofan fyrir C. 18. vóru] *fehlt* C. 19. hefir — verit] er ǫllum C. 21. við] fyrir C. 22. hér — 24. þótt] *fehlt* bβB. 24. væri þat] ok C. býsn] en *fügt* C *hinzu*. 26. klæðlauss] klæðalauss A. hefir] hafi A. þviat] því b. til þessa] þess b.

munu engi dæmi finnazt; ok því ætlar faðir minn ok móðir á morgin at skipta arfi með oss syskinum, en þau vilja síðan ok þrællinn með þeim ganga fyrir ætternisstapa ok fara svó til Valhallar; vill faðir minn ei tæpiligar launa þrælnum þann góðvilja, at hann ætlaði at reka þik ór dyrum, en nú njóti hann sælu með honum; þikizt hann ok víst vita, at Óðinn mun ei ganga imót þrælnum, nema hann sé í hans fǫruneyti. Konungr mællti: Sé ek, at þú munt hér vera málfimuzt, ok skalltu hafa mína holluztu; þikjumzt ek sjá, at þú munt mær vera, ok skalltu sofa í hjá mér í nótt. Hun bað konung því ráða. Um morguninn, sem konungr vaknar, mællti hann: þik kveð ek at þessu, Skafnartungr: ek gekk til yðvars bæjar berfættr, ok því vil ek nú skúa af þér þiggja. Hann svarar øngu ok fekk honum skúa ok dró ór þvengina. Þá kvað konungr:

1. Skúa tvó,
er mér Skafnartungr gaf,
þvengjum er hann þá nam;
illz mannz
kveð ek alldri verða
grandalausar gjafir.

Síðan bjózt konungr á brutt, ok leiddi Snotra hann á gǫtu. Konungr mællti: Bjóða vil ek þér með mér at fara, þvíat mér er grunr á, at nǫkkut gjǫrizt af okkrum fundi, ok ef þú ferr með sveinbarn, þá láttu Gautrek heita.

---

1. munu] mun bC. 4. tæpiligar] tæpiligra b; *hinter* launa C. 5. þrælnum—at] þat er C. at (2)] *fehlt* A. 6. dyrum] dyrunum C. honum] þeim C. 9. hér—málfimuzt] vera hér málfrǫmuzt A. 10. þikjumzt] þikizt C. 11. morguninn] morgin C. 13. Skafnartungr] Skafnaurtungr A; Skapnartungr C. 14. ok] *fehlt* A. hann] hun C. skúa] skuo *schreibt* C *hier und Z.*15, sko*Z.*16. 16—21. **1. visa,** *fehlt in* L. 17. er mér Skafnaurtungr gaf A, er mér Skafnartungr bβB (*in* b *ist* gaf *von später Hand herübergeschrieben*), er mér gaf Skafnartungr gaf C, mér gaf Skafnartungr E, mér gáf Skafnaurungr K. 18. er] *fehlt* K. þá] þar A. 19. illz] at illz C. 20. kveð] kund B. 19—20. sjalldan verða vándz mannz E, sjalldan verða naums manns K. 22. á brutt] í braut A, á brautt b. 23. með—fara] attu farir með mér C. 24. af] at A.

ok drag svó af nafni minu ok rekstri, þeim er ek hefi haft til hýbýla yðvarra. Hun svarar: Vís vón þiki mér á því, attu getir þessu nær, en ekki má ek með þér fara at sinni, þvíat í dag skal skipta arfi með oss syskinum eptir foður vórn ok móður, þvíat þau ætla at ganga fyrir ætternisstapa. Konungr bað hana vel lifa ok bað hana koma á sinn fund, svó sem henni þætti tími til. Ferr konungr þar til, er hann kemr til sinna manna ok sezt nú um kyrt.

2. Nú er frá því at segja, þá er Snotra kom heim, sat faðir hennar yfir fé sínu ok mællti: Með oss hafa orðit býsn mikil, er konungr sjá hefir komit til vórra hýbýla ok etit upp fyrir oss mikla eigu ok þat sem oss henti sizt at láta; má ek ei sjá, at vér megum hallda øllu vóru hýski fyrir takfæðar sakir, ok því hefi ek saman borit alla mína eigu, ok ætla ek at skipta arfi með yðr sonum minum, en ek ætla mér ok konu minni ok þræli til Valhallar; má ek ei þrælnum betra launa sinn trúleika, en hann fari með mér. Gillingr skal hafa uxa minn hinn góða ok þau Snotra, systir hans. Fjølmóðr skal hafa gullhellur minar ok þau Hjøtra, systir hans. Imsigull skal hafa korn allt ok akra ok þau Fjøtra, systir hans. En þess bið ek yðr, børn mín, at ei fjølgið þér lið yðvart, svó at fyrir þat megið þér ei hallda arfi mínum. Ok er Skafnartungr hafði talat slíkt er hann villdi eða honum líkaði, fóru þau øll upp á Gillings hamar, ok leiddu børnin foður sinn ok móður ofan fyrir ætternisstapa, ok fóru þau gløð ok kát til Óðins. Nú er þau syskin vóru í búi, þikjazt þau þurfa at hagræða sér; þau taka sér spýtur ok spýta vaðmál at

2. yðvarra] þinna C. 3. nær] nærri C. 4. arfi—oss] með oss arfi A. 5. ok móður] með C. ætla at] munu C. 8. hann] *fehlt* C. 10. þá er] at C, (at) þá er FAS². 13. eigu] eign C. 16. ok—ek] at ek ætla b. yðr] ykkr b. 17. Valhallar] ok *fügt* C *hinzu*. 20. Fjølmóðr] *s. zu* 5,7. 21. minar] tvær *fügt* b *hinzu*. 22. þau] *fehlt* C. bið] beiði C. 24. þér] *fehlt* C. minum] yðrum C. Skafnartungr] bC. Skafnaurtungr A. 25. hann] *fehlt* b. eða—líkaði] *fehlt* C. 26. øll] saman *fügt* A *hinzu*. 27. ofan fyrir] milli sín ok fram á C. 28. vóru] eru b. 29. sér] fyrir sér A.

sér, svó at ekki þeirra kemr við annat bert; þótti þeim þá trúazt um unnit, at ei mundi fólk þeirra fjǫlgazt. Snotra fann með sjálfri sér, at hun fór með barni; þokaði hun þá spýtunni í vaðmálinu, svó at ná mátti hendi til. Hun lét sem hun sværi. En er Gillingr vaknaði eða raumskaði af svefni, varp hann hendinni frá sér ok kom við kinn hennar; ok er hann vaknaði, mællti hann: Hér hefir ófimliga til tekizt, er ek skal hafa grand gjǫrt þér; mér sýnizt sem þú sért miklu digrari, en verit hefir. Hun svarar: Leyn þú þessu, sem þú mátt. Hann svarar: þat endemi mun ek ekki gjǫra, þvíat þetta má með engu móti leynazt, síðan er fólk okkart fjǫlgazt. Litlu síðar fæddi Snotra eitt fagrt sveinbarn ok gaf nafn ok kallaði Gautrek. Gillingr mællti: Stór býsn berr nú við, ok má nú ei leyna, ok skal ek fara at segja bræðrum mínum. þeir mælltu: Allt ráð vórt vill nú fyrir farazt af býsnum þessum, sem við berr, ok er þetta mikit lagabrot. Gillingr kvað:

2. Heimsliga
er ek veik hendi til,
er ek kom við kinn konu;
lítil lyf

1. ekki—kemr] hvórki þeirra kæmi b (huorckirt *oder* huorckert b, huorckirt β. huorki B). 2. unnit] búit C. fjǫlgazt] En *fügt* C *hinzu*. 3. fann] þat *fügt* A *hinzu*. 4. at] *fehlt* b. 5. En] *fehlt* C. eða raumskaði] eða rumskaði b, *fehlt* C. 6. hendinni] hendi C. 7. hann] *hann oder hun* b, hun β. ok-vaknaði] síðan C. 8. hafa grand] grand hafa b. þér] því *fügt* b *hinzu*. 10. svara (1)] svari A. þú (1)] *fehlt* C. Hann svarar] *fehlt* A b. þat] þau A. 12. okkart] b, okkar A, ockath C. 13. eitt fagrt] *fehlt* C. 14. berr] bera b. nú (2)] *fehlt* A. 15. fara at] *fehlt* C. bræðrum] bróður C. þeir mælltu] hann m. C. 16. af] fyrir A. 17. kvað] vísu *fügt* b *hinzu*. 18—9,2. **2. vísa.** 18. heimskliga bβB. 19. er] *in* bβBC, *fehlt* A. 18—19. Hendi minni ek glatǫða (*in der Hdschr.* glæ^{t}da; *doch ist das mit* a *verschlungene* e *durch einen Punkt unten getilgt*) heimskliga E, Heimskliga villdi mér til L, Bendi eyk glærǫda heimsliga K. 20. er] ok C, þá er EK, at L. ek] *fehlt* K. kinn konu] konu kinn L. 21. lítil lyf] *so* bβC (lyf *gesichert durch* C, *wo* i *und* y *geschieden werden*), lítil líf A, lítil líkinda B, lítit líf EK, lítit efni L.

kveða høfð til lýða sona,
af því var hann Gautrekr getinn.

Þeir kveða hann ei mega um kunna, er hann iðraðizt ok villdi alldri, at þetta hefði orðit. Hann kvezt gjarnan vilja ganga fyrir ætternisstapa ok kvað talin smærri býsn. Þeir báðu hann bíða, hvat við bæri fleira. Fjǫlmóðr sat at fé um daga ok bar með sér gullhellur sínar, hvert sem hann fór, ok einn dag sofnaði hann ok vaknar við þat, at sniglar tveir svartir høfðu skriðit á gullhellur hans. Honum þótti dala eptir, þar sem døkknat hafði gullit, ok sýndizt honum mikit þorrit hafa. Hann mællti: Mikit er at verða fyrir þessu fjártjóni, ok ef svó berr optar til, þá mun ei gott at fara snauðr til Óðins, ok mun ek ganga fyrir ætternisstapa ok verða ei optar fyrir þessari fjárauðn, þviat alldri hefir orðit jafn kolsvart um mitt efni, síðan faðir minn miðlaði mér fé. Hann segir bræðrum sínum þessi býsn, er við hafði borit, ok bað þá skipta arfi. Hann kvað þá:

3. Stuttir sniglar
átu steina fyrir mér.

---

1. *wie oben* Abβ. høfð til lýða sona B, kveða lýða sonar C, þat kveða lýðir vera E, til lýða sona L, kveði til lýða þurfa K. 2. af] *so* AbβBK, *fehlt* C, en af E, ok af L. var] varð L. hann] þó E. getinn] *so* CELK, gjǫrr Abβ B. 3. hann ei] ei hann C. 4. gjarnan] gjarna C. 5. vilja] skylldi b. smærri] minni C. 6. hvat] ef C. Fjǫlmóðr] *s. zu* 5, 7. 7. gullhellur] C *und die Hss. der kürzeren Fassung*, gullhellu Ab. 10. þar] *þat* A. 11. þorrit] *þverrat* b. 12. optar til] til optar C. 14. þessari] *þessi* A. 15. hefir] hafa C jafn kolsvart] svó mikit C. um] *fehlt* b. 17. er—borit] *fehlt* C. 19—10,4. 3. visa, *fehlt in* L, *S.* 10, 2—4 *fehlen in* EK; K *hat vor Z.* 19 *folgende Strophe*:

Allar vættir,
er í jǫrðu búa,
vilja Fjǫlmóðar fé fara;
gulli minu
er þeir glutruðu,
skal at því ei lengi lifa.

19. Slíkir fuglar E, stór-sniglar K, *G. Vigfússon vermutet CPB. II 360:* Svartir sniglar. 20. mér] *fehlt* E.

nú vill oss hvetvetna hata;
snauðr mun ek snópa,
þvíat sniglar hafa
gull mitt allt grafit.

Síðan fór hann ok hans kona á Gillingshamar ok gengu síðan fyrir ætternisstapa. Þat var einn dag, at Imsigull gekk um akra sína; sá hann fyrir sér þann fugl er spǫrr heitir; hann er á vǫxt sem titlingr. Honum leizt nú horfa skaðavænliga, gekk með akrinum ok sá, at fuglinn hafði tekit ór axinu eitt kornit. Þá kvað hann:

4. Þat var spell,
ok spǫrr um vann,
á akri Imsiguls;
axi var skatt,
ór var korn numit,
þat mun æ Tǫtru æt um trega.

Síðan fór hann ok hans kona, ok gengu þau glǫð fyrir ætternisstapa ok villdu ei fá optar slíkan skaða. Gautrekr var þá úti, er hann sá uxann góða; hann var þá sjau vetra; honum varð þat fyrir, at hann lagði uxann með spjóti til bana. Ok er Gillingr sá þetta, þá kvað hann:

5. Ungr sveinn
drap uxa fyrir mér,
þetta eru banvæn býsn;

1. nú vill oss] *so* AbβCE, nú oss B, vill oss því K. hvetvetna] *so* CE, hvetvitna b, hvevitna β, hvervetna AB, hvorvetna K. hata] *so* CEK, háá, *was mit FAS*[1] *nur als* háa *gelesen werden kann, aber unverständlich ist* A. há bB, ha β. 4. allt] *fehlt* B. 5. ok—kona] *fehlt hier in* C, *doch hinter* hamar: ok kona hans. 6. síðan] *fehlt* C. 7. hann] þar *fügt* A *hinzu*. 8. spǫrr] spǫrn b. 9. skaðavænliga] skaðvænliga βB, ok *fügt* C *hinzu*. 11—16. **4. vísa.** *Z.* 13—15 *fehlt in* L. 11. spell] spjǫll bβBL, spjell K. 12. ok] er BELK. spǫrr] spǫrn bβB. um vann] of vann E, gjǫrði L. 13. á] at B, *fehlt* K. Imsiguls] Heimsiguls K. 15. ór] er B, ok C. korn] korni K. 16. *wie oben* A, því slíkt mun ætt vór trega bβB, þat mun á Tǫtru æt um trega C, þá man æ Tǫtru of trega E, þat mun Tǫtru mǫg tregazt K, þat mun okkur fá trega Hjǫtru vinkonu L. 17. ok—þau] *fehlt* C. 18. fá optar] optar fá b. 22—11,3 **5. vísa,** *fehlt in* ELK. 24. þetta] b βBC, *fehlt* A.

mun ek alldri eiga
síðan jafngóligan
grip, þó ek gamall verða.

Hann mællti: Nú er ei viðsæmanda; fór hann síðan á Gillingshamar ok gekk þaðan fyrir ætternisstapa. Nú vóru þau tvó eptir, Snotra ok Gautrekr, sonr hennar. Hun býr sik ok bæði þau til bruttferðar; fara nú þangat til, er þau finna Gauta konung, ok tekr hann vel við þeim syni sínum. Fæddizt hann þar upp með hirð feðr síns ok var bráðgjǫrr á allan þroska, ok líða nú svó fram nǫkkurir vetr, þar til er Gautrekr var mjǫk fullkominn at þroska. Þá bar svó til, at Gauti konungr tók sótt ok kallaði til sín vini sína. Konungr mællti: Þér hafið verit mér hlýðnir ok eptirlátir í ǫllu, en nú þiki mér mikil vón, at þessi sótt, er ek hefi, skili vóra vingan; vil ek ríki þetta, er ek hefi átt, gefa Gautreki syni mínum ok þar með konungs nafn. Þeim líkaði þetta vel, ok eptir andlát Gauta konungs var Gautrekr til konungs tekinn yfir Gautland, ok er hans víða getit í fornum sǫgum. En nú víkr þessi sǫgu nǫkkura stund norðr í Nóreg, ok segir frá þeim fylkiskonungum, er þar vóru í þann tíma, ok frá þeirra afkvæmi; en þá síðan víkr þessi sǫgu aptr til Gautlandz til Gautreks konungs ok sona hans; svó hit sama gengr þessi saga um Svíaríki ok víða annars staðar.

3. Húnþjófr hét konungr, er rádit hefir fyrir Hǫrðalandi; hann var son Friðþjófs ens frækna ok Ingibjargar hinnar fǫgru; hann átti þrjá sonu. Herþjófr hét son hans, er síðan var konungr á Hǫrðalandi, annarr hét Geirþjófr, Upplendinga konungr, þriði var Friðþjófr, þelamerkr konungr.

---

2. síðan] *fehlt* bβB. góligan] A, góðligan bβ, góðan BC. 3. verða] verði *Hss.* 4. er ei] eigi er C. viðsæmanda] viðsæmandi bβB, *doch scheint in* b i *erst aus* a *gebessert.* hann] *fehlt* C. 8. Gauta] Gautrek C. ok] *fehlt* A. þeim] b, *fehlt* A, þeim ok C. 9. Fæddizt] bC, fæðizt A. 10. ok líða — 12. þroska] *fehlt* C. 11. at] til b. 15. vingan] ok *fügt* b *hinzu.* 22. en] *fehlt* A. þessi] þessari b. 25. Húnþjófr] Hundþjófr b, Friðþjófr C. 25—26. Hǫrðalandi] Hǫrðariki C. 29. var] hét C.

Þessir vóru allir ríkir konungar ok hermenn miklir, en þó var Herþjófr konungr fyrir þeim at viti ok ráðagjǫrð; hann var lǫngum í hernaði, ok varð hann af því frægr mjǫk. Í þenna tíma var sá konungr á Ǫgðum, er Haralldr hét; hann var ríkr konungr; hann var kallaðr Haralldr hinn egðski. Víkarr hét son hans, hann var þá ungr ok efniligr. Stórvirkr hét maðr, hann var son Starkaðar Áludrengs. Starkaðr var hundviss jǫtunn. Hann tók ór Álfheimum Álfhildi, dóttur Álfs konungs. Álfr konungr hét þá á Þór, at Álfhilldr skylldi aptr koma. Þá drap Þórr Starkað, en flutti Álfhilldi heim til fǫður síns, ok var hun þá með barni. Hun fæddi son, þann er Stórvirkr hét, er áðr er nefndr; hann var fríðr maðr sýnum ok þó svartr á hár, meiri ok sterkari en aðrir menn; hann var víkingr mikill. Hann kom til hirðar Haralldz konungs á Ǫgðum ok gjǫrdizt hans landvarnarmaðr. Haralldr konungr gaf honum ey, þá er þruma heitir, á Ǫgðum, ok þar bjó Stórvirkr. Hann var lǫngum í hernaði, en stundum var hann með Haralldi konungi. Stórvirkr nam á brutt Unni, dóttur Freka jarls af Hálogalandi, ok fór síðan heim til bús síns í þrumu. Þau áttu son, er Starkaðr hét. Synir Freka jarls, Fjǫri ok Fýri, fóru at Stórvirk ok kómu á

1—2. þó – Herþjófr] Herþjófr var þó C. 3. hann (1)] ok C. 3—4. hann (2) — mjǫk] frægr af því C. 4. þenna] þennan b, þann C. 5. hann var (2)] var hann C. 6. egðski] digri ok hinn egðski C. 8. Áludrengs] *so* C *und Hervarars. (Bugge) 204,5*, Álndrengs A, Áladrengs bβB. jǫtunn] átta hendr *fügt* A *hinzu*. 9. konungr] *fehlt* C. 10. Álfhilldr] hun C. 10—11. þá—þórr] en þórr drap C. 11. Álfhilldi] hana C. 12. þá] *fehlt* C. Hun (2)] ok C. 13. er áðr — var] *fehlt* C. maðr] *fehlt* C. ok] en b. 14. meiri ok] *fehlt* C. hann var] *fehlt* C. 15. hirðar] *fehlt* C. á Ǫgðum] *fehlt* C. 16. gjǫrðizt] var C. konungr] *fehlt* C. 17. á Ǫgðum] *fehlt* C. 18. Hann] ok C. en] *fehlt* C. var hann] *fehlt* C. 19. konungi] *fehlt* C. Unni] *so wegen* S. 14, 1. Aní A, Ǫnnu bβB. Áni *oder* Ánni C. 20. jarls] *so in* A, *aus* konungs *verbessert*, konungs bβBC, *doch s. u.* .. síðan|svó C. 21. þau] ok C. 22. jarls] A, j. b, konungs βB, *fehlt* C. Fjǫri ok Fýri] *fehlt* C, Fjǫri ok Fyri A, Fjǫrvi ok Fyrrvi bβ, Fjǫrvi ok Firði B; *s. u. zu S.* 13, 21. fóru—kómu] mágar Stórvirks, kómu A, *wie oben* b, fóru til Stórvirks ok kómu B, *in* β *ist genau eine Zeile der Vorlage* b *übersprungen, auf* Fyrrvi *folgt* með her (fóru *von anderer Hand herübergeschrieben*), fór C. 22—13,1. á bæ—her] með her á hans honum óvart C.

bæ hans um nótt á óvart með her ok brendu bæinn ok Stórvirk inni ok Unni, systur sína, ok alla menn, þá er þar vóru, þvíat þeir þorðu ei dyr upp at lúka ok hrædduzt, at Stórvirkr mundi út komazt. Þeir sigldu þegar á brutt um nóttina ok norðr með landi, ok annan dag eptir, er á leið, gjǫrði at þeim storm, ok sigldu þeir í boða fyrir Staði, ok týndizt þar ǫll skipshǫfn þeirra. Starkaðr, son Stórvirks, var þá ungr, er faðir hans lézt, ok tekk Haralldr konungr honum þá fóstr með hirð sinni. Svó segir Starkaðr frá:

6. Þá var ek ungr, (1.)
er inni brann
frækna fjǫlð
með feðr mínum;
[þeir vógu
fyr þrumu innan
herhrǫðuð
Haralldz ens egðska,]
ok menbrota
mágar vélltu,
Fjǫri ok Fýri,
Freka arfþegar,

1—2. bæinn—Stórvirk] hann C. 2. ok Unni] ok Ani A, ok svó b, Ani C. menn — vóru] hans menn C. 3. þviat] þvi C. ok — komazt] *fehlt* C. 5. ok (2)] *fehlt* C. 6. at — storm] storm at þeim C. þeir] *fehlt* C. 7. ǫll — þeirra] allir C. 8. er — lézt] *fehlt* C. 9. konungr] *fehlt* C. 10. frá] *fehlt* C. 11—S. 14,2. **6. vísa.** 12. er] at C. inni] er *fügen* bβ *hinzu.* 13. frækna] Frekna A, flokna bβ, flotna B, flockna C. fjǫlð] Abβ, fjǫldi B, ferð C. 14. minum] *vermutet aus metrischen Gründen,* þjóð *alle Hdschr.* 15. þeir vógu] *Conjektur,* nerunge A *und wahrscheinlich, aber sehr undeutlich, auch* b, verning β, minning B, nær nogi C. 16. innan] manna B, menn anni C. 17. herhrǫðuð] her hraudtudr (*das* r *hinter* h *durch einen Haken* ˜ *gegeben, den die Hdschr. in gleicher Verwendung nicht kennt;* A, hers hr vdur b, hers hendur (*oder* hurdur?) β, hendur hersirs B, her tapaðizt C. 18. ens] *fehlt* B. 19. menbrota] meinbrota bβB. 21. Fjǫri] AC, Fjǫrve bβB. Fýri] Ab (*ohne Bezeichnung der Länge*), Fyri C, Fyrre β, Fyrve B. 22. arfþegar] *vorher* arfar, *aber durchstrichen* b, arfar B.

[Unnar bræðr
eiðu minnar.]

4. Herþjófr, Hǫrðalandz konungr, fór með her at Haralldi konungi um nótt á óvart ok drap hann í trygðum, en tók í gísling Víkar, son hans. Herþjófr konungr lagði undir sik ríki þat allt, er átt hafði Haralldr konungr, ok tók margra ríkra manna sonu með valldi ok í gísling, en tók skatta af ǫllu ríki. Grani hét einn ríkr maðr í liði Herþjófs konungs; hann var kallaðr Hrosshársgrani. Hann bjó í ey þeirri á Hǫrðalandi, er Fenhring heitir, á þeim bæ, er á Aski heitir. Hann tók at herfangi Starkað Stórvirksson ok flutti heim í Fenhring. Þá var Starkaðr þrévetr. Hann var níu vetr í Fenhring með Hrosshársgrana. Svó segir Starkaðr:

7. Þá er Herþjófr (2.)
Haralld um véllti,
sér ójafnan
sveik í trygðum,
Egða dróttin
ǫndu rænti,
en hans sonum
haftbǫnd sneri.

8. Þrévetran mik (3.)
þaðan of flutti
Hrosshársgrani
til Hǫrðalandz;

---

1. bræðr] bróðir B. 2. minnar] Runnar B. 4. konungi] *fehlt* C; *Auslassungen der Casus von* konungr *in* C *werden weiterhin nicht angemerkt.* á óvart] *fehlt* C. í trygðum] *fehlt* C. 6. allt] *fehlt* C. 7. ok í gísling] *fehlt* C. 9. Hann] ok C. 10. heitir] hét A. á (2)] at A. 11. á Aski] Aski C. Starkað] bβBC, Staurkuð A. 12. heim] hann A. í Fenhring] til sín C. Starkaðr] βBC, Staurkuðr A, Staukuðr b; C *stellt um:* St. var þá. 13. í Fenhring] *fehlt* C. Hrosshárs] *fehlt* C. **15—22. 7. visa.** 16. Haralld] Haralldi C. 19. dróttin] dróttni bβB. 20. ǫndu] auðnu C. rænti] ræntu B. 22. haftbǫnd] C. haptbǫnd A, haptland *oder* hæptland (a *oder* æ *verwischt*, t *herübergeschrieben*) b, heyptland β, heistund B. **23—15,4. 8. visa.** 23. þrévetran] þréveturn A. 24. of] C, af AbβB. flutti] fluttu B.

nam ek á Aski
upp at vaxa,
sákat níðja
á níu sumrum.

Herþjófr konungr var hermaðr mikill ok var lǫngum í hernaði, ok var þá mjǫk herskátt í ríki hans. Hann lét hlaða vita á fjǫllum ok setti menn til at gæta ok skjóta upp vitum, ef ófriðr kæmi. Víkarr gætti vitanna á Fenhring við þriðja mann, ok skylldi þann vita fyrst upp kynda, ef herr væri sénn, en síðan hvern at qðrum. En er Víkarr hafði skamma stund vitans gætt, gekk hann einn morgin á Ask út ok fann Starkað, fóstbróður sinn, Stórvirksson; hann var furðuliga mikill; hann var hímalldi ok kolbítr ok lá í fleti við elld; þá var hann tólf vetra gamall. Víkarr reisti hann upp ór fletinu ok fekk honum vópn ok klæði ok mælldi vǫxt hans, þvíat honum þótti hann undarliga mikit vaxit hafa, síðan hann kom á Ask. Fengu þeir Víkarr sér skip ok fóru í brutt þaðan. Svó segir Starkaðr:

9. Afl gat ek ærit, (4.)
uxu tjálgur,
langir leggir
ok ljótt hǫfuð;
en hímalldi
af hagli sat,
fás forvitni,
í fleti niðri.

---

1. Aski] skipi C. 3. sákat] Stórvirks bβB. 4. sumrum] bβBC. vetrum A. 5. var lǫngum] lá C. 7. vita] víða C. til] *fehlt* C. ok skjóta — ef] *fehlt* C. 8. kæmi] biðizt b. 9. þann] *alle Hdschr.*, þaðan *FAS*. 10. en (1)] *fehlt* b. 12. á—út] út á Ask b, á veg C. fann] þar *fügt* A *hinzu*. 13. furðuliga] mjǫk C. 14. kolbítr] kolsvartr b. 15. gamall] *fehlt* C. ór fletinu] *fehlt* C. 16. mælldi] mællti A, m. C. undrar bβB. 17. vaxit hafa] hafa vaxit (*abgekürzt* vax̄) C. síðan—Ask] *fehlt* C. 18. þeir Víkarr] *fehlt* C. fóru] *fehlt* C. 19. Starkaðr] ok kvað vísu *fügt* bβ *hinzu*, o. k. vísur B. 20—27. **9.** vísa, *fehlt in* bβB. 20. afl] alf C. 25. af hagli] C, af hagsi A, of hugsi *vermutet in FAS*². 26. fás] *so zuerst Sv. Egilss. Lex. poet. s. v.* hagall., fáaz A (*daher die genau entsprechende Schreibung* fáast *in FAS*), *fehlt* C. forvitni] forvitinn *Egilsson s. v.* hagall.

10. Unz Víkarr kom (5.)
frá vita innan,
gísli Herþjófs,
gekk inn í sal;
hann kendi mik,
hann kvaddi mik
upp at standa
ok andsvara.
11. Hann mælldi mik (6.)
mundum ok spǫnnum,
alla arma
til úlfliða;
. . . .
. . . .
vaxit hári
á hǫku niðri.

Hér segir Starkaðr frá því, at hann hafði þá skegg er hann var tólf vetra. Síðan reis Starkaðr upp ok fekk Víkarr honum vápn ok klæði, ok fóru síðan til skips. Eptir þetta safnaði Víkarr liði, ok urðu þeir saman tólf. Þeir váru allir kappar ok hólmgǫngumenn. Svá segir Starkaðr:

12. Þá safnaði (7.)
Sǫrkvi ok Gretti
Haralldz arfþegi,
Hildigrími,
Erp ok Úlfi,

1—8. **10. vísa,** *fehlt in* bβB. 3. gísli] gisl AC. 5. hann kendi] kendi hann C. 6. hann kvaddi] ok kvað C. 7. at] *fehlt* C. 9—16. **11. vísa,** *fehlt in* bβB. 9. mælldi] mællti AC. 15. hári] *so* A *und* C, *nicht* hár, *wie FAS lesen*; *also sind zwei Zeilen, die das Substantiv zu* vaxit *enthielten, verloren, obgleich die Hss. keine Lücke zeigen.* 16. á] ok C. 17. Hér — hann] Starkaðr C. at] er b. þá] sítt C. 18—19. Síðan—skips] fara þeir nú til skips C. 20. þetta] þat C. safnaði] safnar C. Víkarr] sér *fügt* b *hinzu.* ok] *fehlt* C. 21. Svó — Starkaðr] Starkaðr kvað C. 23—17,3. **12. vísa.** 23. þá] þá er C. 25. Haralldz] A, Haralld bβBC. arfþegi] ok Arfþegi bβ, ok Nefþegs B, ok Horfþegi C. 26. Hildigrími] *fehlt* B.

Áni ok Skúmu,
Hróa ok Hrotta,
Herbrandz syni;
13. Styr ok Steinþór (8.)
frá Staði norðan;
þar var enn gamli
Gunnólfr blesi;
þá vóru vér
þrettán saman,
fær varliga
fríðri drengi.

Síðan fór Víkarr konungr með lið sitt á fund Herþjófs konungs. En er konungr spurði ófrið þenna, þá lét hann lið sitt til búazt. Herþjófr konungr átti mikinn húsabæ, ok var þar gott vígi, svó at þat var náliga kastali eða borg; þar var fyrir sjautigi vigra manna ok ótalit allr verkalýðr ok þjónustumenn. En þegar er víkingar kómu at, gjǫrðu þeir svó harða atgǫngu, at þeir hristu grindr ok hurðir ok hjuggu á gættin, svó at frá gengu lokur ok slagbrandar, er innan vóru fyrir hliðunum, en konungsmenn hrukku frá, ok náðu víkingar inngǫngu; tókzt þar þá bardagi mikill. Svó segir Starkaðr:

14. Svó kvómu vér (9.)
til konungs garða,
[hristum grindr,
hjuggum gætti;]

1. ok Skúmu] A, ok Skúmi bβB, Skútu C. 2. Hróa ok] A, Hrók ok bβB, ok Hróa C. 5—11. **13. vísa.** 4. Steinþór] bβBC, Steinþóri A. 5. Staði] Stǫðum C. 6. þar] þá B. 10. fær] fenguzt B. varliga] valla bβB. 11. fríðri] A, fríðari bβB, fríðu C. drengi] drengir B. 12. konungr] *fehlt* A. lið sitt] liði sinu C. 13. þenna] C, þennan b, þeirra A. þá] *fehlt* C. 14. til] við b, *fehlt* C. 15. ok—borg] gott ein vígi C. þar] A, þat b, *fehlt* C. 16. vígra] *fehlt* C. ok ótalit — þjónustumenn] ok verkalýðr at auk C, ok at auk allr verkalýðr ok þjónustumenn B. 17. þegar er] þegar C. 18. at (1)] *fehlt* C. 19. ok hjuggu á gættin] *fehlt* C. á gættin] vættin bβB. 20. er—hliðunum] *fehlt* C. innan] *fehlt* b. 21. ok náðu] *fehlt* C. 22. þar þá] þar þegar b, þá C. Starkaðr] ok kvað vísu *fúgt* bβ *hinzu.* 23—19,10. **14. vísa,** *fehlt in* bβB.

brutum borglokur,
brugðum sverðum,
þar er sjautigir
seggir stóðu,
kostumgóðir,
fyr konungi;
[þó var um aukit
ǫllum prælum,
verkalýðum
ok vatndrǫgum.]

Herþjófr konungr varðizt lengi með liði sínu, þvíat hann hafði marga frækna menn, en með því at Víkarr hafði valit lið með sér ok ágæta kappa, þá varð rýrt fyrir þeim lið Herþjófs konungs. Víkarr var jafnan framazt sinna manna Svó segir Starkaðr:

15. Var Víkari (10.)
vant at fylgja,
þvíat fremstr ok fyrstr
í flokki stóð;
hjuggum hjálma
með hǫfuðgnípum,
brynjur sneiddum
ok brutum skjǫldu.

Starkaðr sótti hart fram með Víkari á hendr Herþjófi konungi, ok þeir veittu honum bana. Allir kappar Víkars sóttu hart fram; fellu þar margir menn, en sumir vóru særðir. Svó segir Starkaðr:

---

1. borglokur] A, lokur en C. 2. brugðum] A, brugðu C. 5 6. *fehlt* C. 9. verkalýðum] C, verkalýð A. 11. með liði sínu] *fehlt* C. 13. með—kappa] *fehlt* C. sér—ágæta] fræguztu b. 13—14. fyrir—konungs] lið fyrir Herþjófi C. 16—23. **15. vísa,** *fehlt in* bβB. 16. Var Víkari] A, Víkari er C. 18. ok fyrstr] A, er hann C. 22. brynjur] A, brynjum C. sneiddum] sniddum A, sneiddu C. 23. brutum] brutu C. skjǫldu] C, hjálma A. Z. 24—27 *ist mit der vorhergehenden und folgenden Strophe zunächst übersprungen in* bβB. 25. veittu] veitt C. 25—26. Allir—fram] *fehlt* C. 27. Svó—Starkaðr] Starkaðr kvað C.

16. Var Víkari (11.)
vegs um auðit,
en Herþjófi
heiptir golldnar;
særðum seggi,
en suma dráþum,
stóðkat ek fjarri,
þá er fell konungr.

Þar fekk Víkarr sigr, en Herþjófr konungr fell, svó sem áðr er sagt, ok þrír tigir manna með honum, en margir sárir til ólífis, en øngvir fellu af Víkars mǫnnum. Eptir þat tók Víkarr skip þau ǫll, er Herþjófr konungr hafði átt, ok allt lið, þat er hann fekk; fór síðan austr með landi með allt lið, þat er honum villdi fylgja. Ok er hann kom á Agðir, kómu til hans þeir er verit hǫfðu vinir fǫður hans. Varð hann þá brátt fjǫlmennr; var hann þá til konungs tekinn yfir Agðir allar ok Jaðar, ok hann lagði undir sik Hǫrðaland ok Harðangr ok allt ríki, þat er Herþjófr konungr hafði átt. Víkarr konungr gjǫrðizt brátt ríkr ok hinn mesti hermaðr. Hann var hvert sumad í hernaði. Víkarr konungr fór með her sinn í Vík austr ok gekk á land austan fjarðar ok herjaði upp á Gautlanr ok vann þar mikit hervirki. En er hann kom upp í Væni, þá kom þar á móti honum konungr, sá er Sísarr hét; hann var austan ór Kænugarði; hann var kappi mikill ok hafði lið mikit. Þeir Víkarr konungr ok Sísarr áttu þar bar-

---

1—8. **16. vísa,** *fehlt in* bβB. 2. auðit] at bið C. 4. heiptir] C herfǫr A. 8. fell konungr] konungr fell C. 9—10. fekk—honum] þar fellu þrír tigir manna með Herþjófi C. 9. fell] *dahinter wird die Prosa zwischen Str.* 15 *und* 16 *nachgeholt in* bβB; *danach wird in* bβ *wiederholt*: þar fekk Víkarr konungr sigr, en Herþjófr *u. s. w., wogegen* B *erst fortfährt mit Z.* 11: Eptir þat tók Víkarr konungr skip þau. 11. Víkars mǫnnum] Víkari C. 12. þau] *fehlt* C. 14. allt] *fehlt* C. þat—fylgja] sitt C. Ok er] *fehlt* A. 16. Varð—fjǫlmennr] *fehlt* C. 17. allar] *fehlt* C. ok hann] *fehlt* C. 18. þat] *fehlt* C. 20. brátt] nú C. hinn mesti] mikill C. Hann] ok C. 22. austan fjarðar] fyrir austan fjǫrðinn b. upp] *fehlt* C 25. hann var] *fehlt* C. ok hafði] með C. 26. þeir] *fehlt* C. þar] *fehlt* C.

daga harðan, ok gekk Sísarr hart fram ok drap mart manna af liði Víkars konungs. Þar var Starkaðr með Víkari konungi; hann gekk fram móti Sísari ok áttuzt þeir lengi við vópnaskipti, ok þurfti hvórgi óðrum at frýja stórra hǫgga. Sísarr hjó af Starkaði skjǫlldinn ok veitti honum tvó sár í hǫfði mikil með sverði ok í sundr viðbeinit; Starkaðr fekk ok sár fyrir ofan mjǫðmina á síðunni. Svó segir Starkaðr:

17. Vart þú eigi (12.)
með Víkari
austr í Væni
árdag snemma,
þá er sóttu vér
Sísar á velli,
þat var þrekvirki
þokks megnara.

18. Mik lét sverði (13.)
sáru hǫggvinn,
skarpeggjuðu,
skjǫld í gegnum,
hjálm af hǫfði,
en haus skorat
ok kinnkjálka
klofinn í jaxla,
[en hit vinstra
viðbein lamit.]

---

harðan] *fehlt* C. 2. manna—Víkars] A, manna af Víkari C, manna af mǫnnum Víkars bβ, af mǫnnum Víkars B. Þar—Starkaðr] Starkaðr var C, þá *fügt* A *hinzu*. 3. Sísari] C, Sísar Ab. 5. Starkaði] Sísari C. skjǫlldinn] skjǫlld hans A. 6. hǫfði] hǫfuðit C. mikil—sverði] *fehlt* C. 7. Svó — Starkaðr] ok kvað vísu *fügen* bβ *hinzu*, *fehlt* BC. 9—16. **17.** vísa, *nur in* A. 9. eigi] ei A. 16. þokks] þokz A. 17—26. **18.** vísa, *nur in* A. 17. sáru hǫggvinn] FAS², *hann* sárum hogg *hann* (=*gestrichenes* h) A; sárum hǫggvinn FAS¹. 26. lamit] *Conjektur*, lattit A, látit *vermutet in FAS*.

Starkaðr fekk ok holsár á annarri síðunni af atgeiri, þeim er Sísarr vó með. Svó segir Starkaðr:

19. Ok á síðu (14.)
sverði beitti
mér ǫflugr
fyrir mjǫðm ofan,
en í aðra
atgeir lagði
kǫlldum broddi,
svó at á kafi yddi;
þau sér merki
á mér gróin.

Starkaðr hjó Sísar með sverði ok sneið svó um þvera síðu honum ok veitti honum mikit sár á fæti fyrir neðan kné, ok at lyktum hjó hann af honum annan fótinn í ǫkla, ok þá fell Sísarr konungr. Svó segir Starkaðr:

20. Sneidda ek honum (15.)
síðu aðra
bitrum brandi
um búk þveran;
svó ek af heiptum
hjǫrvi beittak,
at allz megins
áðr kostaðak.

Í bardaga þeim varð mannfall mikit, ok fekk Víkarr konungr sigr, en Kænir lǫgðu á flótta, þeir er eptir lifðu. Eptir sigr þenna fór Víkarr konungr heim í ríki sitt.

1—2. Starkadr — með] ok á aðra síðuna holsár C. 1. atgeiri] arngeir b. 2. Sísarr vó] Sísarr hᵛ (=hafði) í hendi vó, *doch ist* hafði í hendi *durchstrichen* b; Sísarr hvó, *da der Tilgungsstrich das* h *der Vorlage* b *nur berührt*, β. Svó — Starkaðr] *fehlt* bβB. Starkaðr kvað C. 3—12. **19. vísa,** *fehlt in* bβB. 10. at] *fehlt* C. yddi] stóð C. 11. sér] þú *fügt* A *hinzu*. 13. Sísar — sverði] til Sísars C. svó] *fehlt* C. 14. veitti—sár] *fehlt* C. 15. af] *so* bC, á A. í ǫkla] A, niðr í ǫkla bβ, niðr við ǫkla B, fyrir ofan ǫkla C. 16. ok] *fehlt* C. Svó — Starkaðr] *fehlt* B. 17—24. **20. vísa,** *fehlt in* bβB. 19. bitrum] C, brutt með A. 24. kostaðak] kostaðik AC. 26—27. en — konungr] ok fór C. 26. Kænir] hinir b.

5. Víkarr konungr spyrr, at Geirþjófr konungr hafði liðsafnað mikinn á Upplǫndum ok ætlaði með þann her at Víkari konungi ok hefna Herþjófs konungs, bróður síns. Þá bauð Víkarr konungr út almenningi af ríki sínu, fór með þat lið til Upplanda móti Geirþjófi konungi. Þeir áttu mikla orrostu, svó at þeir bǫrðuzt sjautján daga samfast; ok þá fell Geirþjófr konungr, en Víkarr konungr hafði sigr. Þá vann Víkarr konungr undir sik Upplǫnd ok Þelamǫrk, þvíat Friðþjófr, Þelamerkr konungr, var ekki heima í ríki sínu. Þess getr Starkaðr, at sú var hin þriðja orrosta Víkars konungs, er hann hafði unnit á Upplǫndum:

21. Lét þreksamr
þriðja sinni
hildar leik
háðan verða,
áðr Upplǫnd
unnin yrði
ok Geirþjófr
um gefinn helju.

Síðan setti Víkarr menn yfir þat ríki, er hann hafði unnit á Upplǫndum, en hann fór heim á Agðir ok gjǫrðizt bæði ríkr ok fjǫlmennr. Hann fekk sér konu ok átti við henni tvó sonu; hét Haralldr enn ellri, en hinn yngri hét Neri. Hann var manna vitraztr, ok varð þat allt at ráði, er hann lagði til, en svó var hann sínkr, at

---

2. liðsafnað mikinn] liði safnat C. 2—3. með—ok] móti Víkari at C. 3. at] á hendr b. 4. þá] *fehlt* C. sínu] ok *fügt* C. *hinzu*. 5. þeir] ok C. 6. svó at þeir] b, ok A, svó þeir C. sjautján] i sjautján b, sjau C. 7. samfast] *fehlt* C. þá] *fehlt* C. en—sigr] *fehlt* C. 8. þá — konungr] Vann Víkarr þá C. 10. í — sínu] at ríki sínu b, *fehlt* C. þess—sú] þat C. 11. Víkars — hann] er Víkarr C. 13—20. **21. vísa,** *nur in* A. 21. Síðan] *fehlt* C. 22. á Upplǫndum] *fehlt* C. á Agðir] í Agðir C. 24—25. hinn—Neri] Neri hinn yngri C. 25. ok] *fehlt* C. 26. en] *fehlt* C.

hann mátti øngvan hlut svó gefa, at honum væri ei þegar eptirsjár at. Svó segir Starkaðr:

22. Átti sér
erfivǫrðu
tírsamr tvó
tiggi alna;
hét hans son
Haralldr enn ellri,
setti hann þann
at þelamǫrku.

23. Var sínkgjarn
sagðr af gulli
Neri jarl,
nýtr í ráðum,
Víkars sonr,
vanr í sóknum;
sá réð einn
Upplendingum.

Neri jarl var hermaðr mikill, en svó sínkr, at til hans hefir jafnat verit ǫllum þeim er sínkaztir hafa verit ok sízt hafa ǫðrum veitt. En er Friðþjófr frétti fall bræðra sinna, fór hann til Upplanda ok tók þat ríki undir sik, er Víkarr hafði fyrr unnit. Þá sendi hann Víkari orð, at hann skylldi skatt gjallda af sínu ríki eða þola her hans. Svó segir Starkaðr:

24. Réð Friðþjófr
fyrst at senda
heiptar boð
horskum jǫfri,

---

1. væri] var C. 2. eptirsjár at] aptr sjár at b, aptr svar*at* β, aptr gefit ímóti B, eptirsjár C. Svó — Starkaðr] *fehlt* CB. 3—10. **22. vísa,** *nur in* A. 11—18. **23. vísa,** *nur in* A. 19. Neri jarl] hann C. 19—21. en—veitt] *fehlt* C. 21. sízt] lítit b. frétti] fréttir b. 22. Upplanda] Uppland C. þat] *fehlt* b. 23. fyrr] *fehlt* C. þá—hann] ok sendi C. 25. Svó—Starkaðr] *fehlt* BC. 26—24,4. **24. vísa,** *nur in* A.

hvert Víkarr
villdi gjallda
hilmi skatt
eða her þola.

En er þessi orðsending kom Víkari, þá stefndi hann þing ok átti tal við ráðuneyti sitt, at svara þessu vandmæli. þeir báru saman ráð sín ok réðu lengi um. Svó segir Starkaðr:

25. Réðum um,
urðumat dælir;
þat kaus herr,
at konungr skylldi
ríkr með her
rómu knýja.

þau orð vóru send Friðþjófi konungi, at Víkarr konungr villdi verja land sitt. Fór þá Friðþjófr konungr með her sinn ok ætlaði at herja á Víkar konung. Óláfr hinn skygni hét konungr einn í Svíþjóð, þar sem heitir Nærríki. Hann var ríkr ok hermaðr mikill; hann bauð út almenning af sínu ríki ok fór til liðveizlu við Víkar konung. þeir hǫfðu mikit lið ok fara með her þann móti Friðþjófi konungi ok svínfylktu liði sínu til bardaga. Svó segir Starkaðr:

26. Réð Óláfr
austr hinn skygni,
sælldar gramr,
fyr Svíaríki;

---

1. hvert] hvǫrt A. Víkarr] konungr *fügt* A *hinzu*. 5. En] *fehlt* A. orðsending kom] orð kómu C. þá] *fehlt* C. 6. tal—vandmæli] ráð við menn sína, en C. 7. báru—ok] *fehlt* C. 7—8. Svó—Starkaðr] *fehlt* BC. 9—14. **25.** vísa, *nur in* A. 9—10. *nach Vermutung*, réðum um lengi, urðum vit ekki dælir A. 15—16. þau—sitt] *fehlt* C. 15. orð] b, ráð A. 16. villdi] b, skylldu A. 17. ætlaði] tók til b. 18. einn] *fehlt* A. Svíþjóð] Sviðþjóð b. Nærríki] A, Narríki, bβ, Nárríki B, niǫrríki (*der Haken unter* ǫ *undeutlich*; *wohl nicht*, *wie FAS lesen*, merríki) C. 19. Hann—ok] *fehlt* C. almenning] almenningi b. 20. ok fór] *fehlt* C. 21. her þann] þat C. 22. til bardaga] *fehlt* C. 22—23. Svó—Starkaðr] *fehlt* BC. 24—25,4. **26.** vísa, *nur in* A.

hann bauð út
almenningi;
mikill var hans
helmingr talinn.

þar tókzt harðr bardagi, ok gengu menn Víkars konungs vel fram, þvíat þar vóru margir kappar í liði með þeim. þar var hinn fyrsti kappi Starkaðr Stórvirksson, annarr Úlfr ok Erpr ok margir aðrir góðir drengir ok miklir kappar. Víkarr konungr gekk hart fram, Starkaðr var brynjulauss ok gekk í gegnum fylkingar ok hjó tveim hǫndum, sem hér segir:

27. Gengum fram
í glam vópna
konungs menn
kappi gnægðir;
þar var Úlfr
ok Erpr litinn;
hjó ek brynjulauss
báðum hǫndum.

Ok er Víkarr konungr sótti hart fram með kappa sína á hendr Friðþjófi konungi, þá hellt við los á fylking hans. þá beiddi hann friðar Víkar konung. Svó segir Starkaðr:

28. Réð Friðþjófr
friðar at biðja,
þvíat Víkarr
vægði ekki,
ok Starkaðr,
Stórvirksson,
almátt fram
allan lagði.

---

5. þar tókzt] Tókzt þar nú C. 7. þar var] *fehlt* C. kappi] *fehlt* C. annarr] *nur in* C. 8—9. ok miklir kappar] *fehlt* C. 9. hart] vel C. 11. sem—segir] *fehlt* C. 12—19. **27. vísa**, *nur in* A. 15. kappi] *so gebessert in FAS*³, kappa A. 18. ek] jeg A. 20. Ok er] *fehlt* C. 20—21. á hendr—hans] svó at los var á fylkingum Friðþjófs C. 22. þá] ok C. Svó—Starkaðr] *fehlt* BC. 23—30. **28. vísa**, *nur in* A; C *hat dafür den aus der Strophe genommenen Satz*: en hann vægði ekki. 28. Sórverksson A.

þar var enn mesti bardagi ok hinn snarpazti, ok fell mikil hluti liðs Friðþjófs konungs, en er hann beiddi friðar, stǫðvaði Víkarr konungr her sinn; gekk þá Friðþjófr konungr til sætta við Víkar konung. Skylldi þá Óláfr konungr semja sáttmál milli þeirra, ok var sú sætt, at Friðþjófr konungr gaf upp ríki sitt allt á Upplǫndum ok Þelamǫrk, en hann fór ór landi. Setti Víkarr konungr yfir þessi ríki sonu sína; gaf hann Haralldi konungs nafn yfir Þelamǫrk, en Nera jarls nafn ok ríki á Upplǫndum. Hann vingaðizt við Gautrek konung á Gautlandi, ok þat segir í sumum bókum, at Neri helldi nǫkkut ríki af Gautreki konungi, þann hluta Gautlandz, er honum var nálægaztr, ok væri hann ok jarl Gautreks konungs ok í ráðum með honum, þegar þess þyrfti við. Eptir þetta fór Víkarr konungr heim í ríki sitt ok varð frægr mjǫk af sigri þeim, ok skildu þeir Óláfr konungr með vináttu ok helldu þat jafnan síðan; fór hann heim austr í Sviaríki.

6. Rennir hét maðr ok var bóndi einn ríkr; hann hafði atsetr í ey, þeirri er síðan er Rennisey kǫlluð. Sú ey liggr fyrir Nóregi norðr undan Jaðri. Hann hafði verit víkingr mikill, áðr hann settizt í búnað. Konu átti hann sér ok einn son barna; sá hét Refr. Þá er hann var ungr, lagðizt hann í elldaskála ok beit hrís ok bǫrk af trjám; hann var furðuliga mikill vexti; ekki færði hann saur af sér, ok til einkis rétti hann sínar hendr, svó at ǫðrum væri til gagns. Faðir hans var fjárorkumaðr mikill,

---

1. þar—snarpazti] Var þar harðr bardagi C. 2. liðs] af liði C. 3. her sinn] herinn ok C. 4. þá] *fehlt* b. 6. sitt] *fehlt* C. 11. helldi] ok *fügt* A *hinzu*. 13. nálægaztr] β, nálægi*azt* (*die Abkürzung durch* z *über der Linie*) A, nálægazt bB, nálægarC. ok (2)] *fehlt* C. 18. Rennir] Reynir bβ. Reinir B. ok var] *fehlt* C. 19. atsetr] atsetu b, *für den ganzen Ausdruck*: hann bjó C. i] á b. er síðan—kǫlluð] er 'syda' er kǫlluð bβB, kǫlluð Reimsey C. Sú ey] Hun C. 20. norðr] i nordr C. 21. áðr] en *fügt* b *hinzu*. 21—22. Konu—son] Einn son átti hann C. 22. sá—Refr] er Refr hét C. 22—23. þá—ungr] *fehlt* C; Hann var ungr þá er hann lagðizt b. 23. hrís ok] *fehlt* C. 24. furðuliga] *fehlt* C. 24—25. ekki—ok] *fehlt* C. 25. at] *fehlt* C. 26. fjárorkumaðr] fjártǫkumaðr b.

ok líkaði honum illa óþrifnaðr sonar síns. Refr varð frægr mjǫk at øngum snotrleik né frama, helldr at því at hann gjǫrði sik athlægi annarra sinna hraustra frænda, ok þótti fǫður hans hann ólíkligr til nǫkkurs frama, sem ǫðrum ungum mǫnnum var þá títt. Rennir bóndi átti einn þann grip, er hann hafði meiri mætur á en ǫðrum sínum fjárhlutum; þat var einn uxi; hann var bæði mikill ok skrautligr fyrir horna sakir; ristin vóru horn á honum ok rent gulli í skurðina ok í stiklana ok svó silfri; af silfri var festr meðal horna uxanum ok þar á þrír gullhringar. Þessi uxi bar langt af ǫðrum uxum, þeim sem í landinu vóru, sakir vaxtar ok allz kostar umbúðar; var Rennir bóndi svó vandlátr um hann, at hann skylldi alldri geymslulauss vera. Rennir var jafnan í bardǫgum með Víkari konungi, ok var þeim vingott.

7. Víkarr konungr gjǫrðizt hermaðr mikill ok hafði marga kappa með sér, þá er ágætir vóru, en Starkaðr var mest metinn af ǫllum þeim ok kæraztr konungi, þar hann var ǫndvegismaðr hans ok ráðgjafi ok landvarnarmaðr. Hann þá margar gjafir af konungi; Víkarr konungr gaf honum gullhring, þann er stóð þrjár merkr, en Starkaðr gaf honum eyna þrumu, er Haralldr konungr hafði gefit Stórvirki, fǫður hans. Hann var fimtán sumur með Víkari konungi, sem hann segir:

1--3. Refr—frænda] *fehlt* C. 3. frænda] frændra A. 4. fǫður hans] *fehlt* C. nǫkkurs—sem] nǫkkurar framkvæmdar þeirrar er C. 5. þá] *fehlt* C. Rennir] *wie* 26,18. 6. mætur] Ab, rækt C. 9. ok rent] rent í C. í skurðina ok] *fehlt in* AbβBC, *ergänzt nach* LK. ok svó silfri; af silfri] b, ok svó af silfri A, *fehlt* C *(doch s. die nächste Note)*. 10. var festr] ok silfrfestar C. horna uxanum] hornanna C. 11. þessi uxi] hann C. 12. allz kostar] *fehlt* C. umbúðar] um 'bódar' b. 13. svó] *fehlt* C. hann (2)] *fehlt* C. alldri] ekki C. 14. vera] *fehlt* C. 15. Víkari] Víkar b. konungi—vingott] *fehlt* C. 17. með—vóru] ágæta C. en] *fehlt* C. 18. þeim] mǫnnum C. þar] svó at b, þviat C. 19. hans ok] konungs C. 20. Hann] ok C. Víkarr konungr] hann C. 21. þann] *fehlt* C. 22. þrumu] þrum þá A. 23. Stórvirki—hans] honum C. fimtán] XV Abβ *(doch in* A *aus* XII *gebessert)*, vin samur B, XII C. 24. sem—segir] *fehlt* CB.

29. Mér gaf Víkarr (16.)
valamálm,
hring enn rauða,
er ek á hendi ber,
mér þrimerking,
en ek þrumu honum,
fylgda ek fylki
fimtán sumur.

Víkarr konungr sigldi af Ǫgðum norðr á Hǫrðaland ok hafði lið mikit. Hann lá í hólmum nǫkkurum lengi ok fekk andviðri mikit. þeir felldu spán til byrjar, ok fell svó at Óðinn villdi þiggja mann at hlutfalli at hanga ór hernum. þá var skipt liðinu til hlutfalla, ok kom upp hlutr Víkars konungs. Við þat urðu allir hljóðir, ok var ætlat um daginn eptir, at ráðsmenn skylldu eiga stefnu um þetta vandmæli. Um nóttina nær miðri nótt vakti Hrosshárs-Grani Starkað, fóstra sinn, ok bað hann fara með sér. þeir taka bát einn lítinn ok reru til eyjar einnar inn frá hólminum. þeir gengu upp til skógar ok fundu þar rjóðr eitt í skóginum; í rjóðrinu var fjǫlmenni mikit, ok var þar þing sett. þar sátu ellifu menn á stólum, en hinn tólfti var auðr. þeir gengu fram á þingit, ok settizt Hrosshárs-Grani á stólinn hinn tólfta. þar heilsuðu allir Óðni. Hann mællti, at dómendr skylldi þá dæma ørlǫg Starkaðs. þá tók þórr til orða ok mællti: Álfhilldr, móðir fǫður Starkaðs, kaus fǫður at syni sínum hundvísan jǫtun helldr en Ásaþór, ok skapa ek þat Starkaði, at hann skal

---

1—8. **21. visa,** *nur in* A. 10—11. Hann—mikit] *fehlt* C. 10. Hann lá] þeir láu b. nǫkkurum] nǫkkut b. 11. fekk] fengu b. spán] spa *(dann rechts oben ein Haken, der vielleicht als* n *zu fassen ist, in dem* B *das Zeichen für* ir, *Verelius ein Längezeichen sieht)* bβ, spáir B. 12. at hlutfalli] til hlutfalla C. 13. hernum] herinum A. 14. Við—urðu] Urðu nú C. 18. eyjar einnar] eyjar einnrar] Ab, eyjarinnar C. 20. í skóginum] *fehlt* C. 21. þar] ok C. 23. Hrosshárs] *fehlt* C. á stólinn—tólfta] niðr hjá þeim á tólfta stólinn C. þar] þeir A. 24—25. at—Starkaðs] at þar skylldi dómendr dæma C. 24. skylldi þá] skylldu b. ørlǫg] aurlug A, orlog b, forlog B. 25. ok mællti] *fehlt* C. 27. skapa] skapaði C. skal] skylldi C.

hvórki eiga son né dóttur ok enda svó ætt sína. Óðinn svaraði: þat skapa ek honum, at hann skal lifa þrjá mannzalldra. Þórr mællti: Hann skal vinna níðingsverk á hverjum mannzalldri. Óðinn svaraði: þat skapa ek honum, at hann skal eiga en beztu vópn ok vóðir. Þórr mællti: þat skapa ek honum, at hann skal hvórki eiga land né láð. Óðinn mællti: Ek gef honum þat, at hann skal eiga of lausafjár. Þórr mællti: þat legg ek á hann, at hann skal alldri þikjazt nóg eiga. Ódinn svaraði: Ek gef honum sigr ok snilld at hverju vigi. Þórr svaraði: þat legg ek á hann, at hann fái í hverju vígi meizlasár. Óðinn mællti: Ek gef honum skálldskap, svó at hann skal ei seinna yrkja en mæla. Þórr mællti: Hann skal ekki muna eptir þat er hann yrkir. Óðinn mællti: þat skapa ek honum, at hann skal þikja hæztr enum gǫfguztum mǫnnum ok hinum beztum. Þórr mællti: Leiðr skal hann alþýðu allri. Þá dæmdu dómendr allt þetta á hendr Starkaði, er þeir hǫfðu um mællt, ok sleit svó þinginu. Fóru þeir Hrosshárs-Grani ok Starkaðr til báts síns. Þá mællti Hrosshárs-Grani til Starkaðs: Vel muntu nú launa mér, fóstri, liðsemd, þá er ek veitta þér. Vel, sagði Starkaðr. Þá mællti Hrosshárs-Grani: Þá skalltu nú senda mér Vikar konung, en ek mun ráðin til leggja. Starkaðr játar þessu. Þá fekk Hrosshárs-Grani geir í hǫnd honum ok sagði, at þat mundi sýnazt reyrsproti. Þá fóru þeir út til liðsins, ok var þá komit at degi. Um

2. svaraði] s. b, svar. C. 2. skal lifa] lifi C. þrjá mannzalldra] *umgestellt* A. 4. svaraði] s. b, m. C. 5. en] *fehlt* C. vóðir] herklæði b. 6. þat—at] *fehlt* C. 8—9. þat—at] *fehlt* C. 9. skal—nóg] þikizt alldri nógt b. svaraði] s. bC. 10. svaraði] s. bC. 11. á hann] á b. í—meizlasár] *umgestellt* C. 12. svó at] b, at A, svó C. 14—15. þat—at] *fehlt* C. 15. hæztr] hæðstr A, hellztr b, beztr C. 16. ok—beztum *fehlt* C. 17. þá dæmdu] Dæmdu nú C. allt] *fehlt* C. 18. er—mællt] *fehlt* C. 19. Fóru—Hrosshárs] Fór þá C. til—síns] í bát sinn C. 19—20. þá—Starkaðs] Grani m. m. C. 20. nú] *fehlt* C. 21. þá] *fehlt* C. sagði] C, s. Ab. 22. þá—Grani] b, *fehlt* A, Grani m. C. 23. til] á C. 24. Hrosshárs] *fehlt* C. geir—honum] honum geir í hǫnd C. 25. ok] en C. 25—26. þá—út] Fóru þeir nú C. 26. þá] nú C. Um morguninn] þenna dag C.

morguninn eptir gengu ráðgjafar konungs á stefnu til umráða; kom þat ásamt með þeim, at þeir skylldu gera nǫkkura minning blózins, ok sagði Starkaðr upp ráðagerðina. Þar stóð fura ein hjá þeim ok stofn einn hár nær furunni; neðarliga af furunni stóð einn kvistr mjór ok tók í limit upp. Þá bjuggu þjónuztusveinar mat manna, ok var kálfr einn skorinn ok kruðr. Starkaðr lét taka kálfsþarmana; síðan steig Starkaðr upp á stofninn ok sveigði ofan þann enn mjófa kvistinn ok knýtti þar um kálfsþǫrmunum. Þá mællti Starkaðr til konungs: Nú er hér búinn þér gálgi, konungr, ok mun sýnazt ei allmannhættligr. Nú gaktu hingat, ok mun ek leggja snǫru á háls þér. Konungr mællti: Sé þessi umbúð ekki mér hættligri en mér sýnizt, þá vænti ek, at mik skaði þetta ekki; en ef ǫðruvís er, þá mun auðna ráða, hvat at gjǫrizt. Síðan steig hann upp á stofninn, ok lagði Starkaðr virgulinn um háls honum ok steig síðan ofan af stofninum. Þá stakk Starkaðr sprotanum á konungi ok mællti: Nú gef ek þik Óðni. Þá lét Starkaðr lausan furukvistinn. Reyrsprotinn varð at geir ok stóð í gegnum konunginn. Stofninn fell undan fótum honum, en kálfsþarmarnir urðu at viðju sterkri, en kvistrinn reis upp ok hóf upp konunginn við limar, ok dó hann þar. Nú heita þar síðan Víkars hólmar. Af þessu verki varð Starkaðr mjǫk óþokkaðr af alþýðu, ok af þessu verki varð hann fyrst landflótti af Hǫrðalandi. Eptir þat strauk hann brutt ór Nóregi ok austr í Svíavelldi, ok var þar lengi með Uppsala konungum

1. ráðgjafar] menn C. til umráða] *fehlt* C. 2. skylldu] skylldi C. 4. þeim] honum C. mær furunni] *fehlt* C. 5. neðarliga—mjór] *fehlt* bβB. af] á C. 6. þá—sveinar] þjónuztusveinar bjuggu C. 7. skorinn ok krufðr] krufinn C. 8. síðan] ok C. 9. þann] *fehlt* C. 10. þá—Starkaðr] ok mællti C. 11. hér—þér] þér búinn hér A. sýnazt] þér *fügt* C *hinzu*. allmannhættligr] b, allmannhættr A. mannhættuligr C. 12. Nú gaktu] nú gang b, far nú C. 13. mér hættligri] meir hættlig A. 15. hvat—gjǫrizt] *fehlt* C. 16. stofninn] stofn C. Starkaðr] *fehlt* b. virgulinn] virgilinn A. 18. þá—Starkaðr] Starkaðr stakk C. 19. þá—Starkaðr] Starkaðr lét C. 21. Stofninn] stofn C. fótum honum] fótum konunginum b, fótunum C. 22. viðju] viðu AC. 23. Nú] ok C. 24. verki] verk C. 25. af alþýðu—fyrst] ok C. landflótti] landflótta bβB. 26. Eptir—hann] ok stǫkk C.

Eireki ok Alreki, sonum Agna Skjálfarbǫnda, ok var í herfǫrum með þeim. Ok er Alrekr spurði Starkað, hvat hann kunni tíðinda at segja frá frændum sínum eða sjálfum sér, þá orti Starkaðr kvæði, þat er heitir Víkarsbálkr; þar segir svó frá drápi Víkars konungs:

30. Fylgda ek fylki, (17.)
þeim er framazt vissak,
þá unda ek bezt
æfi minni,
áðr fóru vér —
en því flǫgð ullu —
hinnzta sinni
til Hǫrðalandz.

31. Þess eyrindis, (18.)
at þórr um skóp
mér níðings nafn
nauð margs konar;
hlaut ek óhróðigr
illt at vinna.

32. Skyllda ek Víkar (19.)
í viði háfum
Geirþjófsbana
goðum um signa;
lagða ek geiri
gram til hjarta,

1. Eireki] Ereki A, Eiriki B. Alreki] Alfreki bβB. Skjálfarbónda (*das* l *herübergeschrieben*) A, Skjafarbónda bβC, Skafarbónda B. 2. Alrekr] Alfrekr *nur in* B. 2—3. hvat—segja] tíðinda C. 3. kunni] kynni b. 4—5. þá—konungs] Starkaðr segir svó Víkars *(doch ist* s *durch 2 Punkte unten getilgt, so dass der Name nun zur Strophe zu ziehen wäre)* C. 4-5. þar—konungs] *fehlt* bβB. 6—13. **30. vísa,** *fehlt in* bβB. 7. þeim er] *fehlt* C. 8. þá] *zweimal (am Ende und Anfang einer Zeile)* C. 10. fóru vér] *FAS*², fór or A, fór verr C. 11. ullu] C, ollu A. 12. hinnzta] innzta AC. 14—19. **31. vísa,** *fehlt in* bβB. 15. at] at mér AC. þórr] C, þar A. 16. mér] *des Metrums wegen aus der vorhergehenden Verszeile herübergenommen.* 20—32,2. **32. vísa,** *fehlt in* bβB. 21. í viði háfum] ná við hofum C. 23. um] *fehlt* C. 24. geiri] geir C.

þat er mér harmazt
handaverka.

33. þaðan vappaða ek (20.)
villtar brautir,
Hǫrðum leiðr,
með huga illan,
hringa vanr
ok hróðrkvæða,
dróttinlauss,
dapr allz hugar.

34. Nú sótta ek (21.)
til Svíþjóðar
Ynglinga sjǫt,
til Uppsala;
hér láta mik,
sem ek lengi man,
þǫglan þul,
þjóðans synir.

Þat má finna á Starkaði, at honum þikir þetta eitthvert verk sitt vest ok óskapligazt orðit hafa, er hann drap Víkar konung, ok ekki hǫfum vér frásagnir heyrðar, at hann hafi ílendr orðit í Nóregi síðan. En er Starkaðr var at Uppsǫlum, þá vóru þar tólf berserkir málamenn ok vóru mjǫk ágjarnir ok spottsamir við hann, ok vóru óðaztir at því bræðr tveir, Úlfr ok Ótryggr. Starkaðr var

---

1. harmazt] C, hermazt A. 3—10. **33.** vísa, *fehlt in* bβB. 3. þaðan] *vielleicht zu streichen, da die Strophe sonst in regelrechtem Kviðuháttr abgefasst ist.* vappaða] vappaði A. 4. brautir] A, gǫtr (*für* gǫtur) C. 7. hringa] hrings C. 8. hróðrkvæða] *nach Vermutung von Sv. Egilss. s. v.* hróðrkveði, hródzqveda A, hrodrqueda C (e *in dieser Hdschr. auch ohne Haken* = æ). 11—18. **34.** vísa, *fehlt in* bβB. 13. sjǫt] sjǫ C. 16. ek] *fehlt* C. man] *gebessert in FAS*² mun AC. 19—20. eitthvert—ok] *fehlt* C. 21—22 ok—síðan] *fehlt* C. 22. ílendr] innlendr b. Nóregi] Nóreg b. er] eð bβ. 23. þá] *fehlt* C. 24. ok vóru (1)] *fehlt* C. 25. óðaztir—því] at því mest C.

þǫgull, en berserkir kǫlluðu hann endrborinn jǫtun ok niðing, svó sem hér segir:

35. Hér settu mik (22.)
sveina milli,
heldr hæðinn
ok hvítbráan,
skelkja skatnar
ok skop draga,
ofs óframir,
at jǫfurs greppi.

36. Sjá þikjazt þeir (23.)
á sjálfum mér
jǫtunkuml
átta handa,
er Hlórriði
fyr hamar norðan
Hergrímsbana
hǫndum rænti.

37. Hlæja menn, (24.)
er mik séa,
ljótan skolt,
langa trjónu,
hár úlfgrátt,
hangar tjálgur,
hrjúfan háls,
húð jótraða.

En er Eirekr konungr ok Alrekr settuzt heima, þá fór Starkaðr í hernað með skip, þat er Eirekr konungr hafði gefit

1. berserkir] þeir C. 2. svó—segir] *fehlt* C; Starkaðr *fügt* b *hinzu*. 3—10. **35. vísa,** *nur in* A. hvítbránn (mit zwei Accenten auf a) A. 11—18. **36. vísa,** *nur in* A. 11. þeir] *vielleicht zu streichen, da die erste Strophenhälfte im Kviðuháttr abgefasst zu sein scheint.* 15. Hlórriði] Hlóridi A. 18. rænti] rændi A. 19—26. **37. vísa,** *nur in* A. 19. menn] *nach Vermutung wegen des Metrums und des Reims.* rekkar A. 23. 24. *in umgekehrter Reihenfolge in* A. *umgestellt wegen des Metrums.* 24. hangar] *FAS*, haugar A. 27. Alrekr] Álfrekr bβBC. settuzt] at *fügt* C. *hinzu.* þá] *fehlt* C. 28. Eirekr] Alrekr A. hafði gefit] gaf C.

honum ok hafði skipat með Norðmǫnnum ok Dǫnum; fór hann víða um lǫnd ok framdi orrostur ok einvígi ok hafði jafnan sigr, ok er hann ekki lengr við þessa sǫgu. Alrekr konungr varð skammlífr, en þat varð með þeim atburð, at Eirekr konungr, bróðir hans, sló hann í hel með beizli, er þeir hǫfðu riðit at temja hesta sína. Eptir þat réð Eirekr konungr einn Svíþjóðu lengi síðan, sem enn mun síðar sagt í þessi sǫgu af samskiptum þeirra Hrólfs Gautrekssonar.

8. Nú ferr tveim fram sǫgunum; skal nú segja fyrst frá því er áðr var frá horfit, at Gautrekr konungr stýrir Gautlandi ok gjǫrðizt mikill hǫfðingi ok hinn mesti bardagamaðr. Þat þótti konunginum vanta mjǫk á sína ríkisstjórn, at hann var maðr ókvæntr, ok villdi hann leita sér ráðs. Haralldr er konungr nefndr; hann réð fyrir Vindlandi. Hann var vitr maðr ok ekki mikill bardagamaðr; hann átti sér dróttning ok eina dóttur væna ok velsiðuga, er Álfhilldr hét. Gautrekr konungr býr ferð sína til Vindlandz ok biðr dóttur Haralldz konungs. Því máli var vel svarat, ok svó mart sem þeir tǫluðu hér um, varð sá endr á, at Gautrekr konungr skal fá meyna. Flytr hann hana heim í Gautland ok drekkr til hennar brullaup; ok er þau hǫfðu ei lengi ásamt verit, fæðir Álfhilldr

---

1. hafði] var C. Dǫnum] þeim Sviunum A. 3. ok] *fehlt* C. 4. Alrekr] Aðalrekr C, Álfrekr B. 6. temja] reyna b. sína] *fehlt* C. 7. einn] *vor* Eirekr A. Svíþjóðu] fyrir Svíþjóð C. síðan] *fehlt* C. 8. sagt] greint verða C. þessi] þessari b, *fehlt* C. af—þeirra] *fehlt* C. 9. Hrólfs] konungs *fügt* A *hinzu*. Gautreks-] Gutreks A. 10—11. Nú—konungr] Nú er at segja frá Gautreki konungi; hann C 12—13. hinn—þat] hermaðr C. 13—14. þótti—at] þótti honum þat at, er C. 13. konunginum] konunginn b. 14. maðr] *fehlt* C. hann (2)] *fehlt* A. 15—16. Vindlandi] Vinlandi AC. 16. Hann var] *fehlt* C. mikill] *fehlt* C. 17. dróttning—velsiðuga] dóttur eina C. 17. dróttning] dróttningu b. 18—19. til Vindlandz] til Winlandz A, *fehlt* C. 20. svó—um] *fehlt* C. 21. skal fá] fekk C. 21. Flytr hann] ok flytr C. 22. drekkr—brullaup] gerir brullaup til hennar C. brullaup] C, brúðlaup A, brúðkaup b. 23. hǫfðu ei] hafa C. ásamt] saman C. fæðir] fæddi C.

dóttur eina fríða; þeirri var nafn gefit, ok heitir hun Helga. Hun var snemma bráðgjǫr; hun óx upp með fǫður sínum, ok þótti hun enn bezti kostr þar í Gautlandi. Gautrekr konungr hafði mart manna með sér, þeirra er mikilhæfir vóru. Hrosskell hét maðr, hann var vinr Gautreks; hann var mikill víkingr. Hann þá einn tíma heimboð með Gautreki konungi, ok at skilnaði gaf Gautrekr konungr honum sæmiligar gjafir; hann gaf Hrosskeli stóðhross góð, hest grán ok með fjǫgur merhross; þau vóru ǫll silkibleik ok hin vænustu. Hrosskell þakkaði konungi gjafirnar, ok skildu þeir með mikilli vináttu. Gautrekr konungr stýrir nú ríki sínu um mǫrg ár ok sitr nú um kyrt, þar til at dróttning kennir sóttar, ok ei lyktar fyrr hennar sótt, en dróttning er dauð út borin. Gautreki konungi þótti þetta hinn mesti harmr; konungr lætr verpa haug eptir dróttning; honum fekk þetta svó mikils, at hann gáði ei ríkisstjórnar. Hann sat á haugi hvern dag ok beitti þaðan hauki sínum ok gjǫrði sér þar af skemtun ok dægrastytting.

9. Nú er frá því at segja, at Neri jarl hafði ríkisstjórn á Upplǫndum, sem fyrr er sagt, ok er hann fréttir dráp Víkars konungs, feðr síns, hefir hann stefnu við Haralld konung, bróður sinn; ok er þeir finnazt, tala þeir um arfskipti sín í milli; kemr þat ásamt með þeim

---

1. dóttur—heitir hun] meybarn; hun hét C. þeirri] henni b, 2. Hun—bráðgjǫr] *fehlt* C. fǫður sínum] móður sinni C. 4—5. með—vóru] um sik mikilhæfa C. 5. hann var] *fehlt* C. 5—6. hann var] *fehlt* C. 6. Hann þá] þá hann A. 7. ok] *fehlt* C. Gautrekr] *fehlt* C. 8. sæmiligar] góðar C. hann—Hrosskeli] þat vóru C. 9. merhross] hross C. 9—10. þau—vænustu] bleik C. 11. þeir] *fehlt* C. mikilli] *fehlt* C. 11—12. stýrir—ár ok] *fehlt* C, *doch wird* mǫrg ár *hinter* kyrt *hinzugefügt*. 12. at] *fehlt* C. 13—14. ei—borin] fram stígr hun ór þessi sótt C. 14—15. þetta—konungr] þat mikit, ok C. 15—16. dróttning] dróttn. A, dróttningu b, hana C. 16. honum—at] fekk honum þetta mikils svó C. 17. Hann] ok C. haugi] hennar *fügt* C *hinzu*. 18—19. ok gjǫrði—stytting] bβB, ok gjǫrði svó A, *fehlt* C. 20. frá—jarl] at segja frá Nera jarl; hann C. 21. er sagt] var sagt A. 22. feðr] fǫður b. 23. ok—finnazt] *fehlt* C.

með því at Haralldr var ellri þeirra bræðra, at hann skal taka ríki þau ǫll undir sik, er Víkarr konungr hafði fyrir ráðit, ok vera þar konungr yfir, en Neri jarl skal hafa Upplǫnd sem áðr ok þelamǫrk, þat ríki sem áðr hafði stýrt Haralldr konungr, bróðir hans, ok skilduzt þeir bræðr með góðu samþykki. Neri jarl var svó vitr, at ei fekkzt hans maki; varð þat allt at ráði, er hann lagði til, um hvat sem þeir áttu at vera. Alldri villdi hann gjafir þiggja, þvíat hann var svó sinkr, at hann tímdi øngu at launa. þess er getit við, er áðr var frásagt, at Rennir bóndi gekk einn dag um elldaskála; hann rasaði um leggi Refs, sonar síns, ok mællti til hans: Mikil skǫmm er at slíkum syni, er þú villt þik til illz eins hafa; nú skalltu verða á bruttu ok koma ei optar fyrir augu mér eða í augsýn, meðan þú ferr þessi fólsku fram. Refr svarar: Meðr því attu rekr mik frá þér, þá mun þat makligra, at fari sá gripr með mér, er þú átt beztan ok þér þikir mest at láta. Rennir mællti: Engi gripr er sá í minni eign, at ek villda ei til þess gefa, at ek sæa þik alldri, þvíat þú ert athlægi ættar þinnar. Eptir þat skildu þeir tal sitt; ok ei miklu síðar einn veðrdag góðan stendr Refr upp ok býzt í brutt; hann tekr ok uxann góða ok leiðir til strandar. Hann hrindr fram einu skipi ok ætlar

---

1. með—bræðra] *fehlt* C. hann] Haralldr C. 2. ǫll undir sik] *fehlt* C. hafði] *fehlt* b, *richtig ergänzt in* βB. 4. sem áðr] *fehlt* C. þelamǫrk] *danach hat* b *nochmals, jedoch durchstrichen*, ok þela; *da der Tilgungsstrich das* ok *nur berührt, haben die Hdschr., die auf* b *zurückgehen* (βB), *es beibehalten*. 4—5. þat—hans] er þeir hǫfðu áðr stýrt C. 5. skilduzt] skildizt A, skildu b. 6. jarl] *fehlt* C. 7. maki] ok *fügt* C *hinzu*. 8. hvat] *fehlt* C. 10. þess] *þat* A (*der obere Teil des* þ *nur einmal durchstrichen, nicht zweimal, wie in der Abkürzung von* þess). er(1)] nú *fügt* A *hinzu*. er(2)—frásagt] *fehlt* C. Rennir] *so von hier ab auch in* bβ. Reinir B. 11. rasaði] ratuði A. 12. til hans] *fehlt* C. 13. villt] vill A. illz eins] eins illz A. 14. fyrir—mér] mér fyrir augu A. 15. eða í augsýn] *fehlt* C. þessi] þessari b. þessi fólsku] þessu C. 16. svarar] svari A. attu] þú b. 17—18. ok—láta] *fehlt* C. 18. mest] vest b. 19. at (1)] er C. villda] villði AC. sæa] sæi *Hss*. 20. Eptir þat] *fehlt* C. 21. þeir] nú *fügt* C *hinzu*. ok] *fehlt* C. einn—góðan] *fehlt* C. 22. ok—brutt] *fehlt* C. 23. leiðir] með sér *fügt* C *hinzu*.

á land. Ekki hirðir hann, þótt uxinn vǫkni nǫkkut. Síðan sezt hann við árar, en bindr uxann við skipit ok rær svó til landz. Hann var í stuttum felldi ok í ǫkulbrókum, ok er hann kemr á land, leiðir hann uxann eptir sér; ferr fyrst austr eptir Jaðri ok svó sem leið liggr til Upplanda. Ei léttir hann fyrr sinni ferð, en hann kemr til bæjar, þess er Neri jarl átti fyrir at ráða. Hirðmenn jarls sǫgðu honum, at þar var kominn Refr Rennisfífil, ok leiðir eptir sér uxann góða. Jarl bað þá ekki gabba hann, ok er Refr kom at hallar dyrum, þeim sem jarl var vanr at sitja í, bað hann dyravǫrðu kalla á jarl til tals við sik. Þeir svǫruðu: Ei lætr þú dvǫl á fólskunni, ok er jarl ei því vanr at hlaupa til tals við þorpara. Refr mællti: Komi þér orðum mínum, en hann ráði svǫrum. Síðan gengu þeir til mótz við jarl ok sǫgðu, at Refr hinn heimski beiddi hann út koma. Jarl mællti: Segi þér, at ek mun hitta Ref; ei veit, hverju heilli hvergi kemr. Gekk jarl út, ok kvaddi Refr hann vel. Jarl mællti: Hví ertu hér kominn? Refr svaraði: Faðir minn hefir mik brutt rekit, en hér er einn uxi, er ek á, ok hann vil ek þér gefa. Jarl svaraði: Hefir þú ei spurt, at ek þigg øngvar gjafir, þvíat ek vil øngum manni launa? Refr svaraði: Spurt hefi ek sínku þina, at engi þarf til fjár móti at ætla, þótt þér sé gefit, en þó vil ek, attu þiggir þenna grip, ok má vera, attu gerir mér gagn í orðum þínum,

1. á land] frá landi C. þótt] þó C. nǫkkut. Síðan] *fehlt* C. við árar] nú til árar C. 4. uxann] fyrst *fügt* C *hinzu*. ferr fyrst] *fehlt* C. 5. svó—liggr] *fehlt* C. 6. Ei—en hann] ok C. 7. jarls] *fehlt* C. 8. honum] jarli C. Rennisfífil] Rennirzfyfl bβ, Reynerzfifl B, Rennisson C. 9. bað] *fehlt* C. gabba] at gabba b. hann] at honum C. 10. þeim—í] *fehlt* C. 11. bað hann] *umgestellt* b. dyravǫrðu] dyravǫrðinn b, dyrvǫrðu C. á] *fehlt* A. tals—sik] sín C. 12. fólskunni] heimskunni b. 12—13. ok—at] at jarl muni C. 13. þorpara] þik C. 14. svǫrum] sínum *fügen* AB *hinzu*. 15. til—við] fyrir C. 15—16. at—koma] honum C. beiddi] bæði b. 16—17. Segi—Ref] Segið at ek komi at hitta Ref b, segit honum, ek mun hitta hann C. 17. ei—kemr] eina eitthvoriu heylli huorr kemur b, *fehlt* β, má ey vita með huorri heill huor kiemur B, ei veit hverja heill hverr hefir C. 18. ok—Refr] Refr kvaddi C. 19. minn] *mik* C. 23. at] en C. at ætla] ætla A. 24. þótt—þó] ok C. 25. ok] *fehlt* C.

hver sem peninga laun verða. Jarl mællti: þiggja mun ek uxann við þessi þín ummæli, ok gakk þú inn ok ver hér fyrst í nótt. Refr lét lausan uxann ok gekk inn. Jarl bað fá honum klæði, svó at skammlaust væri. Síðan þvó Refr sér, ok var hann hinn drengiligasti maðr. Hann sat þar um hríð. Qll hǫll jarls var búin með skjǫlldum, svó at hverr tók annan, þar sem þeir vóru uppfestir. Jarl tók einn skjǫld, sá var allr lagðr með gull; þann gaf hann Ref. Ok er jarl gekk til dagdrykkju, horfði hann í hliðit, þar sem skjǫlldrinn hafði hangit; hann kvað þá vísu:

38. Skein enn skrautligi raunar,
skjǫlldr hekk áðr á tjǫlldum,
oss verðr opt af þessu
angr mest, er ek lít þangat;
skarð erat skapligt orðit;
skjótt mun ek snauðr af auði,
ef braut með gjǫf gautar
grandlaust bera randir.

Jarl lét snúa hásæti sínu, svó fekk honum mikils, at skjǫlldrinn var í bruttu. Ok er Refr fann þetta, gekk hann fyrir jarl ok hafði skjǫlldinn í hendi sér ok mællti: Herra, segir hann, ver kátr, þviat hér er skjǫlldr, sá er

---

1. hver—verða] *fehlt* C. laun verða] b, lána verðr A. 2. við—ummæli] með þessum ummælum C. gakk—ver] vertu C. 3. lét] þá *fügt* A *hinzu*. ok—inn] *fehlt* C. 4. svó—væri] *fehlt* C. 5. hann] *fehlt* C. maðr] *fehlt* C. 6. Qll] *fehlt* C. búin með] skipuð C. 6—7. svó—uppfestir] um kring ok vóru uppfestir svó hverr nam annan *(rechts oben von* nam *ein Schnörkel, der kaum mit* FAS *als* við *zu deuten ist)* C. 8—9. skjǫld—Ref] skjǫlldinn ok gaf Ref búinn með gull C. 9. dagdrykkju] drykkju C. horfði] leit C. 10. hangit] hangt bC. þá] *fehlt* C. 11—18. **38. vísa,** *in* AbβBCK. 12. áðr] allr B. 13. af] at bβBK. 14. mest—lít] er horfum K. 15. erat] er af B. orðit] yrði C, virði 16. skjótt mun] þó skjótt yrði K. af] að K. 17. með] mik C 18. grandlaust] gnauðlaust K. randir] dauðr K. 19. Jarl] hann hásæti] sæti C. at] er b. 20. Ok er] *fehlt* C. þetta] *fügt* C *hinzu*. 21. hann] *fehlt* C. 22. Herra—ver] herra *(nur deutlich), danach scheint* ver *zu fehlen und die Auslassung durch Strich angemerkt zu sein* C. þviat] *fehlt* C. sá] *fehlt* C.

þér gáfuð mér; hann vil ek nú yðr gefa, þvíat mér kemr hann at øngu halldi, þar sem ek hefi ekki fleira vópna. Jarl mællti: Gefðu allra drengja heilaztr, þvíat þat er mikil prýði høll minni, at hafa hann aptr í þann stað, sem hann hekk áðr; en hér er einn gripr, er ek vil gefa þér, ok má vera, at þér verði at gagni, ef þú ferr mínum ráðum fram. Jarl fekk honum í hendr eitt heinbrýni: ok mun þér þikja þessi gjøf ekki fémikil. Refr mællti: Ei veit ek, at hverju halldi mér kemr þetta. Jarl mællti: Svó er þó mál með vexti, at ek vil øngvan mann sitjanda fæða, svó at ei starfi nøkkut; nú vil ek senda þik til Gautreks konungs, ok sel þú honum í hendr heinarbrýni þetta. Refr mællti: Ekki em ek vanr at fara á milli tíginna manna, ok ei veit ek, hvat konungi skal þetta brýni. Jarl mællti: Ekki þyrfti at geta vitzmuna minna, ef ek sæa ei lengra fram en þú, en engi frama raun mun þér í þessu vera, at hitta konunginn, þvíat þú skallt ekki við hann mæla; mér er sagt, at konungr sé opt á haugi dróttningar ok beitir þaðan hauki sínum, ok optliga, er á líðr daginn, þá lezt haukrinn. Þá lætr konungr sveipa høndina hjá stólnum, ef hann finnr nøkkut at kasta til hans. Nú ef svó ferr, ef konungr fær ekki at kasta til hauksins, þá stikk þú brýninu í hønd honum, en tak við, ef hann réttir nøkkut þér í hønd, ok far þá aptr til mín. Síðan

---

2. halldi] liði C. fleira] annat C. 3. þvíat—er] er þat C. 4. prýði] frýði CK, i *fügt* b *hinzu*. 4—5. at—áðr] *fehlt* C. 4. hafa hann] hann ferr b. 5. er] *fehlt* C. 6. at gagni] gagn at C. ef] er A. 7. fram] *fehlt* C. Jarl] hann C. í hendr] *fehlt* C. 7—8. ok—fémikil] *fehlt* C. 10. Svó — vil] *fehlt C.* mann] vil ek *fügt* C *hinzu*. sitjanda] sjá ok *fügt* C *hinzu*. 11. svó at] er C. starfi] starfar C. nú] *fehlt* C. þik] -til Gautlandz *fügt* b *hinzu*. 12. þú] *fehlt* C. heinarbrýni] brýni C. 14. tíginna] tignra b, gǫfugra C. ok- brýni] *fehlt* C. 15. þyrfti] þar(f)tu C. 16. sæa] sæi *Hss.* en(2)] *fehlt* C. 18. mér—at] *fehlt* C. sé] er C. 18—19. dróttningar] sinnar *fügt* b *hinzu*. 19. beitir] beiti b. optliga—líðr] er líðr á C. 20. þá (1)] *fehlt* C. sveipa] Cβ, sveifa Ab, sveifla B. 21. at—hans] til at kasta á hann C. 22. ef] at *nur in* B. ekki] eckert Ab. at] til at C. 23. þú] *fehlt* C.

fór Refr at tilvísun jarls ok kom þar sem konungr sat á hauginum, ok fór þat svó sem Neri gat til, at konungr fleygði ǫllu til hauksins, því er hann fekk til. Refr settizt hjá stólinum at baki konungi. Síðan sér hann, hvar komit var. Konungr réttir hǫndina á bak sér aptr. Refr stingr brýninu í hǫnd honum, en konungr kastar þegar á bak haukinum, ok flýgr hann upp snart, er heinin kom við hann. Konungi þótti vel sigrazt hafa ok villdi ei, at sá misti síns, er honum hafði gjǫrt greiða, ok rétti á bak sér gullbaug ok sá ei til hans meðan. Refr tók við ok fór til fundar við jarl. Hann spurði, hversu farizt hefði. Refr sagði ok sýndi honum bauginn. Jarl mællti: þetta er góðr gripr, ok er ei seta nýtri en afla slíks. þar var Refr um vetrinn; en er vóraði, þá mællti jarl: Hvat skalltu nú at hafazt? Refr mællti: Mun nú ei hægt um; ek má nú selja bauginn til lausafjár. Jarl mællti: Til mun ek enn hlutazt með þér; konungr heitir Ella, hann ræðr fyrir Englandi; honum skalltu gefa bauginn, mun þér þat ei frá fé verða; en kom til mín at hausti, mat ok ráð mun ek ei við þik spara, þótt engi verði ǫnnur uxalaunin. Refr svaraði: Ei villda ek, attu gætir þess. Síðan fór hann til Englandz ok gekk fyrir Ellu konung ok kvaddi hann sæmiliga; var Refr þá vel búinn bæði at vópnum ok klæðum. Konungr spurði, hverr þessi maðr var. Hann svaraði: Ek heiti Refr, ok villda ek, at þér þægið af mér

---

1. sem] at er A. konungr] kóngrinn b. 2. á] at b. þat svó] *fehlt* C. 3. því] *fehlt* C. er] BC, eð bβ, at A. settizt] sezt niðr C. 4—5. sér—réttir] réttir konungr C. 5. var] at *fügt* b *hinzu*. 6—7. bak haukinum] haukinn C. 7. ok—hann] hann fló C. upp snart] snart upp b, upp þegar C. 7—8. er—ok] Konungr C. 7. við] á b. 9. hafði gjǫrt] gerði C. 10. ok—meðan] *fehlt* C. meðan] á meðan b. 11. spurði] Ref *fügt* b *hinzu*. hversu] hvornin b. hefði] hafði A. 12. sagði ok] b, s. ok A, *fehlt* C. honum] *fehlt* C. 13. seta nýtri] seta nú *til* bβ, betra at sitja B. 14. þá] *fehlt* C. 16. bauginn] hringinn C. 17. enn] *fehlt* C. 18. mun] ok mun b. þat] *fehlt* C. 21. svaraði] svar. C, m. A, s. b. þess] þessa b. 21—22. Síðan—gekk] Fór Refr nú C. 22. til—gekk] *fehlt* C. Ellu] Ella bβBC. 24. spurði] spyrr C. þessi—var] hann væri C. 25. svaraði—Refr] segizt Refr heita C. at] *fehlt* b. þægið] þæguð Ab. af] at C.

gullbaug þenna, ok lagði á borðit fyrir konunginn. Konungr leit á ok mællti: þetta er mikil gersimi, eða hverr gaf þér? Refr svaraði: Gautrekr konungr gaf mér bauginn. Konungr mællti: Hvat gaftu honum? Refr svaraði: Eitt lítit heinarbrýni. Konungr mællti: Mikit er um ǫrleik Gautreks konungs, er hann gefr gull við grjóti; þiggja vil ek hringinn, sagði konungr, ok býð ek þér hér at vera. Refr mællti: Hafið þǫkk, herra, fyrir boð yðvart, en aptr ætla ek mér til Nera jarls, fóstra míns. Konungr mællti: Dveljazt verðr þú hér um stund. Konungr lét búa eitt skip, ok einn dag bað hann Ref ganga með sér. Konungr mællti: Hér er eitt skip, er ek vil gefa þér með ǫllum þeim farmi, er þér má bezt henta, ok mǫnnum svó mǫrgum sem þú þarft; vil ek ei, attu sért lengr annarra farþegi, at fara hvert er þér líkar, ok er þetta þó lítit hjá því sem Gautrekr konungr launaði þér heinarbrýnit. Refr mællti: þetta er allstórmannliga launat. Síðan bjó Refr sik til skips með nógum efnum ok þakkaði konungi með mǫrgum fǫgrum orðum. Konungr mællti: Hér eru rakkar tveir, er ek vil gefa þér. Þeir vóru harðla litlir ok fagrir, ok enga hafði Refr slíka sét; viðjar vóru á þeim af gulli ok spent gullhring um háls hvórum þeirra ok sjau smáhringar á festinni milli þeirra; ei þóttuzt menn sét hafa slíkar gersimar í þeirri tegund. Síðan fór Refr á brutt ok kom í ríki Nera jarls. Hann gekk í móti honum ok bað hann vel kominn: ok far til mín með alla menn þína. Refr mællti: Ek hefi nú nógan kaupeyri fyrir oss at leggja. Jarl mællti: þat er vel, en ekki skal þat kaupeyri þinn

---

1. Sull-a ug] gullhring A. 3. bauginn] *fehlt* C. 7. sagði konungr] svó vil ek b, *fehlt* C. 8. fyrir] *vor und nach* herra C. 12. ǫllum] *fehlt* C. 13. mǫnnum—mǫrgum] mǫrgum mǫnnum C. 14. ei] *fehlt* C, *hinter* sért *wohl das Auslassungszeichen eines spätern Lesers.* farþegi] farþægi b, farþurfi C. 15. at—líkar] *fehlt* C. 17. all-] *fehlt* C. Síðan] *fehlt* C. 18. sik] nú *fügt* C *hinzu.* 20. harðla] mjǫk C. 23. sét hafa] hafa sét C. 24. í—tegund] *fehlt* C. Síðan] Nú C. 25. í—jarls] fyrir Nera jarl C. 26. ok far—þína] *fehlt* C. 27. kaupeyri] kaupeyrir bβB. 28. kaupeyri] Cb, kaupeyrir AβB.

skerða, en af vóru borði skalltu mat eta, þó eru ei mikil uxalaunin. Refr mællti: þat eina þiki mér at, er þú getr þess. Nú er Refr með jarli um vetrinn ok verðr allvinsæll, ok vóru með honum margir sporgǫngumenn. Ok er vóraði, mællti jarl við Ref: Hvat skal nú at hafazt? Refr mællti: Mun nú ei hægt, þviat fé skortir nú ei, at ráðazt í viking eðr kaupferðir? Jarl mællti: Svó er þat, en til mun ek hlutazt enn með þér; nú skalltu fara suðr til Danmerkr á fund Hrólfs konungs kraka ok færa honum rakkana, þviat þeir eru ekki ótíginna manna eign, ok mun enn ei frá fé verða, ef hann vill þiggja. Refr mællti: þú skallt ráða, en ei er mér nú féfátt.

10. Nú býzt Refr ok siglir til Danmerkr. Hann finnr Hrólf konung ok gengr fyrir hann ok fagnar honum. Konungr spyrr hann, hverr hann væri. Hann kveðzt Refr heita. Konungr svaraði: Ertu kallaðr Gjafa-Refr? Hann svaraði: þegit hefi ek gjafir af mǫnnum ok þó enn gefit stundum. Refr mællti: Rakka þessa ena litlu vil ek, herra, gefa yðr með búnaði sínum. Konungr mællti ok leit til: Slíkt eru stórar gersimar, eða hverr gaf þér? Refr svaraði: Ella konungr. Hrólfr konungr mællti: Hvat gaftu honum? Refr svaraði: Gullbaug. Eða hverr gaf þér hann? Refr svaraði: Gautrekr konungr. Eða hvat gaftu honum? Refr svaraði: Heinarbrýni. Hrólfr konungr mællti: Mikit er

1. en] þvíat C. eru] væri C. 2. at er þú] attu C. 3. þess] hans C. allvinsæll] vinsæll C. 4. vóraði] vóraðizt A. 5. skal] skalltu A. 6. Mun—ei] Nú mun C. 7. Jarl—ek] Ek mun til C. 8. enn] *fehlt* C, *vor* hlutazt b. nú] ok C. 9. fund Hrólfs] *umgestellt in* b, *nicht in* βB. þviat] því A. 10. ekki ótíginna] tiginna C. enn] *fehlt* A. 13. býzt—siglir] siglir Refr C. Hann] ok C. 14—15. ok fagnar—Konungr] *fehlt* C. 15. spyrr hann] spurði bβ, *daher konnte in* B konungr *als Subjekt zu* fagnar *gefasst werden, wodurch freilich Einschiebung von* ok *vor* spurði *nötig wurde*: ok fagnar honum kóngr ok spurði B; hann spyrr (konungr *fehlt*) C. 17. af] at A. þó enn] *fehlt* C. 18. ena litlu] b, enu litlu A, *fehlt* C. herra] *fehlt* C. 19. yðr] þér C. ok—til] *fehlt* C. 20. Slíkt] þetta C. stórar] stórligar b. 22. Refr svaraði] *fehlt* CK, *dafür nach der direkten Rede*: s. R.; *ebenso Z. 23 u. 24.* Eða] En b, *fehlt* C. hann] s. k. *fügt* CK *hinzu, ebenso Z. 23 nach* honum. 23. Eða] En b, *fehlt* C. 24. brýni] lítit *fügt* C *hinzu.*

um ǫrleik Gautreks konungs, er hann gefr gull við grjóti; en þiggja mun ek rakkana, ok ver með oss. Refr svaraði: Aptr skal ek at hausti til Nera jarls, fóstra míns. Hrólfr konungr svaraði: Svó má vel vera. Var hann nú með konungi um hrið. Nú býr Refr skip sitt at hausti. Þá mællti konungr: Laun hefi ek hugat þér; skip skalltu af mér þiggja svó sem af Englakonungi, skal þat vera með hinum bezta farmi ok mǫnnum. Refr mællti: Hafið mikla þǫkk fyrir stórmannliga gjǫf; ok bjózt síðan. Hrólfr konungr mællti: Hér eru gripir tveir, Refr, er þú skallt af mér þiggja, þat er hjálmr ok brynja. Refr tekr við gripunum; þeir vóru báðir af rauðu gulli gervir; ok skiljazt þeir Hrólfr konungr með mikilli blíðu, ok ferr Refr nú til mótz við Nera jarl, ok stýrði hann þá tveimr skipum. Jarl tók vel við honum ok sagði, at enn hafði helldr vaxit féit; ok skulu þér allir til mín í vetr, ok eru þó lítil laun fyrir uxann, en ei hæfir mér at spara orð mín til gagns þér. Refr svaraði: Þins tilstillis nýt ek at ǫllu þessu; ok var Refr þar um vetrinn í góðu yfirlæti ok gerðizt frægr maðr.

11. En um vórit spurði jarl Ref: Hvat skal nú í sumar at hafazt? Refr svaraði: Herra, þér skuluð fyrir sjá, en ei er mér nú féfátt. Jarl mællti: Ek ætla þat satt; nú er ein ferðin, sú er ek vil fyrir þik leggja. Konungr heitir Óláfr ok liggr í hernaði; hann hefir átta tigu skipa; hann liggr úti vetr ok varmt sumar á sjó. Hann er hinn frægazti herkonungr; honum skalltu færa

---

1. Gautreks—gefr] hans at gefa C. 3. Hrólfr] *fehlt* C. 4. Svó] þat C. vera] *fehlt* C. 5—6. Þá—konungr] k. m. C. 7. vera] *fehlt* C. 10—11. þú—þiggja] ek gef þér C. 12. rauðu] rauða b. 13. mikilli *fehlt* C. ok] *fehlt* C. 14. hann þá] *fehlt* C. 15. helldr] *fehlt* C. 18. tilstillis] tilst*yrks* β. 19. ok—þar] Refr var þar nú C. i—yfirlæti] *fehlt* C. 21—22. skal—sumar] hann vil nú C. 22. skuluð] nú *fügt* C *hinzu*. 23—24. Ek—satt] *fehlt* C. 24. nú er] enn *fügt* C *hinzu*. fyrir] á A. 25. Konungr—Óláfr] Óláfr heitir konungr C. hann] ok C. 25—26. átta tigu] þrjá tigu CK. 26. hann—sjó] *fehlt* C. vetr] um vetr b. varmt] *fehlt* b. 27. herkonungr] konungr C.

hjálm ok brynju, ok ef hann þiggr, þá væntir mik, at hann biði þik kjósa laun fyrir, en þú skallt kjósa at ráða fyrir liði hans hálfan mánuð, ok hallda þangat sem þér líkar; en maðr er sá með konungi, er Refnefr heitir; hann er hit mesta illmenni; hann er ráðgjafi konungs; en þat sé ek trautt, hvórt þar má meira gæfa þín eða trǫllskapr hans, en þar mun þó verða til at hætta, hvern veg verðr. Síðan skalltu hallda hingat ǫllu liðinu, ok má þá verða, at ek fá launat þér uxann góða. Refr mællti: Til opt þiki mér þú hans geta. Síðan skildu þeir; fór Refr nú at leita Óláfs konungs ok fann hann þar sem hann lá með skipaflota sínum, ok leggr þegar at konungs skipinu, gengr upp á skipit ok kvaddi konunginn. Óláfr konungr spurði, hverr hann væri. Refr sagði til sín. Konungr mællti: Ertu kallaðr Gjafa-Refr? Hann svaraði: Gefit hafa mér stundum gǫfgir menn, ok ek hefi jafnan gefit nǫkkut í mót; en hér eru tveir gripir, er ek vil þér gefa; þat er hjálmr ok brynja, þvíat yðr munu þessir gripir fullvel hæfa. Konungr mællti: Hverr gaf þér gersimar þessar, er ek hefi ei sét slíkar, ok at síðr sét, at ek hefi øngva spurn af haft, ok hefi ek þó farit víða um lǫnd? Refr svaraði: Hrólfr konungr kraki gaf mér þessa gripi. Konungr mællti: En hvat gaftu honum? Refr mællti: Rakka tvó með gullviðjum, er Ella Englakonungr gaf mér. En hvat gaftu Ellu konungi? sagði Óláfr konungr. Gullbaug

---

1. hjálm ok brynju] hjálminn ok brynjuna A, þína *fügt* b *hinzu*. þá] *fehlt* C. at] *fehlt* C. 2. biði þik] muni þik láta sjálfan C. 4. Refnefr] Refr A. 4—5. hann—hit] *fehlt* C. 4. hann] ok bþ. 5. hann] ok BC. en] *fehlt* C. 7. mun þó] muntu C. veg] sem *fügt* C *hinzu*. 8. hallda] færa C. þá] *fehlt* b. 9. fá] fái *Hss.*, þá *fügt* b *hinzu*. góða] *fehlt* C. Til] *fehlt* C. 10. hans] þess C. skildu þeir *und* nú] *fehlt* C. 11. þar—lá] *fehlt* C. 12. konungs skipinu] skipunum C. 13. Óláfr] *fehlt* C. 15. kallaðr] *fehlt* C. Hann] Refr b. 16. gǫfgir] góðir C. 17. en—eru] eru hér C. 18—19. yðr—hæfa] þessir hlutir hæfa yðr vel C. 19. gaf] hefir gefit C. 20—21. er ek—lǫnd þvíat øngvar sá ek slíkar C. 20. slíkar] gersimar slíkar b. 22. gaf gripi] *fehlt* C. 23. En] *fehlt* C. 24. er] en b. 25. Ellu] Ella *alle Hdsch.* sagði—konungr] *fehlt* C, R. m. *fügt* b *hinzu*.

einn, er Gautrekr konungr gaf mér ok launaði mér fyrir eitt heinarbrýni. Óláfr konungr mællti: Mikit er um ǫrleik slíkra konunga, ok berr Gautrekr konungr þó yfir þeirra ǫrleik allra; en hvórt skal ek þiggja þessa gripi, Refnefr, eðr ei? Hann svaraði: Ei þiki mér ráð, attu þiggir, ef þú hefir ei vit til at launa; ok í því þrífr hann gripina ok steypizt fyrir borð með. Refr sér, at skjótt mun hann illa leikinn, ef hann missir gripanna, ok ferr eptir honum, ok er harðr þeirra atgangr, ok lýkr svó at Refr náir brynjunni, en Refnefr hefir hjálminn ok legzt til botns ok tryllizt á honum á grunnum niðri, en Refr kemr upp mjǫk máttfarinn; þá var þetta kveðit:

39. Ráð þiki mér
Refnefs vera
nǫkkru verri,
en Neri kendi,
varpat sínu
á sæ féi
Gautrekr, er gaf
gullhring Refi.

Óláfr konungr mællti: Þú ert hinn ágætazti maðr. Refr mællti þá: Nú villda ek, attu þægir þenna grip, sem nú er eptir. Óláfr konungr mællti: Ek vil víst þiggja ok

---

1. einn] sagði R. *fügt* C *hinzu*. ok—mér] *fehlt* C. 3—4. slíkra—allra] Gautreks at gefa gull móti grjóti C. 4. en] eða A. 6. gripina] gripuna C. 7. steypizt] steypir A, støkkr K. Refr—mun hann] sér at skut. Refr þikizt A. 9. þeirra atgangr] viðreignar b. 10. hefir] *fehlt* A. botns] grunnz C. 11. á grunnum niðri] *fehlt* C, *in* K *heisst es*: ok legzt á hann ok tryllizt á grunni niðri. 12. kveðit] mikil umræða á skipinu um viðrskipti Refs ok Refnefs b, *fehlt* C. 13—20. **39. visa,** *in* ACKL, *fehlt in* bβB. 13. Ráð] Brǫgðótt ráð C. þiki] þótti KL. 14. Refnefs] Refnis K. 15. nǫkkru verri] C, nauckvi verri A, helldr ólík þeim K, þeim ólík L. 16. en Neri kendi] ne merkendi A, en merkinde C, er mér kendi K, er Neri kendi L. 17. varpat] varp at A, upp át C, verpi hann K, varp ei L. sínu] sinn L. 18. á sæ fé] A, sæfé C, á sæ út fé K, úr sjó fekk L. 19. Gautrekr] C. Gautreks konungs A, gullbaug KL. 20. gullhring] AC, Gautrekr konungr K, Gautrek L. Refi] Ref K. 21. Óláfr] *fehlt* C. þú ert] at Refr væri b. þú—maðr] ágætazti maðr þiki mér þú vera C. 22. villda] vil b. 22—23. sem—eptir] *fehlt* C. 23. víst] vísu A.

kunna nú ei minni þǫkk annars en áðr beggja, ok var þat missýni, er ek þá ei báða í fyrstu; er þat nú ei at undrazt, þar sem ek hlýdda illz mannz ráði, ok kjós þér laun fyrir. Refr svaraði: Ek vil ráða fyrir skipum þínum ok liði í einn hálfan mánuð ok hallda þangat sem ek vil. Konungr mællti: Kynligt kjǫr er þetta, en þó skulu skip til reiðu. Síðan helldu þeir til Gautlandz til mótz við Nera jarl. Þeir kómu þar síð dags. Refr gerir Nera jarli menn á laun, at hann vill hitta hann. Jarl ferr til fundar við Ref, ok segir hann honum allt um sínar ferðir. Nú er þar komit, fóstri, sagði jarl, at nú er í ráði, hverr giptumaðr þú verðr, þviat nú villda ek koma þér í mægðir við Gautrek konung, attu fengir dóttur hans. Refr bað hann einn forsjá at hafa. Jarl mællti: Nú skalltu, næst er vit finnunzt, bregðazt ei ókunnigr við, hvat sem ek mæli, ok andstefna eptir því sem ek bý í hendr þér. Síðan reið jarl í burt ok létti ei sinni ferð fyrr, en hann kom á fund Gautreks konungs. Jarl kom þar um miðnætti ok segir honum, at herr óvígr er kominn í ríki hans: ætla þessir menn at taka þik af lífi ok taka undir sik ríkit. Konungr spyrr: Hverr er hǫfðingi fyrir herinum? Jarl svaraði: Sá er oss mundi ei þikja líkligr til, at at øngu mundi vilja hafa mín ráð þat er Refr, fóstri minn. Konungr mællti: þú munt enn miklu við hann ráða, eða mun ei ráðligra at

1. kunna nú] kann ek b. þǫkk] þér *fügt* b *hinzu.* annars—ok] fyrir annat en þótt bæði væri C. 1—2. ok—missýni] er þar fyrir mistuzt b. 2. báða] bæði C. fyrstu] fyrstunni C. nú] *fehlt* C. 3. illz] svó illz A. 4. fyrir skipum] herskipum b. 5. ok liði] CL, *fehlt* A, ok mǫnnum b. í einn] í b, *fehlt* C. 6. kynligt—er] kynlig kjǫr eru b. 9. at—hann] b, at hann vill hitta A, at hitta hann C. Jarl] hann A. 10. hann] *fehlt* C. 11. fóstri] minn *fügt* C *hinzu.* 12. villda] villdi C. 14. einn—hafa] fyrir sjá C. at] *fehlt* b. 17. sinni—fyrr] fyrri sinni ferð b. hann] *fehlt* A. 18. Jarl—miðnætti] *hinter* hans *Z. 19 gestellt* AbβBC, *am richtigen Platze in* KL. 20. ok—ríkit] *fehlt* C. 22. ei þikja] BC, þikja ei A, ekki þikja ei bβ. at] *nur einmal* bβ. 23. mín ráð] minni ráð bβ; *da der Satz* at—ráð *in* b *unverständlich war, wurde er in* B *ausgelassen, in* b *findet sich am Fuss der Seite eine späte Besserung*: sá er oss mundi þikja ólikligr til, at í øngu mundi vilja hafa mín ráð. 24. munt] jarl *fügt* A *hinzu.* ráðligra] ráð C.

safna her í móti? Jarl mællti: Ef þér komið øngum sættum á við þá, þá þiki mér mikil vón, at þeir gjøri hér mikit hervirki, áðr þú kemr liði at þér, ok vil ek helldr fara með boðum sæmiligum ok vita, ef sætt tækizt með yðr, þviat mér þikir mitt ríki fyrst á forgørðum, er þeir eru þar nær komnir. Konungr svaraði: Lengi høfum vér þínum ráðum hlýtt. En þat vil ek, sagði jarl, at þú, konungr, heyrir upp á viðtal vórt. Konungr bað hann því ráða. Síðan fóru þeir við nøkkura menn þar til er þeir nálguðuzt skipin; sá konungr, at þeir høfðu fjølda hermanna, ok þótti torvellt í móti at standa. Jarl mællti ok kallaði af landi á skipamenn: Hvórt er fóstri minn formaðr hers þessa? Svó er víst, sagði hann. Ei ætlaða ek þat, fóstri, attu mundir herja á ríki mitt eða svó hit sama á ríki Gautreks konungs; skal nøkkut til undanlausnar, at friðr mætti verða? vil ek þat allt til vinna, at þín sæmd væri þá meiri en áðr, ok þikizt ek vita, at konungr muni svó vilja fyrir sitt efni; villda ek, attu þægir af konungi sæmdir ok létir þá í náðum hans ríki, en ek veit, at mikilþægr muntu at vera; ok er þat ei undarligt, þviat ríkr jarl var móðurfaðir þinn, en faðir þinn øruggr kappi. Refr svaraði: þiggja skal ek góð boð, ef mér eru boðin. Veit ek, segir jarl, at ei mun þik með litlu mega tryggja; sé ek, hvar hugr þinn mun á horfa

1. safna] samna A. 2. vón] á *fügt* C *hinzu*. 3. mikit] mikinn A. áðr] en *fügt* b *hinzu*. ok] *fehlt* A. 4. sæmiligum] í milli ykkar *fügt* b *hinzu*. 5. yðr] ykkr b. þikir] *damit schliesst die erste Seite des Blattes 201 in* C. *die obere Hälfte der zweiten Seite ist stark verwischt, und daher sind einige der folg. Lesungen unsicher*. 7. hlýtt] fram farit C. 8. viðtal] tal b. 9. við] með b. við—menn] ok nøkkurir menn með þeim C. 9—10. þar—skipin] *ein kürzerer nicht mehr lesbarer Ausdruck* C. 10. konungr] þá *fügt* C *hinzu*. 12. á skipamenn] at skipamønnum A, ok mællti *fügen* bβB *hinzu, in* b *sind diese Worte durchstrichen*. fóstri] Refr, fóstri b. 13. ætlaða] ætlaði AC. 14. þat] *fehlt* A, *sehr undeutlich* C. fóstri] minn *fügt* C *hinzu*. 14—15. svó—sama] *fehlt* C. 15. konungs] eða *fügt* C *hinzu*. 17. þikizt] C, þikjunzt Ab. 18. muni] mun A. 19. sæmdir] sæmdar A. þá] βB, þú A, *undeutlich* bC. 20. mikilþægr—vera] þú munt mikilþægr C. ok] *fehlt* A. 24. mun] muni b.

um þetta mál; þú munt vilja hafa jarlsríki, þat er ek hefi halldit af Gautreki konungi; þar með muntu vilja, at konungr gefi þér dóttur sína. Refr svaraði: Sjándi ferr þú, jarl, eptir um þetta, ok þessu mun ek játa, ef konungr vill þetta samþikja. Jarl mællti til konungs: Svó sýnizt mér, sem þat sé ráðligra, at taka þessa sætt, en vér hættim út lífi vóru undir þessa heljarmenn, ok sé ei ólíkligt, at þeir vinni fyrst ríki þetta en taki þá dóttur þína at herfangi; er þat ok hit sæmiligazta, at gipta dóttur þína jarlbornum manni; en ek mun leggja til með Ref ráð mín, ok sé hann forstjóri fyrir ríki þínu, ok fari fram vili yðvarr um þetta mál. Gautrekr konungr svaraði: Jafnan hefir oss, jarl, vel dugat þín ráð, ok vil ek þína forsjá á hafa; lízt mér ok ofrefli mikit at eiga við her þenna. Jarl mællti: Þann veg mun ek nú hellzt setja ráðit, at láta Ref styrkja ríki þitt ok hefja hann til ráðs. Síðan fór þetta fram með eiðum, ok skildi jarl fyrir allri sætt þeirra, ok fór Gautrekr konungr heim. Refr mællti þá: Nú hefir þú, Óláfr konungr, veitt mér mikit lið; skalltu nú fara leiðar þinnar, hvert er þér likar. Óláfr konungr svaraði: Vitrir menn hafa hér hlut at átt, sem þér eruð. Síðan sigldi Óláfr konungr á braut. Ok er flotinn var á bruttu, þá mællti Gautrekr konungr: Hér hefi ek átt við slæga menn um, en ekki mun ek nú rjúfa eiða mína. Þá mællti jarl til Refs: Nú eru þínir menn einir eptir, ok máttu nú sjá, at hverju liði ek hefi þér komit, ok er ráð þetta þér hentiligt; má vera, at þér sé launaðr uxinn, ok hefi ek óframar launat þér, þvíat þú gaft mér alla eigu þína, en ek á stóreignir eptir. Nú lét

---

1. jarlsríki] ríki C. 3. jarl] *fehlt* C. 4. þetta] efni *fügt* C *hinzu*. 6. vér hættim] A, vér hættum b, at hætta C. 8. vinni] elligar *fügt* C *hinzu*. en] ok A. 9. hit sæmiligazta] betra C. dóttur þína] hana C. 12. jarl—dugat] dugat vel C. 14. at—við] við at eiga C. 15. ráðit] ráðin A. 16. hefja] hafa b. 19. lið] ok *fügt* C *hinzu*. 21. á braut] leiðar sinnar C. 22. þá] *fehlt* C. 23. nú] *fehlt* b. 24. þá—jarl] Jarl mællti C. 25. nú] *fehlt* A. 26. er] nú *fügt* C *hinzu*. 27. ok] þó A. þér] en vert var *fügt* C *hinzu*. 28. eptir. Nú] C (*vgl.* ek á eptir stóreignir L), Eptir þetta Ab. lét] lætr C.

Gautrekr konungr búa til veizlu, ok gekk nú Refr at eiga Helgu, dóttur Gautreks konungs. Þar með gaf Gautrekr konungr honum jarls nafn, ok þótti hinn frægazti at ǫllum vaskleik; var ok ætt hans af tignum mǫnnum, en faðir hans hinn mesti víkingr ok kappi. Refr stýrði þessu jarlsríki ok varð ekki gamall. Neri jarl varð bráðdauðr, ok segir ekki í þessi sǫgu frá honum lengra. Lét Gautrekr konungr drekka erfi eptir hann; tók konungr þá helldr at þyngjazt fyrir alldrs sakir. Var hann meir ágætr at ǫrleik sínum ok framgǫngu, en ei er þat sagt, at hann væri djúpvitr; en þó var hann vinsæll ok stórgjǫfull ok hinn hæverskligazti at sjá; ok lýkr hér Gjafa-Refs sǫgu.

2. Helgu—konungs] dóttur hans Helgu C. 3. frægazti] maðr *fügt* C *hinzu*. 5. ok kappi] *fehlt* C. 6. jarls-] *fehlt* b. gamall] maðr *fügt* A *hinzu*. Neri] b, *fehlt* A, En Neri C. 7. þessi] þessari b. í—sǫgu] *hinter* lengra b. 9. fyrir—sakir] af alldri C. 11. djúpvitr] *danach 5—7 nicht mehr lesbare Buchstaben* C. 12. hæverskligazti] hæverskligsti Ab.

Söguþáttur af Gjafa-Ref og Dala-Fíflum.

1. Gauti hefur kóngur heitið, er rjeð fyrir Gautlandi; hann var vitur maður og velstilltur, mildur og máldjarfur. Hann fór opt um daga að beita hundum sínum og haukum. Og einn dag, sem kóngur fór á dýraveiði og hans hirðmenn, skaut kóngur hjört einn, og stóð spjótið í sárinu. Kóngi þótti skömm í, að ná ekki skeyti sínu, og reið eptir blóðrakinu og varð viðskila við sína menn. En veðrið tók að skýja, og villtist kóngur vegarins. Síðan kastaði kóngur skikkjunni og kyrtlinum og öðrum klæðum, svo hann var ekki eptir nema í skyrtu og línbrókum einum. Síðan heyrði hann hundsgá; þá kom hann að einum bæ, þar stóð úti maður fyrir dyrum. Honum varð það fyrir, að hann drap hundinn til dauðs. Síðan ætlar kóngur inn að ganga, en hinn vefst fyrir dyrnar. Kóngur rjeðst þá á hann, og sviptust um stund, og komst kóngur svo inn að óvilja þess sem úti stóð. Hús voru þar vel búin ok menn vænir og hæfiliga miklir. Þeir óttuðust kóng. Þá mælti sá er kóngi þótti bóndinn mundi vera: Hvað tókstu til bragðs, er hundurinn gó? Eg drap hann, kvað þrælliun. Gott úrræði var það, sagði bóndi, og vil eg gefa þjer frelsi, og skaltu fara með mjer. Kóngur gekk undir borð og settist að mat með bónda, en bóndinn þagði. Enginn maður mælti þar við annan. Síðan fór fólk til svefns; þar var allt hljótt; hagsmíði þótti kóngi þar á öllu. Síðan kom til kóngs kona og mælti: Mun ei ráð, að þú þiggir beina af mjer? Kóngur

---

Die Ueberschrift nach AM 203 fol. chart. und l; Saga Gauta ok Gautreks kónga *(von späterer Hand)* L; þáttur af Gauta kóngi *(und vor Kap. 3:* þáttur af Gautreki kóngi) M. 7. skaut kóngur] l, að kóngur skaut LM. sárinu] M, hárinu L. 9. blóðrakinu] blóðrakinni M. 13. hundsgá] hundar gó L, hunda gó l, hund gjellta M. 16. vefst] M, vegst L. 25. maður] lM, mann L. mælti] talaði M.

Gauta þáttur.

Gauti hjet kóngur, hann rjeð fyrir Gautlandi; hann K.
var vitur maður og vel stilltur og hinn mesti íþróttamaður,
mildur og máldjarfur. Hann fór opt um daga á skóg, að
beita hundum sínum og haukum, sem síður er góðra manna.
En einn dag, er hann fer á dýraveiðar og hirð hans með
honum, skaut hann einn hjört, og stóð spjótið í sárinu.
Kóngi þótti skömm að ná eigi skeytum sínum og fór eptir
hirtinum, náandi eigi skeytinu, en villtist vegarins. Síðan
kastaði hann klæðunum og var eptir í skyrtu og línbrókum.
Síðan heyrði hann hund geyja og kom þar næst að húsabæ.
Þar stóð maður úti; og varð það fyrir, að hann laust
hundinn til dauðs. Kóngur vildi inn ganga, en hinn
vefast (?) í dyrnar, og var ekki um innganginn kóngs.
Kóngur reynir á og komst inn að óvilja þess er fyrir var.
Hús voru þar lítil og vel búin, menn vænir og hæfiliga
miklir. Þá mælti sá sem kóngi þótti, sem bóndinn mundi
vera: Hvað tókstu til, þræll, er hundurinn gó? Þrællinn
svaraði: Eg drap hann. Gott úrræði, sagði bóndi; mun
eg gefa þjer frelsi þitt, og far með mjer. Kóngur gekk
undir borð með bónda og tók til matar; en bóndi hætti þegar.
Engi maður mælti við hann. Var þar allt hýrt; hagspeki
þótti honum þar á öllu. Síðan fóru þau til svefns. Kona
kom til kóngs og mælti: Mun eigi það ráð, að þú þiggir
beina af mjer? Hann svaraði: Hjer horfir vænt, er þú
vilt tala við mig, þvíat hjer eru dauflig hýbýli; en hvað

L. mælti: þetta horfir vænliga, að þú vilt mæla við mig, og er hjer undarligur háttur; eða hvað heitir þú? sagði kóngur. Hún mælti: Eg heiti Snotra, og em eg dóttir kallsins Gillings og kellingarinnar Tötru, en systir mín heitir Hjötra og Fjötra, en bræður mínir heita Skafnartungur, Heimsigull og Fjölmóður. Hjer eru á bæ vorum Gillingshamar og ætternisstapi, og fyrir það heitir það svo, segir hún, að þar er ofan fyrir gengið, þegar að verða nokkur fádæmi, þau sem ei hafa fyr til borið í vorum minnum. Og munu mín eldstu syskin týnast fyrir það, að þú ert hjer kominn; því það er ekki vani, að hjer komi gestir, og munu þau ganga fyrir ætternisstapa. Kóngur sagði: þú ert hjer málfimust af fólki, og muntu hafa vilja mína hollustu, því eg sje, að þú ert mær. Og skaltu sofa hjá mjer í nótt og sjá, fyrir hvern veg af reiðir. Allt fer að einu, sagði hún, og svo gjörði hún, sem kóngur vildi. Um morguninn snemma stóð kóngur upp og mælti: þig kveð eg að þessu, Skafnartungur, að eg gekk til bæar ykkar skólaus. Og vil eg skó af þjer þiggja. Hann svaraði öngvu, en fjekk honum skó og dró úr þvengina. Síðan bjóst kóngur í burt, og leiddi Snotra hann á götu. Hann bauð henni með sjer að fara; því mik grunar, að nokkuð muni hafa gjörst í okkrum fundi; og ef svo er, að

E. . . . í þeirra minnum. Ok nú munu þau týnazt, er þú ert hér kominn; þviat hér eru engi dæmi til þess at menn komi; ok munu þau ganga fyrir ættarstapa. Gauti sagði: þú sýnir mér hér mesta dygð, ok fyrir því skalltu hafa mína hollostu. Hun segir: Sé ek, at þú ert merkismaðr; verðr þá nú eigi fyrir ǫllu sét. Sofa af um náttina, ok um morguninn mællti Gauti: þik kveð ek at þessu, Skafnartungr, ek gekk berfættr higat til húss, ok verð ek skúa af þér at þiggja. Hann svarar engu, en gaf honum skúa ok

7. Gillingshamar] Gillingshamrar *Hss.* ætternis stapi] l, ætterni Stapa L, ætternis stapa M. 9. *Nach* borið *beginnt das Fragment* E. 10. mín] hin M. 12. ætternisstapa] lM, ættina stapa L, *verb. in AM 203 fol.* 31 *und* 32. skúa] skuo *Hs.*

heitir þú? Hún svaraði: Eg heiti Snotra, og er eg K.
Gillingsdóttir og Tötru, en systur mínar heita Hjötra og
Fjötra, en bræður mínir heita Skafnartungur, Heimsigull
og Fjölmóði. Heitir hjer fyrir bænum Gillings-hamar og
ætternisstapi; og ganga þau ofan fyrir, þegar ódæmi verða,
þau er eigi hafa áður orðið í þeirra minnum. Og mun faðir
minn ok móðir ganga fyrir ætternisstapa, er þú ert hjer
kominn; þvíat aldrei hafa hjer menn komið. Kóngur
svaraði: þú ert málfim, og skaltu hafa mína hollustu; sje
eg á þjer, að þú ert mær, og sje eg eigi fyrir öllu, hvörsu
fer. Um morguninn mælti kóngur: þig kveð eg að því,
Skafnaurungur, að eg fór hingað skolaus, og vil skó af
þjer þiggja. Hann svarar öngvu, en fjekk honum skó og
dró úr þvengina. þá kvað kóngur vísu þessa:

Skó tvo
mjer gaf Skafnaurungr,
þvengjum hann þá nam;
sjaldan verða
naums manns
grandalausar gjafir.

Síðan fór hann brott; Snotra leiddi hann á götu Kóngur
mælti: Eg vil bjóða þjer að fara með mjer, þvíat mig
grunar, að af hafi gjörst í millum okkar; og ef það er

---

dró ór þvengina. þá kvað Gauti vísu: E.

Skúa tvó
mér gaf Skafnartungr,
þvengjum at hann þá nam;
sjalldan verða
vándz mannz
grandalausar gjafir.

Síðan bjózt hann í brautt ok fylgdi Snót honum á leið.
þa mællti konungr: Ek vil bjóða þér með mér at fara,
þvíat mér er grunr á, at af muni gjǫrzt hafa nǫkkut
okkrum fundi; ok ef þat er sveinn, þá skal heita Gautrekr.

10. öllu] *danach ein Wort herübergeschrieben, doch nicht lesbar*; enn? 25. skúa] skuo *Hs.*

L þú sjert með barni og sje það sveinn, þá skal það Gautrekur heita. Hún sagði, að svo skyldi vera; en heim verð eg að fara aptur, því eg vil ei af sitja erfðum eptir syskin mín; því þau ganga öll fyrir ætternisstapa. Síðan hvarf hún aptur.

2. Og er hún kom heim, sat Gillingur, faðir hennar, yfir fjárhlut sínum og mælti: Mikil undur hafa hjer orðið, að mig hefur maður gist, og skal eg ganga því í dag fyrir ætternisstapa, og vil eg áður skipta fje með börnum mínum. Skal Skafnartungur hafa fyrst uxann góða, en Fjölmóður gullhellur mínar, en Heimsigull korn allt. Fjölmóður skal eiga Fjötru, systur sína, en Heimsigull Hjötru, en Skafnartungur Snotru. En við Tötra og þræll okkar skulum ganga á Gillingshamar og svo fyrir ætternisstapa; er oss ekki lift lengur við þessi tákynsl, og má eg ei launa þrælnum betur, er hann drap hundinn. En þjer hugsið um það, að láta ekki fjölgast lið yðart, svo að þjer megið fá haldið örfunum fyrir fjölskyldu sakir. Síðan leiddu þau föður sinn og móður og þrælinn fyrir ætternisstapa, og bjuggu þar eptir síðan. Þau spýttu að sjer vaðmálum, að ekkert þeirra kæmi við annað bert, og svo hvíldu þau. Þá grunaði Snotru, að hún var ei kona ein-

---

E. Hun sagði: þat er líkara, at eigi hafi til einskis orðit fundrinn; en eigi má annat, en ek fari heim, ok vil ek eigi sitja af arfinum, er þau ganga fyrir ættarstapa í dag. Konungr dregr þá gullhring af hendi sér ok gefr henni ok biðr hana þat bera til jarteigna, ef henni sýndizt hans at vitja. Ok eptir þat fór hun heim aptr.

2. Ok er hun kom aptr, sat Gillingr, faðir hennar, yfir fjármunum sínum ok skipti arfi með bǫrnum sínum

---

4. ætternisstapa] *AM 203 fol. und* l, ættina stapa LM. 6. *Der Absatz nur in* E. 9. ætternisstapa] ættina stapa LM, *AM 203 fol.*; ættmanna stapa l. 14. Gillingshamar] *AM 203 fol. und* l, Gillis hamar LM (*in L mit anderer Tinte gebessert*). 14—15. ætternisstapa] *wie Z. 4.* 19. ætternisstapa] *AM 203 fol. und* l, ættarnes Stapa (*doch verbessert*) L, ættina stapa M. 29. Gillingr] Gyllingr *Hs.*

sveinn, þa skal Gautrekur heita. Hún svarar: Eigi má K.
það örvænt kalla, að eigi hafi til engis orðið fundirnir; en heim mun eg fara nú fyrst, og vil eigi sitja af arfi mínum eptir föður minn; þviat þau ganga í dag fyrir ætternisstapa. Síðan fór hún heim.

2. þá skipti faðir hennar fjárhlutum sínum og mælti: Undur mikil hafa hjer orðið, Heimsigull, er mig hefur maður gist, ok skal eg ganga fyrir ætternisstapa. Skal Skafnartungur hafa uxann hinn góða, en Fjölmóði gullhellurnar, en Heimsigull allt korn. Fjölmóði skal eiga Fjötru, en Skafn(artungur) Snotru, Heimsigull skal eiga Hjötru, systur sína. En við Tötra, kona mín, skulum ganga fyrir ætternisstapa og þrællinn með okkur; þviat eigi er oss líft eptir undur þessi er hafa orðið; kann eg eigi að launa betur þrælnum, er hann drap hundinn, en hann fari með okkur. Er það, að hjer kemur svo mikill mannfjöldi, að þau njóta ekki arfs síns fyrir fjölskyldu. Síðan leiddu þau föður sinn og móður fyrir ætternisstapa og þrælinn. þau bjuggu nú þar eptir öll systkin. Spýttu þau að sjer vaðmál, svo þeir skyldu eigi koma við þær. Nú fer þessu fram um hríð, og sem Snotra fann það, að

---

ok mællti: Undr hafa hér orðit, er oss hefir maðr gist, E.
ok vil ek ganga ættarstapa, ok vil ek skipta fé með yðr bǫrnum mínum. Skipti ek uxa hinum góða til handa Skafnartungi, en Fjǫlmóðr skal hafa gullhellur tvær, Imsigull skal hafa korn allt. Fjǫlmóðr skal eiga systur sína Fjǫtru, en Imsigull Hǫtru, en Skafnartungr Snót. En vér kona mín ok þræll munum ganga fyrir ættarhamar; þviat oss er eigi líft við kynsl þessi, ok má eigi þrælnum launa hall(d)kvæmligar, er hann drap hundinn. Búið ok svó um, at þér fjǫlgið eigi lið yðvart til þess, at þér halldið eigi arfinum fyrir fjǫlskylldu sakir. Síðan leiddu þau fǫður sinn ok móður fyrir ættarstapa, en þau bjuggu eptir síðan. Spýttu þau at sér vaðmál, at eigi kæmi þeir við þær berar, ok svó hvíldu þau. Ok nú grunaði Snót um sik, at hun mundi eigi fara kona einsaman, ok varð

L. sömul; henni varð það fyrir, að hún þokaði spýtunum í vaðmálinu og náði hendi Skafnartungs og lagði við kinn sjer og ljet, sem hún svæfi. Hann vaknaði og mælti: Nú horfist heldur óvænt efni í; hef eg þjer ekki grand gjört? Hún mælti: Ekki er við það að dyljast, og leyn þú því, eg er með barni. Stór býsn gjörast nú, sagði hann, og skal eg segja bræðrum mínum. Síðan kom þar til sveinbarn; þá kómu að bræður hennar og mæltu: Allt vill nú steypast vort ráð, og er þetta mikið lagabrot. Skafnartungur svarar:

Heimskliga
vildi mjer til,
að eg kom við konu kinn;
lítið efni
til lýða sona,
og af því varð hann Gautrekur getinn.

þeir kváðu hann ei mega um kunna, því hann kvaðst ei viljað hafa gjört. En hann kvaðst ei vilja við dvelja að ganga fyrir ætternisstapa; því talin væri minni undur;

E. henni þat fyrir, at hun þokaði spýtunni, er saman var spýtt vaðmálit, ok náði hendi Skafnartungs ok lagði á kinn sér, en hun lét, sem hun svæfi. Hann vaknaði þá ok mællti: Hér er komit í óvænt efni, ef ek hefi þér nǫkkvat mein gjǫrt, eðr hversu er? Hun sagði: Ekki má þess þræta. Hann sagði: þá slær í stór vandræði ok í endimi. Ok brátt eptir kom þar til sveinn. Skafnartungr mællti:

1. henni] IM. hafði L *und AM 203 fol.* spýtunum] spýtu M. 4. horfist] horfir (*nachher fehlt* í) M. 9. mikið] l, mikil LM. 18. hann] *AM 203 fol. und* l; *fehlt* LM. vilja] M, skyldi L. 19. ætternisstapa] ættina stapa M.

hún fór eigi einsaman, þá varð henni það fyrir, að hún K.
þokaði spýtunni úr vaðmálinu, er spýtt var með, og náði
hendi Skafnaurungs, bróður síns, og ljet koma við kinn
sjer og ljet síðan, sem hún svæfi. Hann vaknaði við og
mælti: Hjer horfir óvænt, ef eg hefi gjört systur minni
grand, eður hvörsu er þjer háttað, systir? Hún vaknaði
við og mælti: Eigi er það að dylja, að eg er með barni.
Skafnaurungur mælti: Hjer slær í stór endimi, og mun
þetta ekki mega leynast. Og er stundir liðu fram, kom
þar til sveinbarn og var kallaður Gautrekur. Þá mælti
Skafn(aurungr): Stór býsn gjörast hjer hvor að öðrum, og
skal eg fara eptir bræðrum mínum. Þeir kvomu þar
skjótt. Skafnaurungur mælti: Glutrast vill nú vort ráð
mjög, og eru þetta mikil undur og ódæmi og lagabrot.
Því hefir svo orðit, bróðir? sögðu þeir. Skafnartungur
kvað þá vísu:

Bendi eyk
glæráda heimsliga,
þá er kom við kinn konu;
lítið líf
kveði til lýða þurfa,
af því var hann Gautrekur getinn.

Þeir kváðu þau eigi mega um kunna, er þau vissu eigi.
Skafn(artungur) kveðst vildu ganga fyrir ætternisstapa og
bíða eigi fleiri undra. Þau báðu hann láta um líða. Það

Stór býsn er þetta, ok skal nú fara eptir bræðrum E.
sínum. Nú kómu þeir þar ok mælltu: Allt vill nú glutrazt
ráðit, ok er þetta allmikit lagabrot. Hann kvað þá vísu:

Hendi minni
ek glataða heimskliga,
þá er ek kom við kinn konu;
lítit líf
þat kveða lýðir vera,
en af því var þó Gautrekr getinn.

Þeir kvóðu hann eigi mega um þetta kunna, er hann villdi
eigi. En hann kvazt mundu ganga fyrir ættarstapa ok kvað

L. og fór hann svo sinn veg. Fjölmóður sat að fje eitt sinn og hafði með sjer gullhellur sínar og sofnaði; en er hann vaknaði, voru tveir sniglar komnir upp á gullhellurnar hans. Honum sýndist dala eptir, þar sem þeir skriðu, ok þverra gullið; hugaði hann, að þeir mundu eta upp fyrir sjer hellurnar. Hann mælti þá: Ekki skal eg bíða meiri undra; mun það ekki gott, að koma snauður og fátækur til Valhallar til Óðins kóngs, og er best að fara áður, en allt fje dregur úr höndum mjer. Hann kemur til bróður síns og segir honum þetta, að Strútfuglar ætlað hafi að eta gullhellur sínar. Hinum þótti mikið um; og fór Fjölmóður svo sinn veg.

það er sagt, að Heimsigull gekk um akra sína hvern morgun. Hann sá, að fugl, sá sem spör heitir, henti korn úr axi; hann kvað það vera spjöll, er spör gjörði; það mun okkur fá trega Hjötru vinkonu. Síðan fóru þau fyrir ætternisstapa.

E. talin smærri kynsl. En Snót bað hann eigi þat gjǫra; ok svó var.

Þat er sagt einn dag, at Fjǫlmóðr sat hjá fé sínu ok sofnaði, ok vaknaði við þat, at sniglar tveir settuzt á gullhellur hans. En honum þótti gullit dǫkkna ok dala í eptir ok eigi alllítt þverra. Þá mællti hann: Eigi er gott at koma snauðr til Óðins, ok er gott at fara fyrri en allt dragi ór hendi; ok man ek eigi slíka fjárauðn fyrr á minni lífs æfi síðan fyrir sjau vetrum, er faðir minn gekk fyrir ættarstapa; ok segir nú bræðrum sínum, at skipta skal arfinum, ok kvað þetta:

Slíkir fuglar
átu steina fyrir,
nú vill oss hvetvetna hata.

10. Strútfuglar] strútflugur M. 15. vera] M, var L, voru l. 17. ætternisstapa] *AM 203 fol. und* l, ættina stapa LM.

var síðar einn dag, að Fjölmóði sofnaði; en er hann K.
vaknaði, þá höfðu tveir sniglar skriðið upp á gullhellurnar. Honum þótti hellurnar dala við, er sniglarnir skriðu um; það þótti honum svo fjárauðn, að hann þóttist alldrei fyrir slíkum orðið hafa. Hann kvað þá vísu:

Allar vættir,
er í jörðu búa,
vilja Fjölmóðar fé fara;
gulli mínu
er þeir glutruðu,
skal at því eigi lengi lifa.

Stór—sniglar
átu steina fyrir mjer,
vill oss því hvorvetna hata.

Enda man ek eigi slíka fjárauðn á minni æfi, ef þessi hinu litlu kvikindi skulu eta upp alla eigu mína. Nú er ráðligt, að eg fari eigi snauður til Óðins; en eg veit víst, að skjótt dregur úr hendi, ef þessu fer fram. Síðan sagði hann bræðrum sínum, að hann vill af höndum láta það sem í fémunum var. Síðan fór hann ok kona hans fyrir ætternisstapa. Þess er getið einn dag, að Heimsigull vinnur akur sinn, sem hann er vanur; þá sá hann, að spör einn sat í akrinum og hafði haft korn eitt úr akrinum og kvað þetta:

Það var spjell (?),
er spör um vann
akri Heimsiguls;
axi var skatt

Eptir þat fór hann fyrir ættarstapa ok kona hans. Einn E.
tíma er þat enn sagt, at Imsigull gekk úti um akra sína. Hann sá, at fugl einn sat á akrinum, sá er spǫrr hét; hann hafði hent korn ór axi; þá kvað Imsigull:

Þat var spell,
er spǫrr of vann
á akri Imsiguls;
axi var skatt,

L. Gautrekur var þá sjö vetra gamall og sá uxann góða, er Skafnartungur hafði átt. Honum varð það, að hann lagði hann spjóti til bana. Fór Snotra með son sinn til Gauta kóngs, og tók hann vel við honum. Þessi Gautrekur hefur verið kallaður ágætastur allra fornkónga, og hafa menn stórar sögur frá örleik hans. Gauti kóngur andaðist, en Gautrekur tók ríki eptir hann í Gautlandi; og hefur hann verið örvastur af fje, þessi Gautrekur kóngur, jafnt við ríka sem óríka.

3. Neri hjet jall, er var í Gautlandi. Hann var ríkur maður og vitur, svo að ei fjekk annan slíkan. Allir þeir menn, sem kómu til hans og beiddu hann nokkrar tillögu um sín mál, þá varð það allt að ráði, er hann lagði til. Alldrei vildi hann fje þiggja, því hann vildi öngvu launa fyrir sínku sakir. Reimir hjet bóndi, sem bjó í Reimsey. Hann átti konu og son, þann sem Refur hjet. Refur var ungur og lagðist í eldaskála og beit hrís og börk og kynti elda; hann var mikill vexti og þvóði alldrei saur af sjer. Frægur var hann þó af öngvum snoturleik nje frama. Bóndi unni lítið syni sínum. Reimir bóndi átti einn góðan grip, og það var uxi; enginn var slíkur í landinu bæði á vöxt og alla fegurð; rist voru hornin, en rennt gulli í skurðina og í stiklana; ein stór silfurfesti var í millum hornanna og þrír gullhringar á stórir. Það var einn dag, að Reimir bóndi gekk um eldaskála, að hann rasaði um Ref, þar sem hann lá flatur við öskustóna. Reimir mælti: Mikið

E. ór var korn numit,
þat man æ Tǫtru of trega.

Síðan fóru þau fyrir ættarstapa. Nú bjuggu þau Skafnartungr ok Snót eptir, þar til er Gautrekr var tólf vetra gamall. Ok einn tíma, er Gautrekr var úti, lagði hann spjóti í gegnum uxann Skafnartungs, ok dó hann. Ok er Skafnartungr sá þat, mællti hann: Eigi er nú lengr

15. Reimir] *so wohl alle Hss. für* Rennir.

úr var korni numið, K.
það mun Tötru mög tregast.

Er engi von, að eg biða undra fleiri, og vil eg ganga fyrir ætternisstapa í dag; og svo gjörði hann. Þá var Gautrekur sagður sjö vetra, er þetta var tíðinda. Einn dag var hann útistaddur og sá uxann Skafnaurungs; hann lagði uxann í gegnum með spjóti. Er það sögn manna, að móðir hans hafi eggjað hann að drepa uxann, að Skafnaurungur mundi þá fyrir fara sjer, en þau Gautrekur mundu njóta gulls og gersima. Fór það svo, að Skafnar(tungur) gekk þegar fyrir ætternisstapa, er hann sá, að uxinn var drepinn. Eptir það búast þau mæðgin í brott og hætta eigi fyr, en þau kvomu til Gauta kóngs. Hann tók forkunnarvel við þeim. Þessi Gautrekur var síðan kallaður Gautrekur hinn mildi og ágætastur fornkónga af sinni mildi og örleik. Hann tók ríki eptir föður sinn í Gautlandi. Hjer á nú við sagan af Hrólfi, syni þessa Gautreks hins milda, þó hún sje hjer ekki sett.

---

viðsæmanda, ok skal ek fara fyrir ættarstapa. Síðan fór E.
hann leiðar sinnar; en Snót ferr með Gautreki til hirðar
Gauta konungs, ok tók hann allvel við þeim. Þessi
Gautrekr var síðan kallaðr Gautrekr hinn milldi, er
ágætaztr hefir verit fornkonunga; ok menn kunna margar
sǫgur af hans ǫrleik. Hann tók ríki eptir feðr sinn á
Gautlandi.

3. Í Gautlandi var einn jarl, sá er Neri hét. Engi maðr var honum vitrari í ǫllu Gautlandi. Hann þá alldri gjafir, þvíat hann villdi engu launa fyrir sínku sakir. Rennir hét bóndi; hann bjó í Rennisey. Hann átti konu ok son, þann er Refr hét. Hann lá í elldahúsi ok reif hrís ok jók ellda; hann var harðla mikill ok litt klæddr. Frægr var hann af mikilli heimsku; þar fyrir hafði hann litla blíðu af feðr sínum. Bóndi átti einn grip góðan; þat var uxi, sá er engi var líkr þeim í ǫllu ríkinu at fegrð ok at ǫllum vexti; gullzlitr var á hornum hans. Ok einn dag er Rennir bóndi gekk

L. óhapp er að slíkum syni, og vertu í burtu sem fljótast. Refur sagði: það mun þjer þikja makligast, að fari hvorutveggju gripirnir úr eigu þinni, uxinn, sem þjer þikir bestur, og eg, sem þjer þiki vestur. Reimir játaði því. Síðan stóð Refur upp og hristi höfuðið; tók síðan uxann góða og leiddi eptir sjer og gekk í burtu í stuttum feldi og hökulbrókum. Ei höfðu menn sjeð fegra naut eða betur búið. Hann nálgaðist höll Gautreks kóngs; þar voru menn úti og sáu ferð hans og mæltu: Hjer fer Refur Reimisfifl með uxann góða og mun ætla að gefa kóngi. Nú hlaupa menn inn í höllina og segja kóngi. Kóngur bað þá ekkert gys gjöra að hans ferð. Refur kom til kóngshallar og gekk ekki fyrir kóng og var þar um nótt. Að morgni bjóst hann snemma; hjer brást mönnum mikið í því um gjafirnar Refs. Síðan snýr Refur á þá leið, sem hann vissi að lá til hallar Nera jalls landvarnarmanns kóngsins. Þar voru menn úti á leikvelli; þá mæltu þeir: þar fer Refur afglapinn með uxann dýra. Síðan kom Refur að hallardyrum og mælti: Biðji þjer jallinn út ganga! Þeir sögðu: Ekki lætur þú mikið af heimskunni, og er jall ekki vanur að slá sjer til tals við hvern þorparann. Komi þjer orðum mínum til hans, sagði Refur, en hann ráði svörunum. Síðan fóru þeir og sögðu jalli, að Refur væri kominn, og biður yður að ganga út. Jall sagði: Eg skal að vísu hitta hann, því ei veit, með hverri heill hver kemur. Jall gekk út og kvaddi Ref; hann tók því vel. Jall mælti: Hvað býr undir komu þinni? Refur sagði: Eg vil gefa þjer uxa þennan, sem eg leiði hjer. Jall sagði: Hefur þú ekki frjett áður, að eg vil öngvar gjafir þiggja? því eg vil öngvar launa. Refur sagði: það fer sem má. Því gafstu hann ekki Gautreki kóngi? sagði jall; því hann er manna örvastur af fje; eða komstu þar ekki? Þar kom eg víst, sagði Refur; þetta er aleiga mín, og

3. hvorutveggju] hvorutveggja L, hvorutiggu M. hvortveggja l. 10. Reimisfifl] Reimirsfifl Ll, fifl M. 20. út ganga] M, útgangi L. 23. ráði] M, ræður L. svörunum] svörum sínum M.

ann eg öngvum betur að njóta en þjer, hversu sinkur L.
sem þú ert sagður. Litlu mun eg launa þjer, sagði jall,
en þó mun eg fá þjer klæði, svo skammlaust sje. Síðan
voru dregnir af honum hans vondu tötrar og færður í
skammlaus klæði, og var Refur þá hinn drengiligasti
maður. Hann var þar um hríð; þá mælti jall: Eigi læt
eg menn hjer svo lengi vera, að þeir starfi ei nokkuð.
Nú skaltu fara til Gautreks kóngs og skalt færa honum
heinarbrýni þetta að sölu. Refur sagði: Ekki er eg vanur
að fara manna í milli, því eg sje ekki, hvað þetta skal.
Jall mælti: Ekki þyrfti að geta vitsmuna minna, ef eg
sæa ekki lengra fram en þú, en engin framaraun mun
þjer í verða, að finna kónginn, því þú skalt ekki við
hann mæla; því mjer er sagt, að kóngur sje löngum á
haugi og beiti haukum sínum; og er á líður daginn, lest
haukurinn. þá lætur kóngur sveima höndina hjá stólnum,
og stattu á baki kóngsins. Og ef svo ber til, að kóngur
fær ekki til að kasta til hauksins, þá stikktu brýninu í
hönd kóngi, en taktu við, ef nokkuð er látið í hönd þjer.
Síðan fór hann og kom að haugi kóngs, og fór svo sem
jall gat til, að kóngur fleygði öllu til hauksins því sem
hann fjekk til. Refur settist niður á baki kóngs. Kóngur
rjettir þá höndina á bak sjer aptur. Refur stingur brýninu
í hönd kóngi, en kóngur kastar brýninu á bak haukinum,
og fló hann þegar snart upp. Kóngi þótti nú vel sigrast
hafa og vildi ei, að sá sæti sjer í mein, sem honum fjekk
brýnið, og rjetti á bak sjer gullbaug og sá ei til hans.
Refur tók við og fór heim og hitti jall. Hann spurði,
hversu farist hefur. Refur sagði: Herra, ei var setan
ónýt. Sje eg, að þetta er góður gripur, segir jall. þar
var Refur um veturinn; en um vorið mælti jall: Hvað
skaltu nú að hafast, Refur? Refur mælti: Mun ei ráð að

---

3. skammlaust] M, skammlaus L. 6. maður] *fehlt* LM, *eingesetzt nach* l *und* Ab. 11. vitsmuna] vismuna M, vissinda (»vísinda?) L. 12. sæa] M, sæi L. 15. daginn, lest] dæginn, lest M, dælizt L, dælest *AM 203 fol.*, l. 26. ei] *hier in* M, *hinter* sæti L. 28. spurði] spurðist L, *das Richtige schon AM 203 fol.*, l; spyr M.

L. selja bauginn til lausafjár? Jall mælti: Til mun eg enn hlutast með þjer; kóngur heitir Ella, er ræður fyrir Englandi; honum skaltu gefa bauginn, og mun þjer það ei verða frá fje; en kom til mín á hausti, því mat og ráð mun eg ekki spara við þig, þótt engin verði uxalaunin. Refur sagði: Eigi vilda eg, að þú gætir þess.

4. Síðan fór Refur til Englands, kom fyrir kóng og kvaddi hann; Refur var þá sæmiliga búinn. Kóngur spyr, hverra maður hann væri. Refur heiti eg, herra, sagði hann, og vil eg, að þú þiggir gullbaug þennan, og lagði á borð fyrir kóng. Hann mælti: þetta er mikil gersimi, eða hver gaf þjer? Gautrekur kóngur, sagði Refur. Hvað gafstu honum? Eitt heinarbrýni, sagði Refur. Mikið er um örleik Gautreks kóngs, sagði Ella kóngur, að hann gaf gull í móti grjóti; en þiggja vil eg bauginn, og býð eg þjer hjer að vera. Refur svaraði: Aptur vil eg fara til Nera jalls, fóstra míns. Þá skaltu vera með oss nokkra stund, segir Ella kóngur. Og er menn bjuggu skip sín til fara, mælti Ella kóngur: Skip er hjer búið til Gautlands með þeim farmi, sem því er mest hentur; en það skip vil eg gefa þjer, Refur, með öllum farmi og mönnum, og er þetta þó lítið hjá því er Gautrekur kóngur gaf þjer fyrir eitt heinarbrýni. Stórlig eru slík laun, sagði Refur. Síðan fór hann á skip sitt með nógum föngum og þakkaði allvel kóngi. Kóngur mælti: Tak við rökkum tveim; þeir eru harla litlir og fagrir. Öngva hafði Refur slíka sjeð; viðjarnar á þeim voru af gulli, og sinn gullhringur um háls hvorum þeirra, og sjö smáhringar á festinni; ei þóttust menn hafa sjeð slíkar gersimar. Síðan fór hann í ríki Nera jalls. Gekk hann í móti honum og bað hann velkominn: og far til vor. Refur sagði: Eg hefi nóg að leggja fyrir oss. Vel er það, sagði Neri jall, en ekki skaltu af kaupeyri þínum skerða; á voru gótsi skaltu fram færast og þínir menn, og eru þó ekki mikil

7. *Der Absatz nach* M. 9. hverra] hvaða M. 22. er(2)] l, *fehlt* LM. 32. nóg] M, nokkuð L. 33. kaupeyri] kaupeyrir lM. þínum]lM, þinu L, *AM 203 fol.* 34. fram færast] fram fæðast M.

uxalaunin. Var nú Refur með jalli um veturinn með L.
öllum sínum mönnum. Um vorið mælti jall við Ref:
Hvað skaltu nú að hafast? Refur mælti: Nú er allt hægt
um hönd: fje skortir ei, þó að menn vilji ráðast í víking
eða kaupferðir. Jall sagði: Enn mun eg verða að hlutast
til með þjer; þú skalt fara til Danmerkur til Hrólfs kóngs
kraka og færa honum rakkana, því þeir eru ekki ótigins
manns eign, og mun enn ei frá fje vera, ef hann vill þiggja.
Refur mælti: Þú skalt ráða, en ei er mjer fjefátt. Síðan
bjóst hann og lætur í haf og siglir til Danmerkur, finnur
Hrólf kóng og kveður hann. Kóngur spyr, hver hann
væri. Eg heiti Refur, sagði hann. Kóngur sagði: Ertu
Gjafa-Refur? Þegið hef eg gjafir af höfðingjum, sagði
Refur, og þó gefið enn stundum. Rakka þessa inu litlu
vil eg gefa þjer með sínum búnaði. Kóngur leit hundana
og mælti: Slíkt eru gersimar, eða hver gaf þjer? Refur
sagði: Ella kóngur. Hvað gafstu honum? Gullbaug einn.
Hrólfr kóngur spurði: Hver gaf þjer hann? Refur sagði:
Gautrekur kóngur. Kóngur sagði: Mikill er örleiki slíkra
manna; eða hvað gafstu honum? Eitt heinarbrýni. Kóngur
sagði: Mikið er um mildi slíkra, að gefa gull við grjóti;
en þiggja mun eg rakkana, og vertu með oss. Refur
sagði: Aptur mun eg að hausti til Nera, fóstra míns.
Kóngur mælti: Svo má vera. Var Refur nú með kóngi
um hríð. Þá býr Refur skip sitt. Kóngur mælti: Laun
hefi eg ætlað þjer; skip skaltu af mjer þiggja svo sem af
Englands kóngi, og skal vera af hinum besta farmi og
mönnum. Refur mælti: Hafið mikla þökk, herra, fyrir
stórmannliga gjöf; og bjóst Refur síðan. Kóngur mælti:
Hjer eru tveir hlutir, er þú skalt enn af mjer þiggja,
þat er hjálmur og brynja. Refur tók við gripunum; þeir
voru af rauðagulli báðir. Eptir það fór Refur heim til
Nera jalls og stýrði þá tveimur skipum. Jall tók honum
vel og mælti: Farið til vor sem fyr. Mun þjer eg þikja
hlutsamur, en ei hæfir mjer að spara orðin mín til gagns

4. skortir] M, skortar L. víking] M, víkingu L. 10. lætur] leitar M.
22. vertu] M, vert L. 28. þökk] I, þökk fyrir L, *andere Wendung* M.

L. þjer. Refur sagði: þín nýt eg að öllu þessu og þíns tilstillis; og var Refur þar enn um veturinn.

5. Nú er af Gautreki kóngi að segja, að hann stýrði vel sínu ríki. Margir voru hans ráðanautar. Hrosskell hjet maður, vinur kóngs. Kóngur átti einn ágætan stóðhest; hann var grár að lit; eitt merhross var með hestinum silkibleikt og svo fagurt, að ei fjekk vænra. Það var eitt haust, að kóngur bauð Hrosskeli til sín og gaf honum stóðhrossin, og skildust góðir vinir. Haraldr hjet kóngur, hann rjeð fyrir Vinlandi; hann var vitur og ekki mikill bardagamaður; hann átti dróttning og dóttur eina, er Álfhildur hjet, kvenna fríðust, en ekki vitur. Gautlands kóngur bjó ferð sína eitt sinn til Vinlands og bíður dóttur Haralds kóngs. Því var vel svarað, og fjekk hann hana og flytur hana heim til Gautlands. Þau áttu eina dóttur, er Helga hjet; hún var vitur og vel mennt og in vænligasta. Gautrekur kóngur stýrir nú vel ríki sínu með heiður og sæmd og sóma. Nú er þar til að taka, sem Refur var með Nera jalli. Og er hann hafði þar verið um stund, þá spyr jall, hvað hann vildi nú að hafast. Refur segir: Ei er nú fjefátt. Eg hygg það satt vera, segir jall; en ein er sú ferðin, er eg ætla fyrir þig að leggja. Kóngur heitir Óláfur, hann liggur í hernaði og hefur átta tigu skipa; hann er úti vetur og sumar á sjó. Honum skaltu færa hjálminn og brynjuna, og ef hann þiggur, þá vænti eg, hann biðji þig kjósa laun fyrir; og þú skalt kjósa að ráða fyrir skipum hans og liði upp í mánuð, og halda þangað sem þú vilt; en maður er sá með kóngi, er heitir Refnefur; hann er óþokkamaður og grimmur; hann er ráðgjafi kóngs; en það sje eg trautt, hvort meira má gæfa vor eða trollskapur hans, en þar mun þó verða til að hætta, hvern veg sem verður. Skaltu halda öllu liðinu í stóðrennur mínar, og mun eg þá enn verða að ráðast, hvort eg get launað þjer uxann góða. Refur mælti: Opt þiki mjer þú það mæla, og er hann

3. *Absatz nach* L. 11. dróttning] M, dróttningu L. 18. Nú] *damit beginnt ein Absatz in* M.

borgaður fyrir löngu. Síðan bjóst Refur til að leita Óláfs L.
sækóngs og fann hann um síðir með öllum flota sínum.
Hann sigldi að kóngsskipi og kvaddi kóng. Hann spyr
að, hver hann sje. Refur heiti eg. Ertu kallaður Gjafa-
Refur? Svo er víst, herra, sagði Refur, að eg hefi bæði
þegið gjafir og gefið; en tvo gripi vil eg gefa þjer; það
er hjálmur og brynja, ef yður þikir hæfa yðvarri tign
gripirnir. Hver gaf þjer slíka gripi? því eg hefi ekki
sjeð aðra jafngóða og ekki spurn af haft, og hef eg þó
um flest lönd farið. Refur sagði: Hrólfur kóngur gaf
mjer. Hvað gafstu honum? Rakka tvo. Hver gaf þjer
þá? Ella kóngur. Hvað gafstu honum? Refur sagði:
Einn gullbaug. Kóngur mælti: Hver gaf þjer hann? Gaut-
rekur kóngur. Hvað gafstu honum? Refur sagði: Eitt
heinarbrýni. Kóngur sagði: Mikið er um örleik slíkra
kónga, eður hvort skal eg þiggja gripina, Refnefur?
Refnefur sagði: Ei þiki mjer ráð, að þú þiggir gripina,
ef þú hefur ei vit til að launa. Og í því þrífur Refnefur
gripina og hleypur fyrir borð með. Þetta sjer Refur, að
skjótt mun hann illa leikinn, ef svo fer. Refur fer eptir
honum, og er þeirra aðgangur inn harðasti, en svo lýkur,
að Refur nær brynjunni, en Refnefur hefur hjálminn og
trylldist á grunnum niðri á honum. En er Refur kom
upp, þá var hann máttfarinn; þá var þetta kveðið:

Ráð þótti mjer	K. Ráð þótti mjer	
Refnefs vera	Refnis vera	
þeim ólík,	heldur ólík þeim	
er Neri kenndi;	er mjer kenndi;	
varp ei sinn	verpi hann sínu	
úr sjó fjekk	á sæ út fje,	
gullbaug er gaf	gullbaug er gaf	
Gautrekur Ref.	Gautrekur kóngur Ref.	

Kóngur mælti: þú ert göfugur maður. Refur mælti: Eg

16. gripina] M, *fehlt* L. 23. trylldist—honum] legst á hann og tryllist á grunni niðri K; *vgl. die Einl.* S. XII. grunnum] LM, grunninu *AM 203 fol. chart. und* l. 25—32. *Die Herstellung der Str. s. S.* 45. *Zur Fassung von* K *vgl. die Einl.* S. XII. 32. Gautrekur] M. Gautrek L.

L. vil, að þú þiggir þennan gripinn, sem eptir er. Kóngur kveðst víst þiggja vilja og kunna honum þó jafna þökk fyrir, svo sem hann hefði þegið báða; og var það missýni, að eg þá ei báða í fyrstunni; en það má undrast, að eg hlýdda ills manns ráði, og kjóstu þjer laun fyrir. Eg vil ráða skipum þínum og liði í mánuð og þú skyldur að halda þangað sem eg vil. Kynlig laun, segir kóngur, en til reiðu skal þetta. Síðan hjeldu þeir til Gautlands og í ríki Nera jalls og kómu þar síðla dags. Jall hefur frjett af ok fer að hitta Ref og mælti: Nú er þar komið, fóstri, að í efnum er, hvernin tekst; ertu giptumaður mikill. Refur sagði honum söguna. Slíks var mjer að von, sagði jall; en næst er við finnustum, þá breg(ð)stu ekki ókunnugur um það sem eg mæli, og andstefna eptir því sem eg býð í hendur þjer. Jall fór í burt og kom til Gautalands kóngs um miðnætti og gekk þegar í herbergi kóngs; og var honum það leyft. Kóngur sprettur upp og fagnar jalli og spurði, hvað tíðinda væri, að hann væri á fótum um nætur. Jall sagði: Her er kominn í ríki yðvart og ætlar að eyða landið. Kóngur spyr: Hver er höfðingi fyrir? Jall sagði: Refur, vinur vor, sá ei er vænstur til friðar. Kóngur mælti: Mun ei gott ráð að safna liði? Jall sagði: Ei er það til; því þeir munu áður hafa unnið mikið ríki, því þeir hafa ótöluligan lýð og stýra átta tigum skipum og tveimur betur. Nú vil eg heldur fara með sæmiligum boðum og vita, hvort ekki mætti draga til sætta, því mitt ríki liggur fyrst við. Kóngur mælti: Vjer höfum lengi þínum ráðum hlýtt. Síðan fóru þeir og nálguðust skipin. Þá mælti jallinn: Hvort er Refur formaður fyrir skipunum? Svo er, sagði hann. Jallinn mælti: Skal nokkuð mega tjá að leita, að friður verði í landi þessu og sje yður boðin sæmilig boð? Það skal þiggja, segir Refur. Jall segir: Þá veit eg, að þú munt mikils krefja, og er það ei und-

---

2. jafna] M, jafnan L. 4. þá] M þáði L, þáða *AM 203 fol. und* l. 13. finnustum] finnunstum *AM 203 fol*, finnunst M. 15. býr] *AM 203 fol.*, IM, býð L. 28. hlýtt] hlídtt L, fylgt M.

og þjer skyldir að halda þangað er eg vil. Kynlig laun, K.
segir kóngur, og þó er þetta til reiðu. Og eptir það hjeldu þeir til Gautlands og í ríki Nera jarls. Jarl hitti Ref og mælti: Nú er gott í efnum, fóstri minn, hvörsu að tekst; og ertu gæfumaður. Refur sagði allt af sínum ferðum. Það var vel, sagði jarl; og skaltu eigi bregðast ókunnugur við, hvað er eg mæli, þá við finnunst næst. Síðan reið jarl og kom til Gautreks um miðnætti og gekk í herbergi kóngs. Kóngur spratt upp og fagnaði jarli ok spyr tíðinda. Jarl svaraði: Her er kominn í ríki þitt og ætlar að eyða landið. Kóngur spyr: Hvör er höfðingi fyrir liðinu? Refur vinur vor, sagði jarl. Kóngur mælti: Mun eigi ráð að safna liði? Jarl svaraði: Eigi er það ráð; munu þeir þá hafa miklu eytt af landinu. Vil eg heldur fara með sættarboðum, þviað mitt ríki liggur næst. Kóngur mælti: Lengi höfum vjer þínum ráðum hlýtt. Síðan fór hann til hermanna. Þá mælti jarl: Hvort er Refur foringi fyrir liðinu? Svo er, sagði Refur. Jarl mælti: Skal nokkuð mega koma sættum á með yður, svo friður yrði í landinu, og væri yður boðin góð boð? Sjá munu vjer þau, sagði Refur, og heyra áður. Jarl mælti: Eg veit, að mikils mun við þurfa, þviað þú átt til ríkra manna að telja, en sjálfur stórlyndur. En sjá þíkjunst eg, hvör þinn áhugi er; ríki mitt muntu vilja hafa og mægjast við kóng vorn og eiga dóttur hans; þá muntu láta þjer líka. Refur mælti: Sjándi fer þú eptir, og mun eg þessu játa. Jarl mælti: So litst mjer, sem betur sje að hætta eigi til ófriðar, og giptum honum konuna; mun eg leggja til með honum ráð mín, og sje hann forstjóri ríkinu. Kóngur svaraði: Því skulu þjer eigi ráða? Jarl mælti:

14. eytt] eydt *Hs.*

L. arligt, þviað ríkur jall var móðurfaðir þinn. Skil eg, hvar hugur þinn mun á leika; ríki mitt muntu hafa vilja og mægð kóngs vors og eiga dóttur hans; þá muntu láta þjer lika. Refur sagði: Sjándi geng eg eptir þessu; vil eg því játa, sem þú býður. Þá mælti jall til kóngs: Svo litst mjer, herra, að þetta eitt megi vera til friðar og spektar, að gipta honum dóttur yðra, jallbornum manni og hinnar bestu ættar; og sje hann forstjóri i ríki þinu. Kóngur mælti: Því skaltu ei ráða þessu? Því þú hefur mjer opt heilráður verið. Var þetta þá eiðum bundið; og svo tór kóngur í burt. Þá mælti Refur: Nú hefur þú, Óláfur kóngur, veitt mjer gott lið; og skaltu nú fara leiðar þinnar. Óláfur kóngur sagði: Vitskumenn eiga hjer hlut í, sem þjer eruð. Síðan siglir Óláfur kóngur i burtu. En er flotinn var sigldur, þá mælti Gautrekur kóngur: Hjer hef eg átt við brögðótta og slæga, og mun það uppi vera; en svo mun nú verða að vera. Þá mælti jall til Refs: Eg ætla nú, að hæfis sje nú margt liðið; eru nú og þinir menn einir eptir. Og þiki mjer nú ráða þurfa, að eg hafi launað þjer uxann, og hef eg þó óframar launað en þú; því þú gafst mjer alla eigu þína, en eg á eptir stóreignir. Refur tók jalldóm og fjekk kóngsdóttur og þótti inn frægasti maður að öllum hlutum; var og hans ætt af tiginbornum mönnum. Refur stýrði þessu kóngsríki og varð ekki gamall. En Neri jall varð bráðdauður skjótliga og dróttning Gautreks kóngs; og var drukkið erfi eptir þau. Gautrekur kóngur var ágætur maður af örleik sínum, en ekki var hann vitur maður. Hann var allra manna vinsælastur og stórgjöfull. Hann var hniginn þá á efra aldur. En eptir fráfall dróttningar eggjuðu kónginn menn hans að fá sjer dróttningar; Gautrekur kóngur tók því vel og bjóst heiman með átta tigu manna velbúnna.

---

1. ríkur] *nach der längern Fassung eingesetzt*, Reimir L; Refur M. 7. yðra] yðar *Hss.* 8. hinnar] M, eus L. 17. nú—vera] M, vera verða L. 18. að—nú] 'ofor hæfiz' sje M. 20. óframar] offramar M. launað (2)] *nach der längern Fassung eingesetzt*, þegið launin *Hss.*

þetta mun þá fram ganga; munu vjer svo styrkja ríkið K
en hefja hann til frama. Síðan fór þetta fram með eiðum. Þá mælti Refur: Nú hefur þú, Óláfur kóngur, veitt mjer gott lið; skaltu nú fara leiðar þinnar. Óláfur mælti: Vitrir menn eiga hjer í hlut. Síðan sigldi hann í brott með liði sínu. Þá mælti Gautrekur kóngur: Hjer hef eg átt við slæga menn, en þó mun nú fast verða að vera. Neri jarl mælti þá við Ref: Nú þiki mjer því nær, að eg hafi launað þjer uxann og eigi betur, þvíað þú gafst mjer aleigu þína, en eg á stóreignir aðrar. Síðan tók Refur jarldóm og fjekk kóngsdóttur og þótti hinn frægasti maður; enda var ætt hans af tignum mönnum. Refur stýrði jarls ríki og varð eigi gamall. En Neri jarl varð bráðdauður og dróttning Gautreks kóngs; og var drukkið erfi eptir þau, og lýkur hjer þessi sögu.

L 6. Þórir hjet einn ríkur maður; hann var hersir og átti stórt bú í Sogni; hann var ágætur maður og hit mesta mikilmenni. Hann var kvongaður og átti dóttur, þá er Ingibjörg hjet; hún var bæði vitur og væn. Hennar höfðu beðið margir, og hafði hún öllum frávísað. Svo bar til, að Gautrekur kóngur kom þangað. Honum var vel fagnað og veitt góð veitsla. Þar var og kominn einn kóngsson, er Óláfur hjet, með hundrað manna og hafði beðið Ingibjargar, en hún hafði því vel svarað, því hann var ungur og inn vænsti maður. Gautrekur kóngur spurði þetta og gaf öngvan gaum að þessu og hefur upp bónorð sitt og biður Ingibjargar sjer til handa. Þórir segir: Svo er mál með vexti, sem þjer er kunnugt, að hjer er kominn kóngsson, er Óláfur heitir, og er hinn vænsti maður og hefur beðið Ingibjargar sjer til handa. Svo er oss og kunnugleiki á þjer, Gautrekur kóngur, að þú ert inn ágætasti kóngur, og hefur stýrt þinu ríki vel og lengi. Því skal hún sjálf kjósa sjer mann, þann sem hún vill. Þeim líkaði vel þessi svör, og gengu síðan til skemmu Ingibjargar, og sagði faðir hennar, hvar komið væri, og bað hana að úrskurða, hvorn hún vildi eiga. Svo lítst mjer, sagði hún, sem þetta sje báðir ágætir menn og mjer meir en fullkosta, hvorn sem eg hlýt. Sýnist mjer Óláfur gott höfðingja efni, þótt hann sje lítt reyndur. En Gautrekur kóngur er oss kunnugur, hvern almennings róm hann hefur á sjer bæði við ríka og óríka. Og mun eg heldur kjósa Gautrek kóng, þó að hann sje gamall; en vjer vitum ekki kost nje löst á hinum, þó hann sje vænn að sjá. Vil eg heldur vera gipt ágætum kóngi, þótt hann lifi skamma stund, heldur en ungum og óstöðugum, þótt hann yrði svo gamall sem steinabrú. Má eg eiga við honum sonu ágæta, og uni eg þar stórliga lengi við eptir hans dag. Og sem þeir heyrðu hennar orð, þá spratt Gautrekur kóngur upp og fastnaði sjer Ingibjörgu. Óláfur varð reiður mjög og kvaðst þessa hefna skyldu á

2. hit] M, *fehlt* L. 3. er] I, *fehlt* LM. 16. ágætasti] M, ágætastur L. 18. og] M, *fehlt* L. 30. eiga] *nach Detters Ausg. S. 5, 13.*, eigi LM; *in* I *gebessert*: Má vera eg eigi. 34. hefna] MI, hefnast L.

Gautrek kóngi sjálfum og hans liði. Gautrekur kóngur kvað ei mega þann böl bera, sem ekki mætti heyra. Óláfur fór í burt með liði sínu og var inn reiðasti. Gautrekur kóngur dvaldist þar nokkrar nætur; eptir það bjóst hann í tómi. Var Ingibjörg í ferð með kóngi, vildi hann drekka heima brullaup til hennar. En þórir var stórauðugur og greiddi af hendi harla mikið fje í gulli og silfri. Reið Gautrekur heim með sínu föruneyti, og sem þeir riðu hjá skógi nokkrum, þá spratt upp hjá þeim mikið herlið. Var þar kominn Óláfur með alla sína menn og bað Gautrek kóng að gjöra annaðhvort, að berjast við sig eða gefa upp Ingibjörgu og fje, það sem henni fylgdi. Gautrekur kóngur mælti: þá er illa, ef þú tekur jungfrú af mjer, og helst lengi hefi eg þá lifað; og bað menn sína brytja drengi og bregða vopnum. Verður þar hinn snarpasti bardagi. Gautrekur kóngur gengur nú fram með inu mesta kappi í fylking Óláfs og allir hans menn; fellur hver um þveran annan; stendst nú ekki neitt fyrir þeim. Fjell þar Óláfur og allir hans menn, svo enginn einn stóð eptir. En Gautrekur kóngur var ekki sár, en fá menn látið. Fer hann síðan heim, og þikir hans ferð orðin in skörugligasta; drekkur brullaup sitt með mikið fjölmenni. Takast upp góðar ástir með þeim. Liðu nú stundir eigi langar, áður en dróttning fæddi sveinbarn, og var færður kónginum, og ljet hann heita Ketil. Óx hann þar upp og var heldur lítill vexti. Dróttning fæddi annan svein, hjet sá Hrólfur. Voru þessir sveinar vandliga uppfæddir. Var Hrólfur snemma mikill fyrir sjer. Og endar hjer nú þátt Gjafa-Refs og Dalafífla. L.

27. vandliga] M, vanaliga L. 8—29. Og—Dalafífla] L, sem seinna sannast og í hans sögu mun sagt verða M.

Namenverzeichnis.

Agðir, die südlichste Landschaft Norwegens 12. 19. 22. 28.
Agni, Uppsala konungr 31.
Álfheimar, die Landschaft zwischen dem Glommen und Gøtaelv 12.
Álfhilldr, Tochter des Königs Álfr 12. 28.
Álfhilldr, Tochter des Königs Haralldr von Vindland 34 f. 56. 70 f.
Álfr, König in Álfheimar 12.
Alrekr, Uppsala konungr 31.
Áludrengr, s. Starkaðr.
Án, Kämpe Vikars 17.
Ásaþórr, 28.
Askr, Gehöft auf Fenhringr 14 f.

Dala-Fiflar 50.
Danir, Dänen 34.
Danmǫrk, Dänemark 42. 65.

Egðir, Bewohner von Agðir 14.
Eirekr, Uppsala konungr 31. 33 f.
Ella, Engla konungr 40 f. 42. 43. 44. 64. 65. 67.
England, England 40. 64.
Erpr, Kämpe Vikars 16. 25.

Fenhringr, Askø bei Bergen 14 f.
Fjǫlmóðr (Fjǫlmóði), Sohn des Skafnartungr 5. 7. 9 f., Sohn des Gillingr 52—55. 58 f.
Fjǫri, Sohn des Jarls Freki 12 f.
Fjǫtra, Tochter des Skafnartungr 5. 7, Tochter des Gillingr 52—55. 59
Freki, Jarl von Hálogaland 12 f.
Friðþjófr, enn frækni 11.
Friðþjófr, Sohn Húnþjófs, König von þelamǫrk 11. 22—26.
Fýri, Sohn des Jarls Freki 12 f.

Gautelfr, Gøtaelv 1.
Gauti, König von Gautland 1—7. 11. 50—54. 60 f.
Gautland, Gøtland 1. 11. 19. 26. 34. 35. 50. 51. 60 f. 66. 68 f.
Gautrekr, Sohn des Gauti, König von Gautland 6. 8. 10. 11. 26. 34 f. 39 f. 41. 42. 43. 45. 46. 53—55. 53 f. 60. 67—73.
Geirþjófr, Sohn Húnþjófs, König der Upplǫnd 11. 22. 31.
Gillingr, Sohn des Skafnartungr 5. 7—11, Vater des Skafnartungr 52—55.
Gillingshamarr, ein sagenhafter Fels 5. 7. 10. 11. 52—54.
Gjafa-Refr, s. Refr.
Grani, auch Hrosshársgrani (Óðin 14. 28.
Grettir, Kämpe Vikars 16.
Gunnólfr blesi (enn gamli), Kä Vikars 17.

Hálogaland, Helgeland im lichen Norwegen 12.

Haralldr, König von Agðir 12 ff. 16. 27.
Haralldr, Sohn Víkars 22 f. 35 f.
Haralldr, König von Vindland 34. 66.
Harðangr, Hardanger 19.
Heimsigull, s. Imsigull.
Helga, Tochter Gautreks 34. 46. 48 f. 66. 69 ff.
Herbrandr, Vater des Hrotti 17.
Hergrímr, Riese 33.
Herþjófr, Sohn Húnþjófs, König von Hǫrðaland 11. 14—19.
Hildigrímr, Kämpe Víkars 16.
Hjǫtra (Hǫtra), Tochter des Skafnartungr 5. 7. 10, Tochter des Gillingr 52—55. 58.
Hlórriði (Þórr) 33.
Hrói (Hrókr), Kämpe Víkars 17.
Hrólfr, Sohn des Gautrekr 34. 61.
Hrólfr kraki, König von Dänemark 42 f. 44. 65. 67.
Hrólfr, Sohn Gautreks 73.
Hrosshársgrani, s. Grani.
Hrosskell 35.
Hrotti, Kämpe Víkars 17.
Húnþjófr, König von Hǫrðaland 11.
Hǫrðaland, Nord- und Söndhordland am Hardangerfjord 11. 14. 19. 28. 30. 31.
Hǫrðar, Bewohner von Hǫrðaland 32.

Imsigull (Ímsigull? Heimsigull), Sohn des Skafnartungr 5. 7. 10, Sohn des Gillingr 52—55. 58 f.
Ingibjǫrg, Frau des Friðþjófr enn frækni 11.
Ingibjǫrg, Tochter des Hersen þórir 72 f.

Jaðarr, Jæderen, norweg. Landschaft zwischen Stavanger und Egersund 19. 26. 37.

Ketill, Sohn Gautreks 73.
Kilir, Grenzgebirge zwischen Norwegen und Schweden 1.
Kænir, Bewohner von Kænugarðr 21.
Kænugarðr, Kijew 19.

Neri jarl, Sohn Víkars 22 f. 35—49. 60—71.
Norðmenn, Norweger 34.
Nóregr, Norwegen 1. 11. 26. 30. 32.
Nærríki, Nerike in Schweden 24.

Óðinn 5. 6. 7. 9. 28—30. 58. 59. S. Grani.
Óláfr herkonungr 43—46. 48. 66—71.
Óláfr hinn skygni, König von Nærríki 24. 26.
Óláfr, ein Königssohn 72 f.
Ótryggr, schwedischer Berserker 32.

Refnefr, Ratgeber des Óláfr herkonungr 44 f. 66 f.
Refr, Sohn des Rennir 26 f. 36—49. 50. 60—71.
Rennir (Reimir), Bauer auf Rennisey 26 f. 36. 37. 60—62.
Rennisey (Reimsey), Rennisø, Insel im Stavangerfjord 26. 60 f.

Sísarr, König aus Kænugarðr 19—21.
Skafnartungr, Vater des Gillingr 5 ff., Sohn des Gillingr 52—57. 60 f.
Skjálf, Frau des Königs Agni 31.

Skúma (Skúmr?), Kämpe Víkars 17.
Snotra (Snót), Tochter des Skafnartungr 5—8. 11, Tochter des Gillingr 52—58. 60 f.
Sogn, die Landschaft um den Sognefjord 72.
Staðr, das Kap Stadt in Norwegen 13. 17.
Starkaðr Áludrengr, ein Riese 12, = Hergrímsbani 33.
Starkaðr Stórvirksson 12 — 25. 27—34.
Steinþórr, Kämpe Vikars 17.
Stórvirkr, Sohn des Starkaðr Áludrengr 12 f. 14. 15. 25. 27.
Styrr, Kämpe Vikars 17.
Sviariki, Schweden 11. 24. 26.
Sviavelldi, Schweden 30.
Svíþjóð, Schweden 1. 32. 34.
Sørkvir, Kämpe Víkars 16.

Tǫtra, Frau des Skafnartungr 5. 10, Frau des Gillingr 52—55. 60 f.

Úlfr, Kämpe Víkars 16. 25.
Úlfr, schwedischer Berserker 32.
Unnr, Tochter des Jarls Freki 12. 14.
Upplendingar, Bewohner der Upplǫnd 11. 23.
Upplǫnd, die hochliegenden Landbezirke Haðaland, Heinafylki, Raumafylki, Guðbrandzdalir und Eystridalir im südlichen Norwegen 1. 22. 23. 26. 35. 36. 37.
Uppsalir, Upsala in Schweden 30. 32.

Valhǫll 6. 7. 58.
Vestra-Gautland, Vestergøtland 1.
Vik, das Land um den Christianiafjord 19.
Víkarr, Sohn des Königs Haralldr von Agðir 12. 14. 15. 16—32. 35. 36.
Víkarsbálkr 31.
Vindland (Vinland), das Wendenreich an der Ostsee 34. 66.
Vænir, der Wenersee 19 f.

Ynglingar, schwedisches Königsgeschlecht 32.

Þelamǫrk, Thelemarken im südlichen Norwegen 11. 22 f. 26. 36.
Þórir, Herse in Sogn 70. 72 f.
Þórr 12. 28 f. 31.
Þruma, Tromø bei Arendal in Agðir 12 f. 27. 28.

Druck von Max Schumacher vorm. Zahn & Baendel, Kirchhain N.-L.

PALAESTRA.

Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie.

Herausgegeben

von

Alois Brandl und **Erich Schmidt**.

PALAESTRA XII.

Joseph Görres

als

Herausgeber, Litterarhistoriker, Kritiker

im

Zusammenhange mit der jüngeren Romantik

dargestellt von

Franz Schultz.

Gekrönte Preisschrift der Grimm-Stiftung.

Mit einem Briefanhang.

BERLIN.
MAYER & MÜLLER.
1902.

Hermann Hüffer

in herzlichster Verehrung zugeeignet.

Vorwort.

Das Thema der vorliegenden Schrift wurde am 3. August 1897 von der Grimm-Stiftung der Berliner Universität für die Preisperiode 1897—1899 zur Bearbeitung ausgeschrieben. Görres Stellung innerhalb der Romantik und der jungen deutschen Philologie sollte durch die Mittel exakter methodischer Litteraturforschung bestimmt und erhellt werden. Seine Thätigkeit auf politischem und kirchlich-religiösem Gebiete musste also in der Darstellung nach Möglichkeit bei Seite bleiben. Doch gestehe ich, dass es schwer und nicht immer von Nutzen ist, die verschiedenen Richtungen seines Wirkens reinlich voneinander zu trennen, und dass ich, an den abgesteckten Grenzen meines Arbeitsfeldes hinstreifend, oft den Reiz empfunden habe, den eine allseitig erschöpfende moderne Biographie grossen Stils, die ich vielleicht einmal unternehme, ihrem Verfasser zu bieten vermöchte.

Aber auch für den speciellen Zweck erwies sich die Beschränkung auf die jüngere Romantik als zu eng: darum wurde eine gedrängte Darstellung von Görres litterarischen Beziehungen seit Ende der neunziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts vorausgeschickt. Dass sie zum Verständnis des Heidelberger Romantikers notwendig ist, möchte ich deutlich gemacht haben.

Dieses erste Kapitel ist im Juli 1900 gesondert als Berliner Dissertation erschienen. Die übrigen Abschnitte haben, zumal gegen den Schluss des Ganzen, seitdem noch mancherlei Zusätze und Änderungen erfahren, und, wenn

es anginge, würde ich auch heute noch dies und jenes anders fassen und stilistisch modeln wollen, wie es inzwischen erlangte bessere Einsicht mir vorschriebe. Doch muss ich mich jetzt dessen mit einem unabänderlichen voluisse sat est getrösten; auf die Nachträge und Berichtigungen am Schlusse will ich hier aber ausdrücklich verweisen.

An liebenswürdiger Unterstützung hat es mir nicht gefehlt: Reinhold Steig verdanke ich die Überlassung zweier Briefe von Görres an Arnim (vgl. S. 224) und reiche Belehrung im Gespräche; Jacob Minor war so gütig, mir noch vor kurzem seine eigene Sammlung von Notizen über Görres zuzusenden. Durch freundliche Auskünfte verpflichteten mich die Herrn Hermann Bender in Münster, Dr. Franz Binder, Prof. Dr. Freih. v. Hertling, Dr. Jochner in München, Dr. Hermann Cardauns in Köln, Prof. Dr. J. Franck in Bonn, Prof. Dr. L. Pastor in Rom, Prof. Adolf Stoll in Kassel, die Gymnasialbibliothek zu Coblenz, die Stadtbibliothek zu Frankfurt a/M. u. a. m., während mir die Hof- und Staatsbibliothek in München, die Universitäts-Bibliotheken zu Bonn und Heidelberg, die Stadtbibliothek zu Köln die Benutzung seltenen Materials in Berlin ermöglichten.

Die Förderung und Anteilnahme meines hochverehrten Lehrers Erich Schmidt, dem ich Richtung und Leitung meiner Studien danke, ist dieser Arbeit bis zur Korrektur zu Gute gekommen; wieviel auf seine Anregungen zurückzuführen ist, vermag ich nicht mehr auszusondern.

Bonn, 14. Februar 1902.

Franz Schultz.

Inhalt.

Seite

I. Von der Revolution zur Romantik 1

1. Görres Pariser Reise im November 1799. Neue Entwicklung. 2. Die Lasaulx und Brentanos. Koblenz. Clemens Brentano. Aphorismen über die Kunst (1802), Aphorismen über Organonomie (1803), Exposition der Physiologie (1805). 3. Die „Aurora“ und Görres Beiträge 1804 und 1805. Ihr romantischer Charakter. Ihre Gegenstände: Jean Paul, Goethe, Herder, Klinger, Heinrich v. Kleist, Hölderlin. die politische und geistige Revolution, Verherrlichung der Romantik, Novalis, Fr. und A.W. Schlegel, Sophie Bernhardi, Sophie Mereau. Die „Kindermythen“. Das Mittelalter. die Mythenforschung treten in Görres Gesichtskreis. Auf dem Wege zur jüngeren Romantik.

II. Heidelberg. Görres und die jüngere Romantik . . 47

1. Heidelberger Universität und Landschaft. Görres Übersiedelung im Oktober 1806. Seine Vorlesungen. Erstrebte Regeneration der Presse. Die Gründung der Heidelbergischen Jahrbücher. Quellen für die Kenntnis der Heidelberger Romantik. 2. Görres Berührungen mit Achim v. Arnim und Clemens Brentano. Die Phasen ihres Zusammenseins in Heidelberg. „Wunderbare Geschichte von Bogs.“ „Schriftproben“. Litterarische und künstlerische Tendenzen der Freunde. Görres Rückkehr nach Coblenz am 2. Oktober 1808. Fortsetzung und Ausgang der Beziehungen zu Arnim und Brentano.

III. Görres als Herausgeber, Litterarhistoriker, Kritiker 77

Creuzer und die Heidelbergischen Jahrbücher. Görres Beiträge von 1808—1813 (1824, 1825). Freundschaft mit den Brüdern Grimm. Görres altdeutsche Studien, in der Heidelberger Romantik wurzelnd.

Seite

1. „Die teutschen Volksbücher“ 84
2. Volkslied, Minne- und Meistergesang 125
3. Heldensage 154
4. Gralsage. Sagengeschichte. Pläne und Ausklänge 173
5. Zeitgenössische Litteratur und Kunst 202
Kritiken und Studien von 1807—1835. — Stilistisches.

Anhang: Briefe 224
J. Görres an A. v. Arnim am 1. Februar 1809, 2. Juli 1810. J. Görres an Clemens Brentano 1817. Katharina Görres an Arnim, 29. November 1820. J. Görres an Arnim 10. November 1820, 1830. Erläuterungen und Exkurse.

Verbesserungen und Nachträge 247

I.

Von der Revolution zur Romantik.

1.

Die Wende des achtzehnten Jahrhunderts liess auch für das Leben und Wirken des vierundzwanzigjährigen Joseph Görres eine neue Zeit erstehen. Hinter ihm liegt als abgethan die Periode der Revolutionsschwärmerei und des Jakobinismus, vor ihm die Aussicht auf eine gesicherte bürgerliche Existenz in seiner Vaterstadt Koblenz, in ihm der Entschluss zu stiller wissenschaftlich-litterarischer Wirksamkeit statt der demagogisch-publicistischen.

Den entscheidenden Anstoss zu dieser tiefgehenden Wandlung gab ein Blick hinter die Kulissen des zündenden Revolutionsschauspiels, den ihm seine Reise nach Paris als Deputierter der Rheinprovinzen im Winter 1799 verschaffte.[1])

Über die politischen Konsequenzen dieser Reise hat er seinen Landsleuten in der kleinen Schrift „Resultate meiner Sendung nach Paris im Brumaire des VIII. Jahres",

[1]) Es sei hier bündig auf die biographischen Darstellungen verwiesen, so auf Sepp, Görres und seine Zeitgenossen 1776—1848, Nördlingen 1877; Görres, Berlin 1896 = Geisteshelden. Bd. 23; Galland, Joseph von Görres, Freiburg 1876, 2. Aufl. 1877; auf Guido Görres Ansatz zu einer Biographie seines Vaters in den histor.-polit. Blättern 1851, 27, S. 1—4, 89—128, 272—304, sowie auf die Artikel in Ersch u. Grubers Encyklopädie 1861, Section 1. Theil 72, 125—144 (Heinr. Döring), und in der Allg. deutschen Biographie, 1879, 9, 378—389 (Friedrich) u. a. m. Sie sind aber alle unzulänglich.

Koblenz. J. VIII, Rechenschaft abgelegt, einem Testamente seiner Revolutionsjahre, an dem uns die ausgesprochene Hinwendung zum Vaterländisch-deutschen, seinen früheren kosmopolitischen Neigungen gegenüber, interessiert; und hatte er bislang die Vereinigung der Rheinlande mit der französischen Republik gewünscht, so erblickt er jetzt eine tiefe Kluft zwischen dem französischen und deutschen Nationalcharakter,[1]) ergeht sich in liebevoller Ausmalung des deutschen[2]) und erkennt herderisch die Sprache als eng zusammenhängend mit der Kultur eines Volkes[3]) und „als das grosse Band, das Individuen aneinanderbindet".[4])

Noch freilich erfährt das Mittelalter die frühere verdammende oder vage Beurteilung[5]) bei dem „gebildeten Zögling des philosophischen Jahrhunderts", der auch die Gestalten des Volksglaubens in einer grotesken Satire auf die Monarchie als „finstere Nationalgarde" des Despoten persifliert hatte.[6])

[redacted]

Reisen mit dem Pater Amabilis nach Lucians Lügenländern".[1])

Der Geist der Aufklärung hat so in allen Schriften seiner vorromantischen Periode markante Züge hinterlassen. In der Philosophie aber ist Görres fortgeschritten zu Kant; er stellt, wie Spätere oft, die durch ihn hervorgerufene Revolution auf geistigem Gebiete der französischen auf praktischem gegenüber[2]) und empfängt durch ihn und Rousseau den Impuls zu seinen Expectorationen über den ewigen Frieden, jene aus dem Zeitalter der Kabinetskriege geborene und seit dem Abbé St. Pierre das achtzehnte Jahrhundert durchziehende Idee.[3])

Rousseau, der von massgebendem Einflusse auf seine Jugendentwicklung war, glaubt man auch später noch oft aus ihm herauszuhören. Und in jenen Briefen,[4]) die er von der Pariser Reise an seine Braut schrieb, den bedeutsamsten Zeugnissen für sein Innenleben zur Zeit jener Krisis, die zugleich auch nicht ganz arm sind an Aufschlüssen über seine Stellung zur schönen Litteratur, ist

---

[1]) Der Rübezahl, eine Monatsschrift. Siebentes Jahr der Republik. Koblenz, gedruckt in der Lassaulxischen Druckerei. (Anonym, aber auf dem Umschlage: „Dem Gesetze gemäss, erklärt sich Bürger Görres responsabel für alle anonymische Artikel".) Ersten Trimesters drittes Heft, S. 190—225; zweyten Trimesters erstes Heft, S. 24—48. Ausser diesen beiden Heften (Universitäts-Bibl. Bonn) vermochte ich nur noch das zweite Heft des zweiten Trimesters (Stadtbibliothek Köln) aufzutreiben.

[2]) Der allgemeine Friede, ein Ideal von J. Görres. Coblenz. Jahr VI, S. 106.

[3]) Rich. Fester, Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie. Stuttgart 1890. Anhang, S. 310—322: „Die Idee des ewigen Friedens im achtzehnten Jahrhundert", wo aber Görres nicht genannt wird.

[4]) Joseph von Görres, Gesammelte Briefe. Herausgegeben von Marie Görres. (Politische Schriften, Band VII.) Erster Band, Familienbriefe. München 1858. S. 3—82; leider im Drucke arg verstümmelt. Citiert als Briefe I. Der II. und III. Band der gesammelten Briefe (Freundesbriefe), herausgegeben von Franz Binder, 1874, citiert als Briefe II und III.

ihm die „Neue Heloise“ mit oder ohne Bewusstsein bisweilen ein litterarisches Vorbild auch da, wo er sich nicht ausdrücklich auf sie beruft.[1]) Paris insbesondere sah er mit den Augen des St. Preux.[2]) Rousseauisch ist der Gefühlsgehalt der Briefe.[3]) Aber sein Verhältnis zur Natur ist mehr das innig-persönliche Werthers, dem Liebe und Naturgefühl in eins verschmelzen, als das leidenschaftlich-romantische des Jean Jacques.[4]) Der Ton des Werther klingt auch durch bei düsterer Stimmung; ausdrücklich citiert er ihn einmal zur Illustration seiner Gefühle,[5]) ebenso wie er in den Todesahnungen der Ebertode Klopstocks schwelgt.[6]) dessen biblisches Pathos und prophetisch-erhabenes „Siehe“ diese Briefe gern nachsprechen.

Sie bringen aber auch direkte Selbstcharakteristiken, und wenn er sich ein Gefühl zuschreibt,[7]) das „mit dauernder Anhänglichkeit seine Gegenstände umfasst, das vor der Kälte und der Unförmlichkeit der alltäglichen Erscheinungen zurückschaudert, und sie daher mit einem Gewande umgiebt, das, sei es ihnen auch fremd, doch ihrem Eindruck das Widrige benimmt, das endlich zurückgestossen, mit der unbeschreiblich unangenehmsten Empfindung, von allem Mittelmässigen, Erbärmlichen, Kleinlichen sich immer Ideale schafft, an denen es sich entschädigt, und die es in die

---

[1]) Wie Briefe I, 9.

[2]) Man halte zusammen Rousseau, Neue Heloise, Zweite Abteilung, Brief 14 mit Görres, Briefe I,6 f., 10, und N. H., zweite Abteilung, Brief 23 mit Görres, Br. I,13.

[3]) Z. B. Briefe I,77, I,36, 66, 40 u. a. m.

[4]) Vgl. Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe S. 180, 186 f. Nur ein Beispiel I,63: „Ich sah in die schön beleuchtete Gruppe, meine Empfindung war: meine Geliebte. Ich kann nicht sagen der Wunsch, sie hier bei mir zu haben, nicht Sehnen zu ihr hin, gar nichts Bestimmtes, nur meine Empfindung: meine Geliebte.“ Man vgl. den zweiten Brief im Werther: „Wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn wie die Gestalt einer Geliebten, dann sehne ich mich oft u. s. w.“

[5]) I,70, vgl. 53. [6]) I,34, 35, s. auch weiter unten. [7]) I,29.

Vergangenheit und Zukunft überträgt, wenn die Gegenwart ihm keinen Raum oder keinen Stoff darbietet", so hat er wichtige Momente für die Erkenntnis seines Wesens vorweggenommen; und auch die eigenartige Mischung seines Geistes aus blühender Phantasiekraft und starrer Spekulation wurde von ihm dort richtig empfunden.

Wie Rousseau und Herder, wie Arnim,[1]) Solger,[2]) Heinrich v. Kleist[3]) und Jakob Grimm[4]) stiess auch ihn Paris ab; aber wie die drei letztgenannten mussten ihn die dort aufgehäuften Kunstschätze für seine übrigen Entsagungen schadlos halten.[5]) Jahrelang[6]) verblasste der Eindruck nicht, den Raphael und besonders die aus Rom entführten Antiken[7]) in ihm hinterliessen.

Auf der anderen Seite bildete sich aus den Trümmern seiner Hoffnungen auf Völkerbeglückung und Freiheit ein krasser Pessimismus,[8]) eine stete Unzufriedenheit mit der Gegenwart, an deren Besserung[9]) er prophezeiend, warnend, ratend wirken möchte. Dabei ist sein Enthusiasmus nicht verflogen, sondern nur in den Busen zurückgedrängt[10]) und wird sich andere Gebiete wie bisher zur Bethätigung suchen; für den Beifall der Menge aber bringt er keine Opfer mehr. „Nur die wenigen Edlen," schreibt er mit Klopstockischer Pöbelverachtung,[11]) „die es jetzt giebt, und die mehreren, die es in der Zukunft geben wird, können mich zu so was bestimmen."

---

[1]) Reinhold Steig, Achim v. Arnim und Clemens Brentano, Stuttgart 1894, S. 67.

[2]) Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel. Herausgegeben von L. Tieck u. Fr. v. Raumer. Leipzig 1826. I,65 ff., 77 ff.

[3]) E. v. Bülow, Heinrich v. Kleists Leben und Briefe, S. 191 f., 214 ff.

[4]) Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit, von H. Grimm und G. Hinrichs, 1881, S. 17 f.

[5]) Briefe I,7 f., 12.

[6]) S. u. mehrfach.

[7]) Briefe I,12 f.

[8]) Briefe I,7, 47, 51, 80 u. a.

[9]) ibid. 47.

[10]) ibid. 47.

[11]) ibid. I,48.

Das Bestreben oder die Überzeugung, stets mit einem solchen Kreise sich eins zu wissen, beherrscht sein folgendes Leben.[1])

2.

Zunächst machte einmal die Empfängerin erwähnter Briefe die Vermittlerin: Katharina v. Lasaulx, die Tochter des kurtrierischen Hofrates A. v. Lasaulx, aus einflussreicher, lothringisch-deutscher Adelsfamilie.[2]) Dem Verkehre in dem vornehmen, freigeistigen Hause wird Joseph Görres, der selber in einer Umgebung, deren nüchterner, philisterhafter Geist sich lediglich im hergebrachten Kreise um praktische Bedürfnisse drehte,[3]) und fast ohne erzieherische Leitung gross geworden war, auch für seine litterarische Kultur manches zu verdanken haben.

Gemeinsame Lektüre[4]) mit seiner Braut führte ihm Anregungen zu. Hochgebildet und anfangs nicht ganz frei von emancipierten Anwandlungen und Excentricitäten,[5]) begegnet sie oft als Görres Studiengenossin und helfende

wandte.[1]) dessen Phantasiewogen sie einzudämmen und dessen „murmurierende“, superlativische Rede sie den Hausfreunden zu dolmetschen gewohnt war.[2]) Andrerseits schuf sie als „eine Madonna des teutschen Mittelalters“ jene ihnen allen von seinem Bilde unzertrennliche Häuslichkeit.[3]) Sie war ein Liebling des wunderlichen Meusebach, der ihr auch in Versen huldigte.[4]) Von ihren Briefen, deren eigenhändige Vernichtung[5]) wir bedauern, hat sich nur aus späterer Zeit (1819) einer an Arnim erhalten.[6])

Sie knüpfte nun Görres an die Fäden der Freundschaft, die hin- und herliefen zwischen den Familien Lasaulx und Brentano.[7]) Die Jugendfreundschaft zwischen Katharina und Sophie Brentano aus jener Zeit her, da diese mit ihrem um zwei Jahre jüngeren Bruder Clemens zusammen noch bei der Tante Möhn in Coblenz eine strenge Erziehung genoss.[8]) wurde aufgefrischt durch Sophiens Besuch dort zu Anfang des Winters 1799 und Katharinas Aufenthalt

---

des Frhrn. v. Meusebach, S. 68. Briefe I,482, II,198 u. a. Vgl. ihre Schilderung in den Erinnerungen des Dr. Joh. Nep. v. Ringseis, hrsg. von Emilie Ringseis, Regensburg und Amberg 1886 92, II,268 ff.

[1]) Briefe II,457. III,439.

[2]) Briefe II,506. Münch. Erinnerungen. Lebensbilder und Studien aus den ersten siebenunddreissig Jahren eines teutschen Gelehrten. Carlsruhe 1836. S. 451.

[3]) Steig, Arnim u. Brentano 229, 239. Janssen, Böhmer II,66. Fr. Perthes Leben II. 4. Aufl., Gotha 1857, S. 89. Münch a. a. O. 452. Wendeler, Fischartstudien 44. Briefe II,227 u. a. m.

[4]) Briefwechsel mit Jakob u. Wilh. Grimm, S. IX.

[5]) Sepp S. 44.

[6]) Kgl. Bibliothek zu Berlin. Anhang No. 4. Das diesem Briefe beigelegte Koncept ihres freimütigen Schreibens an den preussischen König mit der Bitte um Gerechtigkeit für ihren flüchtigen Gatten ist ebenfalls noch vorhanden.

[7]) Vgl. ausser dem Folgenden noch Steig, Arnim und Brentano S. 15, 250.

[8]) Diel-Kreiten, Brentano S. 19. Clemens Brentano, Godwi II,109 ff.

zu Frankfurt im Januar und in den folgenden Monaten 1800 bei den Brentanos.[1]) Hier, im „goldnen Kopf", kehrte auch Görres auf seiner Rückreise von Paris im Februar 1800 ein[2]) und trat damit zum erstenmale in einen Kreis, zu dem er von dann ab sein ganzes Leben hindurch in bald engeren, bald weiteren Beziehungen bleiben sollte, in die eigenartige Atmosphäre des Hauses der verstorbenen Maximiliane, wo der Wertherdichter aus- und eingegangen war.

Von dem nachhaltigen Eindruck des Frankfurter Aufenthalts sprechen einige Briefstellen: „Ich habe viele interessante Leute kennen gelernt, und gewiss der Cirkel Deiner Freundin enthält nicht die unbedeutendsten darunter."[3]) „Manche meiner Hoffnungen sind hier zusammengestürzt, manche neue befestigt worden."[4]) Mit „schwerem, schwerem Herzen" verliess er „einen Ort, an dem ihm so wohl gewesen ist",[5]) wo die Schöngeistigkeit in der Luft lag, die Richtung auf die Litteratur ihm gewiesen werden konnte. Der Interessenaustausch jener Tage klingt nach in der folgenden Korrespondenz.[6]) War doch auch vor kurzem erst Sophie aus Weimar und vom Besuche des greisen Wieland in seinem Osmantinum zurückgekehrt, an den sie damals entzückende Briefe zu schreiben begann.[7])

Noch 1825 fand Clemens Brentano[8]) beim Kramen in Görres verwaister Bibliothek mit Rührung ein Portrait der frühgeschiedenen vergötterten Schwester, die er später geistig noch höher stellte als Bettinen,[9]) und ist der Zeiten

---

[1]) Briefe I,24 ff. [2]) ibid.
[3]) I,27. [4]) I,26. [5]) I,31.
[6]) Briefe I,40, 57, 74.
[7]) Vgl. Seufferts Publikation, Deutsche Rundschau 1887, 52, 199—214 und Lütkemüller in F. W. Gubitz Berühmten Schriftstellern der Deutschen, Berlin 1855, I 226 ff.
[8]) Briefe III,180, 186. Vgl. übrigens H. Crabb Robinson, Diary, Reminiscences and Correspondence III,46.
[9]) Emma v. Niendorf, Aus der Gegenwart, 1844, S. 42.

eingedenk, wo jener einmal „so republikanisch begeistert“ Frankfurt heimsuchte. Er selber war damals nicht dort.[1]) Aber die Folgezeit führte ihn an den Rhein und nach Koblenz.

In der trierischen Residenz Koblenz war zur Zeit des letzten Kurfürsten, des gutmeinenden Clemens Wenceslaus (1768—1794), alles wissenschaftliche und künstlerische Leben stark beengt.[2]) Die Litteraturgeschichte der Zeit nennt als Koblenzer (Ehrenbreitensteiner) Kind etwa den am Münchener Hofe zu hohen Ehren gelangten Dramatiker Babo.[3])

Ein damaliger Koblenzer Buchhändler — eine Gattung von Gewerbe, die übrigens erst 1772 auf Verwendung des geheimen Rats La Roche dort Fuss fasste, „da sie im trierischen Lande noch ganz fremd und unbearbeitet sei“[4]) — meinte, „obschon viele denkende Köpfe sich vorfänden, so wäre doch wenig Hang zur Schriftstellerei“.[5])

Geringe Ansätze zum Bessern fegte die Revolution hinweg, und französischer Geist und französische Herrschaft bis zur Vereinigung der Rheinlande mit Preussen haben das geistige Leben nicht befruchtet, sondern beinahe ganz erstarren lassen.[6]) „Unlitterarisch ist diese Gegend, wie irgend eine andere,“ schreibt Görres einmal von dort, „weit und breit bin ich der Einzige, der Philosophie auf dem Lager hat.“[7])

---

[1]) Steig a. a. O. S. 18.

[2]) Dominicus, Coblenz unter Clemens Wenceslaus, dem letzten Kurfürsten von Trier, Coblenz 1869, passim.

[3]) Vgl. Rhein. Antiquarius Mittelrhein, II. 1. Coblenz 1845, S. 70—74 u. a.

[4]) Dominicus a. a. O. S. 145.

[5]) ibid. S. 144.

[6]) Vgl. Friedrich Perthes Leben, aufgezeichnet von Clemens Theod. Perthes. 4. Aufl. Gotha 1857. S. 133 f.: s. a. Briefe II,6, 18.

[7]) Charles de Villers, Briefe, herausgegeben von M. Isler, Hamburg 1879. S. 85.

Auf diesem Hintergrunde nun taucht Brentano auf, 1800, 1801 mit Savigny, 1802 mit Arnim,[1]) voll gährender, bizarrer, witzreicher Genialität und prickelnden Übermutes und als mit der Guitarre schweifender Sangesbruder die Rheinromantik schaffend und in sich verkörpernd. Immer kehrte er auf diesen Fahrten bei der gastlichen Familie Lasaulx ein,[2]) zumal seinem „herzlichen Freunde“[3]) Franz v. Lasaulx, Görres Schwager.

Das Brillantfeuerwerk seines Geistes musste hier mehr als anderswo staunende Zuschauer finden und den Effekt machen, den Stramberg, der rheinische Antiquarius,[4]) mit Hindeutung auf uns unbekannte intime Beziehungen und Persönlichkeiten streift. Mit vollem Namen nennt er aber Görres, als einen aus dem Kreise derer, die Brentano lauschten. Eine körperliche Züchtigung, die der Witzelnde damals von Görres erfuhr und deren er übrigens noch 1806 Arnim gegenüber gedenkt,[5]) scheint den Bann des Brentanischen Einflusses nicht gestört zu haben. Denn ich vermute, dass des Koblenzers noch unberücksichtigte und darzustellende Hinwendung zur „romantischen Schule“ zum Teil auf Clemens zurückzuführen ist, der, von Jena kommend, vor gewähltem Freundeskreise in der Rheinstadt unter grossem Beifall die Schlegelische Shakespeareübersetzung vorlas,[6]) die Görres in den folgenden Jahren oft hervorholt,[7]) und der vielleicht auch zur Kenntnisnahme anderer romantischer Produkte angeregt hat. Auch die Wirkung, die Brentano in späteren Jahren auf ihn

---

[1]) Steig S. 21, 22, 34, 56.

[2]) Ges. Schriften 8, 39.

[3]) Steig S. 40. Über ihn noch weiter unten.

[4]) Mittelrhein II,1, 1845, S. 113 f.

[5]) Steig S. 216. Dadurch gewinnt der ganze Strambergische Bericht an Glaubwürdigkeit. Auf ihm fusst Varnhagen, Biogr. Portraits, Leipzig 1871, S. 62.

[6]) Brentano, Schriften 8, 39.

[7]) S. gelegentlich weiter unten.

nachweislich ausgeübt,[1]) ist hier vergleichsweise heranzuziehen, und einiges dürfte noch der Lauf der folgenden Untersuchung dazu ergeben.[2])

Vorzüglich das Jahr 1802, wo Brentano während des Sommers „fünf baare Wochen" in Coblenz weilte[3]) und im Herbst wieder auf einige Zeit dort einkehrte,[4]) mag für Görres Bekanntschaft mit der Romantik ausschlaggebend gewesen[5]) sein. Denn die 1802 erschienene, früher verfasste Schrift „Aphorismen über die Kunst" verrät noch keine Kenntnis romantischer Erzeugnisse. Zehrend von den Pariser Kunsteindrücken baut er hier auf der vereinigten Grundlage des Schillerischen Dualismus von naiver und sentimentaler Dichtung und der Humboldtischen Untersuchungen über männliche und weibliche Form,[6]) ohne aber auf einen von beiden sich zu berufen, und mit Hilfe Schellingischer Lehren ein neues dualistisches Schema auf, den Unterschied zwischen „Produktivität" und „Eduktivität", das er nicht ohne die gewaltsamsten Willkürlichkeiten auf alle Künste überträgt. Dabei ergeben sich ihm absurde Analogien, welche, ganz abgesehen von der Zielscheibe,

---

[1]) Worüber später. Nur erwähnt sei hier die Nachricht Hermann Benders, eines mütterlichen Verwandten von Görres, wonach er vor Jahren ein Manuskript (!) der Loreleisage in der Form, wie sie Brentano darbietet, gesehen habe, etwa aus dem Jahre 1650. „Darunter waren 150 Jahre später einige auf die Sage und das Echo bezughabende Bemerkungen gesetzt mit der Unterschrift „J. Görres". (H. Bender, Rhein. Lieder. 5. Aufl. 1899. S. X.) Vgl. darüber die guten Ausführungen von Cardauns, Die Märchen Clemens Brentanos, 1895, S. 64 ff.

[2]) Vgl. z. B. die Erwähnung Brentanos in einer Recension w. u.

[3]) Steig S. 40

[4]) Steig S. 56.

[5]) Vielleicht enthält Brentanos Brief an Sophie Mereau vom 10. Januar 1803, dessen Schluss bei Steig, S. 79, wiedergegeben ist und worin er, zwanzig Quartseiten füllend, offenbar über sein Thun und Treiben im Verlaufe des Jahres 1802 berichtet, auch einiges über den Koblenzer Aufenthalt oder über Görres.

[6]) Schillers Horen, 1795, Stück 3, S. 80—103; 4, S. 14—40 = Ges. Werke, Berlin 1841, I,215—261.

die sie zur Zeit des Heidelberger Vossischen Streites dem Witze der Gegner boten,[1]) Jean Paul in der „Vorschule der Ästhetik“[2]) mit Recht als unnütz und seiner unwürdig gerügt hat: derselbe, den er gerade in dieser Schrift auf den Schild erhebt, als einen Dichter, der beinahe das in der Mitte zwischen den Gegensätzen schwebende „Ideal“ erreicht habe.[3])

Gotische Baukunst und altdeutsche Malerei nennt er natürlich noch nicht, sondern mit besonderer Vorliebe weilt er bei der Antike.[4]) Hierin wie in der Eingenommenheit für Jean Paul und dann in dem Rufe nach einer stärkeren Berücksichtigung der weiblichen, wie „eine Goldwaage feinen Kunstjustitia“ und nach weiblicher Emancipation in der Wissenschaft[5]) hat er eine gewisse Ähnlichkeit mit Friedrich Schlegel.[6])

Aber erst die im Jahre 1803 erschienenen „Aphorismen über Organonomie“ preisen dithyrambisch Fichte und Schelling als Propheten, denen eine neue Lehre sich geoffenbart, und stellen sie nicht gerade glücklich zusammen mit Michel Angelo und Raphael in der Kunst, von deren übermächtigem Eindruck er noch nicht loskommt.[7]) Hier auch findet sich zuerst in romantischen Tönen der Protest gegen die Aufklärung,[8]) „gegen dies vornehme Ignorieren der wichtigsten Ereignisse im Gebiete der Kunst und Wissenschaft: das kalte, herzlose Vorübergehen an dem Herrlichsten, mit dem der Genius uns

---

[1]) Arnims Trösteinsamkeit, hrsg. von Fr. Pfaff. Freiburg 1883. 2. Ausg. 1890. S. LXII ff. u. a. Vgl. aber auch die Recension in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1805, I,118 ff. Das Buch erschien 1804 in neuer Titelauflage.

[2]) Hempelsche Ausgabe (Werke 49—53) S. 15 f.

[3]) Aphorismen über die Kunst, S. 46 f.

[4]) Vgl. bes. S. 210 ff. [5]) Vgl. S. 206.

[6]) Gewiss hat er, der sonst wenig Umgang mit Frauen hatte, nächst seiner Gattin das Bild Sophie Brentanos im Auge, die ja als emancipierte Lais im Aristipp Wielands fortlebt. Vgl. a. Walzel, Anz. f. d. Altert. 25, 310.

[7]) S. 1 ff. [8]) S. XII ff.

beschenkt, während man die verbutteten Erzeugnisse einer kärglichen Fantasie über die Gebühr anpreist: diese Stockblindheit für alles, was die Betastnis nicht angreifen kann, was sich über die Sphäre der untersten Erregungen erhebt: diese Anmassung, die Höhe, zu der die Mühseligkeit seit Jahrtausenden sich hinaufgearbeitet hat, für das Höchste zu halten, zu dem gebrechliche Sterbliche sich erheben können, und die Region über ihr als die bezauberte Wohnung phantastischer Luftgespenster scheu zu fliehen."

Aber daneben wehrt sich doch der ehemalige Republikaner gegen einen despotischen Zwang der „Schule",[1] gegen Ausschliesslichkeit und Alleinherrschaft in Wissenschaft und Kunst. Und dabei spricht er das Wort über die Schönheit:[2] „Wer wagt es, ihren Statthalter auf Erden sich zu nennen?", ein deutlicher Bezug auf das schöne Bild, das Novalis im „Blüthenstaube" des Athenäums[3] von Goethe braucht.

Unter dem Eindrucke von Novalis, seinen „Hymnen an die Nacht", scheint auch der prächtig gehaltene Exkurs[4] über die Schauer der Nacht, des Schlafes und Traumes zu stehen, der von dem ruhigen sachlichen Tone der übrigen Darstellung auffällig absticht.

Auf Görres Verhältnis zu Schelling, dessen Grundgedanke, dass das System der Natur zugleich das System unseres Geistes sei, in der Schrift äusserlich und gewaltsam weitergebildet wird, wie auf die naturwissenschaftlichen Konstruktionen seiner folgenden Arbeit,[5] um „die Projektion des Weltbaues in dem Organism nachzuweisen und die individuellen Lebensverhältnisse in die grossen kosmischen zu übersetzen",[6] ist nicht einzugehen. Aber man wird

---

[1] S. VIII ff.

[2] Aphorismen über Organonomie. S. VIII.

[3] Athenäum I.1, S. 103 f. = Schriften, 3. Theil, Berlin 1846, S. 164.

[4] S. 402 ff.

[5] Exposition der Physiologie. Koblenz 1805.

[6] ibid. S. 1.

von hier aus doch hinüberschauen dürfen zu zeitgenössischen Männern, die auf dem Boden der Naturphilosophie und Naturwissenschaft stehend zugleich der Romantik huldigten, wie die Hülsen, Ritter, Steffens;[1]) mit diesem letzten ist auch seinem ganzen Wesen nach Görres von Eichendorff,[2]) Perthes,[3]) Hebbel[4]) und Heine[5]) verglichen worden, und mit ihm[6]) hat er das masslose Schwelgen in rätselvollen Bildern gemein. Dies ist eine Mitgabe der Naturphilosophie auf seinen weiteren schriftstellerischen Weg. Dann aber trübte ihre alle geheimen Abgründe durchsuchende Spekulation sein Auge für die reine Erkenntnis historischer Wahrheit ebenso, wie etwa das seines späteren Freundes und Gesinnungsgenossen, des Symbolikers Creuzer.

Die Einleitung zu der schon gestreiften „Exposition der Physiologie", Koblenz 1805, geht noch schärfer und witziger der kleingeistigen, rationalistischen, geniemordenden Kritik zu Leibe,[7]) unter deren Opfern Fichte, Tieck, Novalis, Schlegel, Jean Paul neben Kant, Goethe, Schiller figurieren,[8]) sucht den ihm nach diesem Buche geistesverwandten Theophrastus Paracelsus wieder zu Ehren zu bringen,[9]) und parodiert im Anschluss daran in ironisch-aufklärerischer Maske ein berühmtes Wort Friedrich Schlegels: „Überhaupt kann ich alle Arten von Aberglauben nicht leiden, und ich halte das Buch vom Aberglauben[10])

---

[1]) Vgl. Haym, Die romantische Schule, S. 445 ff., 613 ff, 620 ff.

[2]) Aus dem liter. Nachlasse d. Frhrn. v. Eichendorff, 1866, S. 306.

[3]) Perthes Leben, 2. Bd., 4. Aufl., Gotha 1857, S. 89.

[4]) Tagebücher II,182.

[5]) „Romantische Schule", Elster V,296.

[6]) Vgl. Walzel, Schriften der Goethe-Gesellschaft, 13. Band, S. XCI f.

[7]) S. XVII f. u. a. [8]) S. XVIII. [9]) S. IV ff.

[10]) (Heinrich Ludwig Fischer) Das Buch vom Aberglauben, 2 Bde., Leipzig-Hannover 1791, 1793, oder etwa desselben Verfassers ebenso aufklärerische „Bauern-Philosophie oder Belehrung über die wichtigsten Gegenstände des Aberglaubens und andere nützliche Kenntnisse u. s. w.", Passau 1802, sind gemeint.

nebst dem Noth- und Hülfsbüchlein[1]) und der Braunschweiger Mumme für die drey höchsten Tendenzen des Jahrhunderts".[2])

Nicht ohne dann auf eine gewisse, Schelling und seiner Schule gegenüber vermeintlich errungene philosophische Selbständigkeit zu pochen,[3]) zieht er folgendes Facit:[4]) „Was ich wollte, habe ich deutlich genug ausgesprochen, es ist das Nämliche, was jetzt immer mehr herrschender Geist in der teutschen Litteratur wird: nämlich unbefangene Würdigung alles Guten und Vollendeten auch in der engsten Sphäre. Achtung für jede Selbständigkeit, Huldigung für alles Grosse, Reaction gegen jede Arroganz und jede despotische Anmassung, Hass gegen alles Verkehrte. . . . . Dieser Geist, jener ächte griechische, republikanische Geist hat alle die Wunderwerke hervorgebracht, die das Alterthum uns überlieferte: ihn habe ich durch mein ganzes Leben beschworen, und die Zeit hat ihn heraufgeführt über Deutschland, und sie wird ihn zu schützen wissen gegen die Eingriffe roher, brutaler Gewalthaber, die die ganze Welt zum Reflexe ihrer eigenen geschnürten Gemeinheit machen mögten."

Aber schon vor diesen Worten hatte er in einer für seine litterarische Entwicklung hochbedeutsamen, bisher kaum beachteten Reihe von Aufsätzen und Fragmenten,

---

[1]) Noth- und Hülfs-Büchlein oder lehrreiche Freuden- und Trauer-Geschichte der Einwohner zu Mildheim. Gotha 1799. (Verf. Rud. Zacharias Becker.) Die Noth- und Hülfsbücher gegenüber den echten Volksbüchern auch angegriffen von Tieck (Schriften IX,8 f.), Brentano (Gustav Wasa, Deutsche Litteraturdenkmale 15. S. 121 f.), A. W. Schlegel (Sämmtliche Werke VIII,79).

[2]) Das Ganze eine witzige Parallele zu Nicolais Parodie desselben Dictums („Vertraute Briefe von Adelheid B. . . . an ihre Freundin Julie S. . . .", Berlin und Stettin 1799, S. 85). „Sonst dächte ich: Friedrich der Grosse und die amerikanische Republik und — die Kartoffeln — wären ganz andere Tendenzen des Zeitalters als der arme Meister u. s. w."

[3]) Exposition der Physiologie, S. XXIII.

[4]) ibid. XXV.

die in der Münchener Zeitschrift „Aurora“ seit 1804 erschienen, seine gründlich modernisierte Stellung zur eigentlichen, zumal romantischen, deutschen Litteratur jener Tage dargethan.

3.

Der Herausgeber der „Aurora“ [1]) war der Münchener Oberhofbibliothekar Christoph von Aretin, in der Geschichte der deutschen Philologie zu nennen weniger wegen seiner eigenen verschollenen Abhandlungen und Publikationen aus den Schätzen der durch das Handschriftengut der säkularisierten Klöster bereicherten Bibliothek, sondern weil die Brüder Grimm ihre ersten germanistischen Sporen in dem von ihm herausgegebenen „Neuen litterarischen Anzeiger“ 1807 sich verdient haben. Dieser, der die „Aurora“ ablöste, wurde auch von Görres in der Frühzeit seiner altdeutschen Studien mit einem gewissen Respekte vor den „gelehrten Wechslern“, die in ihm hausten, angesehen,[2]) ohne dass er daran teilnahm.

Für die „Aurora“ aber wurde er von Aretin, nachdem schon gewisse frühere Berührungen voraufgegangen sein müssen,[3]) durch ein Cirkular vom November 1803 zur Mitarbeiterschaft aufgefordert. „Ich werde, so viel es der Kreis meiner gegenwärtigen Beschäftigung, der etwas entfernt von Ihrem Plane liegt, erlaubt, zu Ihrem Unternehmen beitragen, wenn ich einmal aus den ersten Nummern werde beurtheilen können, in wiefern meine Denkweise mit denen Ihrer Mitarbeiter zusammentrifft und über welche Gegenstände sie sich vorzüglich verbreiten,“ versprach er ihm.[4])

Die Zeitschrift durfte sich keines langen Bestehens noch irgend tieferen Eindruckes in der litterarischen Welt

---

[1]) Fehlt bei Goedeke, VI,324 f.
[2]) Die teutschen Volksbücher, 1807, S. 309 f.
[3]) Das geht aus Br. II,5 hervor.
[4]) Br. II,5.

erfreuen und wurde schnell vergessen.[1]) Aber doch ist es nicht berechtigt, wenn Goethe, ohne das Blatt selbst noch zu kennen, Eichstädt vor einer Lobrede darauf in der Jenaischen Litteraturzeitung warnt, wenn er befürchtet, es werde nicht aus seinem Geschlecht herausgehen, und es mit dem „Freimüthigen“ und der „Zeitung für die elegante Welt“ zusammengestellt wissen möchte.[2]) Denn von diesen Journalen unterschied sich die „Aurora“ nicht nur durch das wohlthuende Aussenbleiben alles litterarischen Gezänkes und boshaften Klatsches, sondern positiv durch manche historisch-antiquarische und altdeutsche Neigungen. Da suchte man kulturhistorische Studien zu treiben, machte aus ungedrucktem oder seltenem gedrucktem Material der Münchener Bibliothek einiges bekannt, wie, durch Schillers „Tell“ angeregt. Auszüge aus dem einzigen Münchener Drucke von Jakob Ruefs schweizerischem Tellschauspiele (1545).[3]) Da musterte Görres Schwager Franz v. Lasaulx ältere und neuere französische Poesie und behandelte schliesslich Docen altdeutsche Litteratur, so Heinrich Frauenlob oder die Wiedererstehung der niederdeutschen Litteratur angeknüpft an die Entdeckung des Heliand.

Und dann verleihen Görres sprachkräftige Artikel der Zeitschrift eine gewisse romantisch-revolutionäre Miene,[4]) und müssen den Beifall, von dem Aretin

[1]) Ich danke die Benutzung der beiden Jahrgänge 1804 und 1805 der Münchener Hof- und Staatsbibliothek. Der Jahrgang 1805 ist selbst dort nicht vollständig, doch fehlen sicherlich keine Nummern darin, die görresische Beiträge enthalten. Ein unvollständiges Exemplar des Jahrganges 1804 ist jetzt von München auch der Kgl. Bibliothek zu Berlin geschenkt.

[2]) 3. April 1805. Weim. Ausgabe, IV,17,270 f. Vgl. IV,19,2.

[3]) 1804 No. 113—115. Bächtold, Schweizerische Schauspiele des 16. Jahrhunderts, 49 ff. Vgl. Roethe, Forschungen zur deutschen Philologie. Festgabe für Rudolf Hildebrand, 1894, S. 226.

[4]) Eine Recension der „Aurora“ von Caroline Schelling ist nach Waitz, Caroline, S. V, Anm. 2 handschriftlich vorhanden. Es wäre interessant, zu wissen, wie sie über den romantischen Parteigänger in dem Blatte urteilte.

schreibt,[1]) in der That gefunden haben; denn noch 1806 in Heidelberg denkt ihr Verfasser daran, sie bei Zimmer „als halbwegs käufliche Waare“ in einem Bändchen erscheinen zu lassen.[2]) Sie, die auch heute noch einen Neudruck wohl verdienten, erheischen, bevor sie ihr Teil zur Kenntnis des Litteraten Görres beisteuern, einige kritische Bemerkungen, da sie anonym erschienen und erst seiner Autorschaft vollzählig zuzuweisen sind. Nicht nur die als „Corruscationen“ im Briefwechsel mit Aretin genannten[3]) Beiträge (1804 No. 71—74, 94, 96, 117, 121, 129, 151, 152; 1805 No. 10, 12, 13, 21, 22. 55, 56), sondern auch eine Reihe solcher mit verschiedenen Titeln gehört ihm zu, und zwar aus dem Jahrgange 1804: No. 89 „Kann man die Epoche des Mittelalters schon für geschlossen ansehen?“, No. 123 „Herder“, No. 124 „Deutsche Kritik“, No. 125 „Nord- und Süd-Deutschland“, No. 128 „Hyperion“,[4]) No. 150 „Dramatische Phantasien von Sophie Bernhardi“;[4]) aus dem Jahrgange 1805: No. 1 und 2 Einleitung zu Görres demnächst erscheinender Schrift „Glauben und Wissen“, München 1805 (im Schererschen Verlage, dem der „Aurora“),[5]) No. 30 „Goethe“, No. 34 „Die Almanache“, No. 40 und 41 „Mystik und Novalis“.

Nur durch die Überschrift[5]) unterscheiden diese Aufsätze und Kritiken sich von den ganz verwandte Gegenstände behandelnden „Corruscationen“. Der untrügliche Stil, der, wie Görres selbst wusste, bei Kennern ihm

---

[1]) Br. II,9.

[2]) Briefe I,477.

[3]) Briefe II,9. Sie sind auch aufgeführt in Goedekes Grundriss VI,204.

[4]) Schon von Galland, Joseph v. Görres, Freiburg 1876, S. 666 notiert, der aber den Jahrgang 1805 gar nicht kennt.

[5]) Dass Aretin in dem Briefe vom 20. Juni 1804 (II,9) nur von „Corruscationen“ spricht, erklärt sich daher, dass der erste anders betitelte Beitrag erst am 25. Juli 1804 (Nr. 89) erschien, also erst später von Görres eingesandt sein wird zufolge der Aufforderung. Briefe II,9; Br. II,19 schickt er „einiges für die Aurora“.

überhaupt keinen Anspruch auf Anonymität gab,[1]) und dieselben oft anderswo bei ihm wiederkehrenden Anschauungen, lassen über die Autorschaft nicht den mindesten Zweifel, die noch im Einzelnen sich erhärten lassen wird.

In der Methode seiner Kritik siedelt er sich auf dem durch A. W. Schlegel umgepflügten Boden an. Anregung und Richtung gaben ihm die Grundsätze falscher und wahrer Kritik, die dieser vornehmlich in seinen Berliner Vorlesungen über „Litteratur, Kunst und Geist des Zeitalters", abgedruckt in der „Europa" II S. 3—95, die für Görres überhaupt eine Art von Programm wurden,[2]) hatte aufdecken wollen und von denen Arnim einmal sagt:[3]) „Es giebt wenig so Herrliches, als die in der Europa (II. Bd. S. 18) aufgestellte Charakteristik der meisten recensirenden Institute, ja es ist vielleicht die erste Ermunterung zum Recensiren für die geworden, welche es ernstlich mit Kunst und Wissenschaft meinten."

Aber jene überlegenen scharfen Bemerkungen Schlegels gegen die verrottete Jammerkritik seiner Tage treibt Görres ins Groteske in dem Aufsatze „Deutsche Kritik" (1804 No. 124).[4]) Nur vor der neuen Jenaischen Litteraturzeitung, die unter Goethes Auspicien durch Eichstädt begründet ward, nachdem Schütz mit seinem der Romantik feindlichen Organ nach Halle übergesiedelt war,[5]) macht

---

[1]) Briefe III,210.

[2]) Aurora 1804, No. 72 S. 287 („Corruscationen") bildet er um und erweitert er so z. B. auch die dort S. 26 (Minor, Vorlesungen II,47) von Schlegel gegebene mystische Bestimmung von Philosophie, Poesie, Religion und Sittlichkeit als der „vier Weltgegenden des menschlichen Geistes" (vgl. Haym, Rom. Schule, S. 792).

[3]) Heidelberger Jahrbücher 1811, S. 1186 f. (Besprechung von A. W. Schlegels poetischen Werken 1811).

[4]) Vgl. auch das auf die Schlegel anspielende, das gleiche Thema wie der obige Aufsatz behandelnde, z. T. wörtlich an ihn anklingende Fragment in 1804, No. 72 S. 286 f. („Corruscationen").

[5]) Haym, Romant. Schule, S. 746. Walzel, Schriften der Goethe-Gesellschaft 13,LXXIV f.

er ein Kompliment (S. 493). Zu kaum noch beziehbaren Bildern von unverfälschter Eigenart ballt er im Übrigen seine ans Fanatische grenzende Wut zusammen „gegen jene giftigen Krüppelschlangen, die in so manchen Winkel-Tribunalen sich wälzen und lauern unter dem Grase auf den Vorübergehenden und dann ihn umschlingen und mit ihrem geifernden Speichel bedecken, ehe sie ihn verschlucken; diese Menschen, die heuchlerisch sich die Miene geben, als ob sie das Gute förderten, aber hämisch es anfeinden und verfolgen, wo sie es treffen, deren nichtswürdige Leidenschaften man nur kennen darf, um zu wissen, was sie wütig anfallen und was sie herausstreichen werden". Hier ansetzend gelangt seine gesammte kritische Thätigkeit zu dem advokatorischen und polemisch-apologetischen Tone, der ihr eigen ist[1]) und zugleich immer auch an den grossen politischen Publicisten gemahnt. Und darum huldigt er der revolutionär-romantischen Bewegung, den „mächtigen Geistern", die „das versunkene Jahrhundert gewaltsam aufrütteln", und es sei nicht zu tadeln, „dass das Höhere sich auf einen Augenblick übermütig erhebe und der hoffärtigen Gemeinheit ihre Nichtigkeit vorrücke."

Und hatte W. Schlegel[2]) gesagt, dass das kritische Vermögen, „jenes nahe und unmittelbare Anschauen fremder Eigenthümlichkeit, als wäre sie im eigenen Bewusstsein begriffen, mit dem göttlichen Vermögen, selbst zu schaffen, innig verwandt" sei, dass wir nur das, „was uns schon vermöge unserer Anlagen gegeben ist, eigentlich offen-

---

[1]) Sehr bezeichnend für seinen Hass gegen die Pöbelkritik ist es, wenn er z. B. in der Vorrede zur „Exposition der Physiologie", 1805 (vgl. Intelligenzblatt zur Jenaischen Litteraturztg., 1805, No. 111, Sp. 933/934, wo die Stelle in der Ankündigung des Buches ausgezogen ist) sagt: „Ich habe Galls Doctrin zu einer Zeit verteidigt, wo sie über Gebühr vernachlässigt wurde; (vgl. die Recensionen Jen. Allg. Litt. Ztg., 1805, No. 7—9) jetzt, wo die Exklamation der Menge ihr zu Teil geworden ist, trete ich ohne Bedenken zur Opposition über."

[2]) Sämmtliche Werke VII,25 f. (Horen 1796).

baren“ u. s. w. — so ruft Görres: „Wer aber Beruf zur Kritik in sich fühlt, der bescheide sich doch vor allem, dass nicht alle Pflanzen ihre Früchte an den Wurzeln tragen, dass über die Feuergestalten, die das Genie vom Himmel herabbringt, nur verwandte Geister richten können: dass überhaupt jeder nur über das aburteilen kann, von dem er sich bewusst ist, dass, wenn seine Kraft diese Richtung genommen hätte, er auch allenfalls ein gleiches Werk hätte produziren mögen.“

Aus dem Schlegelschen Principe reproducierender Kritik floss ihre kunstmässige, poetisierende Form, der Friedrich Schlegel in den Fragmenten des „Lyceums“ folgendermassen zum Wort verhalf:[1]) „Poesie kann nur durch Poesie kritisiert werden. Ein Kunsturteil, welches nicht selbst ein Kunstwerk ist, entweder im Stoffe, als Darstellung des nothwendigen Eindruckes in seinem Werden oder durch eine schöne Form, hat gar kein Bürgerrecht im Reiche der Kunst.“ Dies Theorem handhabt Görres, für inneren künstlerischen Aufbau verständnislos, unter der Form einer Art produktiver Phantasie über das gegebene Thema und in einem äusserlich poetischen, bilderübersäeten Gewande. Nie erreichen auch die „Corruscationen“ — „Wetterleuchten“; ein Titel, der sich wohl anreihen liesse an Fr. Schlegels „Eisenfeile“[2]) oder Novalis „Blüthenstaub“[3]) — die als fortlaufende Fragmentenreihe gedacht sind, jene „Igel“-artige Geschlossenheit, die Schlegel für diesen Modus des schriftstellerischen Ausdruckes anstrebte,[4]) wie sie auch nie in eine scharfe, auffallende Spitze auslaufen, sondern im Bilde oder Gleichnisse spielen.

---

[1]) Fr. Schlegels Jugendschriften, hrsg. von Minor, II,200. No. 117. Auch in den „Charakteristiken und Kritiken“, 1801, S. 250.

[2]) Auswahl seiner Fragmente in den „Charakteristiken und Kritiken“ s. Jugendschriften II,183, Anm.

[3]) Athenäum I,1, 70 ff.

[4]) Jugendschriften II,235 No. 206.

In der späteren, Heidelberger Zeit erfahren Ausdrucksmittel und Anschauungen der dann nur spärlich vertretenen rein litterarischen und Kunstkritik kaum einen Wandel.[1]) Immer wieder auch erscheinen die Reflexionen über den verschiedenen Charakter des Antiken und Modernen, wie hier.[2]) Nicht neu sind die Gegensätze von „Einfalt und stiller Ruhe", die „das innerste Wesen und die Physionomie" des Antiken sind, zu vielseitiger Mannigfaltigkeit, einer seltsamen Verworrenheit, schneidenden Kontrasten, bizarren Verrenkungen, die das Wesen des Modernen ausmachen; oder etwa die nach Friedrich Schlegel schmeckende Antithese: „Der Charakter des Antiken ist Poesie, selbst in der Philosophie, der des Modernen Philosophie, selbst in der Poesie.[3]) Originell ist nur die Durchführung und Ausgestaltung dieser Gegensätze unter den verschiedensten Gleichnissen oder Symbolen, wenn er z. B., zur Veranschaulichung den Vergleich aus naturwissenschaftlicher Sphäre wählend, die Periode der Urgebirgsbildungen, des durch eine ruhige Krystallisation gebildeten Granits, der Flözzeit mit ihrer ganzen Mannigfaltigkeit von Formationen, mit ihren Fossilienlagern und Conchylienbänken gegenüberstellt,[4]) oder die antike Gewandung mit der modernen kontrastieren lässt und für seine Zwecke ausdeutet.[5]) Aber ganz genau so wie Wilhelm Schlegel von einer welthistorischen Warte auf die bestehenden Gegensätze und Bestrebungen als auf winzige Punkte herabzuschauen suchte,[6]) verkündet auch Görres in gezwungenem Prophetentone[7])

---

[1]) s. aber unten S. 345.

[2]) Aurora 1804, No. 71 S, 281 f.; No. 72 S. 286; No. 94 S. 376. No. 96 S. 383 ff. ergeht sich über das von A. W. Schlegel (1798, S. W. I,61) und Schiller (1803, Goedeke XI,330) behandelte Thema der „Antiken zu Paris" mit schärfstem Franzosenhasse.

[3]) No. 71 S. 281.

[4]) No. 71 S. 281/82.

[5]) No. 94 S. 376,

[6]) Europa 1803, II S. 85.

[7]) Aurora 1804, No. 71 S. 282.

die Flüchtigkeit aller zeitweiligen Versuche in der Litteratur gegenüber der Unendlichkeit von Natur und Geist.

Der specifische Repräsentant des Modernen ist ihm nun Jean Paul.[1]) Solange Görres die romantische Litteratur verfocht, war Jean Paul sein Heros, wie später noch zu zeigen sein wird. Der briefliche Verkehr knüpfte sich schon in dieser Zeit an.[2])

Man muss sich bei der Görresischen Apologie Jean Pauls erinnern, dass auch Fr. Schlegel ihn in einem

---

[1]) No. 71 S. 282 ff.

[2]) Jean Paul hatte an mehreren Stellen seiner „Vorschule der Ästhetik" 1804 Görres und seinem Stile schon einige Aufmerksamkeit entgegengebracht (vgl. Hempelsche Ausgabe [Werke 49—51] S. 15, 307 f., 337 f. u. a.). Darauf muss sich dieser an ihn gewandt haben in freier Aussprache über die ihm vermeintlich gemachten Vorhaltungen. Denn am 25. März 1805 antwortet Jean Paul in einem ersten Schreiben (Denkwürdigkeiten aus dem Leben von J. P. Fr. Richter, hrsg. von Ernst Förster, III. Bd., München 1863, S. 124 f.), das in der Sammlung der „Freundesbriefe" nicht hätte fehlen sollen. Er schreibt dort u. a. für uns interessant und bedeutsam: „Ihren reichen Geist wird man solange verkennen, als er in der Wahl des Leibes, worin er Mensch wird, zu eigensinnig ist. Dazu rechne ich zuerst die einförmige Jamben- oder auch Trochäen-Skansion, dann das Bilder-Erstürmen, das ganze Bilder wieder zu Farben grösserer macht. Warum sperren Sie denn so romantisch-schillernde Flügel, wie Ihre, in die Eisgrube der Transcendenz? Warum machen Sie Ihrem poetischen Herzen nicht Luft und Aether? [vgl. a. a. O. III,168: Jean Paul an Marheineke über Görres, 10. Mai 1808]. Ich meine, warum geben Sie, anstatt das philosophische Lehrgebäude auf den Musenberg zu setzen, und wieder aus dieser Bergart jenes zu mauern, nicht lieber beiden Grössen geschiedene Plätze?" Görres ausführliche Antwort hierauf ist versteckt in der Einleitung zur „Exposition der Physiologie", 1805 (S. IX ff.), mit den Worten beginnend: „Der andere Vorwurf wird mir von Menschen gemacht werden, die ich hoch achten muss; dass ich das philosophische Lehrgebäude auf den Musenberg setze, und wieder aus dieser Bergart jenes aufmauere, kurz, dass ich die Poesie in die Wissenschaft einmenge. Ich habe mir alles überlegt und denke, was der Himmel verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen: wenn es eines

Athenäumsfragmente liebevoll besprochen hatte,[1]) im Gespräche über den Roman[2]) von ihm ausging und behauptete, solche Grotesken und Bekenntnisse seien die einzigen romantischen Erzeugnisse des unromantischen Zeitalters.[3]) Für Görres giebt der 1803 abgeschlossene „Titan" die unmittelbare Veranlassung zur Aussprache. Er richtet sich aber gegen die aus früheren Werken Jean Pauls durch Schlegel abstrahierte Behauptung, dass Jean Pauls Personen zuviel Familienähnlichkeit haben, setzt sich mit ihm auseinander über die angeratene Resignation auf das Urteil des Haufens — immer ohne Namensnennung, aber mit nicht zu verfehlender Beziehbarkeit —, kämpft wortreich für seine verlästerte Weichheit und Thränenseligkeit[4]) und nimmt sich seiner von Schlegel ein wenig bespöttelten Frauen an. Und wem Jean Pauls Frauengestalten zu zart zum Greifen sind, denen rät er sich, „ihre Weiber" aus dem „Wilhelm Meister" zu wählen: „Therese wird ihnen ihr Holz schön und gleich gespalten zurechtlegen, ihr Hauswesen wird sie trefflich ordnen, dass sie Zeit haben zu rezensiren und ihren übrigen Geschäften nachzugehen; mit Thränen wird sie ihren Gatten nicht belästigen, wenn anders die Warze im Auge es erlaubt." [5])

Goethe lernte Görres 1804 als naturwissenschaftlichen Recensenten der Jenaischen Litteraturzeitung kennen, las seine „Aphorismen über Organonomie", fand seine Arbeiten zwar ein wenig seltsam, aber doch einen sehr

---

Baumes Natur ist, dass er Früchte und Blüthen zugleich trägt, warum soll man ihn ängstigen, dass er Eines oder das Andere fallen lasse, und jedes schön zu seiner Zeit thue" u. s. w. Hier kann auf diese überzeugte Rechtfertigung seiner Art und seines Stils nicht eingegangen werden.

[1]) Jugenschriften II,279—81* vgl. Haym, Rom. Schule, S. 689.
[2]) Jugendschriften II,308 ff.
[3]) Ebd. II,368.
[4]) Wie Schlegel a. a. O. 370 f.
[5]) No. 96, S. 383.

guten Kopf in ihnen.[1]) „Ich bin auf seinen Gang neugierig; es ist eine Natur. die man nicht aus dem Gesichte lassen muss", schrieb' er an Eichstädt.[2]) Nachfühlend citiert Görres 1800 Verse aus Goethes „Neuem Pausias."[3]) Die „Aurora" bringt zwei Beurteilungen Goethes aus seiner Feder:[4]) Görres grenzt verschiedene Stil- und Schaffensperioden Goethes ab, wie schon Fr. Schlegel in dem „Versuch über den verschiedenen Styl in Goethes früheren und späteren Werken".[5]) Einmal sind es „die drei Perioden der griechischen Plastik", die er an seinen Werken nachweisen will,[6]) das anderemal presst er sie als Landschafts- und Stimmungsbilder aus den verschiedenen Jahreszeiten in eine gezwungene Umrahmung hinein.[7]) Und wie ihm dort die „Eugenie" („Natürliche Tochter"), die ihm, kein Marmorbild mehr, sondern aus Edelmetall gegossen, „die Periode des eleganten Stils" repräsentiert und ihn in ihrer „Correctheit" und „sublimirten Abgezogenheit" an die bestgehassten Werke der französischen Bühne erinnert, nicht gerade Bewunderung abnötigt, so machen ihn hier die „nebelichten Regentage" des „Wilhelm Meister" und die da wandelnden, „in sich zusammengedrückten, laut- und tonlosen Gestalten" frostig erschauern. Das ganz unkünstlerische, die „Kunst der Darstellung" nur nebenbei nennende Missurteil über den „Wilhelm Meister" besitzt für Görres ferneres Verhältnis[8]) zu Goethe eine typische Wichtigkeit. Zweierlei mag es erklären: einmal seine eigenartige Verständnislosigkeit für

[1]) Weimar. Ausgabe IV,17,92, 122, 126. IV,19,4.

[2]) 21. April 1804.

[3]) Briefe I,82.

[4]) 1804, No. 96 S. 382 f. („Corruscationen"). 1805, No. 30, S. 119 „Goethe".

[5]) Gespräch über die Poesie, Jugendschriften II,376 ff.

[6]) 1805, No. 30 S. 119.

[7]) 1804, No. 96 S. 382 f.

[8]) Die Darstellung s. weiter unten, wo auch Görres in Heidelberg gesprochenes Verdammungsurteil über den „Wilhelm Meister" folgt.

Geschöpfe des Dichters, die solche nicht als an sich selbstherrlich bestehend, sondern immer nur als Dokumentationen der Gesinnung des Producenten fasst, daher ihnen Sympathien und Antipathien des gewöhnlichen Lebens entgegenbringt und hier nur eine idealische und eine verdammenswürdige tellurische Richtung kennt.[1]) Und gerade beim „Wilhelm Meister" frappiert dieses Verdikt, weil er doch das Evangelienbuch Fr. Schlegels gewesen, der da warnend gesagt hatte:[2]) „Wenn ein Einzelner nur aus dem Standpunkte seiner Eigenthümlichkeit über jede dieser Personen (des Romans) räsonnirte und ein moralisches Gutachten fällte, das wäre wohl die unfruchtbarste unter allen möglichen Arten, den Wilhelm Meister anzusehn." [3])

Zum andern war aber aus der romantischen Schule heraus Novalis darin vorangegangen nach anfänglicher Bewunderung, „Wilhelm Meisters Lehrjahre" „durchaus prosaisch und modern" zu finden, sie „einen Candide, gegen die Poesie gerichtet" zu nennen und die „ökonomische", d. h. soviel als „philisterhafte", Natur als die wahre darin übrig bleibende zu erkennen mit Begründung seiner Urteile.[4])

Nicht in den Fussstapfen der romantischen Schule tritt Görres in der „Aurora" auch Schiller gegenüber; der freiheitlich-demokratische Zug bei diesem imponierte ihm augenscheinlich. In den Kundgebungen seiner Re-

---

[1]) Vgl. a. Konrad Schwenk: Görres und Börne gegen Goethe, Literarische Charakteristiken und Kritiken. Frkf. a. M. 1874, S. 91 f.

[2]) Jugendschriften II,180.

[3]) Dieselbe Auffassung des „Wilhelm Meister" wie Görres und wohl durch ihn beeinflusst hat Wolfgang Menzel. Dagegen Gutzkow, Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur, Stuttgart 1839, S. LXIX.

[4]) Novalis Schriften, herausgegeben von Ludwig Tieck und Fr. Schlegel. Fünfte Auflage, Berlin 1837. II,182 f. Vgl. Haym, Romant. Schule, S. 375. Ganz ähnlich 1804 übrigens auch die verbitterte Dorothea Schlegel bei Reichlin-Meldegg, H. E. G. Paulus und seine Zeit, II,328.

volutionsjahre stösst man auf Schillerische Citate, wir sahen seine Abhängigkeit von Schillers Ästhetik. So bespricht er nun den „Tell“.[1]) Vorliebe für die Schweiz, die ihm immer ein Idealland war, bis er später in längerem Aufenthalte seine Sehnsucht befriedigen konnte,[2]) führt ihm hier den Hauptstrom des Interesses für das Werk und die Hauptmittel der Charakteristik zu. Bei viel „Kolorit“ und „Staffierung“ in dem Gedichte erkennt er in seinen Tiefen einen „grossen poetischen Geist“ und übernimmt die Verteidigung des gescholtenen fünften Aktes mit der charakteristischen Wendung: „Schon des Geschreies wegen möchte ich der entgegengesetzten Ansicht sein, wenn auch weniger triftige Gründe für sie sprächen.“

Mit Opposition gegen die aus der grossen Menge sich erhebenden Stimmen beginnt auch der Nachruf auf Herder.[3]) Herderischer Einfluss auf Görres, zumal in historischen Anschauungen, ist später noch oft zu belegen, und seine Erkenntnis wird zur Pflicht gemacht durch Görres Äusserung aus dem Jahre 1812:[4]) „Er (Herder) hat mich in früherer Zeit durch seine Ideen vielfältig berührt und erregt.“

Man erkennt in der Tendenz des vorliegenden Artikels eine gewisse Ähnlichkeit mit Fr. Schlegels Lessingaufsatz,[5]) die nämlich, gegen die vermeintlich überschätzten litterarischen Leistungen des Mannes seinen Charakter hervorzukehren. Görres trägt aber seine eigene Persönlichkeit in die Herders hinein und man könnte ihn selbst mit gleichen Worten charakterisieren, wenn es da heisst: „Herders Geist hatte unleugbar viel Licht, aber dieses Licht ward durch eine innere Refraction bedeutend getrübt, er vermochte nicht die subjektive Empfindung und die innere wirkende Kraft,

---

[1]) Aurora 1805, No. 10 „Corruscationen“.

[2]) Briefe I,154 ff. (1820, nachdem er sich 1819 seiner Verhaftung in Frankfurt durch die Flucht entzogen hatte).

[3]) 1804, No. 123 „Herder“ S. 490 f.

[4]) Briefe II,305; vgl. II,29.

[5]) Jugendschriften II,140 ff.

die aufs Objekt geht, gehörig auseinander zu halten. . . . Diese beständige, bewusstlose Störung entgegengesetzter Grundkräfte durcheinander verräth sich denn auch in dem dämmernden, halbdunkeln, nebelhaften, wortreichen Style seiner früheren Schriften, wo noch die Poesie in ihm vorherrschte, und der oft einseitigen Polemik seiner späteren."

Noch einen anderen einstigen Heroen des Sturms und Dranges ruft Görres auf: Klinger.[1]) Freilich fällt über diese Jugendperiode kaum ein Wort, kaum ein Wort auch über sein Verhältnis zu Goethe; er betrachtet Klinger lediglich in seiner Vollendung.[2]) Aber diese Würdigung ist beachtsam als Monument für die Aufnahme des späteren Klinger in Deutschland, seiner Romane, deren neunter Band bereits sieben Jahre zurücklag. Ihnen wandte erst damals in Deutschland die Aufmerksamkeit sich zu; eine G L unterzeichnete längere Anzeige in No. 238 der Jenaischen Allg. Litteraturzeitung v. J. 1804 macht für sie Propaganda und mag für Görres neben den Bemerkungen Jean Pauls in der „Vorschule der Ästhetik" die Anregung zur Lektüre hergegeben haben. 1805 folgte der von Rieger[3]) besprochene Versuch Grubers, sie in ihrem idealen Zusammenhange zu fassen.[4]) Stärker und plötzlicher wirkten die von Görres hier zur Ausmalung des Klingerischen Charakterbildes besonders herangezogenen, 1805 zum Abschlusse gelangten „Betrachtungen über verschiedene Gegenstände der Welt und Litteratur" — die „Fragmente", wie er sie mit Schlegelschem Ausdrucke benennt — beim deutschen Publikum.[5]) Lediglich die stofflichen Interessen sind für Görres ausschlaggebend, eine Verwandtschaft der Individualität muss wie gewöhnlich dazukommen, um

---

[1]) Aurora 1805, No. 55 und 56 „Corruscationen".

[2]) Vgl. Max Rieger, Klinger in seiner Reife, Darmstadt 1896. Das Folgende als kleine Ergänzung zu S. 412 ff.

[3]) A. a. O. S. 417.

[4]) Hallische Literaturzeitung 1805, 22.—25. April.

[5]) Rieger S. 496.

ihn zu erwärmen.[1]) Und nun war Klinger, wie er, ein unerzogener, freiheitlich-revolutionärer Autodidakt, ein Rousseau-Anbeter, Hasser jedes despotischen Zwanges und jedes „Systems", ein besserungssüchtiger Pessimist gegenüber den Zuständen der Gegenwart und der bürgerlichen Gesellschaft, überhaupt ein Mann von weniger künstlerischem, als moralisch angelegtem, praktisch-politischem Naturell!

Und eben darauf fällt durch Görres auch das Hauptgewicht. Seine Poesie glaubt er am besten mit einem Worte bezeichnen zu können, „das eigens für ihn erfunden zu sein scheint": barsch, und aus dem Fehlen jeglicher Sentimentalität, aus dem Widerwillen gegen weibliche Empfindungsart bei diesem „poetischen Wilden" leitet er seine Gegensätzlichkeit zu Jean Paul sowie ganz zutreffend viele „Cruditäten" und eine Fülle von Unpoesie seiner Romane ab.

Allein der Schluss[2]) pocht auf Klingers lautere Gesinnung und braven, kräftigen Charakter: und, heisst es, „bei der gegenwärtigen Lage Europas steht er wie durch eine höhere Schickung gerade an dieser Stelle (d. i. der vorher in seiner Wirkung auf ihn gewürdigte russische Hof), von wo aus er vielleicht mehr Einfluss auf die Ereignisse der Gegenwart und Zukunft hat, als man wohl ahnden mag."

Die Prophetie bildete einen integrierenden Bestandteil des von Görres zur Schau getragenen Wesens,[3]) und gegenüber dieser verfehlten Prophezeiung haben die seherisch mahnenden Worte, die er über Heinrich v. Kleist spricht, ihre Bestätigung gefunden. Er zeigt die „Familie Schroffenstein"[4]) an und ist mit der übrigen Tages-

[1]) Über das Verhältnis Friedrich und Wilhelm Schlegels zu Klinger vgl. Walzel, Anzeiger f. deutsches Altertum 25.307 f.: beide konnten ihm hier keine Vorbilder sein.

[2]) No. 56, S. 223.

[3]) S. a. w. u.

[4]) 1804 No. 129 „Corruscationen".

kritik[1]) einig in der sympathischen Aufnahme der vielverheissenden Erscheinung.

Die meisterhafte Exposition und „eine grosse architectonische Regularität“ in dem Stücke nötigen ihm mit gutem Rechte Bewunderung ab. „Wie zwei Säulenordnungen stehen die beiden Familien einander gegenüber, und wie eine der Säulen auf jener Seite stürzt, folgt eine auf der entgegengesetzten.“ Sein Urteil stimmt gleichfalls mit dem unsrigen überein, wenn er die Szene zwischen Ottokar und Agnes in der Höhle im letzten Aufzuge von grosser Schönheit findet und das Ende des Stückes „übereilt, kalt abgestossen“ nennt. Er weist auch schon eine frappante Reminiscenz (4,1: „Das eben ist der Fluch der Macht“ u. s. w.) aus Shakespeares „König Johann“ (4,2: „Es ist der Könige Fluch, bedient von Sklaven“ u. s. w.) auf.[2])

„Die Zeit, der solche Erstlinge zum Opfer dargebracht werden, zeigt sich ihrer unwert, wenn sie sie nicht dankbar aufnimmt und den jungen Genius auf ihren Flügeln trägt, bis er erstarkt und auf eigenen Fittigen sich über sie hinausschwingt.“ Mit solchen Warnerworten lässt dieser Aufsatz das Thema eines um eine Nummer vorausgehenden nachklingen, der unter dem Titel „Hyperion“ über den unglücklichen Hölderlin sich auslässt.[3])

Hier ergiebt sich ihm der willkommenste Ausgangspunkt, um eine schier unendlich anastrophierende, von Bitternis überströmende Periode über „die Schlechtigkeit des Jahrhunderts“ und „die Verworfenheit der gezähmten und dressierten Menschennatur“ zu ergiessen. Wer alles dies tief empfunden, „der wird in Hyperion einen Bruder grüssen, erstaunt wird er seine ganze Vergangenheit in ihm umarmen“. Über Deutschlands Dichter und Künstler

---

[1]) Vgl. Kleists Werke, hrsg. von Zolling (Nationallitteratur Bd. 149 f.) I,65 ff.

[2]) Vgl. aber Schiller, Wallensteins Tod V,11: „O Fluch der Könige, der ihren Worten das fürchterliche Leben giebt“ u. s. w.

[3]) 1804 No. 128.

lässt er das sattsam bekannte Wehe erschallen, pochend auf jenen vorletzten Brief des „Hyperion“,[1]) der die Elendigkeit der Deutschen beklagt.

Aber bei Abwägung der litterarischen und politischen Zustände in Frankreich und Deutschland und des beiderseitigen Nationalcharakters sinkt die Schale tief zu Gunsten des Deutschen, und die vollste Ladung seines Zorns trifft Frankreich.[2]) So grollen die Revolutionsenttäuschungen nach. Doch der Eintritt einer neuen Epoche bei ihm ist schneidend zu belegen: einst hatte er mit der französischen Revolution Kants kritische Philosophie parallelisiert,[3]) jetzt malt er in furioser, hochaufatmender Prosa das Bild dreier Revolutionen.[4]) Die dritte ist die Litteraturrevolution durch die Romantik. Was ihm die politische versprochen und nicht gehalten, erfüllt ihm die litterarische.

Alle drei sind ihm „die Idee,[5]) die sich lange in sich selbst zurückgezogen hatte, und nur von Zeit zu Zeit als Fremdlingin, von wenigen gesehen, auf die Erde herabgestiegen war, jetzt mit Macht vom hohen Äther niederkam, in der Kunst, in der Wissenschaft und überall ihr Erbe zurückfordert“. Auf einem Punkte gescheitert, ist sie auf dem andern siegreich. Wie sich in ihm die Romantik malt, das wird am besten auch als Musterbeispiel der in diesen Fragmenten bisweilen herrschenden allegorischen, geheimnisvollen, anonymen Schreibweise wörtlich hierhergesetzt:[6]) „Da wanderten excentrische Menschen, fremde

[1]) Hölderlins Gesammelte Dichtungen, hrsg. von B. Litzmann, Stuttgart (Cotta), II,198 ff.

[2]) Vgl. Aurora 1804, No. 73 („Corruscationen“), ein genial aufgeputzter Vergleich; und abgesehen von leichteren Seitenhieben Jenaische Allg. Litteraturztg. 1805, No. 9, Sp. 65 ff., aus der Besprechung von Galls Schädellehre und einschlägigen Schriften, die Goethe doch einige Skrupel verursachte (an Eichstädt, 21. April 1804).

[3]) S. o. S. 3.

[4]) Aurora 1804, No. 117 („Corruscationen“).

[5]) No. 121, 1804, S. 481 („Corruscationen“).

[6]) 1804, No. 117 S. 466.

Zauberer ins Land, die sich wohl auch früher von Zeit zu Zeit hatten blicken lassen, aber niemals sehr geachtet worden waren. Aber jetzt waren ihrer viele und die waren keck und unternehmend und zogen ihre Kreise und sprachen ihre Formeln, allerhand unverständliche Worte,[1] und es entstand eine grosse Konfusion. Alte Marmorbilder stiegen von ihren Gestellen herunter[2] und wandelten nackt durch die Strassen; wunderliche Träume der Mitternacht,[3] in denen Himmel und Erde ineinanderlaufen, von Äther, Dunst, Licht und Gold zusammengesetzt, liefen am hellen Tage herum; die Bäume fingen an zu sprechen und die Kräuter und Blumen zu singen, jede auf ihre Weise, und der Winde Brausen artikulirte sich und das Murmeln der Quellen, und das Todte durchdrang eine ungefühlte Lebenswärme und es regte sich und empfand auf seine Art, und Luftgeister und Erdgeister trieben sichtbar sich in den Elementen umher;[4] bisher ungesehene Vögel flogen aus dem Süden herauf und brachten fremde, seltsame Gesangweisen mit,[5] und die Echos in den Bergen sprachen alle fremden Sprachen, die Kinder mussten den Alten ihre Märchen zum Spiele bringen,[6] und die Erde ward durchsichtig und in ihren Tiefen erschien die alte Zeit in ihrer hohen erhabenen Majestät und alle ihre kolossalen Kinder um sie her, und wunderbare Töne aus der alten Fabelwelt drangen aus dem Abgrunde herauf, und der Himmel klärte sich und hellere Lichter wurden durch den Erdenschatten getragen, und die grossen Geister aller Zeiten und Sprachen wurden aufgerufen[7] und

---

[1] Fr. Schlegels Paradoxien.

[2] Fr. Schlegels grăcisierende Jugendschriften.

[3] Novalis „Hymnen an die Nacht".

[4] Die Naturphilosophie und ihr Einfluss auf die Poesie; Tieck. Vgl. unten gelegentlich der „teutschen Volksbücher".

[5] A. W. Schlegels „Blumensträusse" und andere Übersetzungen.

[6] Tiecks „Volksmärchen".

[7] Litterarhistorische Bemühungen der Romantik.

sammelten sich wärmend um den Lichtpunkt her. Und die Phantasie jubelte hoch auf, dass sie von den Fesseln losgekettet war, in die man sie so lange als eine gefährliche, närrische und ausschweifende Gemüthskraft von Polizey wegen gelegt hatte, und der Witz spottete,[1]) um sie zu rächen, bitter der alten Poesie, die sich vor Erstaunen nicht zu lassen wusste, als sie dem Unwesen zusah" u. s. w. Enthusiastischer war das romantische Evangelium von seinen Aposteln selbst nicht ergriffen worden.

Er fühlt auch mit seinen Verkündigern in einem Fragment über die Gründer neuer Schulen.[2]) Aber wieder doch ruft er:[3]) „Keine Fessel der Schule!" — — „Alle bessere Menschen gehören einer Kirche an: es bedarf keiner Regel, keines Bundes, keiner Dogmen, um sie zu vereinen: denn das Höhere, was über ihnen ist, hält unsichtbar sie zusammen."

Auch in Einzelnheiten sucht er gern ihm eingewurzelte Anschauungen vor romantischen Einflüssen zu retten. Er citiert und paraphrasiert etwa Klopstocks Ebertode,[4]) die Trösterin in den düstern Stimmungen seiner Jugendjahre,[5]) und setzt dann den Trumpf darauf: „Lese die Ode wer mag und wiederhole mit fester Stimme: Klopstock war ein grammatischer Poet." Dass er das sei, hatte ein Athenäumsfragment A. W. Schlegels behauptet.[6])

Er bespricht nun aber auch einzelne Männer der Schule und ihre Leistungen, so am umfänglichsten und geradezu hymnisch seinen steten Liebling Novalis.[7]) „Was

[1]) Der „Litterarische Reichsanzeiger" des Athenäums und Ähnliches.

[2]) 1805, No. 13 S. 50 („Corruscationen").

[3]) Vgl. oben S. 13.

[4]) 1804, No. 74 („Corruscationen").

[5]) S. o. S. 4.

[6]) Athenäum I,1 S. 34, No. 127: Fr. Schlegels Jugendschriften, hrsg. v. Minor, II,223.

[7]) 1805, No. 40 u. 41, „Mystik und Novalis".

ist Mysticismus? Was muss mystisch behandelt werden? Religion, Liebe, Natur, Staat. — Alles Auserwählte bezieht sich auf Mysticismus. Wenn alle Menschen ein paar Liebende wären, so fiele der Unterschied zwischen Mysticismus und Nichtmysticismus weg", hatte Novalis gesagt,[1]) und Friedrich Schlegel wiederholte: „Geheimniss und Mysterie ist alles was nur durch Enthusiasmus und mit philosophischem poetischem oder sittlichem Sinn aufgefasst werden kann."[2])

Das sind etwa einige in Görresischen Zündstoff fallende Funken, und mit den aus solchen Anschauungen gewonnenen Waffen verteidigt er Novalis gegen den banausischen Vorwurf einer falschen, schädlichen Mystik. Von der mystischen Anschauung ausgehend würdigt und charakterisiert er auch den „Heinrich von Ofterdingen" unzureichend. Aber es ist richtig erkannt, dass „das Wesen und die eigentliche Mitte seines Ofterdingen die symbolische Darstellung seiner Weltanschauung in Bildern und Tönen der Phantasie" sei, und so ist ihm, wie Neueren,[3]) das grosse Märchen am Ende des ersten Teils der Höhepunkt, eine kosmogonische Darstellung der philosophischen und poetischen Natur des Dichters. Menschliche Worte über den früh Geschiedenen, der „Held oder Vermächtniss einer besseren Zeit war", schliessen ab.

Mehr zur Tageskritik gehört die Besprechung[4]) von „Lessings Gedanken und Meinungen" von Fr. Schlegel.

Es fällt dabei für Schlegel der von diesem provocierte[5]) Vergleich ab, dass Lessing für sein Geschlecht war, was Schlegel für das gegenwärtige. Die wieder originell bildernde Charakteristik Lessings und seiner Zeit, im Thatsächlichen nicht gerade bedeutsam, bringt nochmals einige ungerechte

---

[1]) Schriften, 5. Aufl. II,204.

[2]) Athenäum I,2, S. 135 f. Jugendschr. II,282.

[3]) Haym, Romant. Schule, S. 383. Vgl. Ergänzungsheft zum „Euphorion", 1899, S. 112.

[4]) 1804 No. 151, 152 („Corruscationen").

[5]) Haym, Rom. Schule, S. 242.

Ausfälle gegen den „Irrstern" der französischen Litteratur und seinen Einfluss auf die deutsche. Natürlich uneingeschränktes Lob des Herausgebers; nur das, was er bei Gelegenheit der Auszüge aus dem Laokoon über das Verhältnis von Malerei und Plastik und ihren Rang äussert, giebt Anlass zum Widerspruch und dann zu einer mit dem Thema in keiner Berührung mehr stehenden längeren Erörterung über die Grenzen der Künste, die nebenbei auch für das musikalische Element in der Poesie „Schlegels und seiner Schule" eintritt.

In der Recension von A. W. Schlegels „Blumensträussen italiänischer, spanischer und portugiesischer Poesie" [1]) malt er den Süden und seine Dichtung in brennenden, lockenden Farben. Das italienische Blut, das von mütterlicher Seite her in seinen Adern rollt, kommt ihm zu Hilfe. Wo „die Erde den Blüthengürtel des Reitzes und der Grazie um sich gewunden hat, da ist auch das Heiligthum der Poesie, da sprossen brennend und prächtig und glühend die Gefühle in dem durchwärmten Gemüthe auf" u. s. w. — — — „Daher muss dem Geschlechte, das die Zeiten so weit nach Norden hinauf verschlagen haben, die Nahrung des Gemüthes aus dem Überflusse des Südens nachgeführt werden." Das enthusiastische Eintreten für die Verdienstlichkeit der Schlegelschen Eindeutschungen entgegen dem „Unkraut, was unsere Felder überwuchert und seine innere Kärglichkeit hinter einer officinellen oder ökonomischen Brauchbarkeit versteckt", macht den Aufsatz erfreulich. Bei der versuchten Charakteristik einzelner Proben gelangt er wieder nur zu einem willkürlichen und in schönen Bildern wenig Greifbares bringenden Spiel der Phantasie, und es ist richtige Selbsterkenntnis, wenn er es „feineren Verskünstlern" überlässt, im einzelnen zu zeigen, „was allenfalls an der Übertragung des Pastor Fido, des Camoens, des Ariosto und des Cervantes auszusetzen sein könnte".

[1]) 1805 No. 12 („Corruscationen").

Wir werden ihm auch nicht mehr folgen können, wenn er einseitig dem „trefflichen, glücklichen Übersetzer des kecken, genialisch wilden, männlich rauhen Shakespeare“ ganz die Fähigkeit zur Wiedergabe der in einem „weiblichen Gemüthe empfangenen“ Sonette Petrarcas abspricht und dann an die Dichterin der „Wunderbilder“[1]) Sophie Bernhardi geb. Tieck einen Appell ergehen lässt, den „zartesten Dichter in unsern Norden an ihrer Hand einzuführen“.

Eben diese Sophie Bernhardi und ihre „Dramatischen Phantasien“ hatte er schon einmal verhimmelt,[2]) die Kunst der Versifikation mit einigem Recht gerühmt und diese „poetische Putzmacherkunst“ für eine wahrhaft weibliche Kunst ausgegeben.

Im Übrigen ist das Aufwerfen für dieses süssliche, traumhafte Versgeklingel, das auch Fr. Schlegel überschätzte,[3]) uns kaum mehr begreiflich und zeigt, wie unbedingt die Parteinahme für alles, was von der Romantik herrührte, bei Görres war. Vielleicht darf man auch darin eine Reaktion gegen die romantikfeindliche Kritik sehen. Denn die „Dramatischen Phantasien“ waren im „Freimüthigen“ 1804, No. 124, totgeschlagen worden, und Görres Recensionen tragen oft den Charakter von Antikritiken.

So hat er sicher bei Bemerkungen über eine andere romantische Dichterin,[4]) Sophie Mereau-Brentano und ihre „Spanischen und italienischen Novellen“, Penig 1804, den boshaften Schmähartikel eines gewissen A. in No. 118 des „Freimüthigen“ von 1804 im Sinne gehabt.[5]) Die Stelle

---

[1]) Wunderbilder und Träume in elf Märchen, Königsberg 1802.

[2]) 1804 No. 150.

[3]) Briefe an seinen Bruder August Wilhelm, hrsg. von Walzel, 1890, S. 497, 524.

[4]) 1804 No. 94 („Corruscationen“).

[5]) Gegen diesen Artikel kehrte sich in der „Zeitschrift für die elegante Welt“, 1804 No. 76, zunächst ein Freund der Brentanos, Fritz Börsch, dann aber in No. 82 S. 652 ff. der beleidigte Clemens

heisst wörtlich, nachdem er zuvor Sophiens Roman „Eduard und Amanda“ besprochen:[1]) „Ihre Novellen sind, was auch die unberufene Kritik sagen mag, von der spanischen Mutter gut ausgestaltet und von der Pflegerin wohl gehalten; die dritte aber trägt überall die Spuren eines nahen Geistes, der wie der electrische Funke an allem Metall hinunterläuft, und wenn er auf eine Unterbrechung stösst, sich in ein glänzendes Funkenspiel ergiesst.“ Der „nahe Geist“ ist natürlich der Clemens Brentanos.

Noch einer anderen kleinen Arbeit Sophie Brentanos, auch einer spanischen Novelle: „Die Rückkehr des Fernando de Lara in sein Vaterland“, spendete er überschwängliches Lob. Ihr zu Liebe ist der kurze in echt Görresischem Bilderstil gehaltene Artikel „Die Almanache“[2]) geschrieben, der eben diese Erzählung aus dem Wust der jährlichen Almanachpoesie heraushebt. Sie steht im „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet für das Jahr 1805“, Frankfurt bei Wilmans, dessen Beiträgerin Sophie überhaupt in den Jahren 1803—6 war. Merkwürdig ist Görres Aufmerksamkeit auf diese Nippespoesie des bekannten Frankfurter Taschenbuches.

Von Frankfurt wurde aber noch immer der rheinische Buchhandel zum grössten Teile bestritten: alle litterarische Neigung dieser Gegenden schöpfte daher und musste wieder dahin zurückführen.[3]) Ja, in jenem Taschenbuche versuchte Görres sich unbegreiflicherweise selbst in rein poetischer Produktion, die ihm ja Jean Paul angeraten.[4]) „Kindermythen (Prolog, Christkindchen)“ ist der mit Görres

---

Brentano selber in einem mit vollem Namen unterzeichneten, bisher unbekannten Aufsatze, überschrieben: „Donna Maria de Zayas y Sotomayor. Eine spanische Novellendichterin des siebzehnten Jahrhunderts.“ Ich verweise hierfür auf meinen Aufsatz in einem der nächsten Hefte des „Euphorion“.

[1]) 1804 No. 94, S. 376.

[2]) 1805 No. 34, S. 134.

[3]) Vgl. Perthes Leben II, 5. Aufl. 1851, S. 115 ff

[4]) S. o. S. 23.

Namen versehene Beitrag[1]) im „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft" auf das Jahr 1806, S. 221—240, betitelt. Es ist ein durch die Erzählung der Mutter angeregter Traum eines kleinen Mädchens vom Christkindchen.

Die von Görres verherrlichend hervorgehobenen[2]) Träume und Visionen im „Heinrich von Ofterdingen", die in Träumen zerfliessende Phantastik einer Bernhardi beeinflussten seine eigene transscendente, rege Einbildungskraft.

Ein anderes romantisches Motiv ist die in der Erzählung der Mutter wie in dem phantastischen Traume beinah totgehetzte eigenartige Vorstellung, die Kinder mit Blumen paart, sie aus ihnen geboren werden und mit ihnen verwelken lässt. Der durch Tieck der Romantik gewonnene[3]) Maler Philipp Otto Runge hatte dies Motiv ausgegeben. In seinen 1807 an die Öffentlichkeit tretenden „Zeiten" beherrscht es die ganze zeichnerische Komposition; durch seine Kupfer und Vignetten zu Tiecks „Minneliedern" 1803, Schnitzeln aus der Werkstatt jener grösseren Arbeit,[4]) mochte es Görres bekannt sein. Den Eindruck von Runges Schaffen auf Görres verbrieft ja

---

[1]) In diesem Taschenbuch (S. 187—215) wie auch in der „Aurora" (s. o. S. 17) erscheint als Görres Genosse in der Mitarbeiterschaft sein oben (S. 10) als intimer Freund Brentanos genannter Schwager Franz v. Lasaulx; dieser schrieb auch einen Roman, der jedoch nur von Brentano „stets als Meisterwerk glühender Begeisterung, an Schönheiten überreich, gepriesen wurde", (Rhein. Antiquarius II. Abt. 1. Bd., Coblenz 1845, S. 113). Er war der Verleger Görresischer Schriften. Ein von ihm herausgegebenes „Historisches Taschenbuch auf das Jahr 1804", Andernach oder Coblenz 1803, in dem ich auch Beiträge von Görres vermute, habe ich bis jetzt nirgends auftreiben können. Er wurde dann 1810, zusammen mit andern Romantikern, von Baggesen im „Karfunkel oder Klingklingel-Almanach" verspottet, (Pfaff, Trösteinsamkeit LXXXVIII). Vgl. Brentano an Görres, Briefe II,84.

[2]) Aurora 1805 No. 41, S. 161; 1804 No. 150, S. 598.

[3]) Hinterlassene Schriften von Philipp Otto Runge, hrsg. von dessen ältestem Bruder, Hamburg 1840, II,116, 124 f., 158.

[4]) Ebenda I,226.

seine grosse Phantasie über die „Zeiten“ in den „Heidelberger Jahrbüchern“ 1808.[1])

Die „Kindermythen“ wurden mit Recht von den Zeitgenossen läppisch gefunden,[2]) aber allzustark von Gegnern jetzt und später aufs Korn genommen,[3]) sodass schliesslich Görres selbst sich veranlasst sah, im Intelligenzblatt No. 66, Sp. 563 der Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung 1807 eine hübsche, wenn auch grobe Abwehr aus Heidelberg loszulassen.

Das Streben nach einem naiven Ton darin bei völligem dichterischem Unvermögen führt zu platter Lächerlichkeit oder einer Geziertheit, die zumal in der Überfülle süsslicher Deminutiva übel auffallen muss.

Aber der kleine Taschenbuchbeitrag bildet doch eine Etappe auf Görres Wege zur Heidelberger Romantik hin. Seine Bedeutung für das Wesen des Mannes hat Arnim richtig erkannt;[4]) nämlich die liebreiche Hinneigung zur Kindheit und Kindlichkeit, die ein so bezeichnender Zug der Heidelberger Freunde und derer, die ihnen nahe standen, war, findet in der Erzählung immerhin ihren Ausdruck, besonders aber in dem ihr vorausgeschickten *prologus galeatus*. Dieser Prolog will zurücklenken zu der roman-

---

[1]) V. Abt. II,261 ff. „Die Zeiten. Vier Blätter nach Zeichnungen von Ph. O. Runge.“ S. w. unten.

[2]) Z. B. Hallische Litteraturzeitung 1807, II. Bd., S. 156; Heinrich Voss an Charlotte v. Schiller (III,227) u. a.

[3]) S. Reinbeck, Beschreibung von Heidelberg, 1807, S. 181; Epigramme im „Morgenblatt“ 1807, u. a.; s. Pfaff, Einleitung zu dem Neudrucke von Arnims „Trösteinsamkeit“ S. LXVII. Ein Epigramm des „Morgenblatts“ lautet (Reinbeck a. a. O.): An **

Was mir vor allem verhasst, und ein Gräuel mir ist, wie die Sünde?
Ein unkindlicher Mann, der sich geberdet als Kind.
Selbst die Kinder verhasst macht solch ein Gaukler zuletzt noch,
Welcher die Lieblichen äfft, ohne Geschick und Natur.

[4]) Steig, Arnim und Brentano 239.

tischen „Zauberinsel“ der Kindheit, die „umspült vom wilden Strom der Zeiten“ daliegt und die alle einst bewohnt haben.[1]) Von hier aus nun findet man auch eine Erklärung seiner aufkeimenden Liebe für das Mittelalter. Was der Prolog in Jamben so ausdrückt:

---

[1]) Dieser Prolog scheint nachgebildet zu sein dem von Tiecks „Ritter Blaubart. Ein Ammenmärchen von Peter Leberecht. Berlin und Leipzig 1797“ (in den „Volksmärchen“ von Peter Leberecht 1797 nicht wiederholt, ebensowenig im „Phantasus“, Schriften V,7 ff. vgl. Köpke, L. Tieck II,290 f.):

Vgl. Tieck:

Der Zauberstab der Dichtung schliesst uns oft
Die fernsten, wundervollsten Welten auf
— — — — — — — — — — — —
Doch fernab, heimlich im Gebüsch versteckt
Liegt eine alte Grotte, lange nicht
Geöffnet, kaum ist noch die Thür zu kennen
— — — — — — — — — — — —
Es ist der Kindheit zauberreiche Grotte,
In der der Schreck und liebe Albernheit
Verschlungen sitzen, dem der näher tritt
Ein altes Lied im leisen Tone sumsen.
Vergönnt dem Dichter diese Thür zu öffnen,
Hört gerne zu dem lispelnden Gesang,
Der sich in wilden dunkeln Blumen wiegt;
— — — — — — — — — — — —
lasst
Durch Traumgestalten euch ergötzen, stört
Mit hartem Ernste nicht die gaukelnden.

Görres:

Umspült vom wilden Strom der Zeiten liegt
Romantisch eine Zauberinsel da,
Ein lieblich süsser Duft hält sie umschwebt
Und Engel steigen in dem Duft herab,
Hernieder zu der Unschuld munterm Spiel
Und zu der Jugend harmlos frohem Thun
— — — — — — — — — — — —
Vergönnt dem Dichter einen Augenblick
Nur Rast, denn lenken will er euch zurück,
Wo ihr die Wunderinsel liegen seht,
Die eure Jugend sorgsam zart gepflegt
u. s. w.

lieblos rauhen Sinnes sind
Unfreundlich trotzig Viele unter euch;
Denn gross und breit sind sie geworden nun,
Und schämen itzt der alten Zeiten sich.
Wo man sie wohl noch schön und lieb genannt,
Tand ist den Weisen nun ihr kindisch Thun,
Sie wollen nur verständig, altklug seyn,
Mit Solchen hat die Dichtung nichts gemein,
Sie mögen mürrisch ihre Strasse ziehn,
Und bleiben hochgelahrt und ehrenvest.
Nur solch ein zart und liebevoll Gemüth,
Das gern, ein Kind selbst, unter Kindern weilt,
Mag sich vertraulich ihrem Kreise nah'n,

kehrt in einer Besprechung[1]) der unter Friedrich Schlegels Namen erschienenen „Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters“ (Leipzig 1804) — I. Geschichte des Zauberers Merlins II. Geschichte der schönen und tugendsamen Euryanthe — in Prosa wieder. Von der Poesie des Mittelalters im allgemeinen heisst es dort S. 81 f.: „Es ist uns, wenn wir in diese Dichtungen uns verlieren, wie wenn wir in die Umgebung unserer Kindheit zurückversetzt uns finden, wir verwundern uns, wenn wir das, was damahls uns so gross erschien, jetzt so klein finden; aber es ist uns gemüthlich und wohl in dieser kleinen Welt, gern ducken die Gefühle sich zusammen, und werden wieder Kinder, gern ruft die Phantasie die Vergangenheit mit ihren unerwachsenen Freuden zurück und spielt mit grossen Kräften kleine Spiele, wie die Natur, wenn sie heiter und fröhlich ist, und die Vernunft schliesst die Augen zu dem frohen Scherze. Geschäftsmänner lassen sich freilich in der Kinderstube nicht betreten; sie würden sich schämen unter den Zeugen ihres ehemaligen kindischen Sinnes und ihres frohen Muthwillens, der arg abstäche mit dem gegenwärtigen Ernste, überrascht zu werden: aber ein jugendlich unbefangenes Gemüth wird mit Freude den Abdruck seines vergangenen Daseyns in ihnen sehen und in der Gesellschaft der alten Gespielen sich gefallen. Und so wird es auch an diesen Dichtungen sich ergötzen.“

[1]) Aurora 1805 No. 21, S. 81 ff.

Noch ein zweiter Pfad führte ihn zum Mittelalter: sociale und ethische Momente, die für ihn immer am meisten ausschlaggebend waren, machten ihn dem geneigt. Wieder waren die Brüder Schlegel seine Vorgänger auf diesem Wege. — „Dass wir eigentlich selbst in dem wahren Mittelalter leben und dieses fälschlich in die vergangne Zeit versetzt haben," dass das Mittelalter „keineswegs bloss ein Übergang aus einem Zustand in einen andern, sondern unstreitig an sich selbst etwas sehr bestimmtes war, ... da hingegen wir wohl nur die Gränze zweier sehr verschiedenen Zeitalter zu bilden und eben darum in so mancher Rücksicht den Charakter der Nullität an uns zu tragen bestimmt scheinen können," hatte Friedrich Schlegel gemeint.[1])

Wilhelm Schlegel sprach in dem schon oft herangezogenen, in der „Europa" gedruckten Teile seiner Berliner Vorlesungen die Überhebung des Aufklärungszeitalters gegenüber dem Mittelalter mit ausführlicher Darlegung für alle einzelnen Zweige der modernen Bildung als Selbsttäuschung an und kam zu dem Schlusse:[2]) „Weit entfernt von der Weisheit des Zeitalters mit einer Art von Mitleid auf die Werke der Vorzeit herunter zu schauen, auf ihre Rohheit, die in ihnen herrschenden abergläubigen Vorstellungen, trete ich mit der innigsten Ehrerbietung vor sie hin, fest überzeugt, dass jedes Zeitalter in Rücksicht auf Poesie und Kunst vorzüglicher sey, als das unsrige."

Wie sehr musste doch solchen Äusserungen die Görresische nach der Revolution sich gestaltende Auffassung von der Verkehrtheit, der Unnatur und dem Ungeschmack des Zeitalters willig entgegenkommen! Das früher in rationalistischen Hohlspiegeln geschaute Zerrbild des Mittelalters zog sich zurecht und trat in die ihm jetzt eingeräumten Vorrechte ein. Und mit Schlegelschem Rüst-

[1]) Europa I,29 f.: A. W. und Fr. Schlegel, herausgegeben von Walzel (Nationallitteratur Bd. 143), S. 288.

[1]) Europa II,83.

zeug ging Görres gegen die jetzt abgewirtschaftete, an der Georgia Augusta vorzüglich residierende,[1]) dünkelhaft-aufklärerische Geschichtschreibung vor: gegen Meiners und dessen „Historische Vergleichung des Mittelalters mit unserm Jahrhunderte", die den Beweis von der Vortrefflichkeit der gegenwärtigen Zeit in drei dicken Bänden brachte.

„Kann man die Epoche des Mittelalters schon für geschlossen ansehn?" lautet die Überschrift der Besprechung jenes Buches in der „Aurora" 1804 No. 89, S. 352 f. Noch einmal wiederholt er sich nachdrücklich die Frage, „ob wir wirklich in Sitten, Meynungen und Kenntnissen so verbessert und gebildet sind, dass man annehmen kann, wir leben in einer andern Epoche als die Zeitgenossen des sogenannten Mittelalters?" Er glaubt sie nur so beantworten zu können, dass er sich, „um nicht Partei und Richter in einer Person zu sein," mit seiner Einbildungskraft ein halbes oder ganzes Jahrtausend weiter vorwärts denkt und aus dem Geiste kommender Generationen seine Zeit anschaut.[2]) „In jener Zeit, würde es heissen, fiel es den Europäern ein, sich plötzlich als eine ausgebildete und veredelte, oder wenigstens in der Vervollkommnung schnell voraneilende Menschheit zu betrachten. Das Wort: Mittelalter ward erfunden, um sonnenklar zu beweisen, dass die Zeiten der Barbarei längst verflossen seien. — Waren sie es auch wirklich?" „Die Charakter-Schilderung, welche die modernen Europäer vom Mittelalter entwarfen, war im Wesentlichen folgende," und nun giebt er wörtliche, ziffernmässig belegte Auszüge aus Meiners, die da Sitte, Verfassung, Religion, Wissenschaft und Kunst des Mittelalters verunglimpfen. „Bedarf es eines anderen Beweises,"

---

[1]) Scherer, Litteraturgeschichte, 5. Aufl., S. 630.

[2]) Die Eigentümlichkeit, aus fremdem Geiste heraus oder in fremder Maske zu sprechen, ist eine von Görres oft angewandte und wirksame Stilform seiner politischen und litterarischen Polemik und mimischen Satire. Vgl. die näheren Ausführungen weiter unten.

ruft er, „als eben dieser Schilderung, um darzuthun, dass sie selbst noch im Mittelalter lebten?“ Vorzüglich aber die Politik,[1]) „die, wie sie glaubten, nur hellen Köpfen und Zeiten zugeschrieben werden konnte,“ beweist den Späteren, „dass man damals noch mitten im Mittelalter steckte“.[2])

Drittens aber konnte Görres rein historisches Interesse, das nicht immer von der Gegenwart ausgeht, die Gabe des Sichhineinträumens in Zeiten und Völker, worin ihm Herder ein Wegweiser war, verbunden mit antiquarischen Neigungen, am Mittelalter nicht länger achtlos vorüberschweifen. Schon in den Briefen von der Pariser Reise liest man:[3]) „Warum ich auch immer in der Vergangenheit wühle? Da erinnere ich mich, als ich noch ein Kind war und Geschichte zu lesen anfing, wünschte ich mir immer in Italien geboren zu sein, um dort den Boden recht nach Herzenslust durchsuchen zu können, wie wollte ich mich freuen, dacht' ich, wenn ich irgend ein antikes Geräth, eine Bildsäule oder so etwas fände. Da ich kein Herculanum, kein Pompeji hier hatte, da begnügte ich mich, irgend eine alte Ritterburg aufzusuchen und dort mein Nachgraben anzustellen.“ Aus ähnlichem Geiste heraus ist die kraftvolle Vergegenwärtigung des Spätgriechentums geboren in einer Anzeige[4]) des durch Friedrich Ast übersetzten Romans „Leukippe“ von Achilles Tatios.

Auch hier der Wunsch, in den Resten des aufgedeckten Herculanums zu wandeln. Eine grosse welt-

[1]) Das Heranziehen und Schildern der Politik, deren die Schlegel und auch Meiners nicht gedachten, zeugt nebst manchen stilistischen Kennzeichen ebenfalls für Görres Autorschaft des Artikels.

[2]) Vgl. Briefe II,6 (6. Februar 1804): „Sonst führen wir durchaus ein glückliches, gedeihliches Leben, nur mit der kleinen Veränderung gegen sonst, dass wir .... 3—4 Jahrhunderte in der Zeit, gegen die Mitternacht des Zeitalters hingerückt sind.“

[3]) Briefe I,53.

[4]) Aurora 1805 No. 22: „Corruscationen“.

geschichtliche Empfindung erfüllt die elegischen Klänge, die Görres einer Zeit weiht, „die an der Gränze zweier Zeiten steht“, und den sehnsüchtigen Wunsch, „in der Doppelbeleuchtung dieses Zwielichtes“ zu leben und „aus der Mitte des kolossalen Alterthums hinauszublicken in die Gegenwart“. Sonderbare Mischung des Antiken mit dem Modernen findet er auch in jenem Roman. Wenn er ihn anknüpft an die Besprechung des „Merlin“ und der „Euryanthe“, wenn er eine auffallende Gleichheit mit dieser in Fabel, Gang der Handlung, Personen und Entwickelung finden möchte, so schaut man wohl hinüber auf Untersuchungen der „Teutschen Volksbücher“. Aber noch herrscht eine internationale, universelle Betrachtung des Mittelalters bei ihm vor. Das deutsche Altertum sollte erst unter anderen Verhältnissen, nach der Lektüre von originalen Dichtungen den Heidelberger Görres ganz hinnehmen. Schon jetzt aber war der Boden dafür bereitet.

Und auch schon zur Mythenforschung, die ihm in jener späteren Epoche einen Namen machte, liegen hier die Keime. In Tiecks „Poetischem Journal“, Jena 1800, hatte zuerst Friedrich Majer, ein Schüler Herders, über die mythologischen Dichtungen der Inder in Briefen umfänglicher gehandelt, „über die ersten Blüthen der jugendlichen Fantasie dieser Menschen, von welchen Sakontala zum Theil schon die Früchte enthält“. „Himmel und Erde fliesst dir noch in bunter, mannichfaltiger Verknüpfung ineinander und du fühlst dich wieder in die der Erinnerung so reizende, chaotische Verwirrung der Kinderjahre versetzt“, heisst es dort.[2])

Dorthin, „wo die Menschheit ihre frohen Kinderjahre verlebte und die Götter zu ihren Lieblingen hinabstiegen“, nahm auch Görres kindlicher Sinn den Weg in der Einleitung[3]) zu seiner Schrift „Glauben und Wissen“, München

[1]) 1. Jahrgang, 1. Stück, S. 165—216. Haym, Rom. Schule, S. 695.

[2]) S. 167.

[3]) Auch Aurora 1805 No. 1. u. 2 abgedruckt, als Probe der in dem Werke herrschenden „warmen und kräftigen Schreibart“.

1805, deren ganzes System sich auf die Uridee der Gottheit gründet, wie sie in der Trias des indischen Mythus sich darstellt. Dieser farbenprächtige Dithyrambus vermischt zu Anfang die Kindheit des Einzelmenschen mit der der Menschheit in liebevoller Verklärung. Von der südlichen Mythe findet er den Weg zur nördlichen der Edda, und die spätere „Mythengeschichte der asiatischen Welt" verkündet schon *in nuce* der versprengte Satz:[1]) in Indien „ward dem Menschengeschlechte das göttliche Gedicht anvertraut. . . . Wie ein heiliges Feuer tragen es die Völker auf ihren Wanderungen herum, nur matter glühte die Flamme auf, wie sie weiter von der Heimat sich entfernten."

So muss schon überall hinübergeschaut werden in eine neue Zeit von Görres Schaffen, die mit der Übersiedlung nach Heidelberg anhebt. Aber die ihr voraufgehenden sechs Jahre dürfen zur gründlichen Würdigung seiner von 1806 ab datierenden Bestrebungen für die deutsche Litteratur und die Romantik nicht ausser Acht bleiben. Überall werden später die schon hier angeknüpften Fäden nur weitergesponnen. Er selbst misst diesen Jahren den richtigen Wert für seine Entwicklung bei, wenn er 1805 an seinen Freund Charles Villers schreibt:[2]) „Ich unterdessen habe immer fort und fortgearbeitet, und Feuer geschlagen und Licht herausgelockt und es heller und heller in mir gemacht, und blicke mit vieler Freude auf die gethane Arbeit und auf das, was noch zu thun ist."

---

[1]) S. 15. Vgl. S. 14: „Dahin (nach Indien) gelangen wir, wenn wir dem stillen Strome, der in Sagen und heiligen Gesängen durch die Zeiten fliesst, bis zur Quelle folgen."

[2]) Briefe an Villers, hrsg. von M. Isler, Hamburg 1879, S. 73.

II.

Heidelberg. Görres und die jüngere Romantik.

1.

Im achtzehnten Jahrhundert waren deutsche Universitäten vornehmlich Trägerinnen der litterarischen Entwicklung. Leipzig, Halle treten in seiner ersten Hälfte als kampfbereite Hüterinnen ästhetischer Theorien auf; in seiner zweiten wird Strassburg eine Pflanzstätte des Sturms und Drangs, Göttingen ein Sammelpunkt enthusiastischer Dichterjünglinge und später der Sitz des Goethe verstehenden und verehrenden Forsterschen Kreises, dessen Mitte Caroline Böhmer bildete. Zu ihren Füssen sass August Wilhelm Schlegel als gelehriger Schüler, der aus diesem Boden zum kritischen Führer der älteren Romantik herauswuchs.[1])

Die Glieder der romantischen Schule sind am Ende des Jahrhunderts beisammen in Jena, das als Nachbarin des Weimarischen Musensitzes, als Schillerstadt und Pflegerin des Kantianismus, zu einer tonangebenden und zugkräftigen Stätte der Kunst und Wissenschaft geworden war. Mit dem letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts aber ist Jenas Blüteperiode vorüber. Andere Universitäten teilten sich gleichsam in seine „Trümmer".[2])

---

[1]) Vgl. Walzel, Schriften der Goethe-Gesellschaft, 13. Bd., S. I ff. XV, XVI.

[2]) Aus dem Leben von Johann Diederich Gries, 1855, S. 65 f. Vgl. Gries an Paulus, 29. Sept. 1807: „Dass unser altes Jena noch in einem ganz anderen als blos im figürlichen Sinne zertrümmert werden würde, wer hätte es damals gedacht, als wir uns zuletzt sahen?" (Reichlin—Meldegg, Paulus und seine Zeit II, 33).

Da erwachte 1803 in Süddeutschland nach über hundertjährigem, trägem Schlafe eine alte Musenstadt, die eine bedeutende litterarische Vergangenheit hinter sich hatte, zu verjüngtem, modernem Leben: Heidelberg.[1]). Mit ihr erstand eine direkte Nachfolgerin in der Wissenschaft und im Geiste Jenas; denn schon den grössten Teil der neuen Lehrkräfte bildeten ehemalige Jenenser.[2]). Zwar lässt sich nicht im Einzelnen bestimmen, was die Ackermann, Fries, Schelver, Thibaut, Voss u. a. trieb, dem Heidelberger Rufe Folge zu leisten; jedenfalls aber wurden allenthalben Erwartungen in die Neckarstadt gesetzt, und ihr rascher Aufschwung ward in Journalen viel besprochen.

Und hatte einen grossen Sohn des achtzehnten Jahrhunderts, Albrecht Haller, die Lage der Stadt noch unangenehm berührt, das Schloss ziemlich gleichgültig gelassen;[3]) — jetzt wurde die Heidelberger Szenerie bald ein Prototyp der romantischen Landschaft, das Schloss „ein Denkmal, ein grandioses Denkmal vergangener Herrlichkeit“,[4]) und eine rousseauistische Naturschwärmerei begann diese Stätten zu feiern.[5])

„Wenn Heidelberg nun auch einige litterarische Wichtigkeit bekommt, so kann ich mir keinen besseren

---

[1]) Vgl. Bartsch, Romantiker und germanistische Studien in Heidelberg 1804—1806, Heidelberg 1881, S. 5 ff.; Kuno Fischer, Festrede zur fünfhundertjährigen Jubelfeier der Ruprecht-Karls-Hochschule zu Heidelberg, Heidelberg 1886, S. 88 ff.; Dittenberger, Die Universität Heidelberg im Jahre 1804, 1844; Ed. Heyck, Heidelberger Studentenleben zu Anfang unseres Jahrhunderts, 1886; M. Koch, Arnim, Brentano und Görres (Kürschners Nationallitteratur Bd. 146), S. LIV ff.

[2]) S. w. unten über das Projekt, die Jen. Allg. Litteraturzeitung nach Heidelberg zu verlegen.

[3]) Albrecht Hallers Tagebücher seiner Reisen nach Deutschland, Holland und England, hrsg. v. L. Hirzel, Leipzig 1883, S. 23.

[4]) Kuno Fischer a. a. O. S. 92.

[5]) Vgl. Georg Weber, Heidelberger Erinnerungen, 1886, S. 107 ff.; Unvergessenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben v. Helmina v. Chezy, Leipzig 1858, II, S. 4.

Aufenthalt wünschen", schreibt[1]) der Tassoübersetzer Gries, auch ein dorthin übersiedelter Jünger des Jenenser Kreises. Die litterarischen Leistungen blieben nicht aus: der „Heidelberger Romantik" verdankt die Sammlung „alter deutscher Lieder" in „Des Knaben Wunderhorn" ihre Entstehung. Der erste Band fand während des Zusammenseins Achims v. Arnim mit dem seit 1804 in Heidelberg ansässigen Clemens Brentano im Frühjahr 1805 dort seinen Abschluss[2]). Diesen beiden Freunden reiht die Litteraturgeschichte als dritten Heidelberger Romantiker Joseph Görres an.

Je grösser der Kreis seiner Beschäftigungen wurde, um so peinlicher musste er das Missverhältnis zwischen ihnen und der geistigen Öde in Koblenz empfinden[3]). Dazu kam der bittere Hass gegen die Herrschaft des Korsen[4]) und auch eine gewisse Unstätheit, um „Auswanderungsprojekte" in ihm reifen zu lassen. Aretin, der Redakteur der „Aurora" sollten ihm in Bayern eine Anstellung verschaffen[5]). Auf Landshut oder gar auf Schellings Lehrstuhl in Würzburg machte er sich vergebliche Hoffnungen[6]), ebensowenig verwirklichten sich die ihm von München her vorgehaltenen Aussichten auf eine Stellung an der dortigen Akademie[7]). Da hörten denn auch die Beiträge zur „Aurora" auf, durch deren Unterstützung er sich „Verdienste für Baiern" erworben haben sollte[8]). Und so zog auch er nach Heidelberg. Die Nähe „seines Rheins" und der Heimat, an der er hing[9]), waren einer

[1]) Aus dem Leben v. Joh. Diederich Gries, S. 66. Bald freilich, nachdem er keinen Anschluss an die führenden Persönlichkeiten gewonnen, änderte sich sein Urteil über den Ort, wo er gehofft hatte, „ein neues, schöneres Jena aufblühen zu sehen." (Vgl. Reichlin—Meldegg, Paulus, II, S. 33).

[2]) Vgl. Steig, Arnim und Brentano, S. 143.

[3]) Vgl. Briefe II, 18. [4]) Briefe II, 6, 12, 13.

[5]) Briefe II, 12; vgl. Briefe an Charles Villers. Hrsg. v. M. Isler, Hamburg 1879, S. 72.

[6]) Briefe II, 13, 14. [7]) Briefe II, 18, 19. [8]) Briefe II, 17.

[9]) Briefe II, 13.

vorübergehenden, zunächst auf ein Jahr berechneten, dann um ein weiteres verlängerten[1]) Übersiedlung an die Universität förderlich. — Am 11. Sept. 1806 beschliesst der Senat, „das Gesuch des H. Goerres aus Koblenz (vom 7.) Vorlesungen über Physiologie und Philosophie an der Universität halten zu dürfen, der Kuratel angelegentlichst zu empfehlen, besonders da derselbe schon durch seine Schriften als ein geistvoller Mann bekannt sei“[2]). Damit trat dieser ein in ein lebhaft bewegtes Centrum rein geistiger Interessen, und der eigenartige Reiz seiner Persönlichkeit fand darin Gelegenheit zur vollen Entfaltung. Er las laut den Vorlesungsverzeichnissen: über Organopöie, Physiologie, Phychologie, Philosophie „in ihrer Totalität nach eigenem, zum Druck bestimmten Plane“, über Ästhetik, über spekulative Physik, über den Bau des Himmels, über „Hygieine“ u. a.; endlich noch spät im vorgerückten Sommersemester 1808 fing er eine Vorlesung an „über die altteutsche Literatur, die erste in ihrer Art“[3]). Ein tiefer Eindruck des im dämmerhaften Halbdunkel sich bewegenden, sprachgewaltigen Vortrages, die fortreissende Kraft seines drängenden und treibenden Wesens bei seiner Heidelberger Jüngerschaft wird uns mehrfach bezeugt[4]) — zumal der junge Joseph v. Eichendorff ist von seinem

---

[1]) Vgl. Briefe I, 493 f. 495 f.

[2]) Urkundenbuch der Universität Heidelberg. Zur fünfhundertjährigen Stiftungsfeier der Universität im Auftrage derselben hrsg. v. Eduard Winkelmann. II. Bd. Regesten. S. 340, Nr. 2644; vgl. Briefe II, 27 f.

[3]) Briefe I, 506; so seine eigenen Worte, die aber nur relative Gültigkeit haben. Bereits seit zwei Jahren las Benecke in Göttingen über altdeutsche Litteratur (Götting. gel. Aug. 1806, I, 472; vgl. Scherer ADB 2,323).

[4]) Vgl. Briefe II, 69, 417; Heidelberg und seine Umgebungen im Sommer 1807. In Briefen v. G. Reinbeck. Nebst einem merkwürdigen Beytrage zum Prozesse der Publicität gegen ihre Widersacher und einer Beylage. Tübingen, Cotta, 1808, S. 190; u. a. m.

Lehrer hingerissen[1]) —, mochten auch die Gegner sich gegen diese Wahrnehmung sträuben[2]). Der wissenschaftliche Nutzen seines Auftretens mag dahingestellt bleiben; aber der Wunsch, den seine „Ankündigung philosophischer und physiologischer Vorlesungen[3]) im Winterhalbjahre 1806-7" ausdrückt, „dass es ihm gelingen möge, indem er vom Leben lebendig spricht, auch Leben im Lebensfähigen zu wecken, und jene Begeistrung hervorzurufen, die allein des Wahnes wirre Misgestalten niederschlägt", scheint sich ihm erfüllt zu haben. Diese Ankündigung, die vom Werden des All anhebend in ungeheuerlich ansteigenden Perioden das Verhältnis der „Philosophie und der Physiologie, Allleben und Einzelnleben; Weltgeist und Menschengeist, Himmelsbahn und irdisch Pulsiren" u. s. w., in wenig Worten bestimmen will, ist in ihrem pansophistischen Inhalt nur stellenweise fassbar, und man hat hier ein wenig das Gefühl, dass ihr Verfasser eine effektvolle Pose einnimmt. Sie bot manchen Missgünstigen einen Angriffspunkt[4]). Aber auch Schelling durfte sie „wahnsinnig" finden. „Wie ist es möglich", meinte er, „dass Männer wie Creuzer und Daub einen so wahnwitzigen Mitarbeiter an den Studien und der Universität in ihre Protektion nehmen!"[5]) Doch grade unter Görres Amtsbrüdern findet man bald einen Beleg für den durchdringenden Einfluss seiner wuchtigen Persönlichkeit und

---

[1]) Vgl. jetzt Herm. Anders Krüger, Der junge Eichendorff. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik, Oppeln 1898, S. 83 f., 89. Briefe II, 80 f.; III, 341.

[2]) Reinbeck a. a. O.; Heinrich Voss an Charl. v. Schiller: Charl. v. Schiller III, 227 f.: vgl. im Morgenblatt 1808, Nr. 61, das mimisch-satirische Schreiben eines Studirenden auf der Universität ... an seinem Vater, den Baudirektor R . . . zu B: ferner ebd. 1808, Nr. 160, S. 640 und mehrfach.

[3]) Heidelberg zu finden bei Mohr und Zimmer (wiederabgedruckt bei Reinbeck a. a. O.), 8 S. kl. 8°.

[4]) Reinbeck a. a. O; Heinrich Voss an Goethe: Goethe-Jahrbuch V, 52.

[5]) Plitt, Schellings Leben in Briefen, II, 136.

ihrer revolutionären Anschauungen. Es ist die geharnischte Erklärung[1]) jener 18 Heidelberger Professoren vom Ende des Jahres 1807 gegen die im Stuttgarter „Morgenblatte“[2]) abgedruckten hämischen Briefe über Heidelberg und seine Umgebung. Sie trägt ganz die Physiognomie ihres Verfassers Görres,[3]) wie sie sich ihm in den vorhergehenden Jahren herausgebildet hatte, und die er jetzt auch andern aufzuzwingen wusste. Nicht persönliche Anfeindungen, wie die Gegner meinten[4]), brachten sein Blut in Wallung, sondern sein schon mehrfach zu beobachtender Zorn über den niedrigen deutschen Journalismus, den er im Morgenblatt, das 1807 begründet wurde, von vornherein witterte[5]), „gegen die Institute, die, allein berechnet auf den schlechtesten Grundzug im Charakter der Nation, jeglicher Gemeinheit fröhnend, auch allein die Herberge des litterarischen Pöbels seyn und bleiben sollten“, diktierte ihm diesen heftigen Protest.

Diese typische Bedeutung liegt offenkundig in dem Eingange des Manifestes: „Die Unterzeichneten, ergriffen von dem Gefühle der höchsten Indignation über die immer mehr zunehmende Klatscherei in den deutschen Journalen,

---

[1]) 1807, Nr. 277, 279, 293, 295, 296, 305, 309; s. Reinbeck a. a. O.

[2]) Vgl über sie: H. Voss: Charl. v. Schiller III, 235, 236, 241; Goethe-Jahrbuch V, 55; Pfaff, Einleitung zu Arnims Tröst Einsamkeit XXXIX f.; Steig, Arnim und Brentano, S. 230. Sie steht im Rheinischen Bundesblatt, Heidelberg 1807, Nr. 98, abgedruckt bei Reinbeck a. a. O.

[3]) Dass das Concept des Manifestes nach Stoll, Der Geschichtschreiber Friedrich Wilken, Cassel 1896, S. 339, nicht von Görres', sondern von Creuzers Hand geschrieben ist, erklärt sich wohl aus dem Umstande, dass dieser an dem ursprünglichen Görresischen Text eine abschwächende Redaktion vollzogen hat. (Vgl. Reinbeck a. a. O.)

[4]) Reinbeck a. a. O. 181. H. Voss a. a. O. 235 f.

[5]) Von hieraus nimmt übrigens der von Fr. Pfaff (Einleitung zu Arnims Tröst Einsamkeit, Freiburg u. Tübingen 1883) so ausführlich behandelte Streit des „Morgenblattes“ mit der Heidelberger Romantik eigentlich seinen Ausgang. Vgl. Pfaff ebd. S. XL u. Br. I, 505.

glauben endlich einmal zur Sprache bringen zu müssen, was schon so lange alle rechtlichen Menschen empört, und wollen, indem sie den öffentlichen Ankläger einer der neuesten Versündigungen dieser Art machen, wenigstens versuchen, ob dem fressenden Übel nicht noch einigermassen Einhalt gethan werden könne."

So strebte man auf diesem Neulande eine ernste Regeneration des deutschen Journalwesens an, die sich positiv äusserte bei der Gründung eines eigenen vornehmen kritischen Organs, den „Heidelbergischen Jahrbüchern der Litteratur."

Der Plan einer reformatorisch wirkenden, grossen kritischen Zeitschrift spukte schon längere Zeit in der Romantik. Die vorwiegend kritische Richtung und Begabung der Romantischen Schule verlangte nach einer solchen,[1]) als das „Athenäum" einging und der Bruch mit der Schützischen Jenaer Litteraturzeitung unvermeidlich war, in der A. W. Schlegel seine „Armee" — wie Dorothea ausrief — von Recensionen hatte aufmarschieren lassen. In ihm reifte das Projekt zu „kritischen Jahrbüchern der Wissenschaft und Kunst in Deutschland." Die Konkurrenz eines gleichzeitigen und ähnlichen Fichtischen Planes liess keinen von beiden zur Ausführung gelangen.

Aber im Sommer 1800, damals als die Haupterörterung des Schlegelschen Planes unter den Freunden und die Ausarbeitung stattfand, in der er uns vorliegt,[2]) weilte der junge Savigny zum zweiten Mal in Jena, stand im Verkehr mit den Romantikern, empfing eine Fülle der stärksten persönlichen Eindrücke und Anregungen.[3]) Er kümmerte sich um Schlegels Streit mit der Litteraturzeitung und rief schon damals: „O wenn nun die besten Köpfe Deutschlands .... mit Würde das ernste Geschäft der Kritik betrieben,

[1]) Vgl. Haym, Rom. Schule S. 737 ff.

[2]) A. W. Schlegels Sämmtliche Werke VIII, 50 ff.

[3]) A. Stoll, Savignys sächsische Studienreise. Kassel 1890, S. 6, 34, 39; vgl. sein Jenaer Tagebuch aus dem Jahre 1799: Preussische Jahrbücher IX, 478 ff; Steig, Arnim und Brentano S. 17 f.

was könnte diese und was könnte unsere ganze Litteratur werden!“[1]) Er mag das Schlegelsche Jahrbücherprojekt kennen gelernt haben; denn dessen Grundzüge findet man im Wesentlichen in einem Plane des Jahres 1802 wieder, von dem Clemens Brentano, ihn durchgehen lassend durch das Medium seines eigenen Geistes also berichtet:[2]) „Savigny will mit wenigen langgeprüften, wackern Freunden einen stillen Wunsch in sich und allen theilnehmenden Gemüthern, bescheidenen vortrefflichen, die in Deutschland versteckt, keimen mögen befriedigen; er will ein unschuldiges kritisches Blatt unternehmen, das sich total in der Tiefe und Unbefangenheit gleich, doch partheilos und unpolemisch auftritt, und die ganze Summe von lieben Büchern in allen Fächern nicht richterlich absprechend, sondern blos wie der gerührte und zugleich innerlich scharfe Sinn des Lesers behandelt, der nicht auf dem angemassten endlichen Richterstuhl sitzt — sondern die unendliche Bildung mit vorstellend an der Spitze dieser Werke mit fortgeht. Auch soll dies Blatt nicht unumgänglich Rezensionen, sondern auch eigene Ergüsse in Hinsicht auf Werke und am besten, wo sich beide durchdringen, menschliche Urtheile umfassen“ u. s. w. Hier wie bei Schlegel etwas Neues an Stelle der bestehenden Kritik. Auch Schlegel wollte alles nur „nach seinem allgemeinen menschlichen und Bildungswert“ hervorgehoben, den Ausdruck „Rezension“ vermieden wissen, auch er wollte das schon auf eine Weise Abgehandelte wieder in anderen Beziehungen und Einsichten unter den Mitarbeitern in Anregung gebracht sehen, der Form des Vortrags unbeschränkte Freiheit und ein eigentümliches Gepräge lassen. Savigny, der übrigens Görres schon früh — vermutlich auf der Rheinreise mit Brentano — kennen gelernt zu haben scheint,[3]) stand mit der Heidelberger Universität in enger Verbindung.

---

[1]) Stoll a. a. O. S. 31 f. [2]) Steig a. à. O. S. 30.
[3]) Vgl. Briefe II, 5.

Friedrich Creuzer, die eigentliche Seele und der erste Redakteur des schönwissenschaftlichen und historischen Teils der „Heidelbergischen Jahrbücher", war sein intimster Freund und hatte seinen Einfluss erfahren;[1]) „ich verdanke ihm viel", schreibt er einmal, „ich lernte von ihm, was man nicht immer aus Büchern lernt. Aber auch im litterarischen Sinn war mir sein Umgang teuer."[2]) Im Jahre 1804 brachte er längere Zeit in Heidelberg zu,[3]) bei der Organisation der Universität erteilte er seinen Rat,[4]) noch 1807 hoffte man, dass er als Professor hinüber kommen werde.[5]) So konnten seine Anregungen wohl wirksam sein bei den Jahrbüchern, wie sie mit dem Jahre 1808 ins Leben traten. Sie haben ausser dem wenigstens erstrebten Geist und dem Namen des Schlegelschen Projektes auch das Princip der Selbstanzeigen von Mitarbeitern wie dieses und wollten ebenso eine Kritik der Kritik ausüben.[6]) Von dem bei ihrer Gründung überwundenen Plane Vossens und einer Partei, die Jenaische Litteratur-Zeitung mit ihrem Redakteur nach Heidelberg zu verpflanzen, spricht einige Male[7]) Friedrich Creuzer: so setzte sich auch hier der Antagonismus einer neuen Richtung mit dem Geiste des achtzehnten Jahrhunderts fort. Die Blütezeit der Jahr-

[1]) Vgl. Stoll, a. a. O. S. 2 ff.: Creuzers Selbstbiographie. Zeitgenossen. Neue (zweite Reihe) 1822. Heft VII, 16 f., 18; Erwin Rohde, Fr. Creuzer u. Carolino v. Günderode, Heidelberg 1893, S. 93, 106.

[2]) Aus F. H. Jacobis Nachlass. Hrsg. von R. Zoeppritz, Leipzig 1869, II, S. 23.

[3]) Dittenberger, Die Universität Heidelberg im Jahre 1804. S. 24 f.; Rohde a. a. O. S. 8, 10, 13 f., 18 u. a.

[4]) Bartsch, Romantiker u. germanistische Studien S. 6, 40 (nach Aufzeichnungen Kaysers). Enneccerus, Friedrich v. Savigny. Nebst ungedruckten Briefen, Marburg, 1879, S. 14.

[5]) Briefe I, 493. Sein lebhaftes und thätiges Interesse an den Jahrbüchern ist aus den „Freundesbriefen" mehrfach zu ersehen.

[6]) Vgl. die Ankündigung, z. B. Morgenblatt 1807, Intelligenzblatt Nr. 23, S. 917.

[7]) Selbstbiographie, a. a. O. S. 26, 37. Rohde, Creuzer u. C. v. Günderode, S. 116.

bücher bis zum Jahre 1811, solange wie die Romantik reg daran mitwirkte, bietet eine intime Geschichte dieses Gegensatzes. Doch ging man anfangs einmütig in Ernst oder Begeisterung an das grosse Erwartungen hervorrufende Unternehmen.[1]) „Was nun einmal eine Recensionsanstalt in dieser Zeit bedeuten kann, das, glaube ich, werden diese Jahrbücher wenigstens stellenweise erreichen. Besonders über dem ästhetischen Teile, den Creuzer im besten Geiste redigirt, scheint ein günstiges Gestirn zu walten" schreibt[2]) Görres; und Arnim begrüsste diese „glücklich begonnenen" Jahrbücher und ihren Hauptleiter in der Einsiedlerzeitung:[3]) „Frau Wirtin, einen Schoppen Wein, wir müssen seine Gesundheit trinken; auch Heidelberg soll leben, denn es muss da ein gutes Leben seyn, freye, ernst und eifrig. — Gott segne die Studien!" So hoffte die jüngere Romantik: sie recensierte ganz im oben erklärten Sinne Schlegels, Savignys. Arnim empfing[4]) dafür 1809 von Ernst Wagner das schöne Zeugnis: „Hat man wohl in unsern übrigen lit. Zeitungen nur einen Begriff von Wert und Nutzen eines Richterstuhls, wie der Ihrige ist? Da ist kein guter noch böser Wille gegen den Autor, sondern nur reines Streben, das Organ der Welt für den Autor, und das Organ des Autors für die Welt zu sein!"

Über andere Quellen für unsere Kenntnis der Heidelberger liesse sich sagen, dass zunächst zwei vielfach für die Charakteristik des Kreises benutzte und aus persönlichen Erinnerungen fliessende malerische Schilderungen bei methodischer Verwertung sich nicht ganz bewähren:

---

[1]) Vgl. z. B. Heinrich Voss, Goethe-Jahrbuch V, 73; Marheineke an Jean Paul: Förster, Denkwürdigkeiten a. d. Leben Jean Paul Fr. Richters, III, 155; s. a. Georg Weber, Heidelberger Erinnerungen, 1886, S. 99.

[2]) Briefe II, 30.

[3]) Neudruck v. Fr. Pfaff, S. 99.

[4]) Zeitschrift f. deutsche Philologie XXIX, 209.

Eichendorffs Aufzeichnungen[1]) „Halle und Heidelberg“ aus später Zeit sollen eine freie Darstellung der Führer der Romantik, Görres, Arnim, Brentano in persönlichen lebendigen Bildern sein[2]) und werden durch das gleichzeitige Tagebuch in manchem widerlegt: Görres prachtvolle Nänie auf Arnim[3]) ist doch mit fremden Ingredienzien versetzt, dient als Sprachrohr für aktuell politische und religiöse Herzenserleichterungen, betont einseitig solche Gesichtspunkte und verrückt oder vernachlässigt die litterarischen.

Über die in den Görresischen Familienbriefen in einem Anhange mitgeteilten[4]) Briefe von Görres an seine Schwiegermutter, Frau v. Lasaulx in Koblenz, hat schon der kritische Böhmer sich dahin geäussert,[5]) dass sie „die Blüthe und Fülle des damaligen Lebens“ nicht wiedergeben. „Die bedeutenderen Leute werden weder sämmtlich noch tief berührt, und die damalige litterarische Production nicht ordentlich geschildert.“

Eine Fülle von Aufschlüssen bietet die Arnim-Brentanische Korrespondenz;[6]) einige Ergänzungen enthalten die Briefe der Romantiker an den Heidelberger Buchhändler und Verleger Zimmer,[7]) bei aller Sorglosigkeit mit der ihr Herausgeber sie behandelt hat.[8])

---

[1]) Aus dem litterarischen Nachlasse Joseph Frhn. von Eichendorffs, Paderborn 1866, S. 305 ff.

[2]) Vgl. H. A. Krüger, Der junge Eichendorff. Oppeln 1898. S. 88 u. a. S. aber Steig. Dt. Littztg. 1899. No. 7.

[3]) Menzels Litteraturblatt, 1831, Nr. 27—30.

[4]) Briefe I, 476—509.

[5]) Janssen, Böhmers Leben, Briefe u. kleinere Schriften, III, 235.

[6]) R. Steig, Achim v. Arnim u. Clemens Brentano, Stuttgart 1894.

[7]) Joh. Georg Zimmer und die Romantiker. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik nebst bisher ungedruckten Briefen, hrsg. von Heinrich W. B. Zimmer, Frankfurt, 1888.

[8]) Über die Mängel dieser Publikation hat Walzel, Zeitschrift f. d. östreich. Gymnasien 1890, S. 529 ff., gesprochen. Vor der Einsicht in Walzels Besprechung war mir die falsche Datierung und Anordnung der S. 203—208 abgedruckten fünf Briefe von Görres an Zimmer aufgestossen. Es sei gestattet, Walzels Rekon-

Von den vielen einzelnen Materialien — hierzu rechne ich auch die lang ignorierten 10 Görresischen Briefe an Charles des Villers (Isler, Briefe an Ch. de Villers, Hamburg 1879, S. 72—97) — abgesehen, die einer kritischen Erörterung nicht bedürfen, fliesst die Hauptquelle für Görres in den von Binder musterhaft gesichteten „Freundesbriefen." Freilich ist die Korrespondenz zwischen ihm und Arnim und Brentano nicht vollständig. Vollzählig bis auf einen[1]) sind die Briefe Arnims an Görres; von Bren-

---

struktion des Görres-Zimmerischen Briefwechsels etwas zu modificieren: Falsch datiert sind die Briefe Zimmer S. 205, 206, 207, die drei letzten. Aus Briefe II, 256 geht für den bei Zimmer S. 206—7 abgedruckten Brief unzweifelhaft das Datum des 11. November 1811 statt des fälschlichen vom 11. Mai 1812 hervor. Ob eine Verwechlung mit einem im Manuskripte vorhandenen, nicht publicierten Briefe vorliegt, muss dahingestellt bleiben. Der besprochene Brief muss sich auf S. 205 dem vom 26. Juli 1811 (Nr. 2) anschliessen. Der Brief S. 207 f. ist fälschlich vom 8. Juni 1812 datiert, wofür 8. Januar zu schreiben ist, vor allem des den Brief eröffnenden Neujahrswunsches wegen.

Walzel nimmt aber dies Datum nur für den ersten Teil des Briefes bis S. 208, Z. 7, in Anspruch. Den zweiten Teil glaubt er in der That vom 8. Juni 1812 datiert, und wider alles Recht dem Briefe vom Anfange des Jahres angeschweisst (a. a. O. S. 532). Er stützt sich darauf, dass die in dem letzten Abschnitte erwähnte Ankündigung einer Bibliotheca Vaticana altdeutscher Dichtungen in den Briefen an die Grimm erst unterm 2. Juni 1812 auftauche (II, 325). Allein schon am 23. Januar 1812 (II, 282) berichtet Görres mit ähnlichen Worten, wie an Zimmer von dieser entworfenen Ankündigung. Somit ist die Einheit des Briefes gesichert und die Verlesung etwa der Abkürzung Jan. in Juni hat bei Görres Handschrift nichts Auffallendes. — Walzel hält auch das Datum des Briefes S. 205, den 23. April 1812, für richtig. Doch handelt der ganze Brief vom „Rheinischen Merkur" (1814—16), wenn auch ohne Titelnennung, und da überdies Görres dort erzählt, er sei unter die Censur gethan, was erst im Jahre 1815 geschah (vgl. Brentano an Arnim, Steig 342), so ist der 23. April 1815 für den Brief in Anspruch zu nehmen, der also die Reihe schliessen muss.

[1]) Ihn erwähnt Görres als drei Wochen vor seinem Tode geschrieben im Nachrufe auf Arnim (a. a. O. S. 115.)

tano müssen mehrere entbehrt werden.[1]) Ebenso fehlt[2]) ein gemeinsamer Brief Arnims und Brentanos aus Berlin v. J. 1810. Übler steht es mit den Antworten von Görres an beide. Sehr spärlich überhaupt sind Görres Briefe an Brentano vor dem Jahre 1825 wahrscheinlich gewesen.[3]) In der Sammlung ist keiner enthalten: ein Schreiben aus dem Jahre 1817 bringt unser Anhang. Auch kein Brief von Görres an Arnim war bisher bekannt.[4]) Das war gegenüber den zahl- und inhaltsreichen Briefen Arnims doppelt bedauerlich. Ihnen können jetzt im Anhange wenigstens vier Antworten von Görres und eine von Frau Katharina entgegengestellt werden.

2. Arnim wird 1802 auf seiner Rheinreise[5]) mit Clemens Brentano in dem Koblenzer Kreise Görres nur flüchtig und ohne einen nachhaltigen Eindruck zu hinterlassen oder zu empfangen begegnet sein. Der Ton, in dem Clemens dem Freunde von Görres Ankunft in Heidelberg spricht,[6]) lässt dies empfinden. Doch nahm Görres Notiz von Arnims naturwissenschaftlichen Arbeiten: er citiert ihn 1803 in den „Aphorismen über Organonomie."[7])

Mit August Winkelmann, jenem im Februar 1806[8]) verstorbenen Busenfreunde Arnims und Brentanos[9]) verbanden Görres naturphilosophische Interessen und eine Korrespondenz.[10]) Vielleicht hatte die verstorbene Sophie Brentano die Annäherung beider vermittelt.[11]) Winkelmann

---

[1]) Vgl. Br. II, 72; II, 466; III, 175; Anhang Nr. 1 und Nr. 3; s. a. Helmina v. Chezy, Unvergessenes II, 164 f., der Görres 1815 oder früher „entzückende," witzige Briefe von Brentano vorgelesen haben soll. Es könnte von Gedrucktem nur Br. II, 72 ff. in Betracht kommen.

[2]) Vgl. Br. II, 103. [3]) Vgl. Br. III, 173 ff. [4]) Vgl. Briefe II, VII.

[5]) Steig a. a. O. S. 34. [6]) Steig a. a. O. S. 216. [7]) S. 5.

[8]) Steig a. a. O. S. 172.

[9]) Vgl. über ihn Steig a. a. O. S. 9, 172, 174 f., 188 u. mehrfach: Euphorion 2, 318 ff.

[10]) Briefe II, 2—5.

[11]) Über Winkelmann und Sophie vgl. Steig, Euphorion 2, 322: Arnim u. Brentano S. 22.

begeisterte sich für Görres, dieser besprach lobend und günstig prognosticierend dessen den „Freunden Ritter und Arnim zurückgegebene“ „Einleitung in die dynamische Physiologie“ 1803, in der Jenaischen Litteraturzeitung 1804.[1])

Ältere Beziehungen zu Brentano sind schon erörtert. Ein früherer Missklang war schnell vergessen, als Görres Ende Oktober 1806 in Heidelberg anlangte. Es fügte sich, dass er Clemens gleich beim Tode seiner geliebten Sophie, der ihn seines Haltes beraubte, stützen und trösten durfte.[2]) Ein Lebensbund ward dadurch geschlossen und geheiligt. Brentanos dankbare Erinnerung an jene Stunden ist allezeit unauslöschlich geblieben;[3]) Sophien und Görres nennt[4]) er in einem Atem einmal die „herrlichsten Güter“ seines Lebens. Die Bewunderung seiner Person bei ihm ist tief und ehrlich.[5]) „Über seiner Brust und seiner Stirn schlagen alle Wünschelruthen und schwebt kein Irrlicht mehr,“ schreibt er mit wehmütigem Seitenblick auf eigene Zerrissenheit. Brentano blieb bis Ende März 1807 in Heidelberg.[6]) Mit seiner Abreise schliesst die erste Periode von Görres persönlichen Heidelberger Beziehungen zur Romantik. Die zweite beginnt im Januar 1808 mit Arnims Ankunft.[7]) Sie umschliesst die Zeit des Zusammenlebens[8]) aller drei im Mai 1808 und die Zeit der Einsiedlerzeitung (April bis August 1808). Ende Juni 1808 verliess Brentano Heidelberg, um nicht mehr dahin zurückzukehren.[9]) Vom Ausgang des Mai bis zum 21. Juni, die letzten Tage des Juli und den grössten Teil des August war Arnim abwesend, wobei er Görres Angehörige in Koblenz besuchte.[10]) Die ver-

[1]) Nr. 167, 168. [2]) Steig a. a. O. S. 216, 267; Briefe I, 479 f.

[3]) Vgl. Steig a. a. O. S. 216; Briefe II, 466; Brentanos Ges. Schriften II, 380 ff., VII, 284 f.

[4]) An Rahel: Varnhagen, Biogr. Portraits S. 110.

[5]) Vgl. Steig S. 216 f., 240; Zimmer a. a. O. S. 182; Bartsch, Romantiker und germanistische Studien S. 17, 45. Anm. 81 (Aufzeichnung Kaysers v. 22. Febr. 1807).

[6]) Briefe I, 485—87. [7]) Vgl. Steig S. 225—28. [8]) Ebd. 254.

[9]) Briefe I, 507; Steig S. 254.

[10]) Vgl. Steig S. 254; Briefe I, 508.

schiedenen Phasen des Zusammenseins der Heidelberger Freunde müssen auseinandergehalten werden.

Clemens Brentano steht am Eingange von Görres Heidelberger Bestrebungen, wie sein Einfluss schon einmal bei Görres wirksam gewesen zu sein scheint und bei dessen Wandlung zum kirchlichen Mystiker nicht in letzte Linie zu stellen ist,[1]) obwohl Görres, auch in späterer Zeit, oft nur ein Lächeln für den Freund gehabt haben soll.[2]) Seiner Person und Bibliothek verdankt Görres die wichtigste romantische Frucht seines Heidelberger Aufenthalts: die Beschäftigung mit dem Altdeutschen, die fortan auf Jahre hinaus die Mitte seiner jetzt auf das Historische anstatt der früheren Systematik gerichteten Studien bildete.

Und zweitens: Brentano begegnet sich mit Görres in der Anlage zur ausgelassensten Komik und Satire, im heitern Wohlgefallen an der Lügengeschichte.[3]) So entstand unter kindlicher Freude[4]) der beiden abwechselnd schreibenden Verfasser die „Wunderbare Geschichte von BOGS dem Uhrmacher, wie er zwar das menschliche Leben längst verlassen, nun aber doch, nach vielen musikalischen Leiden zu Wasser und zu Lande, in die bürgerliche Schützengesellschaft aufgenommen zu werden Hoffnung hat oder die über das Ufer der badischen Wochenschrift als Beilage ausgetretene Konzert-Anzeige[5]). Sie richtet sich eingangs gegen das Philistertum des wie eine Uhr funktionierenden korrekten Bürgers und gegen eine dressierte Natur. Aber Selbstironie, verkappter litterarischer Scherz gegen Nicolai

[1]) Vgl. bes. Briefe III, 179, 180; Sepp. Görres 1877, S. 375.

[2]) Briefwechsel des Historienmalers Steinle, Freiburg 1897, (Steinle an Diel: 22. April 1872).

[3]) Siehe oben S. 2 f. [4]) Br. I, 485, 489.

[5]) (Heidelberg) 1807, erneut in Brentanos Ges. Schr. V, 327. Das der Originalausgabe vorgesetzte bunte Bildnis des „Uhrmachers" ist jüngst reproduciert in der „Zeitschrift für Bücherfreunde", April 1900. Einiges Tatsächliche über den Bogs und die Scheidung des Eigentums beider Verfasser werde ich demnächst im „Anzeiger für deutsches Altertum" bei Gelegenheit der Besprechung von Wibbelts Schrift über Görres als Litterarhistoriker beibringen.

und Kotzebue, gegen das „Morgenblatt", gegen Merkel und Reinbeck[1]), wohl auch gegen Voss, obwohl man es leugnete[2]), spielt hinein. Brentano steuerte den auferstandenen Schelmuffsky nebst dem Bruder Grafen und der Dame Charmante und schöne Liederstrophen bei; Görres setzte in seiner Art[3]) die musikalischen Sinneseindrücke des Bogs in tolle malerische Visionen um und verwertete seine medizinischen Kenntnisse in einem Gutachten über dessen Gehirnzustand, einer Münchhausiade, zu der Jean Pauls „Titan" den Namen des Doctor Sphex lieh.

In die Zeit nach der Abreise Brentanos von Heidelberg nun fallen neben dem Erscheinen der „Teutschen Volksbücher"[4]) die Verhandlungen über die Gründung der „Jahrbücher", das erwähnte Manifest der Professoren, schliesslich die Veröffentlichung einiger kleinerer mimisch-satirischer Beiträge zur ergötzlichen Charakteristik schaler und bornierter Tageskritik durch Görres in der schweizerischen Zeitschrift „Isis"[5]). Dann kam Arnim, der durch seines Clemens enthusiastische Urteile auf den neuen Freund vorbereitet war, aber aus der Ferne kühl ihm gegenüber gestanden hatte[6]). Erst der persönliche Verkehr hat

---

[1]) Ich verweise auf die Seiten 5, 35, 52 des Originaldruckes.

[2]) Karl Mayer, L. Uhland, I, 151 f.

[3]) Vgl. Br. I, 311. [4]) Br. I, 493, 498; Steig 218.

[5]) Maiheft 1807 (5. Bd.), S. 398—400; Septemberheft (6. Bd.), S. 237—38. Ich habe sie Görres zuerteilt; den Erweis seiner Autorschaft s. w. u. III. 5. — Für die „Kurfürstl. privilegirte Wochenschrift für die Badischen Lande", hrg. v. A. Schreiber, Heidelberg, Juli 1806 bis Ende December 1807, an der Brentano mitarbeitete (vgl. Steig S. 180, 186 f., 357) hat Görres nur die kurze, anonyme Anzeige von Windischmanns philosophischen Gesprächen über die „Selbstvernichtung der Zeit und die Hoffnung zur Wiedergeburt", Heidelberg (Mohr u. Zimmer) 1807, geliefert (1807, No. 24, Sp. 381 f.) wie ich mit Vorbehalt anzunehmen geneigt wäre. Für zweimalige Hersendung des Heidelberger Exemplares der Wochenschrift danke ich der dortigen Universitäts-Bibliothek. Die Angabe, dass die Zeitung nur bis Ende Juni 1807 erschienen sei (Steig S. 186, 238, Goedeke [2] VI, S. 59, No. 12), ist irrig.

[6]) S. u. sein Urteil über die „Volksbücher".

ihren Bund begründet und musste ihnen manche Ähnlichkeiten ihrer Denkart aufthun. Auch Arnim war, wie Görres, aus den Naturwissenschaften hervorgegangen, auch er verfolgte mit reger Anteilnahme die Zustände des öffentlichen und staatlichen Lebens. Nur Arnims treuer preussischer Patriotismus wurde von dem Freunde schon in Heidelberg oft verletzt[1]). Aber, um eine einzelne Übereinstimmung gerade auf politischem Gebiete anzudeuten: Arnim wünschte den leeren Streit zwischen dem Norden und Süden Deutschlands — eine damals mehr als heute erörterte Frage — geschlichtet, wie den Wettstreit des Wassers mit dem Weine (Wunderhorn 2, 39), d. h. durch Vermischung der Gegensätze[2]); auch Görres hatte in einem Fragmente der „Aurora“ 1804 für den geistigen Austausch der beiden deutschen Zonen untereinander gesprochen[3]).

Görres wie Arnim sind von dem durchschnittlichen Tiefstande ihrer altklugen Zeit in Leben und Kunst, Litteratur und Kritik überzeugt, in beiden waltet das starke Bedürfnis an einer Regeneration zu wirken. Sie flüchten zur Kindlichkeit, zur Volkspoesie, in „die frische Morgenluft altdeutschen Wandels“. Ein gewisser Rousseauismus ist ihnen eigen: sie kämpfen entgegen einer Schul- und Bücherweisheit, ja entgegen abstrakter Wissenschaft überhaupt für die Rechte der Anschauung und des Gefühls. Aber Arnim, der Dichter, zeigt sich hier noch weit radikaler als der immer spekulative Görres, worauf noch bei mancher Gelegenheit hinzuweisen sein wird. Auch dieser freilich stemmt sich oft urwüchsig dem Gelehrtentum und Gelehrtendünkel

---

[1]) Briefe III, 73, vgl. III, 66 und den Brief von Görres an Arnim a. d. J. 1820 unten Anhang No. 5.

[2]) Steig S. 31; ähnliche Worte gebraucht er in den Heidelberger Jahrbüchern 1808, V, 8, 368.

[3]) No. 125. „Nord- und Süddeutschland.“ Goethe soll allerdings 1815 von Görres und Arndt gemeint haben: „Diese Männer werden die Kluft zwischen dem nördlichen und südlichen Deutschland noch erweitern.“ (Erinnerungen des Dr. Joh. Nep. v. Ringseis, hrg. v. Emilie Ringseis, I, 210.)

entgegen. „O Allergelehrteste, wie seid ihr so dumm, wenn ihr die Bücher zu Hause gelassen“, ruft er einmal auch 1808 in den „Schriftproben von Peter Hammer“ [1]). Es ist dies Schriftchen, wie Görres selbst authentisch angiebt, „in bitterem Unwillen auf die Zeit und die allgemeine Hohlheit“ [2]) geschrieben. Einem tieferniedrigten Geschlechte soll hier mit Jesaiasstimme ein Spiegel seiner Sünden vorgehalten werden; schauerliche Orgien feiert die Phantasie, seine Verwerflichkeit ihm halbdramatisch, allegorisch ausmalend; eine kraftvolle, geheiligte Vergangenheit wird angerufen. Was sich seit Jahren in Görres an Bitternis über die „politische Niederträchtigkeit“ [3]) angesammelt hatte, entlud sich hier in so unergründlichen und doch grandiosen Tönen, wie weder vorher noch nachher. Das Poetasterwesen und natürlich wieder die Wasserflut des Journalismus empfangen ihren Teil an Sarkasmen. Doch es sind generelle Richtungen die gegeisselt werden, und nur Napoleon wird in Person mehrmals stark getroffen; daher denn auch das Pseudonym „Peter Ham-

dafür und bewog Zimmer, es zu verlegen[1]). In Görres Familie fand er dann bald eine ihm liebe Stätte, wo er meist die Abende verbrachte, und es ward ihm „recht wohl da“[2]). Erst die „Zeitung für Einsiedler“ aber stellte die Arnim, Brentano, Görres als litterarische Partei in die Öffentlichkeit hinaus. Es ist notwendig, Görres und die beiden anderen Freunde in ihrem Verhältnis zu den Führern der voraufgegangenen und gleichzeitigen litterarischen Bewegung zu überblicken: die Stifter der neuen Richtung, die Brüder Schlegel, respektierte man in Heidelberg allseitig, trotz der ziemlich argen Trübungen, die das persönliche Verhältnis Brentanos zu ihnen erfahren hatte[3]). Arnim würdigt anerkennend und dankbar ihre Verdienste um das deutsche Geistesleben in den Heidelberger Jahrbüchern 1810, V. Abtlg., I, 4, 145 und 1811, No. 75, in Besprechungen von Fr. Schlegels Gedichten (Berlin 1809) und Aug. Wilhelms Poetischen Werken (Heidelberg 1811), findet lobende Worte für Kunstübungen wie den „Jon“ und sucht den „Alarkos“ durchaus zu retten, legt den gebührenden Nachdruck auf die kritischen Erfolge der Brüder, aber meint doch, „dass sie ihren Zweck viel früher erreicht, wenn sie nicht zu schnell darauf zugeeilt wären, und wie Goethe früher durch Werke, und erst später durch Beurteilung anderer auf das Bessere hingedeutet hätten“. Er bleibt also auch hier seiner geistigen Natur treu, verkennt dabei jedoch die historische Notwendigkeit ihres Auftretens nach einer litterarischen Periode des regsten Schaffens. Görres frühere Abhängigkeit von den Brüdern hat ihre Erörterung schon gefunden. Bei kleinen gelehrten Differenzen zwischen ihm und Friedrich in einer quellenkritischen Frage[4]) der indischen Philosophie bleibt seine

[1]) Ebd. 230, 237. [2]) Ebd. 229, 239.

[3]) Vgl. Steig 23, 351; Jugendbr. der Brüder Grimm S. 22 u. a. m.

[4]) Vgl. Br. II, 130, 191, 225. Es handelt sich um die Upanishad. Görres erliess eine Erklärung in den Heidelbg. Jahrbüchern 1811, Intelligenzblatt No. 10. Br. II. 283 schreibt er aber: „Überhaupt sollten Leute, die im Ganzen und Grossen einverstanden sind

Hochachtung für sie sich fortdauernd gleich. Persönliche und briefliche Beziehungen beginnen[1]) aber erst später, zuerst mit Friedrich, als dieser auch Görres dem nationalen und romantischen Programm seines „Deutschen Museums“ dienstbar machte.[2])

Das merkwürdige Absprechen Arnims und Brentanos über Novalis unterscheidet sie beide von dem mit ihm, wie gezeigt, stark sympathisierenden Görres.

Doch waren alle drei wieder einig in der Schätzung Ludwig Tiecks. Das nahe litterarische und persönliche Verhältnis Arnims und Brentanos zu ihm lässt sich an der Hand ihrer gegenseitigen und der an ihn gerichteten Briefe[3]) übersehen und aus ihren Werken erläutern. Wäre seine Berufung nach Heidelberg,[4]) wo er im Juli 1803 und September 1806 weilte, zustande gekommen, so hätten die beiden ihn, den man als kritischen Mentor hochhielt und den seine Kennerschaft des Altdeutschen besonders schätzbar machte, vielleicht doch als dritten vor Görres in ihren Bund hineinzuziehen vermocht, wozu sie so, bei Tiecks

Arnims Poesie, vergebliche leise Versuche machten. Auch Görres steht unter Tiecks Einfluss, er feiert ihn mehrfach, besonders in der Recension seiner Bearbeitung[1]) des „Frauendienstes“ von Ulrich von Lichtenstein in den Heidelberger Jahrbüchern 1813, No. 37. Nachdem Tieck 1817 auf der Rückreise aus England und Frankreich in Koblenz vorgesprochen hatte,[2]) knüpfte sich auch eine beiderseits herzliche persönliche Freundschaft.[3]) Aber Tieck war zu mannigfach gebildet und scharfäugig, um nicht die einseitigen Schwächen der Görresischen romantischen Produktion zu überschauen. Er charakterisiert sie schlagend in einem Briefe an Solger vom 18. Mai 1818, auf den ich noch zurückkomme; ja er dachte wohl gar an eine spasshafte Parodie.[4])

Für Arnim und Brentano folgte Tieck gleich nach Goethe, ihrem Meister.[5]) Zwischen den beiden Freunden und Görres gähnt hier eine Kluft; denn immer weiter[6]) schritt er vor in der Ablehnung des Goethischen Schaffens. Heinrich Voss meldete sein Urteil nach Weimar. Er schreibt am 30. September 1807[7]): „Er (Görres) lehrt hier ganz unerhörte Dinge. Runge, Tieck und Jean Paul seien die einzigen Dichter. Goethe habe in früheren Jahren einige Anlagen gezeigt, sein Wilhelm Meister enthalte eine niedrig-ökonomische Ansicht des Lebens, sei zu verwerfen. Schiller verdiene nicht den Namen eines Dichters u. s. w. „So lieb' ich sie aber,“ erwiderte Goethe darauf in einem

---

[1]) S. unten III, 2.

[2]) Köpke, Ludwig Tieck, I, 372.

[3]) Briefe II, 600 f; III, 110 ff.

[4]) Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel. Herausgegeben von Ludwig Tieck und Friedrich von Raumer. I, Leipzig 1826, S. 637.

[5]) Vgl. bes. Hermann Grimm, Beiträge zur deutschen Culturgeschichte, 1897. S. 248 ff.

[6]) Siehe oben S. 24 ff.

[7]) Goethe-Jahrbuch V, 69 f; vgl. Charlotte v. Schiller, III, 227 ff.

Gespräche mit Riemer.[1]) Aber eine gewisse Gereiztheit kann man doch aus den Worten heraus hören, die er über die „Herrn Görres und Konsorten“ bei Gelegenheit der Nibelungen spricht.[2])

Sein schon früher geäussertes Interesse an Görres Person wurde neu angeregt durch Arnim, der am 29. September 1808 Goethe die „Volksbücher“ und die „Schriftproben“ zuschickt und sich für den braven Görres verwendet;[3]) er entkräftet die Anschwärzungen des „Morgenblattes“, betont seine Selbständigkeit und Universalität und entschuldigt seinen Stil kurz und gut: „er gehört zu denen, welche die Natur bestimmt hat zu schreiben, wie sie wollen.“ Freilich ging Goethes Interesse nicht soweit, um ihm eine Anstellung an einer andern Universität zu verschaffen, was Arnim mit dem Briefe bezweckt hatte und hoffte.[4]) Aber er schreibt[5]) an seinen in Heidelberg studierenden Sohn August am 7. November 1808: „Ich höre, Görres ist weggegangen. Schreibe mir doch etwas über diesen Mann, wenigstens über die äusserlichen Ver-

Sein Unverständnis geläuterter Goethischer Darstellungskunst bekundet Görres dann abermals in einem nur mit Rücksicht auf die Begeisterung Wilhelm Grimms gemilderten Missurteil über Goethes „Dichtung und Wahrheit".[1]) Dessen Stimmung gegen ihn ist nach den publicistischen Grossthaten des „Rheinischen Merkur" und einem Zusammensein in Koblenz am 29. Juli 1815,[2]) wohlwollend. In den „Noten und Abhandlungen zum west-östlichen Divan" führt er lobend die „teutschen Volksbücher" an und nennt ihn „unsern Görres"; in den „Sprüchen in Prosa" nimmt er einen Einfall von ihm über das Verhältnis der Baukunst zur Musik auf.[3]) Görres heisst ihm da ein „edler Philosoph", mochte auch Sulpiz Boisserée von seiner gegen Goethes Autorität sich empörenden Kunstkritik erzählt[4]) und ihn zu den „Widerbellern" gerechnet haben. Goethe erwiderte nichts darauf. Auch zu Göttlings abfälligem Bericht über den Münchener Görres[5]) besitzen wir keine Äusserung von ihm. Einigemale erfahren wir, dass bei Goethe über politische Schriften von Görres gesprochen wurde.[6]) Soweit die äusseren urkundlichen Zeugnisse. Ein letztes grosses Monument der Spiegelung Goethes in Görres Geiste ist die Besprechung des „Briefwechsels mit einem Kinde."

Dass schliesslich Schiller bei dem immer weiter in die Romantik sich vertiefenden Görres schlecht fahren musste, würde man sich denken können, auch wenn nicht Heinrich

---

[1]) Briefe II, 371 f. an W. Grimm; vgl. II, 362.

[2]) Vgl. Sulpiz Boisserée II, 65 (= Hempel 26, 374); Goethes Tagebücher: Weim. Ausg. III, 5, S. 173; Briefe II, 470, 476 f.

[3]) Hempel XIX, 148, No. 694. Die Beziehung dieses Prosaspruches auf Görres habe ich in einer demnächst im „Euphorion" erscheinenden Mittheilung nachzuweisen gesucht.

[4]) Sulpiz Boisserée II, 144.

[5]) Goethes Briefwechsel mit Göttling, hrsg. v. Kuno Fischer, München 1880, S. 27.

[6]) Knebel an Goethe, 20. Okt. 1819; Gespräche hrsg. v. Biedermann, III, 240, X, 108.

Voss es ausdrücklich berichtete,[1]) und nicht aus Görres Briefen[2]) der Spott gegen Schillers „Glocke" und „Würde der Frauen" bei Gelegenheit herausklänge. Man kann sich dabei auch der unmutigen Worte[3]) Brentanos gegen die „Braut von Messina", Arnims gegen den „Tell" erinnern, aber man wird diese Urteile nicht verallgemeinern dürfen. Denn untersucht man beider Werke nach ihrem Verhältnis zu Schiller, so ist das Resultat doch ein etwas anderes.[4]) Übereinstimmend aber empfanden alle drei Hölderlin aus dem Innersten nach.[5])

Trotz allem waren die Ansichten von der Dichtkunst überhaupt unter ihnen die gleichen: die Gewissheit einer poetischen Natur, das Vorhandensein einer unmittelbaren Hervorbringungsgabe, nicht künstlerischer Aufbau oder berechnendes Durchdenken und Anwenden kunstmässiger Gesetzgebung hatte für sie, wie einst für Stürmer und Dränger, Wert im Reiche dichterischer Schöpfung. „Was die Revolution als äusseres Naturereignis, was die Fichtesche Philosophie als innere absolute That, das wollte dieses Bündnis als reine, wild spielende Phantasie entwickeln".[6]) Der Niederschlag einer solchen Anschauung konnte in Görres Kunsturteilen schon wahrgenommen werden, und statt Arnims und Brentanos eigene Produktion als Belege dafür ausführlich heranzuziehen, will ich mich auf zwei apodiktische Aussprüche berufen, die die Untheorie ihrer Kunstauffassung wiedergeben: „Die

---

[1]) S. o. [2]) Briefe I, 486.

[3]) Steig S. 97, 115; vgl. Savigny bei Geiger, Die Günderode u. ihre Freunde, 1895, S. 38.

[4]) Vgl. Steig a. a. O. 384; Goethe u. d. Brüder Grimm, S. 28; Euphorion II, 410. Ich möchte für Brentano, um ein schlagendes Beispiel herauszuheben, auf die „Viktoria" (VII, 279) verweisen, wo „Wallensteins Lager" und die „Jungfrau von Orleans" als litterarische Vorbilder mit Händen zu greifen sind.

[5]) Görres s. o. S. 30 f., Arnim bes. Berliner Conversationsblatt 1828, No. 31 ff. („Ausflüge mit Hölderlin"), Brentano, Ges. Schr. VIII, 139, 217 und an Rahel bei Varnhagen, Biogr. Portraits, S. 116.

[6]) Steffens, Was ich erlebte, VI, 111 f.

Kunst ist durch sich selbst da, und der speculirende Künstler mag wohl ein eben so trauriger Komet der verlorenen Kunst sein, als alle Philosophie überhaupt da anfangen dürfte, wo das Leben Abschied genommen" sagt Brentano,[1]) und Arnim kürzer und bündiger:[2]) „Ein denkender Künstler ist ein Narr!". Nichts lächerlicheres konnte es für sie geben als die schablonenhafte Regelpoetik des 17. Jahrhunderts.[3]) So entsprang eine fröhliche, schöpferische Bejahung und ein freudiges Geniessen; auf der andern Seite, da man Kunstwerken immer nur ein Wohl- oder Missfallen ohne bewusstes Urteil entgegenbrachte,[4]) ein energisches Ablehnen jeglicher das Auffassen und Geniessen der Poesie verkümmernden Kritik und Spekulation überhaupt, das bei Arnim unzähligemal zu Worte kommt, wenn er auch häufig über ein Geistesprodukt sich sein Herz erleichterte.

Beide hyperpoetische Dichternaturen standen hier doch etwas abseits von Görres, der zwar gegen das ausgeartete deutsche Recensierwesen zu Felde zog, des beurteilenden Raisonnements aber voll war. Auch sonst noch war sein Bildungsgang von dem ihrigen in so manchem verschieden. Jene beiden waren vielgereiste, allenthalben in der besten Gesellschaft auftretende, ungebundene junge Leute: er am rheinischen Boden haftend, damals noch ohne weiteren Verkehr, in einen familiären und bürgerlichen Wirkungskreis eingeengt. Jene für die Bühne interessiert: Görres sein ganzes Leben hindurch ohne Fühlung mit ihr. Sie schlugen wohl gelegentlich das Thema der Manon Lescaut

---

[1]) Ges. Schriften VIII, 145. [2]) Steig a. a. O. 52.

[3]) Vgl. Euphorion I, 124—128: „Ein ungedruckter Beitrag Clemens Brentanos zu Arnims „Tröst Einsamkeit" von R. Steig: Spott gegen Erdmann Uhses „Wohl informirten Poeten". (Vgl. Brentano Ges. Schr. V, 400; der Katalog seiner Bücher, Berlin 1817, auf den ich noch zurückkomme, enthält die Ausgabe von 1715 mit dem Vermerk: „Ein ausnehmend lächerliches Buch." Die wenigen charakterisierenden Notizen in diesem Kataloge gehen, wie ich nach andern Beispielen glaube, auf Brentano selber zurück.)

[4]) Vgl. z. B. Brentano Ges. Schriften VII, 144; Steig a. a. O. 263 u. oft.

an: Görres war ohne Sinn für solche Probleme[1]) und Stimmungen. Er eignete sich zum älteren kritischen Berater[2]) des Einsiedlerbundes — denn wenn Kritik „ein frommes Geheimnis zwischen zweien, keine feile Öffentlichkeit“[3]) war, ausserdem wenn sie als Scherz oder Satire auftrat.[4]) hatte der Herausgeber der Einsiedlerzeitung gegen sie nichts einzuwenden —; und als solchen zeichnet sich Görres recht anschaulich in einem ungedruckten Briefe an Brentano[5]) bei Gelegenheit der ihm gewidmeten „Viktoria“[6]) 1817: „Ich der Leser,“ schreibt er dort, „habe in completer Illusion wieder in Heidelberg gesessen am grünen Platze im getäfelten Zimmer, und jener (Brentano, der Dichter) hat ihm, das ist mir, den Bärenhäuter vorgelesen, und ich habe ihn hier und da gedehnt und fürs Publikum zu hochbeinigt gefunden, der damalige Leser aber hat' sichs nicht einreden lassen, sondern den langen Kerl subtil in den Einsiedler, wie in eine Lade hineingelegt, Arnim aber hat daneben gesessen, und immer mit einem Fuss getänzelt und war immer meiner Meynung, nur

fasste Selbstparodie der Vossischen Poesie in der „dramatischen Idylle“ „Des Dichters Krönung,“ womit die Einsiedlerzeitung[1]) schloss, ist vernichtend. Er war ja, nicht ohne Grund, am meisten angefeindet worden, wie er denn selbst an Villers 1808 schreibt:[2]) „Seine (Vossens) Feldzüge gegen die Romantiker sollen hauptsächlich mir gelten, was unendlich lächerlich ist, weil ich kein Dichter bin.“ Und doch wurden beide noch einmal gut Freund miteinander während seines zweiten Heidelberger Aufenthalts im Herbst 1816. Voss hatte sich durch den Rheinischen Merkur, dessen fleissiger Leser er war, gänzlich versöhnen lassen, so erzählt Frau Görres 1819 in dem unten abgedruckten Briefe an Arnim,[3]) und auch ihr Mann berichtet[4]) im Jahre 1817 an Brentano das Merkwürdige: Voss hat „mir die Hand gereicht und herablassend von den Nibelungen gesprochen, und mir hinter dem Rücken gesagt, es sey an mir am meisten von den Dreyen gewesen, da ich ihn am wenigsten geärgert.“ Dann fachte confessioneller Gegensatz die Polemik von neuem an.[5])

Die Streitgenossenschaft der Heidelberger Zeit aber knüpfte die drei Romantiker erst recht fest aneinander: und die Erinnerung an den selbstgeschaffenen burlesk-satirischen „Heidelberger Apparat“[6]), wie an manche so köstliche Intimität, „mit sympathetischer Tinte geschrieben, die nicht jedem erscheint“,[7]) blieb unter ihnen, die mit souveräner Verachtung des Publikums für einan-

[1]) Seine übrigen satirischen Allegorien in der Einsiedlerzeitung übersieht man in Pfaffs Neudruck: sie sind gelegentlich von mir berücksichtigt worden.

[2]) Briefe an Villers, hrsg. v. M. Isler, S. 78.

[3]) Anhang No. 4.

[4]) Anhang No. 3; vgl. übrigens auch Br. II, 157.

[5]) Über „Johann Heinrich Voss und seine Todesfeier in Heidelberg, Strassburg o. J. (1826), von J. Görres,“ siehe weiter unten (III, 5).

[6]) Vgl. Anhang No. 8.

[7]) Arnim an Tieck: Holtei I, 14.

der und einen kleinen Kreis Gleichgestimmter geschaffen hatten, lange erhalten.[1])

„Dass alles so aufhört, thut einem doch leid," schreibt Arnim am 1. Oktober 1808 bei Görres Scheiden von Heidelberg,[2]) dessen Hoffnungen auf eine feste Anstellung oder eine bessere Sicherung seiner dortigen Existenz fehlgeschlagen waren.[3]) Und da auch die wieder auftauchenden Aussichten auf Baiern in nichts zerflossen, zumal auf Landshut,[4]) wo ja eine Zeit lang Savigny einen gewissen romantischen Centralpunkt bildete,[5]) eine Schar junger Studenten für die Einsiedlerzeitung schwärmte und sie fortsetzen wollte, war es Zeit für ihn gewesen, in seine offen gehaltene Koblenzer Stelle wiedereinzurücken.[6]) Das Ergebnis seines Aufenthaltes am Neckar jedoch dürfte mit seinen eignen Worten dies sein:[7]) „Ich bin mit viel guten Leuten in Verkehr gekommen, in deren Leben das Zusammentreffen mit mir nicht verloren sein wird, die Blume der Universität ist immer um mich her gewesen, ich habe sehr viel zugelernt, viel gearbeitet und erfahren."

In Koblenz, wo er dann in Zurückgezogenheit[8]) die Heidelberger Anregungen verarbeitete, suchten ihn wohl in den folgenden Jahren romantische Jünger und Freunde auf, wie Steffens,[9]) Dorow,[10]) Sulpiz Boisserée u. a. m. Im Oktober 1811 aber kam Arnim hinüber,[11]) fand ihn tief in grosse wissenschaftliche Arbeiten vergraben, erfreute

---

[1]) Vgl. neben manchem anderen Briefe III, 175, 177, 222.

[2]) Steig a. a. O. 257.

[3]) Briefe I, 496 f.; Schriften der Goethe-Ges. XIV, 132.

[4]) Vgl. Steig a. a. O. 256 f., 259, 261 f.; Anhang No. 1.

[5]) Vgl. Steig 256, 261, 265 f.; Briefe II, 31 ff.; Einsiedlerzeitung vom 23. Juli 1808. Vgl. auch Anhang No. 1 und Ringseis Erinnerungen, I, 88 ff.

[6]) Briefe I, 508. [7]) An Villers: Isler S. 82.

[8]) Vgl. Rhein. Antiquarius I, 2, (1853) S. 460 und den Brief vom 1. Februar 1809 (Anhang No. 1).

[9]) Steffens, Was ich erlebte, VII, 363 f.

[10]) Dorow, Erlebtes a. d. Jahren 1790—1827, III, 64 f.

[11]) Steig 290.

sich wieder in seiner Familie und frischte alte Erinnerungen auf; er erkannte alles wieder, und sie waren zusammen, als hätten sie nie Abschied von einander genommen. Görres war und blieb ihm „ein brav Kerl, der zu gut ist, um angestellt oder gelobt zu werden.“ Für die neue Universität zu Berlin aber, wo er und Brentano 1809 und 1810 so schaffelustig Wand an Wand hausten,[1]) und einen neuen romantischen Dreibund dort konnten ihn seine uneigennützigen und treugemeinten Anerbietungen nicht gewinnen.[2]) Die gewaltige Wirkung des „Rheinischen Merkur“ sodann weckte in Arnim wie Brentano Wünsche nach einem erneuten romantischen Zusammenschluss:[3]) Arnim hoffte zeitweise aus seinen durch die Zeitläufte zerrütteten Vermögensverhältnissen und der „Hardenbergerei“ auf Savignys Anraten durch eine Civilanstellung in Görres Nähe sich herauszufinden.[4]) Brentano bot seine persönliche Hülfe als Correktor und Correspondent an. Es ist rührend, wie er auf der Suche nach einem festen Halt in der Friedlosigkeit seines Daseins hier gegen das Entgelt von Görres Umgang, in untergeordneter mechanischer aber nutzbringender Beschäftigung Ruhe und Glück zu finden meinte;[5]) und vielleicht dachte er zugleich an ein neues auch litterarisch thätiges romantisches Organ, wenn er Görres empfahl, das einflussreiche Blatt nach dem Frieden zum Teil aus der Politik heraus in die wissenschaftliche und Kunstkritik überzuführen.[6]) Die Erörterung des späteren Verhältnisses zwischen Görres und Clemens Brentano gehört

---

[1]) Steig 286. [2]) Briefe II, 159, 196 f.

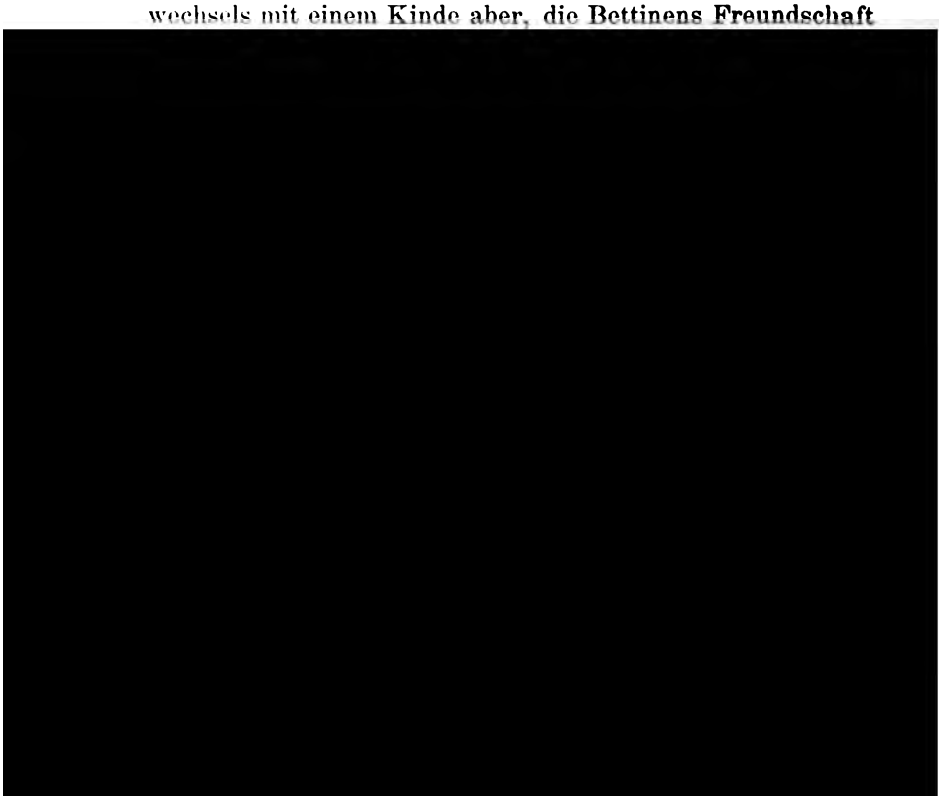
[3]) Ihre Beiträge anlangend siehe für Arnim Br. II, 448, 449. Brentano Ges. Schriften II, 66—69; Br. II, 468.

[4]) Briefe II. 449 f., 481. [5]) Briefe II. 468.

[6]) Es ist möglich, dass Görres bei längerem Bestehen des „Merkur“ diesem Rate entsprochen hätte. Kurz vor seinem Verbote — die letzte Nummer erschien am 10. Januar 1816, — am 4. und 6. Januar, findet sich unter der ständigen Rubrik „Litteratur“ als erster nicht politisierender litterarischer Beitrag die Besprechung des „Taschenbuchs für Freunde altteutscher Zeit und Kunst“, Köln 1816, durch Görres.

nicht mehr in den Rahmen dieser Untersuchung;[1]) erwähnt sei nur, dass noch 1828 in München Görres Brentanos „Philister vor, in und nach der Geschichte“ für weitere Kreise herauszugeben plante.[2])

Die auf gegenseitiger höchster Achtung beruhenden Beziehungen zu Arnim dauerten bis zu dessen Tode fort. Arnim hat bei seinem Aufenthalt in München und im Görreshause 1829 den Freund selbst nicht mehr wiedergesehen.[3]) Dagegen mit Bettinen, die oft bedauert hatte, ihn nicht zu kennen,[4]) freundete dieser sich bei ihrem Besuche[5]) in München im Sommer 1830 an, „noch frühe genug, um das schöne, grosse, unverfälschte Naturell in ihr zu erkennen und die grosse Wahrheit in ihrem Innersten.“ Fortan ist seine Bewunderung für sie bleibend. Der Nachruf auf Arnim nennt sie „eine Frau, so verschieden von den meisten ihres Geschlechtes, wie er irgend es von den meisten sein mochte, die im gelehrten Deutschlande aufgeschrieben stehen.“ Die Recension des Briefwechsels mit einem Kinde aber, die Bettinens Freundschaft



III.

Görres als Herausgeber, Litterarhistoriker, Kritiker.

Der Briefwechsel zwischen Görres und Arnim handelt nur in den ersten nachheidelberger Jahren recht eigentlich von romantisch-litterarischen Interessen: innere und äussere Politik, Wirtschaftliches und Häusliches macht später seinen Hauptinhalt aus. Will man Görres gesammte, durch die jüngere Romantik erzeugte, wissenschaftliche und litterarische Thätigkeit kontrolieren, so wird man sich vor allem an zwei andre umfangreiche Correspondenzen in den „Freundesbriefen" halten: die mit Creuzer und den Brüdern Grimm.

Creuzer hatte Arnim und Görres von allen Heidelbergern ja am nächsten gestanden, weil er frei war „von aller hölzernen Steifelei, die den deutschen Gelehrten wie eine Art von Zunftkrankheit anhaftet."[1] Mit Görres, dem er „viel verdankte,"[2] verbanden ihn die in ihren Briefen traktierten mythenhistorischen Studien.[3] Er stellte aber auch die zerrissene Verbindung mit Heidelberg her, indem er Görres über die Vorgänge am Neckar auf dem Laufenden

---

[1] Görres an Ch. de Villers, Isler a. a. O. S. 79: Vgl. Steig S. 253; Creuzers Autobiographie, Neudruck v. Dittenberger (Die Universität Heidelberg im Jahre 1804) S. 79: u. a. m.

[2] Aus dem Leben eines alten Professors. Friedrich Creuzers Deutsche Schriften, V. Abthlg., 57: vgl. W. Menzel. Denkwürdigkeiten, 1877, S. 197 f.

[3] Die Mythengeschichte der asiatischen Welt, Heidelberg 1810, ist ihm gewidmet. S. oben S. 6 Anmerk.

hielt, ihn mit dem neuesten Klatsch fütterte und als einziger endgültig dortgebliebener Romantiker gegen die antiromantische Partei die Fehde weiter focht, deren Preis die Heidelberger Jahrbücher bilden sollten.

Das endliche Resultat war,[1]) dass, nachdem Creuzer sich bald des Ärgers überdrüssig von der Redaktion und der Theilnahme an ihnen überhaupt zurückgezogen, seit 1811 kein Beitrag von Arnim sich mehr vorfindet, Görres 1813, nach völliger Pause im Jahre 1812, die letzten Beiträge für zehn Jahre hinaus lieferte, und somit das „Dagewesensein poetischer Naturen", wie Creuzer mit Bitterkeit schreibt, in den Jahrbüchern nicht mehr verspürt wurde, die, schon seit 1811 durch die aufgegebene Sonderung in fünf Abteilungen ihres grossartigen Charakters verlustig, dann müd und schwächlich dahinschlichen. Aber die Beiträge aus der Frühzeit ihres Bestehens noch nie genügend gesammelt und ausgeschöpft, bergen, wie schon oben angedeutet, einen reichen Schatz an Material für die litterarhistorische Einsicht in die jüngere Romantik, worauf schon Friedrich Böhmer hinweisen durfte.[3]) Ich gebe im Folgenden eine Zusammenstellung sämmtlicher Besprechungen[4]) von Görres:

1808.

Fünfte Abtheilung. Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst.
II, 261: Ph. O. Runge. Die Zeiten. Vier Blätter. Von J. Görres.
III, 409: J. Görres. Die teutschen Volksbücher. Im Inhaltsverzeichnis: *Von Görres.*

---

[1]) Es sei für die Parteiungen verwiesen auf: Briefe II, 45, 46, 47, 52, 53, 54, 60, 63, 88—99, 102, 107, 116, 161, 162 u. o. Vgl. auch den ungedruckten Brief an Arnim v. 2. Juli 1810: Anhang No. 2, u. Arnim an Zimmer d. 28. Juni 1811, Zimmer u. d. Romantiker S. 152.

[2]) Br. II, 47.

[3]) Janssen, Böhmer I, 438; er bedauerte auch schon mehrfach, dass wir keine Sammlung der kleinen litterarischen Aufsätze von Görres besitzen.

[4]) Citiert nach Abteilung, Band und Seitenzahl.

III, 432: Fr. Schlegel. Poetisches Taschenbuch[1]) *für das Jahr 1806.*

III, 439: Coup-d'oeil sur les Universités et le mode d'instruction publique de l'Allemagne protestante etc. p. C. Villers. Cassel 1808. Im Inhaltsverzeichnis: *Von Görres.*

1809.

Erste Abtheilung. Theologie, Philosophie und Pädagogik.

II, 193: Oupnek'hat, id est secretum tegendum, opus ipsa in India rarissimum etc. etc. in Latinum conversum, Dissertationibus et Annotationibus .... illustratum studio et opera Anquetil Duperron. Argentorati, 1801, T. I. 1802, T. II. Im Inhaltsverzeichnis: *Von Görres.*

II, 221: Versuch einer neuen Darstellung der uralten indischen All-Eins-Lehre ... von Th. Anselm Rixner. Nürnberg 1808. Im Inhaltsverz.: *Von Görres.*

II, 269: Othmar Frank. Das Licht vom Orient. Nürnberg 1808. Im Inhaltsverz.: *Von Görres.*

Fünfte Abtheilung. Philologie u. s. w.

I, 222: L. A. v. Arnim u. Clemens Brentano. Des Knaben Wunderhorn. Im Inhaltsverz.: *Von φ—ς.*[2])

1810.

Erste Abtheilung. Theologie, Philosophie und Pädagogik.

I, 94—126:

1. Über Licht und Wärme von Oken. Jena 1808.

2. Lehrbuch der Naturphilosophie von Oken. Jena 1809.

Anonym, aber sicher von Görres.

I, 241: Mythologie des Indous par Mde. Polier. 1809. Anonym, vgl. aber Br. II, 91.

Fünfte Abtheilung. Philologie u. s. w.

I, 249: C. W. Ahlwardt, Probe einer neuen Übersetzung der Gedichte Ossians aus dem galischen Original.

Anonym, vgl. aber Br. II, 104.

II, 30: Des Knaben Wunderhorn. Beschluss. Im Inhaltsverz.: *Von π—ς.*[3])

---

[1]) Anonym, aber Wortschatz und Stil, die hier niedergelegten litterar- und kunsthistorischen Lieblingsanschauungen, die ich aus anderen Aufsätzen von Görres zu belegen vermag, lassen mir über seine Autorschaft keinen Zweifel.

[2]) φ—ς = (Jose)ph (Görre)s.

[3]) Unter der Chiffer π—ς, oder Π—ς recensierte gelegentlich Arnim (vgl. 1810. 1. Abtlg., II, 110; 5. Abtlg., II, 110; 1811, II, 1195); es sollte wohl eine Anähnlichung an das Görresische φ—ς sein. Die Chiffer π—ς für diesen wird hier beim Beschluss der Wunderhornbesprechung als Versehen oder Druckfehler aufzufassen sein.

1811.

II, 1201—1239: Jean Paul, Fr. Richters sämmtliche Werke. Unterzeichnet: φ—ς.

II, 1239—46: Über Meteorcultus der Alten ... von Fr. v. Dalberg. Heidelberg 1811. Unterzeichnet: φ—ς.

1813.

I, 337: Die beiden ältesten deutschen Gedichte aus dem achten Jahrhundert: Das Lied von Hildebrand und Hadubrand u. d. Weissenbrunner Gebet, hrsg. durch die Brüder Grimm. Cassel 1812. Unterzeichnet: *J. Görres.*

I, 582: Frauendienst, oder: Geschichte und Liebe des Ritters und Sängers Ulrich von Lichtenstein u. s. w., bearbeitet und herausgegeben von Ludwig Tieck. 1812. Unterzeichnet: *J. Görres.*

II, 753: Über den altdeutschen Meistergesang von Jakob Grimm. Göttingen 1811. Unterzeichnet: *J. Görres.*

1824. II, 945:
1825. I, 561: II, 761:
Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln, nebst Untersuchungen über die alte Kirchenbaukunst u. s. w. von Sulpiz Boisserée. Unterzeichnet: *J. Görres.*

Die Korrespondenz zwischen Görres und den Brüdern Grimm beginnt mit dem 20. März 1810. Schon 1805 hatte Jakob auf seiner Rückreise von Paris mit Savigny Görres flüchtig gesehen und gesprochen und Clemens Brentano hatte dann viel von ihm erzählt.[1]) Die Freundschaft der Brüder mit Arnim seit 1807[2]), die Mitarbeiterschaft an der „Zeitung für Einsiedler" und den „Heidelbergischen Jahrbüchern", schliesslich die zeichnerische Mitwirkung ihres jüngeren Bruders, des Malers Ludwig Grimm, an Produkten der Heidelberger, die von diesen ihm auch vergolten ward[3]), brachte beide Teile einander so nahe, dass es Wilhelm 1810[4]) gar nicht so war, als wenn er an Görres „zuerst wie an einen Fremden schriebe". Waren doch auch seine Person und seine Arbeiten von ihnen aufmerksam

[1]) Briefe II, 191, 201.
[2]) Vgl. Steig, S. 225.
[3]) Steig, S. 257 u. o. ... Briefe II, 108, 113, 140, 195.
[4]) Briefe II, 140. Vgl. auch Creuzer an Görres II, 50.

verfolgt[1]), sein Stil in einer mit Arnim und Brentano gemeinsam verfassten Ankündigung der „Altdänischen Heldenlieder“ von Wilhelm einmal nachgeahmt worden[2]).

Nun hatte ein Vergleich ihres zurückgezogenen Arbeitens mit dem in weitverzweigtem gelehrten Verkehre stehenden v. d. Hagen den Brüdern doch die Überzeugung von der Nützlichkeit, ja Notwendigkeit litterarischer Correspondenzen aufgedrängt[3]). So knüpfte Jakob den Briefwechsel mit Görres an, damals noch nächst dem mit Arnim[4]) der einzige, der ihnen zeigte, „dass jemand ein wohlwollendes und nachsichtiges Interesse an ihren Arbeiten nahm“[5]). Bald werden auf beiden Seiten innige Herzenstöne laut. Es ist erbaulich zu sehen, wie schnell und instinktiv sicher Görres aus der Ferne in den Kern ihres dem seinigen so entgegengesetzten Wesens und Arbeitens eindrang, wie liebevoll er es charakterisierte, wie fein er den Unterschied in den Naturen der Brüder herausfühlte. Beide steuerten dann auch begeistert und entrüstet zum „Rheinischen Merkur“ bei[6]), und nach dem Verbot schrieb Jakob: „Wenn man ihm (Görres) mit Unrecht ein Haar krümmte, wäre ich gleich dabei, öffentlich und namentlich dagegen zu sprechen. Man sollte ein paar tausend blosse Namensunterschriften unter eine ganz kurze Erklärung sammeln und drucken lassen“, und

---

[1]) Vgl. z. B. Briefwechsel a. d. Jugendzeit 81, 83, 89, 90, 98, 110, 114, 116, 151—54.

[2]) Jugendbriefe 193; Heidelb. Jahrb., V. Abt., 1810, Intelligenzblatt III, 9—11 = Kl. Schriften von W. Grimm I, 173—175; über sie R. Steig, Zs. f. deutsche Philologie 29, 195 ff.; ich komme noch einmal auf sie zu sprechen.

[3]) Jugendbriefe 139, 168, 173.

[4]) Dieser Briefwechsel wie auch der Arnims mit Bettina (R. Steig und H. Grimm, Achim v. Arnim und die ihm nahe standen, Bd. 2 u. 3) wird uns natürlich auch manche bemerkenswerte Äusserung über Görres bringen.

[5]) Briefe II, 313.

[6]) Briefe II, 422, 443 ff., 454 f., 478 u. a. m. Ich brauche auf ihre Beiträge hier nicht einzugehen.

Wilhelm dachte ihm damals eine Ehrung in Form eines kunstreich gearbeiteten Bechers zu [1]).

Görres war den Brüdern in den ersten Jahren ihres Briefwechsels, zumal für eine erfolgreiche Konkurrenz mit dem materiell besser gestellten v. d. Hagen, von Nutzen durch die Verbindung mit seinem in Rom deutsche Manuskripte abschreibenden Landsmanne [2]) Ferdinand Glöckle. Dieser fand nach dem jüngeren Adelung [3]) und L. Tieck [4]), seit 1807 in Rom [5]), den schwierigen Zugang zu den pfälzischen Handschriften der Vaticana, dem von der jungen deutschen Philologie heissbegehrten, kostbaren Schatze. Er wurde von seinem Freunde Görres noch in Heidelberg mit Aufträgen betraut und angeleitet, und hielt durch seine, wenn auch ganz miserablen Copien altdeutscher Gedichte dessen germanistische Interessen vor allem lebendig in der ersten, der Haupt-Periode seiner altdeutschen Studien, reichend bis zum Erscheinen des „Rheinischen

[1]) Freundesbriefe von Jakob und Wilhelm, hrsg. v. Alex. Reifferscheid, Heilbronn 1878, S. 33, 34; Stengel, Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen I, 146, II, 191.

[2]) Vgl. Meusel, Das gelehrte Teutschland im neunzehnten Jahrhundert. Zehnter Band, zweite Lieferung, Lemgo 1831, s. v. Glöckle. Er verkehrte in römischen Künstlerkreisen (vgl. seine „Kunstnachrichten aus Rom" Intellig.-Bl. z. d. Heidelberg. Jahrb. 1808, No. 81, 98—106; s. a. Seuffert, Maler Müller S. 50), verfiel in Trunksucht und starb 1819. Eine Vermutung, die ich hegte, dass er aus Ingelheim stamme — Goethe erwähnt nämlich einmal („Im Rheingau Herbsttage. Supplement des Rochusfestes 1814"; Hempel 26, 263) eine Frau Postmeisterin Glöckle zu Ingelheim — bestätigt sich mir soeben durch einen Brief W. Grimms an Benecke a. d. J. 1815 (Briefe a. d. Frühzeit der deutschen Philologie, hrsg. v. R. Baier, Leipzig 1901, S. 18). Er wollte „der Snorre Sturleson des deutschen Volkes werden" (bei Baier a. a. O.).

[3]) Vgl. dessen Nachrichten von altdeutschen Gedichten, welche aus der Heidelbergischen Bibliothek in die Vatikanische gekommen sind, Königsberg 1796, und Altdeutsche Gedichte in Rom oder fortgesetzte Nachrichten u. s. w., Königsberg 1799.

[4]) Köpke I, 326. Steig, Arnim u. Brentano S. 192. Klee, Tiecks germanistische Studien, Progr., Bautzen 1894.

[5]) Briefe II, 106, 127 f. und sehr oft sonst.

Merkur", Januar 1814. Sie wird bezeichnet auch durch die Teilnahme an den „Heidelbergischen Jahrbüchern" und gipfelt recht eigentlich in einem grandiosen Plane zur Herausgabe altdeutscher Dichtungen nach vatikanischen Manuskripten von Glöckle unter dem Titel Bibliotheca Vaticana[1]), der aber aufgegeben wurde[2]), nachdem die deutschen Handschriften für Heidelberg 1816 wiedergewonnen waren. Als Görres nach völligem Aussetzen 1814 und 1815, in dem für die methodische historisch-philologische Erforschung des Altdeutschen epochemachenden Jahre 1816[3]) seine Arbeiten wieder aufnahm und während seines Exils in Strassburg und der Schweiz seit 1819 auch fortsetzte[4]), durfte seine Begeisterungsfähigkeit für dieses Gebiet nur noch geringe Anteilnahme beanspruchen. Den Trieb zur Beschäftigung mit deutscher Litteratur hatten doch im Grunde nur seine Beziehungen zum öffentlichen, politischen Leben Deutschlands hergegeben. Er hatte es von der Litteratur her regenerieren wollen, in ihm selbst waren künstlerische und politische Interessen — darin besteht der einschneidendste Gegensatz der jüngeren Romantiker zu den mehr der einseitig ästhetischen Cultur des achtzehnten Jahrhunderts folgenden Genossen der „Schule" — amalgamiert. Nun, als seine politische Wirksamkeit in Deutschland einen gewissen vorläufigen Abschluss erreicht hatte, hörte die wechselseitige Bedingung und Befruchtung der beiden Interessen auf. Es entstand ein Dualismus zwischen ihnen, unheilvoll für seine litteratur-

[1]) Briefe 282, 325, 326; die prachtvolle Ankündigung von Görres im Anzeiger zu Gräters Iduna und Hermode No. 19 (8. Oktober 1812) und in dem Zimmerischen Allg. Bericht von neuen Büchern und Kunstsachen. 6. Jahrg., 1812, No. 2, S. 119—122; s. a. w. unten.

[2]) Briefe II, 506, 509; s. w. unten.

[3]) Vgl. Hermann Paul, Heidelberger Romantik u. d. Anfänge der Sprachwissenschaft. Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1886 No. 199 S. 2915.

[4]) Ich möchte für die zeitlichen Begrenzungen von Görres Arbeiten verweisen auf die Briefe der Brüder Grimm II, 500; III, 322, durch die gewisse Einschnitte deutlich werden.

wissenschaftlichen Arbeiten und Pläne, die in ihrer Uferlosigkeit und da die kirchlich-apologetische Tagespolitik, die nun immer mehr die Oberhand gewann, sie durchkreuzte, schliesslich unausgeführt bleiben mussten. An Görres „Teutsche Volksbücher“ 1807 setzen sich seine weiteren Studien zum Teil auch unmittelbar an und sind so aus der Romantik geboren mit diesem Buche, der bekanntesten und am tiefsten wirkenden litterarhistorischen Leistung des einst als Jakobiner, dann als abstruser Naturphilosoph verschrieenen Mannes.

I. „Die teutschen Volksbücher“.

Die Geniezeit des achtzehnten Jahrhunderts brachte die von der feineren Geisteskultur rund zwei Jahrhunderte lang verschmähten, in schlechtem Druck auf den Jahrmärkten verkauften Volksbücher oder -romane in der Litteratur wieder zu Ehren. Dem Fauststoffe zogen so Goethe, der Maler Müller, Klinger, der Sage vom ewigen Juden Goethe, der Genovevalegende wiederum Müller ein neues Gewand an. Das konnte geschehen, weil sie manchen Phantasie- und Gemütreicheren unter den Gebildeten von ihrer Kindheit her wieder eine liebe Lektüre geworden waren: sie hatten sich in Goethes [1]), Müllers [2]) Einbildungskraft unauslöschlich fürs Leben geprägt, in sie vertiefte sich Jung-Stilling [3]), und dass sie die Karschin [4]) litterarisch bilden geholfen haben, sei ihnen verziehen. Aber auch Lessing hatte während der Breslauer Zeit inniges Wohlgefallen an manchen vergessenen Romanen gefunden [5]) und wünschte, dass sie wieder gedruckt würden. Und wie er bei seiner Beschäftigung mit altdeutscher Litteratur überhaupt dem erzählenden und didaktischen Fache vor

[1]) Aus meinem Leben: Weim. Ausg. I, 26, 51; 28, 157 u. a.
[2]) Seuffert, Maler Müller, S. 11, 176.
[3]) Lebensgeschichte, Stuttgart 1835, S. 103, 106.
[4]) Helmina v. Chézy, Unvergessenes I, S. 17 f.
[5]) Lessings Leben von K. G. Lessing, I (1793), S. 245; Erich Schmidt, Lessing[2] II, 89.

dem lyrischen den Vorzug gab [1]), so registrierte er auch bei Musterung der Wolfenbütteler Manuskripte und Inkunabeln manches Stück unserer Gattung oder dessen Quelle für eine litterarhistorische Verwertung [2]). Aus den reichen Gothaer Schätzen schöpfte dann Heinrich Aug. Ottokar Reichard [3]). Er brachte, wie weniger bekannt [4]), unter dem alten Titel: „Buch der Liebe. Inhaltendt herrliche schöne Historien, allerley alten und newen Exempel; züchtigen Frauwen und Jungfrauwen, auch jedermann in gemein, zu lesen lieblich und kurzweilig.“ Erster Band. Leipzig bei Weygand 1779, den Abdruck einer Ausgabe des „Ritter Galmy“ vom Jahre 1588 und eines handschriftlichen Fragmentes des „Apollonius von Tyrlandt“. Zwar der kuriose und doktrinäre Zug des Aufklärungszeitalters spricht noch unverkennbar aus seiner Vorrede. Doch wie ein schüchterner Vorklang der Romantik hört es sich an, wenn er fragt: „Warum sollte das Publikum einer Sammlung von Volksromanen oder altdeutschen Dollmetschungen seinen Beifall versagen, wo mancher Roman mehr Originalität und Erfindung aufweist, als die Kopieen unserer Tage, die, wie die Schwalben um den Stosvogel, um jedes Genie-Produkt zu schwärmen pflegen.“ Schon war die französische Bibliothèque bleue mit einer solchen Sammlung und Adaptierung von Volksbüchern vorangegangen. Und nach dem Vorbilde und mit Benutzung der von Wieland ausgemünzten, am 1. Juli 1775 begonnenen Bibliothèque universelle des romans („dans lequel on donne l'analyse raisonnée des romans anciens et modernes“) schuf Reichard, durch eine Reihe Mitarbeiter

---

[1]) Vgl. Erich Schmidt, Lessing[2] II, 89.

[2]) Sämmtl. Schriften hrsg. von Karl Lachmann, XI (1839), S. 486—91: „Zur Geschichte der deutschen Sprache u. Literatur v. d. Minnesängern bis auf Luthern“.

[3]) Allg. deutsche Biographie 27, 625—28. Selbstbiographie, überarbeitet v. Herm. Uhde, Stuttgart 1877.

[4]) Fehlt Goedeke IV, 264 und bei Uhde. Heyses Bücherschatz No. 1712. S. jetzt Bolte, Wickram I, XXV.

unterstützt, seine 1778—94 in 21 Bänden erschienene „Bibliothek der Romane". Die beiden ersten der fünf stehenden Rubriken eines jeden Bandes enthalten die Ritterromane und die Volksbücher, „Die deutsche Bibliothèque bleue".

Es sind in der Hauptsache Nacherzählungen in modernem Stil und abkürzende Inhaltsangaben, oft mit bibliographischen Mitteilungen und gelehrten Abhandlungen verbrämt, die, wie an einem Beispiele zu zeigen möglich ist, auch Görres kannte und benutzte. Aber der Herausgeber hat nicht selten Freude an dem naiven, treuherzigen Tone, an sinnfälligen, unabgegriffenen Ausdrücken des alten Textes und veranschaulicht ihn durch Proben. Ja, er liefert eine bibliographische Seltenheit wie den Wigalois von 1564 den Lesern in seiner ächten Gestalt, „so holzschnittmässig und ehrwürdig alt, als er im Originale befindlich ist" [1]). So herrschte bei Reichard im allgemeinen eine bescheidene Zurückhaltung, ein gewisser ehrfürchtiger Respekt vor dieser seit Jahrhunderten in beständigem Fluss befindlichen Litteratur; ganz anders als in den aufklärerisch-altklugen, moralisierenden oder gezierten Neuausgaben, die am Ende des Jahrhunderts aus der Solbrigschen Buchhandlung [2]) in Leipzig hervorgingen.

Für die Wissenschaft wurde erst durch die bibliographischen Zusammenstellungen bei Panzer [3]) und Koch [4]) ein sicherer Grund gelegt, während der Däne Nyerup um die gleiche Zeit, 1795, den heimatlichen Vorrat an Volksbüchern musterte [5]). Dann kam die Romantik, und ihre

[1]) Bibliothek der Romane. Zweyter Band. Berlin 1778, bey Christian Friedrich Himburg.

[2]) Es erschienen dort u. a. Octavianus, Melusine, Magelone, Diocletianus und Cleopatra „oder die sonstige Geschichte der 7 weisen Meister", Siegfrid u. Florigunda (vgl. Golther, Das Lied vom Hürnen Seyfried etc., Halle 1889, S. XXXIV), Genovefa.

[3]) Annalen der älteren deutschen Litteratur, Nürnberg 1788.

[4]) Compendium der deutschen Literaturgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf Lessing, II (1798).

[5]) In der dänischen Monatsschrift Isis 1795, März bis Juni.

Führer traten zugleich als die gewappneten Herolde dieser Litteratur auf. Auch die Wurzel der Görresischen „Volksbücher“ führt in den Nährboden der älteren Romantik hinunter. A. W. Schlegel hatte ja an einer berüchtigten Stelle in dem Teile seiner Berliner Vorlesungen, der im Drucke der „Europa“ auf Görres, wie mehrfach gezeigt, stark wirkte, das Vorhandensein einer eigentlichen Litteratur unter den höheren Ständen überhaupt geleugnet und allein dem Volke, dem gemeinen Mann eine solche „in den unscheinbaren Büchelchen, die schon in der Aufschrift ‚Gedruckt in diesem Jahre‘ das naive Zutrauen kundgeben, dass sie nie veralten werden“, vindiciert[1]; er handelte dann in dem dritten Kursus seiner Vorlesungen einen Teil davon litterarhistorisch ab[2]. Friedrich Schlegel, seit dem Anfang des Jahrhunderts der Wecker des specifisch romantisch-patriotischen, altertümelnden Sinnes, aber hatte teils nominell, teils persönlich die „Geschichte des Zauberers Merlin“, „der schönen und tugendsamen Euryanthe“ — beide von Görres besprochen[3] —, den „Lother und Maller“[4] erneuert und herausgegeben und schwärmte bisweilen elegisch von „jenen Volksbüchern, in denen noch die schwachen Reste alter Fabel und Dichtung fortleben“[5]. In der produktiven deutschen Litteratur aber erstanden sie, nicht mehr abweisbar, durch die Bearbeitungen Tiecks, der die Verunglimpften auch sonst wohl apologetisch vertrat, wie schon im aufgeklärten „Peter Leberecht“[6], im

---

[1]) Europa II, 5—7; A. W. Schlegels Berliner Vorlesungen, hrsg. v. Minor, II, 17 ff.

[2]) Vorlesungen III, 145—160.

[3]) S. o. S. 44 f.

[4]) Eine Rittergeschichte u. s. w., Frankfurt a. M. 1805. Der „Lother und Maller“ gab das Gesprächsthema bei Görres flüchtiger Berührung mit Jakob Grimm zu Coblenz i. J. 1805 ab (vgl. Br. II, 201).

[5]) Fr. Schlegel, Poetisches Taschenbuch für das Jahr 1806, S. 296.

[6]) Schriften XV, 21.

„Sternbald“ [1]) und stärker als in beiden, mit sicheren satirischen Pfeilschüssen gegen aberwitzige Rationalistenweisheit, in der köstlichen, Arnim so zusagenden [2]) Einleitung zu den „Schildbürgern“ [3]). Und wenn Görres bereits 1805, sich offenbar mit Tieck eins wissend [4]), die abgeschmackten „Noth- und Hülfsbücher“ der Aufklärer höhnt, so folgt aus der Analogie mit Tieck schon damals für ihn stillschweigend die Parteinahme für die echten Volksbücher. Nun hatte Brentano, auf Tiecks Schultern stehend, seit 1802 [5]) eine prachtvolle Sammlung seltener alter Bücher und Manuskripte zusammengebracht, die in trüben Zeiten sein ganzer Trost war [6]). Ohne sie wären die „teutschen Volksbücher“ von Görres, der bereits am 15. Januar 1807 von seinen „Progressen“ [7]) im Altdeutschen spricht, nie zustande gekommen [8]). Und als sie im August 1807 erschienen, durch Brentanos mit dem vollen Reize seines Wesens auf Görres eindringenden Enthusiasmus unmittelbar inspiriert, durfte jener sich freuen, den Freund „hineingeschossen zu haben und das Mittel zu so Schönem gewesen zu sein“ [9]).

An ihn wendet sich daher die Widmung des Buches [10]),

---

[1]) Schriften XVI, 23. 26 f.

[2]) „Von Volksliedern“. Neudruck, Nationallitteratur Bd. 146, S. 69.

[3]) Schriften IX, 8 f.

[4]) Vgl. oben S. 14 f., wozu ich die Stellen aus dem „Zerbino“ (1799) S. 214, 312 nachtragen möchte.

[5]) Steig a. a. O. S. 40.

[6]) Ebd. S. 259 u. vgl. weiter unten.

[7]) Briefe I, 482.

[8]) Vgl. „Volksbücher“ S. 308.

[9]) Steig a. a. O. S. 218.

[10]) „Die teutschen Volksbücher. Nähere Würdigung der schönen Historien-, Wetter- und Arzneybüchlein, welche theils innerer Wert, theils Zufall, Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit erhalten hat. Von J. Görres, Professor der Physik an der Secondärschule zu Coblenz. Heidelberg, bei Mohr und Zimmer 1807“. Widmung, Vorrede (S. 1—26) und Epilog (S. 262—306) sind neugedruckt durch Koch, Nat.-Litter. Bd. 146.

in feierlichster prophetischer Prosa und rhythmischem, zumeist jambischem Tonfall: die poetische Vision eines Zutrittes zu Friedrich Barbarossa und den bergentrückten Kraftgestalten der Volksbücher und Heldensage, der die dann folgenden Blätter gezeitigt habe. In der That [1]) liegt dabei auffallende Ähnlichkeit der Situation mit dem volkstümlichen Sagenmotiv [2]) im „Gesicht à la mode Kehrauss" des Moscherosch vor, aus dem Tieck in seiner Erzählung „Ein Tagebuch" [3]), als seinem Lieblinge, Auszüge gebracht, wie später Arnim dasselbe im „Wintergarten" that. Und hatte nicht Brentano den Philander von Sittewald, den seine Bibliothek barg, schon im „Godwi" einmal zu Worte gerufen [4]), und die in Clemens Geiste [5]) von Alois Schreiber zu Heidelberg geleitete „Badische Wochenschrift" sich 1806 nicht mehrfach mit der Person und den Schriften Moscheroschs beschäftigt? [6])

Aber auch Novalis hat an der Wiege dieses Prologs Gevatter gestanden. An Heinrichs von Ofterdingen Besuch

[1]) Kochs Hinweis, Nationallitteratur Bd. 146, S. 6, Anm.

[2]) Vgl. Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Aufl., S. 794 ff., 797; Deutsche Sagen No. 21.

[3]) A. d. J. 1798. Strausfedern Bd. 7, S. 3—100 = Schriften 15, 291 ff.

[4]) Godwi II (1802), S. 20. Vgl. Brentanos Bibliothekskatalog 1819, C. No. 220—22; 282. Hat Tieck im „Phantasus", 1812, I, S. 52 ff. mit der Charakterisierung Manfreds ein Portrait Brentanos geliefert? Ich will hier nur die folgende Stelle ausheben: .. „oder was das Schlimmste ist, er liest vor, und verlangt, jedermann soll an irgend einer Schnurre, oder einem alten vergessenen Buche denselben krankhaften Anteil nehmen, zu welchem er sich spornt. So geschah es gestern, als er plötzlich den Philander von Sittewald herbei holte, ewig lange las, und sich verwunderte, dass wir nicht alle mit demselben Heisshunger darüber herfielen, wie er, der das Buch vielleicht in Jahren nicht angesehen hat; und so bringt er wohl morgen den Fischart (vgl. z. B. Fischarts Einwirkung auf Brentanos „Philister"), oder Hans Sachs (vgl. Brentanos „Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg")."

[5]) Vgl. R. Steig, Neue Heidelberger Jahrbücher VI, S. 69 ff.

[6]) Kurfürstl. privil. Wochenschrift für die Badischen Lande, 1806, No. 2, 13, 22.

in der unterirdischen Höhle des Einsiedlers möchte man sich erinnert fühlen[1]). Deutlicher aber spricht Novalis zu uns aus der Situation, da der mystagogische Mönch bei Görres dem Ankömmling in der Tiefe geheimnisvolle Bücher, in denen neu zu verkündigende Thaten und Offenbarungen stehen, weist: lange, lange liest er darin, bis der Mönch des Buches Krempen schliesst. Das gleiche Motiv enthalten Hardenbergs Schriften zweimal.[2])

Eine aus naturphilosophischer Anschauung[3]) fliessende dichterische Beseelung und Belebung toter Naturgegenstände, wie sie u. a. Tiecks Erzählung „Der Runenberg“[4]) durchzieht, macht den romantischen Eindruck der Görresischen Phantasmagorie[5]) vollkommen.

Zum Schluss vernimmt man dann elegische Klänge über die Vernichtung des Alten wie in Arnims Volksliederaufsatz[6]) hinter dem ersten Bande des Wunderhorns; und dazwischen die melancholische, klopstockisierende Jugendstimmung des todahnenden Verlassenseins, genau wie Görres

---

[1]) Schriften hrsg. v. Tieck u. Schlegel, 5. Aufl., I, 99 ff.

[2]) Ebd. I, 120 ff.; II, 44 ff. („An Tieck“).

[3]) Haym, Romant. Schule, S. 631 ff.

[4]) Taschenbuch für Kunst und Laune, Köln 1804 = Phantasus I, 239—272.

[5]) Beispielsweise sagt dort Tieck (Phantasus I, 239): „Er hörte auf die wechselnden Melodieen des Wassers, und es schien als wenn ihm die Wogen in unverständlichen Worten tausend Dinge sagten, die ihm so wichtig waren, und er musste sich innig betrüben, dass er ihre Rede nicht verstehen konnte.“ Und (a. a. O. 241): . . . „Indem es finstrer wurde, und der Bach lauter rauschte, . . . sass er noch immer missvergnügt und in sich versunken“ u. s. w. Bei Görres so: „Ich gieng in Waldes Nacht, den Bach entlang, es rauschte der Strom so gar gesprächig. Was habt ihr Wellen mir zu sagen, habt in tiefen Klüften Wunderbares ihr gesehen, das ihr mir vertrauen mögtet? . . . Es rauschten die Wellen stärker, aber ich verstand ihr Rauschen nicht. Eure Stimme hör ich wohl, aber Zungen habt ihr keine, die Elementensprache kenn ich nicht!“ u. s. w.

[6]) Zuerst in Reichardts „Berlinischer Musikalischer Zeitung“, 1805, Stück 20—26; Neudruck, Nationallitteratur Bd. 146. Vgl. dort S. 119 ff.: „O mein Gott, wo sind die alten Bäume“ u. s. w.

sie früher seiner Braut einmal ausgemalt [1]). Welch' schroffen Stilwechsel doch muss man beim Übergang zu der folgenden Einleitung (S. 1—26) passieren! Denn sie bemüht sich klar, einfach und wohlgegliedert zu sein, zumal anfangs, wenn auch später unvermögend, dem Bilder- und Wortstrome länger zu wehren, lässt sich zu den Gegnern dieser Volkslitteratur herab und unterhandelt mit ihnen um Toleranz, ja Hochachtung davor, in logischer Beweisführung und Deduktion [2]).

Die Eingangsworte (S. 1—2, Z. 12) lassen im Wesentlichen die Schlegelischen Bemerkungen aus der „Europa" aufquellen; sie legen, wie dort, gegenüber der Flüchtigkeit und Unbeständigkeit der höheren Litteratur, wo jedes Jahr „die Geburten des Augenblicks, wie Saturn seine Kinder" verschlingt, auf die Dauerhaftigkeit, allgemeine, internationale Verbreitung und Beliebtheit dieser Bücher beim Volke Nachdruck; auch eine Art statistischer Erwägung zieht Görres im weiteren Verlauf (S. 10, 11) heran. Nicht mit blinder Voreingenommenheit, wie anderwärts so oft, spricht er hier für die hohe Würde des Volksmässigen; sondern in Abwägung des Für und Wider macht er dessen innere Bedeutung, den Unterschied zwischen Pöbelhaftigkeit und Volkssinn — hier mit zu erwartenden Ausfällen gegen die Tageslitteratur — wie ihn schon Herder [3]) und Bürger [4]) scharf gezogen, klar. Nicht allein den Gegern: es hat den Anschein, als ob er, dem ein Kreis „weniger Edlen" den Beifall der Menge einst hatte ersetzen sollen [5]), die Anschauung vom Wesen und Werte des Volkstümlichen, die ihm in Heidelberg aufgestossen, auch in den Kreis seiner Gedanken erst recht einordnen

[1]) Briefe I, 34 f. Vgl. o. S. 4 u. 33.

[2]) Vgl. bes. Übergänge wie auf S. 3, 4, 8, 9, 10 f., 26, die seinem Stile sonst nicht eigen sind.

[3]) Volkslieder, hrsg. von Carl Redlich, Berlin 1885. S. 173 f.

[4]) Vgl. z. B. die Vorrede zur 2. Ausgabe der Gedichte, Bürgers Werke, hrsg. v. Grisebach, 5. Aufl., Berlin 1894, S. 382.

[5]) Vgl. oben S. 5.

müsse, und seine Definition des Begriffes „Volk“ für die an ihn angeknüpfte Litteratur deckt sich mit der aristokratischer Naturen wie Goethes [1] und auch A. W. Schlegels [2], wenn er „einen inwendigen Geist in allen Ständen wohnend, und gleich einem schlackenlosen Metallkönig durch alle Verunreinigungen von Zeit und Gelegenheit durchblickend“ [3] anerkennt. Seine Ansichten von Entstehung und Geschichte der Volkslitteratur aber sind hier, wo sie den Stempel des Vorläufigen tragen, noch kaum consequent und befriedigend zu deuten — auf einen scharf zu formulierenden festen Standpunkt ist er nie gelangt — und auf das Anknüpfen an eine Naturpoesie wird mit ihm noch zurückzukommen sein. Dem im Volksliede wachgewordenen lyrischen Naturgeist stellt er so den epischen in den „Volkssagen“ gegenüber, aus dem seine übereilte Combination „die meisten Volksbücher“ ausgehen lässt [4], „indem man sie, aufgenommen aus dem mündlichen Verkehr in den Schriftlichen, in sich selbst erweiterte und vollendete: nur Eines haben sie bei dieser Metamorphose eingebüsst; die äussere poetische Form, die man als blosses Hülfsmittel des Gedächtnisses jetzt unnütz geworden wähnte, und daher mit der gemeinen prosaischen verwechselte.“

Mit dem letzten Satz hat Görres ein für die Entstehung unseres Prosaromans wichtiges Moment, zwar mit starker Verallgemeinerung, die auch auf den speciellen Teil des Buches, die Einzelbesprechungen, ihre Schatten wirft, getroffen. Allein der damit zusammenhängende Umstand [5], dass diese Prosaromane gerade dem Unterhaltungsbedürfnis der vornehmen, exklusiven Gesellschaft besonders des 15. Jahrhunderts ihre Einbürgerung in

---

[1] Hempel 29, 396 f. (Wunderhorn-Besprechung); vgl. auch M. v. Waldberg, Goethe u. das Volkslied, 1889, S. 15 f.

[2] Sämmtl. Werke, hrsg. v. Böcking, VIII, 75 („Bürger“).

[3] S. 8.

[4] S. 18.

[5] Vgl. Scherer, Die Anfänge des deutschen Prosaromans u. s. w., Strassburg 1877, S. 7 f.

Deutschland verdankten und erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit der sich ausbreitenden Fertigkeit des Lesens die Massen durchsetzten, ist ihm natürlich, wie denn alle feste zeitliche, örtliche oder stoffliche Sonderung und Gliederung ihm hier fremd bleibt, unbekannt. Doch spricht er von einem „Wurzelgreifen dieser Gebilde in der Menge", einer eigenen selbständigen Existenz, die sie in ihr gewonnen, dass der Zufall, „indem man dem Volke sie geboten, bei der Aufnahme keineswegs vorgeherrscht", sondern „der durchaus stammhafte, sinnlich kräftige, derbe markirte Charakter, in dem sie gedacht und gedichtet sind", sie dem Volke sich hat „eingestalten" lassen u. a. m.; alles deutet schon auf eine unten noch einmal zu erörternde gesunde, Unerklärbarkeit und Mystik fliehende Anschauung von Volkspoesie. Hinwiederum sind ihm mit Recht Versuche der Neueren, diese Litteratur zu erweitern durch andere der grossen Masse fremde Gebilde ohne Volkston und Volksnaivetät, jene oben erwähnten Solbrigschen Volksbücher, ebenso fatal wie die hier wieder gezausten Not- und Hilfsbücher, die nur „Zeugniss geben von dem chronisch-krankhaften Geist der Zeit".

Man wird bei dieser zum Schlusse mit immer stärker hervorbrechender herzlicher Wärme geschriebenen Einleitung gern hinwegsehen über das Missverhältnis, das da besteht zwischen ihren weiten, bestenfalls doch nur auf die erzählenden Nummern des Hauptteils sich erstreckenden Folgerungen und den mitinbegriffenen Wetter-, Arznei-, Handwerksbüchlein, den Traum-, Scherz-, Spruch- und Rätselsammlungen, dieser oft niederen Unterhaltungslitteratur, die zwar Görres als „didaktische" Bücher unter einige Erörterungen der Einleitung zusammenfasst und als fremdere Elemente erkennt, um dann aber, wie vorher, gleich wieder weitausgreifend von dem „allgemeinen Charakter zu sprechen, der alle diese Schriften gemeinschaftlich bezeichnet."

Und mit einem sein deduktiv-konstruierendes Verfahren bezeichnenden Übergang schafft er sich auch Raum

für eine „Bücherschau“ von 49 Nummern[1]). Wie wenig bibliographische Genauigkeit, sorgsame Quellenkritik Görres wildwüchsigem, impulsivem Schaffen eignen konnte, braucht kaum noch betont zu werden. Man versteht es wohl, wenn er gelegentlich seiner „Mythengeschichte“ an Jakob Grimm schreibt[2]): „Den langen Schweif von tausend Papieren und Papierchen zu schleppen, war mir ganz ungewohnte Arbeit“; er, der mit einem auf das Grosse und Allgemeine gehenden „historischen Takt“ [3]) die Frucht genauer methodischer Untersuchung mühelos vorweg vom Baume der Erkenntnis pflücken möchte. Zudem wusste er selbst, dass er zur Zeit als die „Volksbücher“ entstanden, im „historischen Studium sehr neu“ war.[4]) Jakob Grimm[5]) sprach gegenüber v. d. Hagens von Verständnislosigkeit für den tieferen Wert des Buches diktierten bibliographischen Ausstellungen[6]) und Berichtigungen, ein Urteil aus, das Görres zu dem seinigen[7]) machte, und brauchte damit die richtige Schätzung der lebenatmenden Schrift unter einsichtigeren Zeitgenossen wohl kaum erst anzubahnen[8]). Doch wenn er dort wünschen durfte, dass Görres seine gelehrten Untersuchungen zu diesem Werke noch verborgen gehalten hätte, deren oft neben dem Grundakkorde der Darstellung hinklappernden Ton er empfunden

[1]) Vgl. S. 244 u. 246, wo No. 46 versehentlich doppelt gebraucht ist; daher am Schluss die falsche Zahl 48.

[2]) Briefe II, 130.

[3]) Briefe II, 378.

[4]) Briefe II, 107.

[5]) Heidelb. Jahrb. 1811, No. 10, S. 157 f. = Kl. Schriften VI, 25.

[6]) Altdeutsches Museum I, 1, 238 ff.

[7]) Briefe II, 201.

[8]) Vgl. u. a. A. W. Schlegels Lob: Heidelb. Jahrb. 1810, V. I. 3, 117; Jean Pauls: Denkwürdigkeiten a. d. Leben J. P. Fr. Richters, III, 168 (An Marheineke); Fouqués: Briefe II, 409; oder z. B. Seckendorfs: Prometheus 1808, S. 51, bei Gelegenheit einer Anzeige von Hagen-Büschings Sammlung Deutscher Gedichte des Mittelalters. Görres selbst über den „ruhigen, stillen“ Beifall, den sein Buch bei allen „sinnvollen, unbefangenen“ Menschen gefunden: Heidelb. Jahrb. 1808, V. Abtlg. III, S. 409.

haben mag, indem er gesteht, dass sie ihn im Lesen stören, und sich schliesslich bei einer Beurteilung des Buches garnicht ans „Litterarische“ d. i. Bibliographische halten wollte[1]): so könnte man wohl Anlass nehmen, Görres Schrift nach dieser Richtung hin kurz abzuthun. Aber derselbe Jakob Grimm lässt ihn doch „manche merkwürdige literarische Aufschlüsse gefunden“ haben. Görres selbst legte auf diese Teile seines Buches, die ihn in die damalige Germanistenwelt einführen sollten[2]) einen Wert, und gab gerade zu dem historischen Teil Ergänzungen und Berichtigungen.[3]) Und erstaunlich bleibt die Fülle der damals in Heidelberg in kürzester Frist mit autodidaktischem Heisshunger wüst und unordentlich zusammengelesenen Litteratur[4]), die seine Neigung, in grossen Bibliotheken, „Familienarchiven des Menschengeschlechtes“[5]), zu wühlen, einstweilen stillte, während er später sehnsüchtig nach Paris, Wien, München, Göttingen hinüberschaute.

Musste doch auch der strenge und gelehrte Docen in einer umfangreichen Besprechung des Buches in der Jenaischen Allg. Literatur-Zeitung 1810, No. 108

[1]) Jugendbriefe S. 151.

[2]) Volksb. 309—311.

[3]) Heidelb. Jahrb. 1808, V, III, 409—427. Übrigens verdankte er einige Notizen dafür „der Gefälligkeit seiner ehemahligen Zuhörer der Herren Barone von Eichendorf aus Schlesien“ (ebd. S. 415), die auf ihrer Pariser Reise die dortige Bibliothek für ihn einsahen. Damit erledigt sich die von Krüger, Der junge Eichendorff, 1898, S. 91 vorgetragene Behauptung, dass Eichendorff nicht, wie wohl schon frühere Biographen von ihm gewusst hatten, für Görres gearbeitet habe, weil die Volksbücher 1807 erschienen seien, die Reise nach Paris aber erst ins Jahr 1808 falle. Vgl. auch R. Steig, Deutsche Litt.-Ztg. 1899, No. 7.

[4]) Briefe I, 483; II, 284 bezeichnend (an J. Grimm): „Sie fragen mich um irgend ein Buch aus dem Nordischen, ob ich es in Heidelberg gehabt. Ich besinne mich kaum mehr ob ja oder nein, es ging mir damals so manches durch die Hände, dass ich nicht Rechenschaft davon geben kann.“

[5]) Briefe II, 291.

bis 110, gestehn, dass Görres „hier etwas, was noch von keinem anderen Literator geleistet war, unternommen habe“ [1]), und es „das erste umfassende kritische Werk über ältere deutsche Litteratur“ [2]) nennen. Diese beiden Urteile bleiben auch heute zu Recht bestehend, trotz einem Hinblick auf die Dürftigkeit und Ungenauigkeit mancher schon damals weit besser zu gebenden historisch-bibliographischen Nachweisungen, wie auch auf die moderne detaillierte Einzelforschung auf diesem Gebiete. [3])

Kochs Kompendium und Panzers Annalen [4]) sind von Görres viel, aber nicht immer genau, bald mit ausdrücklicher Anführung, bald stillschweigend ausgebeutete Quellenwerke. Er benutzt aber z. B. auch, wenn er „von Murr“ citiert [5]), dessen „litterarische Nachrichten von Tyll Eulenspiegel“ im IV. Bande von Reichards „Bibliothek der Romane“, nennt ferner Huet [6]), erwähnt und kennt von Leistungen für die ältere deutsche Litteratur Arbeiten Eckharts, Schilters, Frehers, Oberlins, Eschenburgs, Docens. Im übrigen aber wird das wissenschaftliche Nachprüfen, die Einsicht in seine Arbeitsweise oft erschwert durch lässiges Citieren oder völliges Verschweigen ihm zugänglich gewesener Quellen.

Gab die Heidelberger Bibliothek zu einem Teile den gelehrten Apparat her, so rührte der Stoff an Volksbüchern selbst und an andern Quellen deutscher und ausländischer Litteratur, wie schon erwähnt, fast ganz aus der reichhaltigen Sammlung des Freundes her. Wir besitzen ein gedrucktes Verzeichnis der Bücher Clemens

[1]) A. a. O. Sp. 272.

[2]) A. a. O. Sp. 259.

[3]) Die meiste Ähnlichkeit mit Görres Buch in der Anlage hat: Van den Bergh, De Nederlandsche Volksromans. Eene bijdrage tot de Geschiedenis onzer Letterkunde. Amsterdam 1837. Siehe ebendort S. XII.

[4]) S. o. S. 86.

[5]) S. 199. vgl. oben S. 86.

[6]) S. 161. Lettre de M. Huet à M. de Segrais de l'origine des Romans. Paris 1670.

Brentanos aus dem Jahre 1819. Dieser Katalog[1]) vermag — mit dem Vorbehalte freilich, dass das eine oder andere Buch nach dem Jahre 1807 erworben sein kann — als Handhabe zu dienen, um Görres Verfahren bei der Auswahl seines Materials und damit seine Auffassung vom Begriffe des „Volksbuchs“ festzustellen. Zu ihrer Zeit beliebte Bücher wie Pontus und Sidonia, Fierabras, Tristrant und Isalde, Florio und Biancefora, Herpin, Ritter von Thurn, Apollonius, Valentin und Orsus, Wigalois,

[1]) „Verzeichniss einer sehr reichen Sammlung von Handschriften und alten Drucken zur Geschichte der deutschen, französischen, spanischen, holländischen und englischen romantischen Dichtkunst gehörig, meistens Seltenheiten und Gegenstände, die sich zu neuer Bearbeitung eignen, welche nebst andern Büchern in verschiedenen Sprachen und Wissenschaften den 13. December u. folg. Tage d. J. Vormittags um 9 Uhr am Dönhofsplatze No. 36 durch den Königl. Auctionskommissarius Bratring gegen gleich baare Zahlung in kling. Preuss. Cour. meistbietend versteigert werden sollen. Berlin 1819.“ (Die Jahreszahl 1817, oben S. 71 Anm. 3 ist ein Druckfehler.) Brentanos Name ist nicht genannt. Abgesehen davon, dass in Deutschland damals kein anderer Privatmann eine ähnlich beschaffene Bücherei besessen haben wird, mögen zum Beweise der Brentanischen Provenienz ein paar Stichproben dienen: A. No. 28: „Herzog Beliand oder Herr Wittich v. d. Jordan. Reinliche Abschrift des Gothaischen Mskpts. dieses Rittergedichts“; C. No. 570: „Herzog Ernst von Bayern. Abschrift des Goth. Codex“. Vgl. dazu Steig, Arnim u. Brentano S. 132 (Br. an Arnim): „Der Wittich vom Jordan und der Herzog Ernst werden für mich und Dich in Gotha copirt“. Unter B, No. 16 ist der sehr seltene Druck des Titurel von 1477 verzeichnet, wobei zu vgl. Brentano an Tieck, Holtei Briefe an Tieck, I, 101, 107. Ähnliche Beispiele liessen sich häufen. Görres „Volksbücher“, notorisch auf Brentanos Bibliothek fussend, decken sich völlig mit den einschlägigen Büchern des Katalogs und sprechen so unumstösslich für den Besitzer. — Clemens Brentano hat 1819 nur solcher Bücher sich nicht entäussert, die irgend ein religiöses Interesse hatten. Dies lehrt ein Vergleich mit Heberles Katalog Brentano vom April 1853, der die Bibliothek Christian Brentanos mitenthält. Auch er ist aber für Görres „Volksbücher“ einzusehen. Ich behalte mir vor, über Brentano als Büchersammler besonders zu handeln.

Theagenes und Chariklea, Ritter Galmy u. a. m., die eine lässigere Terminologie — man denke z. B. an Simrocks Sammlung — wohl auch als Volksromane oder Volksbücher bezeichnet, die aber schon im 16. oder 17. Jhdt. zum letztenmale und dann nicht wieder gedruckt worden waren, scheiden bei Görres aus. Nur die Schriften, die im „vieljährigen Fortrollen" ihre „Demantfestigkeit" bis ins achtzehnte und beginnende neunzehnte Jahrhundert bewahrt hatten[1]), sind der Aufnahme würdig befunden. So bekundet gleich diese strenge Auslese, die auch von einer schon älteren Vertrautheit mit der Volks- und Jahrmarkts-Litteratur zeugt, das Gegenwartsinteresse, worauf Görres ganzes Buch sich gründet.

Das in der Einleitung vorweggenommene Princip, die Volksbücher zum grössten Teile aus Prosaauflösungen epischer Gedichte herzuleiten, lässt Görres, wo sich irgend ein älteres ähnliches Gedicht vorfindet, dies als direkten Ausgangspunkt des Volksbuches vorschnell ansetzen. Die psychologische Triebfeder seines Verfahrens ist klar: der ununterbrochene Zusammenhang dieser missachteten Volksbücher mit der ehemaligen Herrlichkeit mittelalterlicher Dichtung tritt dadurch anschaulich hervor. Das Volksbuch vom Herzog Ernst (No. 12) ist ihm so „von einem alten Gedichte von Heinrich von Veldeck desgleichen Namens und Inhalts ausgegangen, das man in Prosa aufgelöst, und das sich in der Gothaischen Bibliothek im Manuskripte findet".[2]) Schon 1811 hat Docen[3]) die Haltlosigkeit dieser „Annahme, die völlig irrig ist, und bloss

[1]) Auffallend ist das Fehlen des Lucidarius und besonders des Hugschapler (Katalog Brentano 1819, B, No. 3), den ja Arnim in der „Gräfin Dolores" nacherzählt und der nach Goedeke zuletzt 1794 in Nürnberg (wohl aber auch noch in späteren Jahren) neugedruckt wurde. Aus einem Drucke des 16. Jahrhdts. hatte auch schon Elwert im Deutschen Museum 1784, II, S. 327—54 Auszüge gebracht.

[2]) S. 84; vgl. über diese Handschrift S. 97 Anm. das Citat aus dem Katalog Brentano u. aus Steig, Arnim u. Brentano.

[3]) Altd. Museum II, 250. 51. Bartsch, Herzog Ernst S. LIV.

als Folgerung aus einigen ähnlichen Fällen sich entschuldigen lässt", sowie der Verfasserschaft Heinrichs von Veldeke für das in jener Gothaer Papierhandschrift enthaltene Gedicht nachgewiesen und mit Recht lateinische Prosa schon aus rein stilistischen Kennzeichen des deutschen Textes als Quelle des deutschen Volksbuches in Anspruch genommen.

Auch die „Haimonskinder" (No. 16) lässt er irrig aus dem durch Glöckles Abschrift ihm bekannten altdeutschen Gedichte, um das er sich später viel bemühte, als eine prosaische abgekürzte Auflösung hervorgehen.[1]) Bei der „Historie von der geduldigen Helena" (No. 18) zieht er ebenso eins der älteren Gedichte heran[2]), das aber nicht die Quelle ist[3]), vermutet bei der „Hirlanda" (No. 19) ein solches als indirekte Grundlage[4]) und greift[5]) für „Unsers Herrn Jesu Christi Kinderbuch" (No. 47) sofort noch während des Druckes zu Docens Auszügen aus dem Marienleben des Bruder Philipp.[6])

Falsch ist, wie noch bis in die neueste Zeit[7]), auch das Quellenverhältnis bei der „Melusine" (No. 40) dargestellt: Jean d'Arras hat kein Gedicht, sondern eine prosaische Chronik aus dem Stoffe gemacht[8]) und die von Görres als Quelle des Volksbuches angesehene Prosaauflösung von Nodot fällt erst in das Jahr 1648, während bereits 1474 durch Thüring v. Ringoltingen die deutsche Prosaübersetzung nach dem Gedichte des Trouvère Couldrette hergestellt wurde, die die Grundlage für alle weiteren

[1]) Heidelb. Jahrb. 1808, V. Abtlg., III, 420 f. Vgl. Pfaff, Reinolt v. Montalban (Stuttg. litter. Verein) 1886. S. 578 ff.

[2]) S. 136 ff.

[3]) Pfeiffer, Mai und Beaflor, 1848, S. IX. Die geduldige Helena, hrsg. von Merzdorf, Oldenburg 1867.

[4]) S. 148.

[5]) S. 256 Anm.

[6]) Miscellaneen II, 70 ff.

[7]) Goedeke, Grundriss, 2. Aufl. I, S. 355.

[8]) Vgl. nach Bächtolds Vorgang Marie Nowack, Melusinensage, Züricher Dissert. 1886, S. 10 ff.

Behandlungen des Stoffes in Deutschland abgab.[1]) Merkwürdigerweise aber lässt er sich die bereits durch Eschenburg[2]) ans Licht gezogenen einschlägigen älteren deutschen Gedichte für einen Vergleich irgend welcher Art mit dem Volksbuche von Salomon und Marcolf (No. 31) entgehen, und er nennt das Gedicht Hartmanns von der Aue beim „Gregorius auf dem Stein“ (No. 45), das ihn in Zukunft noch beschäftigen sollte, einstweilen nur erst, ohne es näher als dem Namen nach zu kennen.[3]) Der positiven Quellennachweise durch Görres oder der befruchtend wirkenden historischen Spekulationen des Buches soll darum nicht vergessen werden. Ich nenne so z. B. den Nachweis von Hageks Böhmischer Chronik[4]) als Grundlage für die „Historie vom König Eginhard aus Böhmen“ (No. 13). Einen weiten Ausblick eröffnet die treffliche, mit grosser Belesenheit und vertiefter Auffassung von dem Wachsen und Wesen einer poetisch-fabelhaften, geographischen Weltanschauung des Mittelalters unternommene kritische Scheidung des aus fremden Quellen Geschöpften von dem wirklich Gesehenen in der Reisebeschreibung des Johann von Montevilla[5]) (No. 10), wobei er die dürftigeren, ähnlichen Ausführungen Matthias Christian Sprengels in seiner „Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen“, Halle 1783, S. 80 ff., nicht gekannt und genutzt zu haben scheint. Görres verweist hier auch mit kritischer Schärfe auf Verunstaltungen und Willkürlichkeiten, die die deutsche Übersetzung des lateinischen Textes durch Otto von Diemeringen 1483 und das Volksbuch jahrhundertelang mit sich geführt haben. Goethe hat mit Lob für Görres die erstgenannten Ermittelungen in die „Noten und Abhand-

---

[1]) Vgl. Roethe, ADB 28, 634 f.

[2]) Denkmäler altdeutscher Dichtkunst 1799, S. 178 ff. Bragur v. Gräter III (1794), S. 357—96.

[3]) S. 244.

[4]) S. 89.

[5]) Vgl. Goedeke Grdr. [2] I, 377, wo Görres nicht beachtet ist.

langen zum west-östlichen Divan" aufgenommen[1]). Durch ähnliche geistvolle Erwägungen sucht er beim „Fortunat" (No. 11) Ursprung und Heimat festzulegen, nicht ganz glücklich, allein für spätere Untersuchungen grundlegend und an genialer Auffassung des Grundgehalts kaum zu übertreffen.[2])

Epochemachend, wenn auch neueste Wissenschaft mit der nach dem Orient schauenden romantischen Tradition zu Gunsten einer Erklärung aus gleichartigen psychologischen Elementen wieder zu brechen beginnt, ist sein Hinweis auf Indien als Heimat eines grossen Teiles unserer Fabel- und Novellenlitteratur gelegentlich der „Melusine" und der „Sieben weisen Meister"[3]) (No. 22). Clemens Brentano freilich durfte schon 1808 scherzen über die Sucht, den Stammbaum auch unserer kleinen Erzählungslitteratur, die ihm selbst so vertraut war, wie damals kaum einem andern, und ihrer Motive nach Indien zurückführen zu wollen.[4]) Trotz achtenswerter Gelehrsamkeit geht Görres fehl, wenn er Plan und Bearbeitung der „sieben Meister" aus den bidpaischen Fabeln herleitet, die freilich einen ganz ähnlichen Gang von dem Morgenlande durch die Litteratur Europas genommen haben, wie dieses Buch, dessen wahre indische Grundlage Goedeke und Benfey nachwiesen, nachdem schon F. W. V. Schmidt[5]) mit Anerkennung seines Verdienstes um die Veranschaulichung

---

[1]) Weim. Ausgabe I, 7, S. 188.

[2]) Vgl. Zacher, Ersch und Grubers Encyklopädie, I. Section, 46. Theil, S. 478—487.

[3]) S. 235; vgl. Marie Nowack a. a. O. S. 4 u. a.

[4]) In der „Geschichte des ersten Bernhäuters", Einsiedlerzeitung (in Pfaffs Neudruck) S. 247: „Die Geschichte von der Ratte ist der mythische Mittelpunct der herrlichen Biographie des komischen deutschen Halbgottes Schelmufski, welche leider zu lange unter der Bank gelegen, ihr Ursprung ist natürlich indischen Ursprungs, wie wir auf einen blauen Montag Morgens um halb drey Uhr zu beweisen gedenken."

[5]) Beiträge zur Geschichte der romantischen Poesie, Berlin 1818, S. 128.

des Wesens dieser uralten Poesie, danach Adalbert Keller [1]) den Irrtum des bahnbrechenden Vorgängers durchschaut hatten.

Zu glänzenden, aber unhaltbaren Kombinationen über die Karlssage und ihre Dichtungen verleiten ihn die „Haimonskinder" (No. 16) und der „Octavian" (No. 17). In der Heiligsprechung Karls des Grossen um 1166 sieht er [2]) eine scharfe zeitliche Grenze, von wo ab die Darstellung der Persönlichkeit Karls in der Dichtung sich änderte. „War er vorher ein Gegenstand, den man mit profaner Unbefangenheit behandelte, dem man allenfalls wohl auch die Rolle eines untergeordneten Gegensatzes anvertrauen konnte, so musste er hingegen jetzt als der grosse Held des Glaubens durchaus gross, heilig und ehrwürdig erscheinen; er hatte aufgehört ein Gegenstand der Discussion zu sein, die Kirche hatte ihn allem Menschlichen entrückt, und seine Geschichte war mit ihm ins Wunderland übergegangen". Die hieraus sich ihm ergebenden chronologischen Verschiebungen [3]) der Oktavian- und Reinoltsage hat schon i. J. 1810 Docen zugleich mit dieser ganzen Hypothese verworfen [4]), später F. W. V. Schmidt noch einmal angehalten. [5]) Während heute die Forschung sich über den Ursprung der Karlssage, speziell auch der Reinoltsage [6]), trotz Gaston Paris noch lange nicht klar ist, hat Uhland 1812 in früher Begeisterung das von Görres in den Volksbüchern über diesen Kreis Gesagte für das Beste gehalten, was er kannte, und prophezeit, dass er manches vorgeahnt habe, was die Aufschliessung der Quellen seiner Zeit bewähren werde. [7]) Görres Interesse

[1]) Li Romans des sept sages, nach der Pariser Handschrift herausg. von Heinr. Adalb. Keller, Tübingen 1836, S. II.

[2]) Vgl. S. 120, 121 ff., 134. [3]) Vgl. S. 122, 134.

[4]) Jen. Allg. Literat.-Ztg., No. 109, Sp. 269 f.

[5]) Wiener Jahrbücher 31 (1825), S. 110.

[6]) Vgl. Pfaff, Reinolt v. Montalban, S. 497.

[7]) Leben zusammengestellt von seiner Witwe S. 83. Vgl. Fouqués Musen 1812, S. 59 ff.: „Über das altfranzösische Epos"; Schriften IV, 327 ff., bes. 336.

für die Sagen von Karl dem Grossen blieb aber auch weiterhin lebendig[1]), gruppiert stets um die über Gebühr verherrlichten, nur in der äusseren Form von ihm den Nibelungen nachgestellten Haimonskinder, bei deren Abfassung dem Dichter sogar die Ilias vorgeschwebt haben soll.[2])

Den Höhepunkt seiner litterar-historischen Leistung aber macht die Abhandlung über das Faustbuch (No. 35) aus. Seine Vorlage ist ein auf den „Christlich Meynenden" — nicht[3]), wie er mit einigem Recht meinen durfte, auf Widmann — zurückgehendes Jahrmarktsbuch. Der Respekt vor der Menge scheinbar ganz selbständig ermittelter Zeugnisse über ältere Zaubergeschichten, den historischen Faust u. a. m. mindert sich etwas, wenn man seine Vorgänger auf diesem Felde heranzieht, die er nicht nennt. So benutzt er stark die trockene, flach-rationalistisch ausdeutende „Historisch-kritische Untersuchung über das Leben und die Thaten des als Schwarzkünstler verschrieenen Landfahrers Doctor Johannes Faustus, des Cagliostro seiner Zeiten" von J. F. Köhler, Leipzig 1791. Ich kann mir nicht versagen, ein paar Stellen aus Görres den entsprechenden aus dem Buche dieses seines geistigen Antipoden hier gegenüberzustellen:

Köhler nennt (S. 16) als „allgemein verschriene Magier der ältern und neuern Zeit, Zoroaster, Demokritus, Empedokles, Apollonius. Raimund Lullius, Arnold von Villeneuve, Albertus

Görres (S. 215): „Zoroaster, Democrit, Empedokles, Apollonius waren in den älteren Zeiten diesem Urtheil nicht entgangen, und in der neuern Zeit mussten Raimund Lullius, Arnold von Ville-

[1]) Dass er Gedanken wie Volksb. 120 f. über die litterar-historische Bedeutung der Zeiten Karls auch in der Besprechung von Fr. Schlegels Poetischem Taschenbuch für 1806 = Heidelb. Jahrb. 1808, V. Abthlg. III, 432, wörtlich anklingen lässt, ist mir übrigens auch ein Indicium für seine oben S. 79 behauptete Autorschaft dieser Recension.

[2]) Vgl. Volksbücher 102; Ankündigung der Bibliotheca Vaticana: Iduna und Hermode. 1812, Anzeiger No. 19.

[3]) Vgl. Goedeke, Grundriss[2] II, 568.

Magnus, Johann Tritheim, Heinrich Cornelius Agrippa, Theophrastus Paracelsus, Hieronimus Cardanus".

neuve, Albertus Magnus, J
Tritheim, H. Cornelius A
Theophrastus Paracelsus
ronimus Cardanus der
nach diesem Verdachte
preiss geben."

Köhler erzählt (S. 40 f.) über Paracelsus: „Seine Schüler, der nachmalige berühmte Buchdrucker Johann Oporin in Basel und George Wetter, die ihn eine Zeit lang auf seinen Wanderungen begleiteten, versichern, er habe oft den Teufel seinen Freund und Gesellen genannt, und zuweilen von starken Getränken berauscht, in mitternächtlichen Stunden einen ganzen Schwarm böser Geister citirt, und sich zum Beweis seiner unwiderstehlichen Zauberkraft durch Hülfe seines Degens mit ihnen herumgeschlagen".

Görres (S. 221 f.): „Von
celsus versichern seine F
J. Oporin in Basel und G.
die auf seinen Wande
ihn begleiteten, er habe
Teufel seinen Freund u
sellen genannt, und zu
berauscht, um Mitternacht
Schwärme böser Geister
und mit seinem Degen si
ihnen herumgeschlagen".

Und, um anderes zu übergehen, so konnte
(S. 216 in der Anm.) wörtlich bekannt gemachte Stel
Trithemius über Wesen, Thun und Treiben des F
Sabellicus, der Fr. Schlegel in einer mit vielem L
Görres Buch verbundenen Anmerkung seines „Deut
Museums"[1]) für die Entscheidung der historischen
frage von Faust das grösste Gewicht beimisst, d
auch für uns heute besitzt, bei aller später me
dokumentierten[2]) Belesenheit in diesem und ähnliche
wahlverwandten Schriftstellern, schon in Kochs

---

[1]) II (1812), S. 312.

[2]) Im Rhein. Merkur vom 1. Februar 1814 gedenkt
Trithemius und charakterisiert ihn ausgezeichnet in Fr. Sc
„Deutschem Museum" IV. 352 ff., worüber weiter unten.
Göttling an Goethe, Briefwechsel S. 27, nennt Tritheim
„Leibschriftsteller". Vgl. auch Sepp, Görres, 1896 S. 181.

pendium[1]) angezogen finden, wenn er sie, die Köhler übersehen, nicht aus der Erwähnung in Haubers Bibliotheca magica[2]) kannte.

Wodurch er aber alle Vorgänger weit überholt hat, das ist der geniale, divinatorisch richtige Blick, mit dem er die grossen Zusammenhänge des geschichtlichen Lebens durchschaut, der, die „Volksbücher" mehrfach auszeichnend, hier die wahre litterarhistorische Erkenntnis von der Entstehung einer sagenhaften Fausttradition gezeitigt hat: „So hatte jedes Zeitalter gewissermassen seinen Faust, von jedem wussten die Zeitgenossen irgend etwas Uebermenschliches beizubringen, das nur als Emanation des Bösen ihnen begreiflich wurde; alle diese Einzelheiten sammelten sich endlich in dem wahren und dem letzten Faust, der als der Heermeister aller vorhergegangenen Zauberer sich an ihre Spitze stellte. . . . Faust ist daher gewissermassen mehr Buch als Person, alles was von seinen Zauberkünsten die Geschichte seines Lebens erzählt, ist früher viele Jahrhunderte schon als Tradition im Volke umgelaufen, und Fausts Bildniss war gleichsam das Siegel nur, was man auf die Sammlung Aller gedrückt"[3]); und: „es ist nicht unwahrscheinlich, dass er selbst sein eigener Compilator gewesen sey und sich gesammelt habe aus den mannigfaltigen Ueberlieferungen der Vergangenheit".[4]) Von romantischen Zeitgenossen haben Fr. Schlegel[5]) und Arnim[6]) diese Feststellung eines historischen Vorgangs angepriesen, den Görres ebenso

[1]) II, 238 (1798).

[2]) III, 184 ff. Scheible, Kloster, V, 12 f. Hauber befand sich wohl in Brentanos Bibliothek (Catalog Brentano 1853, No. 3193).

[3]) S. 218 f. Vgl. auch „Christliche Mystik", III (1840), S. 127 f., 106 ff. „Die Zaubersage".

[4]) S. 223.

[5]) Deutsches Museum II, 312 Anm.

[6]) Doctor Faustus von Christoph Marlowe . . . übersetzt von Wilhelm Müller mit einer Vorrede von L. A. v. Arnim, Berlin 1818, S. XI Anm.

richtig bei der Entstehung[1]) des „Eulenspiegels“ (S. 196) vermutet, und der seitdem noch verschiedentlich unter den festen Bestand unserer litterarhistorischen Wissenschaft wie unserer allgemeinen Kenntnisse vom geschichtlichen und sagenhaften Leben aufgenommen ist. Wie sagt doch der fabulierende Schulmeister in Storms „Schimmelreiter“? „Ihr wisset auch wohl, es braucht nur einmal ein Grösserer zu kommen, so wird ihm alles aufgeladen, was in Ernst oder Schimpf seine Vorgänger einst mögen verübt haben“. Die Saat aber, die bei Görres für die vorliegenden Objekte Früchte trug, wird durch Herder, seinen „verlässigen und sicheren Leiter in allem Menschlichen und Geschichtlichen“[2]), seinem Geiste eingepflanzt sein. Herder hatte schon im Anfange seines Horenaufsatzes über „Homer und Ossian“ gleiche historische Einsichten verkündet, indem er sagte[3]): „Das grosse Geschäft, das den Händen der Zeit anvertrauet ist, Kunstwerke der Menschen ans Licht zu fördern, lebendige Geburten des Geistes wachsen zu machen, . . . diess Geschäft bildet eine goldene Kette menschlicher Geister. . . . Im Orient sind die Namen Salomons, Lockmanns u. a. bekannt. Was an Natur-, an Spruch- und Fabelweisheit späterhin erfunden ward, ward an jene Namen im Tempel der Unsterblichkeit geheftet. . . . Durch ganz Morgenland ist Alexander als Zerstörer, Solimann als Erbauer alles Grossen und Prächtigen berühmt. . . . . Ihre Gestalt wuchs auf der Schwinge der Zeiten.“

So durfte denn Görres allerdings gegen zünftigen Gelehrtendünkel herauskehren, dass er[4]), „wenn es darauf

[1]) Vgl. Scherer, Die Anfänge des deutschen Prosaromans, 1877 = QF 21, S. 13: „Ein sehr wahres Wort hat aber Görres Volksb. 196 über den Eulenspiegel gesprochen: . . . . Das Ganze deutet durch seine rhapsodische Form durchgängig auf ein successives Entstehen in verschiedenen Zeiten, und ein Erzeugniss einer ganzen Classe“ etc.

[2]) Briefe III, 29.

[3]) Horen 1795, X. Stück, S. 86 f.; Suphan XVIII, 446 f.

[4]) S. 309.

ankömmt, ... das Einzelne jedesmal in der Gattung zu sehen, die grossen Umrisse durch alle scheinbare Verwirrung zu verfolgen . . ., und von jeder kleinlichen Beschränkung fern, das Ganze recht ganz und unzerstückt aufzufassen", sich keineswegs unter die letzten stellen möchte. Er spricht bei dieser Geltendmachung seiner Individualität im Schlussworte des Buches aber auch davon, dass er aus „dem eigenen Leben ins Nachgebildete" „übergetragen" habe, und wirklich sind Abdrücke seiner eigentümlichen Persönlichkeit und seiner Neigungen an den behandelten Gegenständen deutlich wahrzunehmen. Gleich bei den ersten Nummern, die volksmedizinischen Inhaltes sind, muss man sich erinnern, dass Görres, wenn er dieser Volksheilkunde eifrig das Wort redet[1]), gewissermassen pro domo spricht, da er selber Wunderkuren anstellte[2]) und gern den Freunden mit seinen autodidaktischen medizinischen Kenntnissen zu Hilfe kommen mochte[3]); hatte er doch auch in Heidelberg über Hygiene gelesen und den eifrigen Verteidiger des Theophrastus Paracelsus gemacht.[4]) Sein von früh auf bekundetes Interesse an der Geographie und an Reisebeschreibungen[5]) blickt deutlich hervor aus den oben erwähnten umfangreichen, schönen Erörterungen über Johann von Montevilla und auch beim „Herzog Ernst". Hier erwähnt er (S. 84) als Pendant Lucians „Wahre Geschichte", die er vor Jahren nachgeahmt hatte.[6])

Gleich der Art, wie Görres die grobianischen oder derbwitzigen Volksbücher gegen „eine alberne Ziererey", auf die uns „unsere einseitige Kultur . . . nach und nach hingetrieben"[7]) hervorkehrt, hat er oft eine absichtliche

[1]) S. No. 1, 2, 3; vgl. zumal S. 32 f. mit Briefen III, 158.
[2]) Briefe II, 2; Rhein. Antiquar. I, 2, S. 455.
[3]) Briefe II, 117; 370.
[4]) Exposition d. Physiologie 1805, S. IV f., VII ff.; s. o. S. 14.
[5]) Vgl. Sepp, Görres 1896, S. 5; Briefe I, 51 f.
[6]) Vgl. oben S. 2 f.
[7]) Gelegentlich des Eulenspiegel S. 196 f. Ähnlich Tieck über den Eulenspiegel im Phantasus (Schr. IV, 362 f.).

etwas manierierte Derbheit in vertrauten Briefen und auch im persönlichen Verkehr an den Tag gelegt, die Besuchern gelegentlich auffiel.[1]) Sein bekannter Hang zur Kindheit lieh ihm die liebreichsten Worte bei Beurteilung von „Christi Kinderbuch" (No. 47). Die ihm oft innewohnende eigenartige Prophetie findet ihren Niederschlag beim Volksbuche von „Zwölf Sibyllen Weissagung" (No. 41), wo er für die Möglichkeit weissagerischer Begabung überhaupt eintritt und eine natur-philosophische Erklärung zu geben sucht, gerade wie später unter grossem Aufsehen im „Rhein. Merkur".[2])

Nicht nur aus solchen Wahlverwandtschaften des Verfassers mit den Gegenständen seiner Schrift schreibt sich die Einseitigkeit und Übertriebenheit mancher Urteile, die Verteidigung manchen Unsinns und vieles Minderwertigen her. Die Volksbücher legen in ihrer mageren Form häufig genug Zeugnis ab von den rein stofflichen Interessen, die bei ihrer Herstellung und bei der Aufnahme unter den Lesern obgewaltet haben. Wir sahen nun schon oft, wie auch Görres Dichtung und Leben immer nur nach inhaltlicher, fast nie nach der formalen Seite richtig zu würdigen verstand. Auch dieser Umstand leistete einer fast unbedingten Verherrlichung der Volksbücher Vorschub.

Dann aber beherrscht ihn ja überhaupt die allgemein romantische Tendenz, das scheinbar Verkannte und Unbeachtete zu retten und wieder zu beleben. Er nimmt dies Bestreben für sich selbst in Anspruch, wenn er laut Worten in seiner Nachrede, „jedes aus dem richtigen Gesichtspunkte" angeschaut, „Allem sein Recht" will haben widerfahren lassen. Oft greift reaktionäre Polemik gegen Zustände der Gegenwart mit ein.[3]) Doch ist Görres auf diese Weise einer der ersten

---

[1]) Vgl. Perthes Leben II. Bd. 4. Aufl., Gotha 1857, S. 89; Dorow, Erlebtes III, 64; Wolfgang Menzel, Denkwürdigkeiten S. 162.

[2]) Vgl. seine Weissagungen aus alter Zeit im „Rheinischen Merkur" vom 1. und 13. Februar 1814 und Böhmer (Janssen I, 283) über Görres Prophetenberuf. S. a. o. S. 29.

[3]) Vgl. z. B. 29, 41, 53 u. a.; beim Eulenspiegel s. o.

romantischen Anreger mancher Bemühungen geworden, die unter den Begriff „Volkskunde“ fallend in die heutige weitausgebaute Wissenschaft vom deutschen Leben eingereiht sind. Ich nenne den mit warmer Charakteristik ausgestatteten Hinweis auf den altvererbten Geist der Handwerkslitteratur[1]), auf Volksmedizin, auf Volkswitz und -verstand[2]) in Rätsel und Spruch. Dann hat er auch weiter ausschauend den Wert der Apokryphen „für die Geschichte der Mythen und für die Poesie“ festgelegt.[3]) Kurz, Görres Freund Creuzer hat Recht, wenn er in seiner „Symbolik“ 1810 über die „Volksbücher“ sagt, sie hätten den Blick über das grosse Gebiet des Volksglaubens erweitert, und wenn er sie auch dem Mythologen zu „weiterem Nachdenken“ empfiehlt.[4]) Nur selten begegnet man in Görres Werkchen ganz schroffer Verwerfung wie angesichts der elenden, obskuren Nummern 26 und 42, oder einem Tadel wie dem gegen die dichterische Leistung am Herzog-Ernst-Stoff (No. 12), wo die aus späterer Zeit stammende unpopuläre Fassung im Volksbuche das Urteil genügend erklärt und rechtfertigt. Mitleidig, aber doch auch mit Interesse schaut er herab auf die unsinnigen Beschwörungen und Zaubersprüche des Romanusbüchleins (No. 34).

Da Görres sonst überall neue, möglichst vielsagende Lobesworte zu suchen hatte, musste selbst seine Sprachkraft sich bald verausgaben. Daher denn der bei einer erdrückenden Adjektivfülle doch häufig nichtssagende, phrasenhafte Ausdruck, womit sich Görres auf der Suche nach bedeutenden Epitheten auch wohl ins seltsam Ahnungsvolle[5]), Suggestive hin begiebt. Besonders da, wo er Cha-

---

[1]) S. 43—53, vgl. bes. 53; s. Schade, Weimar. Jahrbuch hrsg. v. Hoffmann von Fallersleben u. O. Schade, Bd. 4, S. 240—344.

[2]) S. 173—177.

[3]) Heidelb. Jahrb. 1808, V. Abt. III, 427; Volksbücher S. 255 f.

[4]) Symbolik und Mythologie der alten Völker I, 255.

[5]) Hierfür nur zwei Beispiele: Reinolt von Montalban erhält (S. 103) unter andern Bezeichnungen das Attribut „gothisch be-

rakteristik und Urteil zu prägnanten Formeln zusammenzufassen bestrebt ist, ruft mir seine Manier die Empfindung einer frappanten Ähnlichkeit mit der Goethischen Besprechung des „Wunderhorns“ vom J. 1806 hervor. Diese wurde ja in Heidelberg als unschätzbare und die öffentliche Meinung über das „Wunderhorn“ bestimmende That angesehen. Ihre Form aber, ans Schematische streifend, wenig ausgiebig, etwas steif und eintönig, konnte Friedrich Schlegel Anlass zur Parodie bieten.[1]) Ich glaube, dass Görres stellenweise unter dem direkten Eindrucke der Art steht, wie Goethe dort Einzelstücke von Volkspoesie nacheinander zu charakterisieren gesucht hat. Rein äusserlich, aber am deutlichsten erblicke ich den Zusammenhang, wenn Görres bei kurz abzuthuenden Nummern in der Weise Goethes dem vorangestellten Titel wenige charakterisierende Beiworte gleichsam als Apposition folgen lässt.[2]) Ganz ebenso setzen auch wohl die grösseren Würdigungen ein, z. B. die „Magelone“ (No. 21): „Zart, innig, mild, von einem linden Liebesscheine übergossen“; der „Eulenspiegel“ (No. 32): „Aechter, vierschrötiger, gediegener Bauernwitz, ein Kapital von Spass und Scherz . . .; eine wahre Hauspostille des Spasshaften“ u. s. w.; „Christi Kinderbuch“ (No. 47): „Gar kindlich lieb, und wunderbar einfältig fromm und zart, eine liebliche Idylle in der Religion“.

Dagegen muss eine allgemeine, weiter ausholende Sentenz den Anfang machen beim „Fortunat“ (No. 11),

---

fangen“; „gothisch“ etwa in dem vagen Sinne des 18. Jh., wie z. B. in Wagners „Kindermörderin“: „Gothische Zeiten! Gothische Sitten!“ (Erich Schmidts Neudruck, Litteraturdenkmale 13, S. 11.) Das Volksbuch von der Genovefa heisst am Schlusse längerer erschöpfender Charakteristik (S. 247): „in sich selbst beschattet und erdunkelnd in heiligem Gefühl“.

[1]) Vgl. Walzel, Nat.-Litteratur 143 S. LII; Schriften der Goethe-Gesellschaft 13, S. LVI.

[2]) Vgl. No. 5 f., 7, 8, 24, 26, 27, 37 f., 42, 43, 44 f. Vgl. auch 28, 34 u. a. m.

bei „Einsiedlers Traumbuch“ (No. 4), „Faust“ (No. 35), „Melusine“ (No. 40), „Zwölf Sibyllen Weissagungen“ (No. 41).

Dem uneingeweihten Leser vom Wesen des behandelten Gegenstandes eine selbständige Vorstellung zu geben, übernehmen in Görres Buch die das Bezeichnendste fast immer sicher treffenden, wörtlichen Anführungen und Inhaltsangaben. Eine wechselnde Einkleidung und nachdrückliche Wirkung wird bei ihnen zwar angestrebt; aber hier wie noch mehr in späteren Arbeiten hat Görres nicht vermocht, der durch ein gleichförmiges Zuviel des Gebotenen drohenden Ermüdung vorzubeugen. Der allseitigen Aufhellung bemühen sich auch Vergleiche und Parallelen förderlich zu sein, zwischen deutschen und französischen[1]), älteren und jüngeren[2]) Bearbeitungen und ähnlichen Volksbüchern unter sich (wie Salomon und Marcolf, Eulenspiegel, den Schildbürgern), wobei Görres denn auch gezwungen wird, zu modernen dichterischen Bearbeitungen Stellung zu nehmen: Gegenüber der lebhaften Zustimmung, die, im Gegensatz zu den allein den poetisch noch brauchbaren Gehalt der alten Stoffe wertenden Freunden Arnim und Brentano[3]), die „Palingenesie“ der nicht „gewaltsam angetasteten“ Fabel in Tiecks „Oktavian“ bei ihm erfährt[4]), scheint ihm die Versetzung mit fremden Bestandteilen in dessen „Schildbürgern“ nicht recht genehm zu sein[5]) und auch gegen die „Genoveva“ Tiecks und die „Efulgurationen der poetischen Kraft“ eines Maler Müller kehrt er „die unendliche Bescheidenheit“ des Volksbuches heraus, ohne freilich einen direkten Tadel für jene Modernen daraus abzuleiten.[6]) Weder die schlichte

[1]) No. 18, S. 143; No. 16, S. 105 ff. u. 119 ff. u. a.
[2]) No. 18, S. 140; No. 10, S. 68 ff.; No. 15, S. 95.
[3]) Vgl. Steig, Arnim u. Brentano S. 96, 115, 116.
[4]) S. 132.
[5]) S. 186.
[6]) S. 247. Er kannte natürlich noch nicht das vollständige Müllersche Drama, dessen Manuskript Arnim erst 1808 erhielt (Holtei, Briefe an Tieck I, 14), sondern giebt Auszüge aus der

t der Tieckschen „Haimonskinder“ — die allzu hohe
hätzung des Originals war ihm übrigens mit Tieck[1])
n — noch die verschwimmende Stimmungsmusik
„Magelone“ nötigen ihm dann ein Urteil ab.

ei Gelegenheit des „Faust“ fällt auch kein Name.
was Görres hier über die Darstellung des Teufels
Kunst vorbringt, zeigt wieder jene schon berührte
och in späterem Zusammenhange zu erwägende Ver-
ng des Goethischen und allen sonstigen Kunst-
ens. Ein l'art pour l'art war ihm gänzlich fremd.
ritt hier geradezu absurd in Erscheinung, wenn er
[2]), dass das Problem des Teufels aus den Grenzen
eigentlichen Kunstschönheit durchaus herausfalle:
de der negative Gegensatz alles Schönen muss sich
n bilden und ein vollendeter Teufel kann uns un-
ch Liebe abgewinnen, er kann nur auf unsern Hass
ruch machen; teufelisch müssen wir ihn selbst er-
n und teufelisch uns an ihm erfreuen, und dies Er-
n unserer Teufelhaftigkeit durch die äussere, kann
die Genialität des Werkes constituiren. Indem wir
uns an ihm ergötzen, haben wir selbst gleichfalls ge-
rmassen schon einen Bund mit ihm geschlossen“.[3])
aupt fällt bei seiner Betrachtung über die Faustsage
ass er in Faust den Spekulierer, die Keime des Stoffes
Titanismus hin mit kaum einem Worte streift, und ein
gischer Standpunkt beim Überschauen dieses Ge-
seine Warte bildet, der in der „Christlichen Mystik“
leicher Gelegenheit natürlich noch schärfer heraus-

---

1 Ballade, die die Kerkerszene zwischen Golo und Genovefa
enthält (vgl. Seuffert, Maler Müller S. 88, 153, 632).

Tiecks Schriften XI, S. XLI. Klee, Tiecks germanistische
n. Prögr. Bautzen 1894. S. 6.

S. 210 f.

Diese Meinung kehrt wieder in der Recension des „Brief-
els mit einem Kinde“ (Stuttg. Morgenblatt 1835. No. 78—87)
agegen schon Konrad Schwenck: Phönix 1836 = Literarische
kteristiken und Kritiken 1847, S. 90 ff. Siehe w. u.

tritt.[1]) Hinwiederum verwirft er verständig das zopfige theologische „Geschreibe“ im „ewigen Juden“ (No. 33). Er erkennt hier „nur die Idee als poetisch-brauchbar“, die erst A. W. Schlegels Romanze[2]) gestaltet habe. Goethes geniales Bruchstück war noch unbekannt.

Eine Fülle von Bildlichkeit und Stimmungsreiz durchzieht einzelne grössere Volksbüchercharakteristiken. Gern schrieb man sie im neunzehnten Jahrhundert aus, weil von Seiten rein menschlicher, geniessender Empfindung etwas Besseres über diese Dinge kaum gesagt werden kann. Görres Fähigkeit, geistige Eindrücke in für sich bestehenden, grossen Gemälden zu symbolisieren — Brentano deutet einmal darauf hin[3]) —, diesen uns Gegenwärtige sehr modern anmutenden stilistischen Zug, dichterische Schöpfungen und Geschöpfe rein malerisch als ein stimmungsverwandtes Bild zu behandeln und einzurahmen, kann man hier ein paarmal in echterer und ungezwungenerer Fassung als anderwärts antreffen: beim Volksbuch von „Heinrich dem Löwen“ (No. 16), bei „Christi Kinderbuch“ (No. 47), das „eines Geistes Kind ist mit allen jenen Bildern der italiänischen Schule, die mit gleicher Liebe den gleichen Gegenstand behandeln,“ bei der „Genoveva“[4]) (No. 46 S. 246), die Görres besonders schätzt: war die Erzählung doch ausgegangen von dem alten einsamen Kloster Laach bei dem heimischen Coblenz!

Hier sollen überall die successiven Einzeleindrücke nach Möglichkeit zu einem Gesamtbilde umgeformt werden. Aber auch für die Masse der behandelten Erscheinungen strebt Görres ein einziges zusammenhängendes

---

[1]) III. Bd., 1840, S. 127 f.

[2]) Tiecks Musenalmanach für 1802, S. 52—59. S. W. I, 223 bis 229.

[3]) Schriften 8, 150. Vgl. über Kaulbachs von Görres her gewonnene Anregungen zu seinen Geschichtsbildern: Sepp, Görres, 1877, S. 399 f.

[4]) Vgl. auch Zeitung für Einsiedler No. 4, Pfaffs Neudruck S. 48 Anm., wo Arnim die schöne Stelle heraushebt.

und geschlossenes Gefüge an durch eigentümliche Gr[illegible]
pierung und Anordnung. In der Einleitung heisst es
„Die Ordnung aber, die wir bei dieser Bücherschau b[illegible]
folgen, wird diese seyn, dass wir nämlich mit den Lehre[illegible]
den, dem Alter nach Jüngsten beginnen, von dort aus z[illegible]
den Romantischen, und dann zu den Religiösen übergehe[illegible]
und endlich mit einem grossen Blick auf das durchlaufen[illegible]
Gebieth von der gewonnenen Höhe hinab enden.“ Hie[illegible]
sind nur drei, nicht einmal innegehaltene und viel zu enge[illegible]
Rubriken genannt. Um den feineren Intentionen der An[illegible]
ordnung auf die Spur zu kommen, muss man Görres Be[illegible]
sprechung des „Wunderhorns“ [2]) hinzunehmen. Desse[illegible]
Lieder gruppiert er nach ihrem ethischen Gehalt. Er ent[illegible]
rollt so einen Teppich, auf dem, mit den Liedern gestick[illegible]
eine Darstellung des wechselvollsten Lebens von der Wieg[illegible]
bis zur Bahre erscheint. Was dort spielend zur glän[illegible]
zendsten Wirkung gebracht wird, ist in den Volksbüchern[illegible]
deren grössere historisch-epische Schwerfälligkeit sich eine[illegible]
so leicht schaltenden Behandlung spröder zeigt, wenig[illegible]
stens angestrebt und blickt durch: den Anfang mach[illegible]
„Albertus Magnus von Weibern und Geburten der Kinder“
Anweisungen für die Gebärenden und für Hebammen; de[illegible]
korrespondierenden Schluss die „Wahrhaftige Beschreibun[illegible]
des jüngsten Gerichts“. Ganz unvermittelte Übergäng[illegible]
finden sich nur zwischen No. 9 und 10, zwischen dene[illegible]
die von ihm mit dem Namen der „romantischen“ be[illegible]
zeichnete Klasse von Volksbüchern einsetzt, einmal effek[illegible]
voll inmitten dieser Abteilung und nicht gerade schro[illegible]
zwischen No. 32 und 33 (Eulenspiegel, Ahasver), bei[illegible]
Übergange zu den religiösen Büchern. Auch bei No. 2—
der didaktischen kann ein kunstvollerer Aufbau nich[illegible]
erkannt werden. Unter allen anderen aber sucht Görre[illegible]
einen natürlich sehr oft willkürlichen Zusammenhang z[illegible]

---

[1]) S. 26.

[2]) Heidelb. Jahrb. 1809. V. I. 5, 222 ff.; 1810. V. II. 9, 30 ff. Sieh[illegible]
weiter unten.

schmieden und innere Beziehungen herauszuholen. No. 10 bis 14 (Montevilla, Fortunat, Herzog Ernst, Eginhard, Heinrich der Löwe), exotische Abenteuer bringend, die ihm, wo er sie hier findet, „nach der allgemeinen geographischen Fabelquelle“ [1]) hindeuten, kontrastieren mit dem No. 9 gegen Schluss charakterisierten altheimischen nüchternen Geiste der Handwerkslitteratur. Mit den Worten (S. 93): „Nach Süden und dem heiligen Fabellande deutete, was wir bisher in diesem romantischen Kreise betrachtet; hier lenkt der Magnetstab der Poesie gegen das nordische Eisenland sich hin,“ geht er dann zum „gehörnten Siegfried“ (No. 15) über. Die Betrachtung über das Gigantische dieser alten Fabelfiguren am Schlusse dieser Abhandlung lässt ihn (No. 16) den „Granitsäulengang“ der „Haimonskinder“ anreihen, worauf — weil auch dem „Kreise der romantischen Dichtungen von Karl dem Grossen“ seiner Ansicht nach angehörig [2]), über deren Stufenfolge er die schon erwähnte eigenartige Anschauung sich gebildet hatte — der „Oktavian“ folgt (No. 17), den er aber damit zugleich zum Mittelpunkt einer Gruppe von „Intriguen-Romanen“ [3]) (Siegfrid, Haimonskinder, Oktavian, Helena, Hirlanda, No. 15—19) gemacht hat. Diese gehen dann mit der „Griseldis“ (No. 20) „in den eigentlichen Liebesroman“ über, „wie die zunächst folgende Magelone (No. 21) ihn ausgebildet zeigt.“ [4])

Dann klafft eine Lücke. Es folgt, als ein Höhepunkt der ganzen Darstellung überhaupt und genau die Mitte (No. 22) der die Nummern 10—32 umfassenden Abteilung der „romantischen“ Volksbücher bildend, das Volksbuch von den „sieben weisen Meistern“. An die Spitze seiner Betrachtungen stellt hier Görres darum ein pathetisches Präludium: „Wir nähern uns, indem wir zu den sieben weisen Meistern übergehen, einem Werke, das durch graues

[1]) S. 90.

[2]) S. 134; mit Recht: vgl. F. W. V. Schmidt, Wiener Jahrbücher 31 (1825), S. 107.

[3]) S. 148 f.

[4]) Ebd.

Alterthum uns Ehrfurcht abgewinnen muss; das ursprünglich ausgegangen von den indischen Gebürgen, dort vor uralten Zeiten als ein kleines Bächlein niederran[illegible]; u. s. w.“ Angeschlossen werden weitere Sammlungen von Erzählungen und Anekdoten, „von denen Viele wohl auch schon lange Zeiten bei allen Nationen umgegangen“ [1]) (No. 23), Rätseln, Schwänken, Spässen (No. 24—27), aufsteigend zu den Lügenmärchen des „Finkenritters“ (No. 28) und den „Schildbürgern“ (No. 29). Die hier zum Schlusse geäusserte haltlose Vermutung, das Buch „mögte leicht zum Theil aus einem der früheren sogenannten Narrenbücher ausgegangen seyn“, soll überführen zum „Clausnarren“ (No. 30), der die komische, grobianische Person des Marcolf (No. 31) vorbereitet. Dieser wird seinerseits ausdrücklich als „Vorgänger Eulenspiegels“ bezeichnet[2]), der nun (No. 32) diese Reihe schliesst. Weniger auf der Oberfläche sichtbar, aber doch kenntlich, ist das Gesetz der Anordnung bei den „religiösen“ Büchern (No. 33—48). Von dem theologischen Aberwitz im Volksbuche von Ahasver (No. 33) kommt Görres zum Abergläubischen im Romanusbüchlein (No. 34); seine Beschwörungen bilden das Vorspiel zum Faust (No. 35). Ihm geht das Satansbündnis des Herzogs von Luxemburg (No. 36) nach, dessen Andenken, wie er zum Schluss glaubt (S. 231), das misshandelte Volk aus Erbitterung dem Teufel übergeben habe. Ganz ähnlich hält er dann bei der folgenden Nummer ihr Eingehen in die Volkslitteratur für wahrscheinlich deswegen, weil sie zum Troste der gedrückten Bauern sich eigne, und so kann er (No. 38) eine Sammlung von Rübezahl-Sagen anfügen, „meistens hinauslaufend auf Spenden, die der reiche Geist aus seinem verborgenen Vorrathe armen Schluckern gemacht.“ Das arabische Märchen von der Höhle Xaxa (No. 39) wird nun mit der malerischen Gegenüberstellung von nördlicher und südlicher Märchen-

[1]) S. 173 f.

[2]) S. 189.

[illegible] sie eröffnet, und als das erste und verbreitetste, von Süden herkommende Feengedicht stellt er die „Melusine“ (No. 40) hin.

Nach den vorangegangenen negativ-religiösen Büchern[1]) heben mit No. 41 die positiven dieser Gattung und die Legenden an, von denen die Lebensbeschreibung der seligen Eufemia (S. 244 f.) als „Zeugnis von der Macht, die die Religion in jenen Zeiten hatte, und welche unendliche Freiheit im Menschen liegt, . . . alle irdische Wohlfahrt abzustreifen u. s. w.“[2]) zur „Genoveva“ (S. 246 ff.) hinüberführt. Die an ihr charakterisierte rührende Unschuld, liebliche Kindlichkeit und idyllische Ungeschmücktheit findet bei „Christi Kinderbuch“ (S. 250 ff.) dann noch wärmere Worte. In der „Beschreibung des jüngsten Gerichts“ (S. 257 ff.) wird schliesslich „was in der Sybillen Weissagungen[3]) gedroht und prophetisch angedeutet wurde“, episch vorgeführt, und in einem dichterischen „Gemählde dargestellt.“[4])

Wie äusserlich, willkürlich und seltsam die Nähte zwischen den einzelnen Stücken auch angebracht sein mögen: man stösst hier auf die bezeichnendste Form von Görres Denken, seine Neigung, die disparatesten Gegenstände zusammen zu schliessen, was Wolfgang Menzel[5]) euphemistisch „geistige Architektur“ genannt hat. Es sei hier Görres eigene Rechtfertigung solchen Verfahrens aus der „Bearbeitung“ des Wunderhorns vorweg genommen[6]): „Es hat in unsrer Betrachtung“, sagt er dort, „was in einzelnen lyrischen Auswürfen aus dem Gemüthe nach und nach hervorgebrochen, wie von selbst zu einem dramatisch epischen Ganzen sich

[1]) Vgl. S. 209.
[2]) S. 245.
[3]) No. 41.
[4]) S. 257 f.
[5]) Die Deutsche Litteratur, 2. Aufl., 1836, I, 157. Auch Guido Görres lässt sich darüber aus: Histor.-polit. Blätter XXVII, 1851, S. 301.
[6]) Heidelb. Jahrb. 1810, V. Abt. II, 42.

gefügt. Denn ein unsichtbares Band geht durch alle Dinge, und wie zwey Tropfen in der Berührung ineinander fliessen, und das grosse Meer selbst allein aus so verbundenen Tropfen besteht, so vermag keiner in seinem besten Gefühle sich loszusagen von dem grossen architectonischen Plan, den der Bildner selbst gefasst, und den die Gebilde darzustellen haben."

Von hier aus dürfte sich auch ein Einblick in die Konzeption und innere Entstehung des Volksbücherwerkchens eröffnen. Am 11. Mai 1807 schreibt er[1]) nämlich: „Meine Volksbücher werden statt 7—8 15 Bogen", und am Schlusse der „Volksbücher" berichtet er, dass das, „was als ein kleines selbstständiges Werk erscheint", „anfangs nur als abgerissener Aufsatz in einem periodischen Blatte seine Stelle finden" sollte. „Gewohnt indessen, was ich ergreife, mit Ernst und Liebe zu umfassen, gab ich bald dem Interesse des Gegenstands mich hin, und die Blätter fügten sich von selbst zu einem Buch zusammen." Man wird sich diesen Aufsatz, der wohl nur als Bild mit grossen Zügen in seinem eminenten, die Lektüre der Brentanischen Bibliothek[2]) rasch zu einem ins Ganzen verwebenden Gedächtnisse fixiert war[3]), genau wie die Wunderhorn-Besprechung zu denken haben: mit allgemeiner Einleitung, einem Überblicke zum Schluss und einem mittleren Teile, wo nach einem Grundrisse, wie ihn unsere jetzige Darstellung nur noch verblichen hie und da erscheinen lässt, die einzelnen Volksbücher in einen wunderlichen Bau verarbeitet worden wären.[4]) Dazu

[1]) Briefe I, 493.

[2]) Briefe I, 483.

[3]) Guido Görres: Hist.-pol. Bl. XXVII 1851, S. 304, über seine Arbeitsweise: „Selten pflegte er ein Brouillon zu machen. Auf den Spaziergängen überlegte er sich entblössten Hauptes, die Hände auf dem Rücken, was er in Arbeit hatte, bis es bis auf den äussern Eindruck fertig war."

[4]) Bartsch, Romantiker, S. 45, Anm. 78, scheint nach Görres Äusserungen anzunehmen, dass überhaupt jede Einzelcharakteristik habe wegbleiben sollen.

dürfte dann später das jetzt häufig als Fremdkörper[1]) in dem Organismus zu empfindende bibliographisch-historische Material sich gefügt haben, als Konzession an die „gelehrten Wechsler".[2]) In der Goethischen Wunderhornrecension[3]) fand sich bereits ein hohes Vorbild für die nun ratsame Würdigung nach Einzelnummern.

Einer der ursprünglichsten Abschnitte des Buches ist sicherlich der Epilog (S. 262 bis 306), in seiner jetzigen Stellung eine feurige Coda, ein auf das Ganze gesetzter Trumpf in furiosem, wildwüchsigem und ungestutztem Görresstile. Die Volksbücher selber sind nur zum kleinsten Teile Gegenstand dieser Expektorationen. Der dritte Abschnitt dieser Schlussfanfare (S. 303—7) führt Görres erst zu ihnen zurück, denen ihn „ein Anflug von Begeisterung entführt hat", während die beiden ersten ihre nächste Parallele noch in dem weit eingehenderen und umfangreicheren Aufsatz in Daubs und Creuzers „Studien" (III. Band, Heidelberg 1807, S. 313—480) finden, betitelt „Religion in der Geschichte. Erste Abhandlung: Wachsthum der Historie," der hier als eigenartiges Dokument seiner in Heidelberg herangereiften Geschichtsanschauung wenigstens genannt sei.

Aber hier sollen des ersten Teiles (S. 262—71) allgemeine Betrachtungen über die Geschichte, das „Wachsthum der Historie", über das Vergehen, den Wechsel der Generationen, die Erhaltung, Vererbung und Wandlung ihrer geistigen Hinterlassenschaft den „wundersamen Zauber, den das Alte übt" erklären. Der Glaube an Metempsychose, dem auch Novalis im „Ofterdingen" und den Fragmenten wohl gehuldigt hatte, vermischt sich mit den naturphilosophischen Mysterien, die Görres Phantasie feiert, bis zu fast schaurigen Visionen. Da bricht er ab und kehrt zu der „bescheidenen Geschichte zurück, deren

[1]) Vgl. die oben angeführte Äusserung Jakob Grimms.

[2]) S. 309.

[3]) Siehe oben S. 110.

Bildersaal wir in diesen Blättern durchwandelt.“ Z
Mittelalter führt sie ihn, „wo hauptsächlich die Stift
gegründet wurde, von der die gegenwärtige Generat
noch die Zinsen zieht.“

Am meisten verdankt er bei dem nun folgenden Pa
gyrikus auf das Mittelalter wieder Herdern. Ist doch
was er hauptsächlich am Mittelalter in trunkener
geisterung rühmt, im Grunde dasselbe, was Herder zu
an ihm in taumelnden Worten anerkannte[1]): eine F
von Bewegung treibender und gährender Kräfte,
einigende, sänftigende Macht der Religion, die dem Alter-
tum gegenüber ganz neue Auffassung[2]) der Weiblichkeit;
wie Herder Andacht, Liebe, Tapferkeit den ganzen Geist
der mittleren Zeiten und ihre Dichtung bestimmen lässt,[3])
so flossen für Görres „Andacht, Liebe, Heldensinn in einen
grossen Strom zusammen, und der Strom ging durch alle
Gemüther durch, und befruchtete die reiche Sinnlichkeit,
und es erblühte der neue Garten der Poesie, das Eden
der Romantik.“ Man denkt wohl an ähnliche Gedanken
und Worte aus der allegorischen Verherrlichung des Mittel-
alters im Prologe zu Tiecks Oktavian 1804, im Aufzug
der Romanze. Auch in der Übersicht über die gesamte
Poesie des Mittelalters boten Görres Herders „Ideen zur
Philosophie der Geschichte“ in ihrem neunzehnten und
zwanzigsten Buch[4]) und die „Briefe zur Beförderung der

[1]) „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit“ 1774, Suphan V, 477 ff.; vgl. bes. 522 ff., 526, 519 ff.

[2]) Vgl. Volksb. 275: „Und was das Alterthum in dem Grade nie gekannt, auch in der Weiblichkeit trat ein Priesterthum hervor u. s. w.; die Geschlechtsverhältnisse aber, die im Alterthume in sich selbst ihre Bedeutung trugen, waren zu Symbolen nun geworden . . .“ Herder (Suphan XVIII, 63 f.): „Liebe. Hier findet wohl kein Zweifel statt, dass die Hochachtung und zarte Behandlung des weiblichen Geschlechts . . . eine Blume sei, die Griechen und Römer eben nicht vorzüglich cultivirten. Grösstentheils besangen diese im Weibe nur das Weib . . .“

[3]) Suphan XVIII, 60 ff., 65.

[4]) Herders Ideen etc., hrsg. v. Düntzer (Hempel). IV. Theil: bes. S. 112 ff., 159 ff., 162 f., 164 f. u. a.

Humanität“ [1]) zum guten Teile ein Gerüst, um das er die jungen Blüten eines frisch gewonnenen, seligen Enthusiasmus schlingt, alles hineinflechtend, was ihm seine seit ebenso kurzer Zeit erst erworbene originale Kenntnis altdeutscher Dichtung irgend damals bieten konnte. So etwa, wie diese ersten beiden Abschnitte des Epilogs, wird auch das Kolleg über altdeutsche Litteratur ausgesehen haben, das er noch spät im Sommersemester 1808 an der Ruperto-Karola zu lesen begann; längere Inhaltsangaben mögen eingefügt gewesen sein; uns ist nichts davon erhalten. Aus der wohl unbedingtesten Verhimmelung des Mittelalters, die Deutschland jemals vernommen, zieht Görres dann das Facit, das natürlich nichts anders sein kann, als die krasseste und einseitigste Herabsetzung seiner Zeit. Auch hier konnte er sich einig wissen mit weniger voreingenommenen Überzeugungen Herders,[2]) die schon A. W. Schlegel in den Berliner Vorlesungen zu den seinigen gemacht hatte.[3]) Aber so starke Worte von der absoluten Verworfenheit und Impotenz der Neuzeit stehen einzig da. Man wird sie sich erklären müssen aus dem seit der Revolution genährten Hass gegen seine Generation, der er nun endlich im Mittelalter das verlorene, aber in der Wiedererweckung jener Litteratur und bei ernster, reuiger Umbildung nach ihrem Geiste doch noch Hoffnung und Heilung verheissende Paradies vorstellen kann. Görres muss somit unter die ersten gerechnet werden, die die manierierte Deutschtümelei der folgenden Jahrzehnte heraufbeschworen haben. Er habe „die Rosse der Vergangenheit vor den Wagen der Gegenwart gespannt“, sagt Th. Mundt im Jahre 1828 richtig von ihm. Aber schon 1807 blieb ihm selbst nicht verschleiert, welche Form die altdeutsche Bewegung bei der deutschen Charakterart in Zukunft annehmen konnte. Er warnt: „Und wenn sie (die

[1]) Suphan XVIII, 29 ff., 34 ff., 37 ff., 47 ff. u. a.

[2]) In „Auch eine Philosophie u. s. w.“

[3]) Vgl. Haym, Herder I, 548.

Gestalten der Vergangenheit) denn nun wachen, und we
sie unserer sich angenommen haben: dann um's Himm
Willen! lasst uns das alte Affenspiel nicht wieder a
mit ihnen treiben, und wie Knaben hinter ihnen zieh
und grimassirend, voll Affectation und hohlem, taub
Enthusiasm, ihre Haltung und ihr Geberdenspiel und A
ihnen nachstümpern, dass es ein kläglicher Anblick f
Götter und Menschen ist."

Mit der Erörterung solcher Probleme stehen wir wied
auf dem Boden am Ufer des Neckar, in dem Kreise jen
Genossen, denen das „Wesen alter Zeit, wie es in d
Dichtungen der Vergangenheit fortlebte, am tauglichst
schien, um die erstarrte Gegenwart einigermassen zu b
leben," die „am Fusse des Jettenbühel ein wenig Reiss
und Holz zusammentrugen, um ein kleines Feuer dort
zünden." [1]) Es war zum guten Teil dasselbe, das, na
einem berühmten Worte des Frhrn. vom Stein, „später d
Franzosen verzehrte". Aber ihr Verfahren hierbei w
wieder gar verschieden. Arnim, dem bei altdeutsch
Dingen jedes Reden und Urteilen, ohne dass die Sac
selbst gegeben wurde, in der Seele zuwider war, der d
armen Schelme bedauerte, die immer „am Historisch
klebten", „die nicht wissen wollen, was sie Schönes g
sungen, sondern nur was und wann sie gesungen," [2]) sand
vor persönlichem innigem Bekanntwerden mit dem Geis
des Autors an Tieck [3]) und an Brentano [3]) harte Urtei
über Görres Buch. Er hiess es „unnütz", „überflüssi
leichtsinnig und miserabel ästhetisch geschwätzig" u
glaubte „den ganzen kritischen, neuzeitigen Übermuth, d
immer Talentlosigkeit und Mangel an Erfindung verräth
darin wahrzunehmen." [4])

---

[1]) Worte aus Görres Nachruf auf Arnim.

[2]) Steig a. a. O. S. 160.

[3]) Briefe an L. Tieck, hrsg. v. K. v. Holtei I, 12; Steig a. a. O. S. 221.

[4]) Man kann einen Schluss auf den überlegenen Arnimschen Einfluss ziehen, wenn man das erste rückhaltlos verhimmelnde

Und bei dieser Gelegenheit gedenkt Arnim auch der geplanten Herausgabe einer Sammlung von Volksbüchern nach den besten Quellen, die Brentano dann am 29. Nov. 1807 dem Verleger Zimmer mit dem Bemerken mundgerecht zu machen sucht,[1]) dass auch Goethe, dem er davon gesprochen, grosse Freude daran hätte. Aber nur der „Goldfaden" Jörg Wickrams erschien 1809 durch Brentano, gedacht als erster Band einer „Sammlung deutscher Volksromane nach den ältesten Ausgaben".[2]) Görres scheint inzwischen diesen Plan, der den Appell zur Wiederbelebung dieser Litteraturgattung aus der Theorie in die Praxis umgesetzt haben würde, auf Anraten der Freunde und wie Arnim es gelegentlich seines Urteils über die „Volksbücher" schon von ihm gewünscht hatte, übernommen zu haben. Er nahm Brentanos Bücher mit nach Coblenz[3]) und fing selber an, alte Bücher und Handschriften zu sammeln. Als 1809 des vielgeschäftigen v. d. Hagen und Büschings „Buch der Liebe" I. Band,

---

Urteil Brentanos über die Volksbücher (Steig 218) vergleicht mit dem, das er nach den obigen Äusserungen Arnims und den weiteren, dass Görres „die Ansicht gedrängt, ohne sich dabei ein Ansehen zu geben, lieber die Sache recht genau ansehend, nachher ins Publikum" hätte schicken sollen (Steig 221), am 29. Nov. 1807 Zimmer gegenüber ausspricht (Zimmer u. d. Romantiker S. 179 f.): „In Görres Büchlein steht manches schöne Wort, doch steht auch manches nicht an seinem Ort. Ich weiss nicht, warum es mir keine Freude macht, darin zu lesen — es giebt Schriftsteller, welchen es nur gegeben ist, sich selbst und nicht ihren Gegenstand zu verherrlichen." Und selbst Görres schreibt gleich nach dem Bekanntwerden mit Arnim am 1. Febr. 1808 an Jean Paul (Briefe II, 29): „Ich wollte Ihnen meine Volksbücher schicken, ein zwar überflüssiges Buch, da die Dinge da sind und ruhig bleiben werden, von denen der Pluralis spricht, und Alles auch gerade so sein würde, wenn er gar nicht gesprochen hätte, das jedoch gut gemeint ist . . ."

[1]) Zimmer u. d. Romantiker S. 178.

[2]) Ebd. S. 183.

[3]) Vgl. den Brief im Anhang No. 1 und Steig a. a. O. S. 259. Über Görres nachgelassene Bibliothek und Handschriftensammlung siehe weiter unten am Schlusse von III, 4.

Berlin (Tristan, Pontus und Sidonia, Fierabras), das Interesse für ein solches im grösseren Stil gehaltenes Unternehmen beim Publikum durch üble Konkurrenz in Frage gestellt hatte, schrieb Arnim, sie seien „dem Görres" damit zuvorgekommen"[1]) und Brentano[2]) that es für Görres „besonders leid".[3])

Schon hier also hatte man zu leisten gedacht, was erst später die Schwab, Simrock, Marbach, als die Zeit der besten Empfänglichkeit dafür schon verstrichen war, wirklich zur Ausführung brachten. Wie rückläufig kommt es uns vor, dass just zu derselben Zeit, als diese Bücher, in denen fast alle Elemente der Poesie, vom Herolschen bis zum Komischen, ausgesprochen sind, an der Hand der neuen geistigen Bewegung Deutschlands wieder in ein höheres Leben eintreten sollten, ihre Verfolgung als gemeinschädliche Lektüre durch manche Grundherrn und Behörden besonders lebhaft betrieben wurde![4])

Übrigens hat auch der Goethische Plan zur Herausgabe eines deutschen Volksbuches, von dem Riemer im Jahre 1808 berichtet, eine leicht aufklärerische Tendenz. Es sollten darin Stücke aus der Bibel nebst anderem „Nützlichen und Wissenswürdigen aus der vaterländischen Ge-

---

[1]) Steig S. 271. Vgl. Arnim an Zimmer (Zimmer S. 149).

[2]) Ebd. S. 276.

[3]) Wie die Bemühungen um Wiedereinbürgerung der Volksbücher und älterer Litteratur überhaupt von den Brüdern Grimm aus dem Gegensatze der strenger historisch-philologischen Anschauungen Jakobs und der mehr poetisch-romantischen Wilhelms heraus verschieden beurteilt wurden, geht aus ihren Jugendbriefen (S. 152, 159, 167 f., 170, 173) hübsch hervor. Die Einführung des Altdeutschen in die lebende Poesie war das litterarische Problem der Zeit. Die Brüder Grimm haben auch öffentlich zu dieser die Zeitgenossen bewegenden Frage — man sehe z. B. die Korrespondenz der jungen Schwaben Uhland, Kerner, Mayer an oder den noch zu wenig in der Litteraturgeschichte gewürdigten Fouqué — mehrfach Stellung genommen.

[4]) Tiecks Phantasus, Schriften IV (1828), S. 362.

schichte, auch Poesien, Lieder etc.“ enthalten sein.[1]) Zu den Gebildeten unter den Verächtern der Volksbücher hatte Görres gesprochen; darin liegt die Bedeutung des Buches als Folgeerscheinung einer Umkehr der Anschauungen auf allen Gebieten überhaupt. Wenn Crabb Robinson über Görres urteilt: „His books are distinguished for their obscurity; his work on the Volksbücher is such as the Volk would never understand,“ so ist der sonst klug beobachtende Engländer mit seiner Auffassung dessen, was Görres wollte, gründlich fehlgegangen.[2])

Man schaut von diesen Bemühungen der jungen Romantik hinüber auf die parallele Leistung im Gebiete des Volksliedes. Auch hierfür hat der Theoretiker Görres von den Zeitgenossen laut eigenem Zeugnis der Wunderhorn herausgeber die verständnisinnigsten Töne aufgebracht.[3])

2. Volkslied, Minne- und Meistergesang.

Die Wunderhornrecension (Heidelbg. Jahrb. 1809, V, I, 5, 222 ff., 1810 V, II, 9, 30 ff.)[4]) ist Görres glänzendste Leistung auf dem Gebiete der litterarisch-wissenschaftlichen Tageskritik, zugleich das schönste öffentliche Dokument seines freundbrüderlichen Zusammenlebens mit den beiden Herausgebern. Und obwohl Savigny meinte, die Jahrbücher könnten darauf stolz sein,[5]) setzte sich gerade an sie der Unwille der gegnerischen Heidel-

[1]) Vgl. Riemers Tagebücher: Deutsche Revue 1886, 11. Jahrgang, 4. Bd., S. 30; Riemer, Mittheilungen II, 639.

[2]) Crabb Robinson, Diary, Reminiscences and Correspondence, London 1869, III, 46.

[3]) Vgl. Arnims u. Brentanos Ankündigung eines vierten Wunderhornbandes: Jenaisches Intelligenzblatt v. 10. März 1810; Hoffmann: Zur Geschichte des Wunderhorns. Weimar. Jahrbuch 1855, S. 265 f.

[4]) In „Joh. Georg Zimmer u. d. Romantiker“ S. 122—28 nur zu einem kleinen Teile verstümmelt wiedergegeben.

[5]) Zimmer S. 190.

berger Partei an,[1]) die mit Recht der romantischen, radikburschikosen, wildwüchsigen Genialität ängstlich zusehmochten; sie verzögerte den Abdruck ihrer Fortsetzu um einen vollen Jahrgang. Aber die romantischen Gnossen sind des Lobes voll: W. Grimm nennt sie[2]) „hell und anmuthig gehalten, wie weniges" von Görres Jakob[3]) „reich und tief", und Friedrich Böhmer gesteht dass er sie vollständig auswendig gewusst habe. A lebendigsten und wärmsten spricht Brentano über sie er empfindet den in ihrer Form liegenden Reiz einer geistigen Leistung an sich, abgesehen vom Wunderhorne, und schliesst: „Wenn Goethes Recension des Buches Abgang auch mehr befördern wird, so wird sie doch nie über das Buch und seinen Werth etwas Besseres sagen können. Das sind Recensionen, wie sonst nie welche geschrieben wurden, und wären alle so geschrieben, so gäbe es keine Recensenten, denn dann kämen keine Schriften zum Schreiben und zum Lesen."[6]) Des gewichtigen Einflusses,

---

[1]) Vgl. die Bemerkungen oben S. 78. .... Die Freigebung ihrer Fortsetzung suchten Arnim und Brentano in der Ankündigung des 4. Bandes Jen. Allg. Litt. Ztg. 1810, Intelligenzblatt vom 10. März 1810, Sp. 166 (s. o.), wo sie die erschienenen Rezensionen musterten, zu bewirken. Von dieser Ankündigung, womit sich Arnim noch stärker bei den Hütern der Jahrbücher in Misskredit brachte, spricht auch der Brief im Anhange No. 2.

[2]) Jugendbriefe S. 89.

[3]) Ebd. 90.

[4]) Janssen, Böhmers Leben I, 438.

[5]) Zimmer S. 190.

[6]) Zimmer hatte die ihm zu weitläufig erschienene Recension vor dem Drucke an Savigny und Clemens Brentano nach Landshut zur Einsicht geschickt. Brentano soll nach Arnim (Br. II, 105) ein paar Notizen eingetragen haben, von Dingen, die Görres nicht gewusst hatte. Ich zweifle daran. Ebensowenig glaube ich, dass Creuzer sein Vorhaben, „etwas zu warmes Blut der Einleitung abzuzapfen" (Br. II, 45; vgl. 53), ausgeführt hat. Es ist alles aus einem Gusse.

den die Goethische Besprechung[1]) des ersten Bandes ausgeübt, wodurch aber Goethe niemandem vorzugreifen gedacht hatte, thut Görres ohne Namensnennung gleich nach dem feierlichen Eingang Erwähnung mit geheimen Stichen gegen Voss und andere auf den Mund geschlagene Neider. Und hatte Goethe schön gemeint, die Kritik dürfe sich vorerst mit dem Buche überhaupt nicht befassen, so scheint auch Görres dies im Auge zu haben, wenn er „nicht altklug und gelehrt, sondern einfältiglich und bescheiden, wie's der innere Geist eingiebt," darüber mit den Freunden ein Wort reden will.

Gleich darauf aber verliert er sich in eine philosophische Spekulation über Natur- und Kunstpoesie, Gegenüberstellungen, die Arnim, wie sich gelegentlich zeigt, nicht liebte und für unerweislich hielt,[2]) für die auch A. W. Schlegel, in späteren Jahren wenigstens, nichts übrig hatte,[3]) während Herder schon den Gegensatz historisch nahm,[4]) und am schärfsten die jungen Brüder Grimm eine solche ästhetische Scheidung vollzogen.[5]) Im Hinblick auf eine unklare Äusserung der „Volksbücher", die die Volkslieder ausnahmslos zu Naturwerken stempelte, hatte schon Bernhard Docen im „Morgenblatte" 1808 (No. 97) Görres auf den hinfälligen Gegensatz von Natur- und Kunstpoesie aufmerksam gemacht und den künstlerischen Trieb für jegliche Poesie in Anspruch genommen. Görres Meinung ergiebt auch hier, wie an anderer Stelle, ein von Widersprüchen durchkreuztes Kompromiss. Denn einmal fasst er diese Scheidung rein ästhetisch: „Wir glauben ganz unumwunden an die Existenz einer eigenen Naturpoesie, die denen, die sie üben, wie im Traum an-

[1]) Jenaische Allg. Literatur-Zeitung 1806, Hempel 29, 384 ff.; vgl. auch oben bei Gelegenheit der „Volksbücher", S. 110.

[2]) Briefe II, 197.

[3]) Böcking S. W. XII, 385 f.

[4]) Über Ossian u. d. Lieder alter Völker. Von deutscher Art und Kunst, 1773, Suphan, Bd. V, S. 164 ff. u. a.; Haym, Herder I, 185, 445.

[5]) Vgl. Scherer, Jakob Grimm S. 132 ff.

fliegt, die nicht gelernt und nicht erworben . . ."[1]) w[illegible]ird; er spitzt sie sogar zu dem rousseauischen Satze zu: „[illegible]Wir achten die Kunst hoch, wie sich gebührt, nach der N[illegible]tur aber ist stärkere Nachfrage." Andrerseits sucht er (1[illegible]809, S. 225) das, was er „mit dem Namen Naturpoesie [illegible]be-zeichnet, fernab in den ersten Morgenstunden unter [illegible]len Morgenträumen der Gattung der Nationen und der Ind[illegible]vi-duen." Und doch waren ihm kurz vorher die glück[illegible]ich bildernden Erörterungen über das Wesen einer Naturpo[illegible]sie recht im Gegensatz zu Docen in dem Axiom zusamm[illegible]en-geflossen, dass „jedes exemplarische Kunstwerk . . . . [illegible]an den Tag gelassen wird, wie die Natur ihre Thiere u[illegible]nd Pflanzen von sich gelassen" ... „Was die Dichtung treib[illegible]bt, ist daher auch mehr, als irgend anderswo jene gehein[illegible]ne Wirkkraft des Lebens, fern von Überlegung abgewend[illegible]let und keiner Zurechnung fähig und keiner äusserliche[illegible]n Regel" — wie man sieht, ganz die schon erörterte dichte[illegible]e-rische Richtschnur seiner Freunde. Daraus ergiebt sich fü[illegible]r Görres die Notwendigkeit einer mitgeborenen, wie der Leib mit der Seele im organischen Leben, mit dem Gegenstande unauflöslich verwachsenen Form: Anschauungen, die bei ihm in Beziehung auf die altdeutsche und Volkspoesie immer wiederkehren[2]) und zuerst von Tieck in den „Minneliedern aus dem schwäbischen Zeitalter", 1803[3]) mit Unrecht statuiert waren. So muss denn die zu erlernende, einseitige Pflege der „abgezogenen" formalen Technik ihn verwerflich und ein übles Charakteristikum der modernen Zeit dünken, wo Klassiker und Romantiker sich gegenseitig nichts darin vergeben, da auf Seiten dieser die Sonette schwer ins Gewicht fallen. Etwas eigenartig mutet uns diese Äusserung an, wenn wir an die Kämpfe denken,

---

[1]) Vgl. dagegen z. B. „Altdeutsche Volks- und Meisterlieder 1817 S. XXIX, dass „keiner den Gesang mit zur Welt bringt" u. s. f.

[2]) Sie finden sich auch in der ihm zuzuschreibenden Recension v. Fr. Schlegels Poetischem Taschenbuch auf das Jahr 1806. S. o. S. 79 u. 103.

[3]) Vorrede S. XIII.

ie die Einsiedlerzeitung[1]) für die Form des Sonetts geführt at. Doch zielen die höhnenden Sätze (S. 226 a. a. O.): Die ganze Sprache haben diese Münzwardeine abgeschätzt nd geaicht, jedes Wortes Wert und Geltung bestimmt - s. w." sicherlich auf Voss und dessen „Zeitmessung der eutschen Sprache" 1802. Gleichen Inhalt und Beziehung atte schon ein Aurorafragment von 1804[2]), gerichtet egen die dichterischen Handwerksmeister, die die Genies yrannisieren. In dem grotesk ausgeführten Vorschlage, taugliche Subjekte dazu abzurichten, die Form und alles as damit zusammenhängt, bei den ästhetischen Produkten u bestellen", drückt dies Fragment die extremste Unterchätzung des Formalen in der Poesie noch stärker wie ier beim Wunderhorn aus. Endlich die Entstehung der Volkslieder selbst angehend ist trotz der verschwommenen Seltsamkeit, mit der hier Görres eine Urpoesie für sie zu retten sucht, die Darstellung ihrer Ursprünge nicht, wie schon oben angedeutet wurde, so verhüllt wie bei den Brüdern Grimm[3]), die die Volkspoesie sich selbst dichten liessen. Für Görres steht hinter allem richtig eine den Geschmack der Menge[4]) treffende Persönlichkeit, ohne dass diese, wenn sie das Kind ihrer augenblicklichen Begeisterung einmal von sich gegeben, vorher oder nachher noch etwas hervorgebracht zu haben braucht. Er nähert sich also hiermit der weiteren Fassung, die den Begriff „Volkslied" in unserer modernen Wissenschaft auszeichnet. Görres ist nicht vorübergegangen an den Zeugnissen der Limburger Chronik; er giebt aber etwas zu weit hinaufreichende Zeitbestimmungen für den Ursprung des deutschen Volks-

[1]) Vgl. No. 26: „Die Sonettenschlacht bei Eichstädt" u. a. m. Pfaffs Einleitung S. XLIV ff., LX.

[2]) No. 94, S. 375.

[3]) Vgl. Scherer, Jakob Grimm S. 133 f.

[4]) Vgl. Briefe II, 221: „ich glaube überhaupt an keine solche Volkspoesie in so alter Zeit, diese ist erst im späteren Mittelalter entstanden, wo das Volk als solches im Bürgerstande gewissermassen selbst eine eigentümliche Gestalt und Blüthe bekam."

liedes. Eben für die Rettung eines alten, national
Gutes bringt er mit Übersehung des vielen Unursprün
lichen und Modernen in dem Buche, den Herausgebe
den Dank dar, den „Bienenvätern", die „durch Spru
und Klang und Gesang die fliegenden um sich her g
sammelt, eben in dem Augenblick, wo sie verschwärm
wollten!" [1])

Nun beginnt die eigenartige Ausschöpfung des Wunde
horns, die nach diesem „bedeutenden Überrest vom Leb
und Trachten der Nation", die „allgemeinen Lineamen
ihrer Persönlichkeit aus den Elementen heraus" zeichn

---

[1]) Dies Gleichnis hatte Arnim schon in der „Nachschrift
den Lehrer" im 1. Bande des Wunderhorns gebraucht: „W
ich ein Bienenvater, ich würde sagen, das war der letzte Biene
stock, er wollte eben wegschwärmen." — Görres schreibt n
wie ich noch während des Druckes einzufügen Gelegenheit ha
(Neue Heidelberger Jahrbücher X, Separatdruck S. 7), an Arn
darüber (10. Nov. 1808): „Die Parabel mit dem Bienenvater
meiner (damals abgeschlossenen) Rezension habe ich gestern au
schon in ihrer Nachrede gefunden, wie das uns schon mehrfa
begegnet ist. Wenn Sie wirklich die Revision machen, da
dürfen Sie nur hinzusetzen „wie auch der Nachredner bemerk
— R. Steig sagt dazu (a. a. O. S. 12 f.): „Auch Arnim muss no
Görres' Manuskript in Händen gehabt haben, in das er, wah
scheinlich zum Bilde vom Bienenvater, die von Görres gewünsch
Notiz, und zwar auf Creuzer's Stube, mit eigener Hand eintru
ein Vorgang, der, an sich ganz unschuldiger Natur, die nicht ei
geweihten Mitredakteure stutzig machen konnte." Das halte i
nicht für möglich, da Arnim Mitte November (am 14. schrei
er den letzten Brief an Clemens Brentano; vgl. Arn. u. Br. 263, 2
Heidelberg verliess und das Eintreffen der Wunderhornrezensio
„die erst vor einigen Tagen angelangt", erst am 3. Advent
Sonntag 1808, d. i. vier Wochen später, von Creuzer bescheini
wird (Br. II, 45). Arnim war um diese Zeit längst in Cassel (A
u. Br. 268). Das Einfügen der bewussten Notiz kann doch nic
daraus geschlossen werden, dass sie in den Heidelberger Jah
büchern, wie Steig betont, nicht mitabgedruckt ist. — D
von Görres gebrauchte Gleichnis ist entschieden eine ihm selb
unbewusste Reminiscenz an Arnims Worte. Parallele Beispi
könnte ich mehrere angeben. Sie sind für seine Psychologie u
die Durchdringung seines Stils höchst interessant.

will, die Lieder nach ihrem ethischen Gehalt in Gruppen ordnet, unbekümmert um ihre beabsichtigte Folge im Buche und ihre Chronologie. Von einer liebreichen, seinen Hang zum Naiven ersättigenden Zeichnung der Kinderlieder (im Anhange zum 3. Bande des Wunderhorns) geht Görres aus, durchläuft die buntesten Lebenssituationen, überall Übergänge oder Gegensätze suchend und findend und macht schliesslich bei der Poesie des Todes halt.[1]) Geradezu virtuos ist dabei die Sprachbeherrschung, die unerschöpfliche, fliegende, knappe Charakteristik, die bei manchen gewagtesten Kühnheiten doch mitreissende Kunst des Zusammenarbeitens von Überschrift und Inhalt eines oder gar mehrerer Lieder zu einem vorübereilenden, kurzen, malenden Satze. Und bewundernswert, da dieser Erguss sicherlich mühelos, wie es Görres schriftstellerischen Arbeiten eigen, aus vollem Herzen floss, ist die Leistung des Gedächtnisses, dass sich hier ganz so giebt, wie Brentano es einmal schildert. „Mit grossem Genusse durchsah ich einst", erzählt er[2]), „mit ihm eine reiche Kupferstichsammlung. Bis zum Erschrecken war sein Gedächtniss und sein vergleichender Witz, wenn er bei dem tausendsten Blatt sich des fünfzehnten und hundert und vierten so erinnerte, als lägen sie daneben."

Nachdem Görres nun noch einen Blick auf die Bühne des „reichen Spieles" geworfen, dabei wieder einmal der Schweiz, dem Lieblingslande seines freiheitlichen Sinnes, und den daher stammenden Liedern warme Worte gönnend,

[1]) Es sei bemerkt, dass auch R. v. Liliencron („Deutsches Volkslied um 1530") eine ähnliche Methode in der Zusammenstellung befolgt; die Lieder schliessen sich ihm in dem Kreislauf des Jahres 1530 den Jahreszeiten an und runden sich zu einem Bilde der Zeit ab. Es handle sich dabei, sagt er, nicht um ein müssiges Spiel; sondern durch diese Anordnung hoffe er, dem Stoffe eine lebendigere Wirkung zu sichern (Vgl. ebd. S. XXX).

[2]) Schriften VIII, 150. Man kann hier zum Vergleiche übrigens auch die geniale, selbstvernichtende Contaminierung von Citaten aus Vossens Dichtungen in Görres Satire: „Des Dichters Krönung" (Einsiedler-Zeitung, Pfaff S. 398—408) heranziehen.

verwertet er diese in ihrer Mitte entstandene und d
Kern ihres Wesens besser als die Geschichte bezeichnen
Poesie zur höheren Einschätzung der gebrochenen Nati
um dann allmählich nochmals in die Bahnen historisch
Untersuchung einzulenken. Jetzt will er nur noch d
beweisen, dass diese Poesie keine „Heraldik" gehabt u
wenig auf die Fortsetzung eines regelmässigen Stam
baumes gehalten habe; dass diese Lieder, an sich sprun
haft und launisch, im Laufe der Jahrhunderte verwitte
und „zersungen" [1]) seien — die verschiedenen dabei e
tretenden Möglichkeiten werden klar und kurz v
ihm in Betracht gezogen — und daher auch garnic
historisch behandelt werden könnten. So steht Görres h
ganz auf dem Standpunkt Arnims, wofür dieser ihm Da
weiss[2]), gegenüber dem genaueren Clemens Brentano, d
doch gegen die Arnimschen Restaurationen manches a
dem Herzen hatte[3]), auch aus dem Wunderhorn eine G
schichte des Volksliedes entwickeln zu können meinte
Andrerseits ist der Schluss der Rezension ein Eintret
für beide gegenüber den Vossischen Anschuldigungen d
Verfälschung.[5]) Görres hatte ja Gelegenheit gehabt, inti
Einblicke in das Verfahren der Herausgeber zu thun. C
und wie weit er selbst bei der Zusammenstellung des zweit
und dritten Bandes hilfreich Hand angelegt hat, wird si
schwerlich ermitteln lassen. Bekannt ist nur, dass ein T
der Materialien in seinen Besitz überging.[6]) Sein gelehr
historisches Gewissen salviert Görres doch, wenn er d
Freunden rät, bei einer neuen Auflage des Buches „z

[1]) Das Wort ist von Görres geprägt worden (in dem unte
behandelten Nachruf auf Arnim 1831). Danach wäre zu ergänze
R. M. Meyer, Vierhundert Schlagwörter, Leipzig 1900, S. 65.

[2]) Briefe II, 55.

[3]) Arn. u. Brent. S. 229, 231, 234, 241 f.

[4]) Arn. u. Brent. S. 270, 276, Zimmer 149.

[5]) Morgenblatt 1808, No. 283 u. 284. Pfaff a. a. O. LXXX
u. a. m.

[6]) Reifferscheid, Westfälische Volkslieder, Heilbronn 187
S. VIII.

Beruhigung der Ängstlichen auch die Linien der Restauration anzugeben." Später, 1817, in der Einleitung zu seinen eigenen „Volks- und Meisterliedern"[1]) nimmt er im Punkte der Behandlung der Lieder eine unentschiedene Mittelstellung ein. Von der Abwehr der Kritik am Wunderhorn führt ein Steg zu Görres Besprechung von Ahlwardts Ossianübersetzung (Heidelberger Jahrbücher 1810, V, I, 6, 249 ff.): auch sie ist als That aus dem Geiste der jüngeren Romantik aufzufassen. Berief doch Arnim sich selber einmal[2]) für sein Verfahren auf Macphersons „Neumachung der alten Gedichte", und auch Görres zog in späteren Jahren, wenn er der Angriffe auf das Wunderhorn gedachte[3]), das Benehmen der englischen und schottischen Kunstrichter als Parallele heran. Neben der positiven, mit Invektiven gegen Kritik und Gesellschaft verbrämten, stark aufgetragenen, rückläufigen Überzeugung von der in der Hauptsache nicht anzutastenden Echtheit des Macphersonschen Ossian, giebt noch eine aus Görres sentimentaler Jugendzeit herübertönende feurige Schutzrede für Ossians gelästerte Weichlichkeit und Gefühlsseligkeit die innerlich kennzeichnende, persönliche Note dieser Recension ab, die sonst noch vereinzelte Reminiscenzen an Herdersche Ausführungen und des litterarhistorisch Unhaltbaren manches enthält. Für Arnim[4]) brachte sie natürlich „viel Wahres zur Verteidigung des Ossian und des Macpherson." Nur that es ihm leid, dass Görres „den Johnson, der den armen Macpherson zu Tode quälte mit dummen Kritiken, nicht noch besonders bestraft" hatte.

Weitere Bemühungen um Volkslied, Minne- und Meistergesang, um ihre Quellen und die Aufhellung ihres gegenseitigen Verhältnisses nehmen von der Wunderhornanzeige ihren direkten Ausgang. Als Medium, in dem die Volkslieder mit dem Minnesang zusammenhängen, fand Görres

[1]) LXII f.
[2]) Arn. u. Brent. S. 236.
[3]) Volks- u. Meisterlieder LXII, Litteraturblatt 1831, No. 28 S. 109.
[4]) Briefe II, 104.

schon dort einige durch Glöckle ihm abschriftlich übermittelte pfälzische Liederhandschriften, um die sich auch noch später sein Interesse drehte, mit Recht beachtenswert, zumal den Codex Palatinus No. 343; er giebt daraus ältere Belege für Wunderhornlieder, Varianten und Proben, will jedoch im übrigen eine hier einschlagende Untersuchung anderen Ortes sein lassen.[1]) Hatte er vielleicht zu dem hiermit angedeuteten Zwecke Rohmaterialien des Wunderhorns von Arnim und Brentano entliehen?[2])

Über den Minnesang bringt nun aber wenig oder gar nichts wissenschaftlich Förderndes und erläuternd Darstellendes die Besprechung des „Frauendienstes" von Ulrich von Liechtenstein in Tiecks Bearbeitung vom Jahre 181[3] (Heidelbg. Jahrb. 1813, No. 37, S. 582—592). Man halte den auch nur erst auf dieser Übersetzung und Prosaauflösung fussenden Aufsatz Uhlands einmal dagegen.[3]) Am meisten lässt Görres hier für Tieck abfallen. Er feiert ihn als Wiedererwecker des Minnesangs mit seinen „Minneliedern" (1803), die, wie schon nachgewiesen, auf Görres wie ja auf soviele Zeitgenossen bleibende Wirkung ausgeübt hatten; er charakterisiert ihn als Minnesänger unserer Tage, und möchte wieder an eine Seelenwanderung glauben so sehr „neigt sein ganzes Wesen sich gegen jene Zeit hin, in die er seine Wurzel geschlagen, und die wie ein Geisterstimme aus ihm herausgesprochen." Obgleich in dieser Besprechung der Eindruck der Minnepoesie auf Görres in zwar wie üblich gehäuften und wiederholungsreichen, aber wunderbar tiefgehenden Bildern rein und ohne einseitige Übertreibungen und aktuelle Spitzen durchscheint: die Unzufriedenheit mit litterarischen, sozialen und politischen Zuständen seiner Tage, findet doch auch hier ihr Gefäss an dem eilig, „wie die viel geschäftige Zeit es verlangt", charakterisierten „Frauendienste" Ulrichs selber, dessen abenteuerliche Züge er summarisch fi

[1]) Vgl. Heidelbg. Jahrb. 1810 a. a. O., S. 45 ff.
[2]) Vgl. oben S. 132.
[3]) Schriften V, 210 ff. (1823 entstanden.)

wahrheitsentsprechend nimmt, wie Jahrzehnte lang auch spätere Forscher[1]) es thaten. Der moderne, geschnürte Polizeistaat muss herhalten gegenüber jenen Zeiten des „muthwilligen Ernstes und ernsten Willmuthes", wo aber nie der „Wille von wenigen die Welt von einem Ende zum andern in Aufruhr bringen konnte." Der Wille von wenigen: soll heissen von einem — Napoleon.

Hatte so diese Anzeige eine mehr journalistische und publicistische Aufgabe sich gesetzt, die ihr zum Teil auch vorgezeichnet war durch die populäre Form, in der Tieck den mittelhochdeutschen Dichter der Gegenwart geboten, so forderte der Geist methodischer Untersuchung, der durch Jakob Grimms Schrift: „Über den altdeutschen Meistergesang", Göttingen 1811, weht, ein anderes Verfahren.

Hier (Heidelbg. Jahrb. 1813, No. 48, 49, S. 753—773) sucht Görres wissenschaftlich zu fördern, dem Stoffe neue Seiten abzugewinnen, Studienfrüchte zu verwerten, unbekannte Ergänzungen aus Glöckles Manuskripten beizubringen. Aber gerade so hat er eine geringe wissenschaftliche Fruchtbarkeit recht klärlich dargethan. Schuld war daran in erster Linie, dass er mit seinen Denk-, Anschauungs- und Stilformen noch immer fest im naturphilosophischen Boden verankert war. Wer schildert uns einmal im Detail, wie die Naturphilosophie bis in die feinsten Verästelungen der Geisteswissenschaften und der schriftstellerischen Produktion einzudringen vermocht hat?

Den Streit zwischen Docen und Jakob Grimm, von denen der erste Minne- und Meistergesang als gleichzeitig bestehend, aber in der Wurzel getrennt, der andere aber beide als ursprünglich identisch und auseinander sich entwickelnd betrachtete, bildet Görres, immer gleich zu dem letzten Grunde alles Wesens hindrängend, metaphysisch zu einem Gegensatze geometrischer und analytischer, will

[1]) Vgl. aber dann die kritischen Scheidungen von Wilmanns Anz. 7, 273; Schönbach ADB 18, 622, Zs. 26, 314 ff.; durchaus skeptisch R. Becker, Wahrheit und Dichtung in Ulrich v. Liechtensteins Frauendienst, Halle 1888.

ungefähr sagen systematischer und historischer Betrachtungs-
weise desselben Gegenstandes um. Nirgends lässt er sich
auf eine Prüfung der durch sorgsame Quellenforschung ge-
stützten Methode Jakob Grimms ein, sondern nimmt übera
die Resultate als erwiesen an; mit „gutem Gewissen
weil „alles", so schreibt er[1]), „was Sie im Buche sage
mir nur bestätigt, was ich in meinem allgemeine
historischen Takt, der mich nicht leicht betrügt, mir zu
Voraus über den Gegenstand gedacht hatte." Daher der
eine Fülle eines auf keinem positiven Grunde stehende
das von Grimm angeschlagene Thema umspielenden od
variierenden, bilderreichen Räsonnements. Aber do
nicht ganz möchte er sich des Rechtes begeben, an de
Buche, für das er Jakob Grimm Dank wusste[2]), weil dar
obwohl es mit „grossem und redlichem Fleisse geschrieben
doch „nicht wie bei so Vielen der Geist verbauert" s
wissenschaftliche Ausstellungen zu machen. Das v
Grimm richtig aufgestellte Verhältnis[3]), dass Volkspoe
immer neben Minnesang und seiner Abart, dem Meiste
gesang bestanden habe, gehört auch Görres zum festen B
stande seiner historischen Anschauungen; aber er verfäl
liberaler, wieder einmal nur nach menschlicher, nicht g
lehrter Überzeugung, wenn er Volks- und Minnegesa
nicht auch persönlich scheiden will, sondern wer „d
Schule" hat[4]), ist ihm „ein adelicher Dichter, welche
Stande er auch angehöre: wieder aber, giebt er sich de

---

[1]) Briefe II, 242 f.
[2]) Briefe II, 242.
[3]) S. 133.
[4]) Ähnliche Erwägungen scheinen ihm, abgesehen von hierh
gehörenden Bemerkungen der Wunderhornanzeige (a. a. O. 18
S. 229), schon früher nahegelegen zu haben. Denn Docen schre
in seinem Artikel: „Sind unsre Volkslieder Natur- oder Kun
produkte?", Morgenblatt 1808, No. 97 (vgl. oben S. 127): „Ein v
Herrn Görres versprochener Aufsatz: Die Schule und das Leb
könnte vielleicht manche dieser Gegensätze lösen .." Wodurch Doc
davon Kunde hatte, weiss ich mit Sicherheit nicht zu sagen. V
Br. II, 243 f., wo Görres sich über das Thema äussert.

Naturtrieb hin, lässt er den Gesang ausströmen, wie das Herz ihn sendet in den wenigen grossen Formen, die man ihrer Allgemeinheit wegen menschliche nennen kann, dann wird er Volksdichter, auch wenn ein Diadem seine Stirn umfängt." Neuere Forschung ist sich über ein solches Nebeneinander, zuerst bei Walther von der Vogelweide, ziemlich einig.[1])

Und zweitens legt Görres das gebührende, lobende und anerkennende Gewicht auf die epochemachende Grimmsche Entdeckung von der dreiteiligen Form des Minnesangs, flicht hier aber zugleich seinen Haupttadel ein, den Jakob Grimm liebenswürdig „als vollkommen begründet" anerkannte[2]), obwohl Görres selbst bekennt, dass ihm bis dahin über den Versbau jener Dichtungen nur das Allgemeinste bekannt gewesen sei und Grimm ihm mit dem Buche ein neues Land geschenkt habe: „alles aber, was ich hell durchschaue, ist mein", fügt er hinzu. Die Worte sind in hohem Grade kennzeichnend für Görres, den Liebhaber altdeutscher Litteratur und wissenschaftlichen Autodidakten, der sich genau so darstellt, wie es in einem Fragment von Novalis heisst: „Ein Autodidaktos hat, bei allen Lücken und Unvollkommenheiten seines Wissens, die aus der Art seines Studiums nothwendig entstehen, dennoch den grossen Vortheil, dass jede neue Idee, die er sich zu eigen macht, sogleich in die Gemeinschaft seiner Kenntnisse und Ideen tritt, und sich mit dem Ganzen aufs innigste vermischt, welches dann Gelegenheit zu originellen Verbindungen und mannigfaltigen neuen Entdeckungen giebt." Es läuft kaum auf mehr als ein willkürliches Gedankenspiel hinaus, wenn Görres behauptet, dass die Zahlen-

[1]) Vgl. Wilmanns, Walther 1882, S. 181; Burdach, Reinmar und Walther, 1880, S. 128 ff. Solche Hinweise auf die Übereinstimmung der von Görres hingeworfenen Äusserungen mit moderner, wohl fundierter Wissenschaft sind natürlich cum grano salis zu nehmen, worauf ich einmal ausdrücklich hinweisen zu müssen glaube.

[2]) Briefe II, 401.

verhältnisse dieser Dreikonstruktionen nicht genügend
löst seien und in den Grundsatz der Dreizahl auch
aller Zusammensetzungen der Drei in auf- und absteigend
Verhältnis hätte aufgenommen werden müssen. Er fa
die Strophe mit architektonischen Gebilden vergleiche
in der mittelalterlichen Baukunst ähnliche Beziehung
der Dreizahl. In solchem Schematismus, der aus de
selben Zahlenbestimmungen, die den Teil bilden, das Ga
zusammensetzt und einem einzigen Prinzip unterordn
erkennt man sogleich Nachwirkungen der Naturphi
sophie und pythagoräische Anschauungen. Keinen e
zigen wirklichen Beleg vermag Görres beizubringen da
„dass in vielen Minneliedern sich Abgesang ja auch
die Stollen nach demselben Grundsatz unterabteilen lass
während eben so offenbar aufwärts in manchem die e
zelnen Strophen sich wieder wie Stollen und Abgesa
verhalten.“ Noch offenkundiger haben naturphilosophis
Spekulationen die Hand im Spiele bei den tändeln
Vergleichungen geistiger Produkte mit Naturerzeugniss
der Strophengestaltungen mit Blütenformen, die Jak
Grimm selber freilich durch das mit Berufung auf Oke
„Lehrbuch der Naturphilosophie“ gewählte Symbol d
Kleeblatts für die mittelhochdeutsche Strophe herau
beschworen hatte.[1])

Ganz einig ist Görres sich mit Jakob Grimm hier, wi
sonst, in der Neigung, zersetzender Kritik ein Paroli z
bieten: er sekundiert ihm in dem gegen eine „aufgeblasen
Kritik“ gerichteten Warnrufe[2]), ja nicht jener Sage v
der Stiftung des Meistergesanges durch zwölf alte Meist
„mit hartem Luftzug die Asche der Tradition abzustäuben
Aber Jakob Grimms damaligen mühsamen Versuchen, s
zu retten, kann auch Görres ausser anderm mit den wen
besagenden Auszügen aus dem „Roman de la rose“ (nach de
vaticanischen Manuskript in der Bibliothek der Königin Chri
tine) nicht aufhelfen. Auch Grimms Bemerkungen über d

[1]) Vgl. J. Grimms „Nachschrift“.
[2]) Meistergesang S. 115 ff.

Verhältnis des Minnesangs zu „ausheimischer" Poesie[1]) möchte er ergänzen, einmal dadurch, dass er einiges beibringt „über die Weise, wie jene Formen bei den Persern sich gestaltet, deren Poesie unter allem, was der orientalische Geist hervorgebracht, am nächsten an das Wesen der Deutschen sich anschliesst" — ein wunderlicher, mehrmals an anderen Stellen wiederkehrender Glaube, und eine Probe seines kombinatorischen Weitblickes —; dann aber, wieder an der Hand Glöcklischer Skripturen, durch Heranziehung provenzalischer und auch nordfranzösischer Dichter, die Grimm ihm zu sehr vernachlässigt hatte. Dies letzte Thema nimmt die Einleitung zu Görres „Altteutschen Volks- und Meisterliedern", Frankfurt 1817, wieder auf. Hier sammeln sich überhaupt noch einmal alle Resultate seiner bisherigen Bemühungen um ältere lyrische und Volkspoesie, aber doch mit einigen Modifikationen. Das Verhältnis des Minne- und Meistergesanges zum volkstümlichen Liede, das er ja schon in der Wunderhornrecension einmal später zu erörtern versprochen und das in der Auffassung Jakob Grimms seinen Widerspruch hervorrief, wird breit behandelt, und dabei zeigt sich denn, dass Görres Definition des Volksmässigen sich noch mehr verstofflicht und vereinfacht hat. Keine Spur mehr von einer in dämmerndes Dunkel sich verlierenden Urpoesie; sondern ohne Gattungsunterschiede zu berücksichtigen und sich jetzt nur an die Rückschlüsse haltend, die die Entstehung der grossen Liedersammlungen zumal der seinen allgemeinen Erörterungen hier überall zu Grunde liegenden sogen. manessischen Handschrift gestattet, ist ihm Volksmässigkeit identisch mit Aufnahme, Überlieferung und Verbreitung bei der Allgemeinheit. So kann er denn freilich finden, dass von der sogen. manessischen Sammlung „ein guter Theil, vielleicht ein Drittheil, in diesem Sinne volksmässig in Teutschland gewesen." Er gelangt zu der bei ihm nicht selten beliebten Verwischung aller klaren Grenzlinien, auf

[1]) S. 141 ff.

die schon sein Brief über Grimms Buch aus dem Jahre 18[illegible]11[1]) und dessen Anzeige vorbereitete, auf die er aber hier mit einer Art methodischer Beweisführung[2]) hinaus will, nämlich: „weitergehend als Jakob Grimm, Volks- und Meistergesang, unter dem Ersten alles begreifend, was von Dichtung ins allgemeine Leben eingedrungen, unter dem Andern, was im Umkreise der Eigenthümlichkeit des Standes, der Schule, später gar der Zunft geblieben, als die einzigen Elemente der Sammlung" anzuerkennen, „indem der Minnegesang als blose Gattung unter beyde Classen sich vertheilt."[3]) Dass damit der Kontroverse zwischen Jakob Grimm und Docen das Gesicht nach einer ganz anderen Richtung gekehrt war, hat Büsching allerdings beanstanden können.[4]) Die Begriffsbestimmung des Volksgesanges ferner als des in das Volk eingegangenen poetischen Gutes hat in den Augen unserer Wissenschaft erst für das spätere Mittelalter, von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ab, einige Gültigkeit[5]) und muss bei prinzipiellen Erwägungen über die mittelhochdeutsche Lyrik zunächst ausscheiden.

Ein richtiges[6]) Gefühl für den volksmässigen Ursprung leitet Görres aber doch wiederum, wenn ihm „alle Tänze und damit verwandte Lieder der manessischen Sammlung" als „volksmässig und vom Volke gesungen"[7]) — man beachte die Auseinanderhaltung — gelten. Auch dagegen liesse sich vom Standpunkte heutiger Forschung[8]) kaum etwas einwenden, dass er für die „Wächter"-(Tage)lieder die Norm aufstellt[9]),

---

[1]) Briefe II, 244. S. o. S. 136 f.

[2]) Vgl. z. B. S. VII oben.

[3]) A. a. O. S. XXIX.

[4]) Wiener Jahrbücher 1818, 3. Bd., S. 55.

[5]) Liliencron, Volkslied um 1530, S. XIX. Scherer, Litteraturgeschichte, 5. Aufl., S. 217, 254 f.

[6]) Vgl. Schönbach, Die Anfänge des deutschen Minnesangs, Graz 1898 (überall die Resultate der Forschung zusammenfassend), S. 16, 21.

[7]) S. XIX.

[8]) Vgl. z. B. Roethe, Anzeiger f. d. Altertum 16, 75.

[9]) S. XX.

sie seien, „obgleich ihr Kreis nur auf den Ritterstand beschränkt erscheint, doch begreiflicherweise wegen der grossen Allgemeinheit ihres Inhalts, der einen menschlichen Zustand, eine der grossen Massen im Gebiethe menschlicher Leidenschaften in sich begreift, vom Volke willig aufgenommen und fortgesungen" worden. Von romanischen Einwirkungen auf ihre Entstehung und Ausbildung weiss Görres noch nichts. Und doch widmet er hier, wie schon erwähnt, nach Anregungen Jakob Grimms[1]) der provenzalischen und nordfranzösischen Lyrik, umständlichen Auszügen von Glöckle aus vaticanischen Handschriften folgend, eine zwanzig Seiten lange (XLI — LXII) Charakteristik als „einem grösstentheils unbekannten Gegenstand", die freilich wenig förderte, aber als frühes Denkmal romanischer Studien in Deutschland, ebenso wie die früheren flüchtigen Bemerkungen in der Recension des Grimmschen Buches, beachtenswert erscheint[2]). Sie hat auch anregend gewirkt auf Uhland, in dessen Hände ein Teil der Excerpte Glöckles überging.[3])

Hatte nun Bodmer 1749 in den „Neuen kritischen Briefen"[4]) die provenzalische Poesie geradezu die Quelle des deutschen Minnesangs genannt, hatte ähnlich Herder[5]) von den „Blüthen" gesprochen, die „aus der Provence über die Alpen nach Schwaben, Österreich, Thüringen hinübergeweht" seien, oder den Minnesang als einen Nachklang der Provenzalen bezeichnet und eine Verpflanzung nach

---

[1]) S. z. B. Altdeutschen Meistergesang, S. 143, wo er wünscht, dass „Glöckle in Rom sich um die Provenzalen verdient mache."

[2]) Vgl. über die Entwicklung der romanischen Philologie in der Romantik: Erich Schmidt, Uhlands Märchenbuch des Königs von Frankreich (Sitzungsber. der preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom 11. November 1897) S. 956 ff.

[3]) Briefwechsel zwischen Lassberg u. Uhland, hrsg. v. Pfeiffer, S. 15, 27, 95.

[4]) No. 10—14, S. 58—98.

[5]) Ideen zur Philosophie der Geschichte, hrsg. v. Düntzer, IV. Teil S. 182 f.

Deutschland angenommen[1]), so stand die Romantik auf reaktionärem Standpunkte.

A. W. Schlegel hatte in den Berliner Vorlesungen gegen Bodmers Meinung von der Unselbständigkeit der deutschen Dichter bedeutende Zweifel; es sprach ihn „die Wahrheit eines unmittelbaren, ja auch eines bestimmten deutschen Gefühls“ im Minnesang an. Vollends aber die jüngere romantische Generation sah in der Herleitung des Minnesangs, „aus dem der Geist des Volkes redete“[3]) und der „der eigentlichste Abdruck seiner Persönlichkeit“[4]) sein sollte, eine nationale Versündigung. „Warum soll man die deutsche Poesie aus einem fremden Samen aufgehen lassen, da sie so kraftvoll ist, dass sie von Anfang bis zu Ende nur ein eigenthümliches Ganze gebildet haben kann?“, rief Jakob Grimm.[5]) „Trotz der unläugbaren Identität eines Minneliedes des Grave Rudolf von Nüwenberg mit einem Gedichte des Folquet von Marseille[6]), ist es uns doch nie eingefallen, an der Eigenthümlichkeit der deutschen lyrischen Poesie zu zweifeln“, gestand Görres.[7]) Der heute einen Kardinalsatz deutscher Litteraturgeschichte, bei vielen noch darüber zu erwartenden Aufschlüssen, bildenden Annahme eines Abhängigkeitsverhältnisses der Deutschen von Provenzalen und Franzosen wich J. Grimm durch vage Herleitung dieser Lyrik „aus der Sitte des Volksgesanges“[8]) aus, und auch Görres hatte eine ältere Minnepoesie — der Streit über Existenz und Wesen einer solchen ist ja heute zu einem schwierigen Kapitel der deutschen Philologie geworden[9]) — unklar im Auge, die er bis zum Minne-

[1]) Humanitätsbriefe: Suphan 18, 47.
[2]) Minors Ausgabe 3, 47 f.
[3]) Die teutschen Volksbücher, S. 290.
[4]) Heidelbg. Jahrb. 1813, S. 772.
[5]) Altdeutscher Meistergesang, S. 151.
[6]) Nachgewiesen von Bodmer a. a. O., S. 97 f.
[7]) Heidelbg. Jahrb. 1813, S. 772.
[8]) Meistergesang, S. 132.
[9]) Vgl. Schönbach a. a. O., S. 1 ff.

gesang sich steigern und verfeinern lässt. Dessen eigentliche Entwicklung umhüllt er im Übrigen mit einer Wolke von Bildern[1]), an denen Ausdruck und Wesen seines historisch-wissenschaftlichen Denkens wieder einmal so recht studiert werden kann: „So kam die Nachtigallenzeit der wiedergeborenen Kunst, von der Ceder bis zum Strauch und Kraut, ja bis zum Moosse herab begann alles zu grünen und zu blühen; wie die Dornenkrone des Erlösers bey der Entdeckung zu einem schönen weit umher Wohlgeruch duftenden Blumenkranze aufgeblüht, so öffnete auch die Kaiserkrone ihre Kelche, und der Helmbusch der Ritter wurde zur Blumendolde. Der Herbst bringt für den schönen Trieb die umsichtige Reflexion, mit dem Nutzen die Frucht; das falbe Laub ist matter Nachglanz der frühen Farbenpracht, am Ende steht das dürre entlaubte Reis in scharfeckigter Gliederung, der sogenannte Meistergesang, allein noch da, und aus dem Stamme hat das Gewerk seine Lade sich gezimmert. Diesen Gang hat nach grossen Weltgesetzen aller Völker Poesie genommen." Nur Ähnlichkeiten in Gegenständen und Form erkannten Jakob Grimm und Görres dem Minnesang mit der provenzalischen Lyrik zu. Görres bemüht sich, sowohl durch Metaphern und Gleichnisse wie auch durch die Übersetzung fremder Stücke in die imitierte Sprache des deutschen Minnesangs[2]), „die innere Gleichartigkeit in der Entwicklung beyder Poesieen bey gleichem ernährenden Grundstoff, aber auch das fremde Blut, das unter anderer Sonne und auf anderer Erde sich daraus bereitet hat"[3]), zu veranschaulichen.

So sind denn wieder die Mittel und Ziele der gelungenen Charakteristik auch für den Wert dieser Einleitung ausschlaggebend. Wieder ist es das soziale Leben des Mittelalters, das Görres malt, und gerade dazu bietet ihm die vertretene Ansicht von der Ausbreitung der

[1]) Heidelbg. Jahrb. 1813, S. 754, vgl. S. 767 und weiter hinten unter „Heldensage".

[2]) S. XLIV—L.

[3]) Einleitung S. L.

Lieder unter allen Schichten der Gesellschaft, die beste Handhabe. Diese mit Liederfragmenten durchflochtenen Partieen der Einleitung atmen eine Fähigkeit lebendiger Vergegenwärtigung deutscher Vergangenheit, wie wir sie extensiver und verfeinert bei Uhland und Gustav Freytag wiederfinden, in denen der Historiker dem Dichter sich neigte. Mag Görres die Fahrten der Sänger und Ritter, die Frühlingslustbarkeiten an den Höfen, in Städten und Dörfern, die Spiele und Reigentänze, die bajuvarische Dörperheit der Neidharte im Geiste schauen und manchmal an etwas überreichlichen Auszügen erläutern, mag er das Tagelied sozial und ethisch erklären, den allmählichen Verfall der Minnelyrik an Hadlaub und Steinmar aufzeigen oder sich sinnig in die Seele des Meistersängers versetzen: überall ist er in dieser „con amore hingegossenen“ [1]), letzten wirklich zur Ausführung gelangten grösseren Darstellung aus dem Gebiete der altdeutschen Poesie durchsichtig und hell, leicht und flüssig. Kaum stört auch irgend ein pessimistischer Zug; seinem Drang, als Sprecher in den grossen Begebenheiten der Zeit aufzutreten, hatte er in den voraufgehenden Jahren 1814 und 1815 im „Rheinischen Merkur“ Genüge gethan. Auch dort stossen wir ja freilich nicht selten auf einen Bodensatz seiner altdeutschen Studien. Eines muss daraus hier seine Stelle finden. In No. 150 des „Merkur“ (18. November 1814) schrieb Görres einen Aufsatz: „Wie lang ist's her mit der alten guten teutschen Zeit?“ Der grosse Krieg, und schon vorher die Zeiten des Kaisers Max, sind ihm der „Wintersanfang unserer Geschichte“, dessen „wir auch in der lichten Zeit der Sonnenwende stets mit einer schmerzlichen Erinnerung gedenken“ mögen. Er fügt „ein altes Reuterlied jener Zeit“ bei, „das“, wie er sagt, „ihren guten Geist ausspricht, und so viel wir wissen, in keiner neuern Sammlung abgedruckt ist [2]):

---

[1]) Creuzer: Briefe II, 528.

[2]) Es stammt her aus: Kriegsbüchlein. — Durch Sigismundum Scherertzium, Lüneburg 1628, S. 237 (vgl. Mittler, Deutsche Volkslieder. Zweite Ausgabe, Frankfurt 1865, S. 868). Ich notiere die

In ritterlichen Krieges-Zügen
Mein Herz im Leib mir lacht,
Wenn die Fahnen im Felde her fliegen,
Und manch' Carthaune kracht,
Dann streit ich stark mit meinem Gott
Für mein lieb Vaterland,
Der mich verlässt in keiner Noth,
Frisch brauch' ich meine Hand.

Dann schliess ich meinen Helmen zu,
Leg' ein Copy und Speer,
Meins Contraparts erwarten thu,
Wenn er rennt auf mich her:
Mein Schwerdt ist blank, mein Büchs gelöst,
Das Ross steigt frisch hinan,
Mein Schwerdt den Feind zur Erden stösst,
Gut' Sache stärkt den Mann.

Herr Christ stärk alle Ritterslent,
Die mit Gewissen gut
Dein Wort zu ehren sind bereit,
Zu sterben aus freyem Muth:
Unrechtem Krieg gewaltig wehr,
Der Eigen Nutz und Macht,
Mehr sucht als deines Namens Ehr:
Drauf sei es frisch gewagt.

Ich erinnere daran, wie hoch Arnim Landknechtlieder des siebzehnten Jahrhunderts, Zinkgrefs, Weckherlins und anderer schätzte, dass er sie ins Wunderhorn aufnahm und in seiner eigenen Sammlung „Kriegslieder" 1806 wenig umgeändert den preussischen Soldaten in die Hand drücken wollte.[1]) Wenn Görres das alte gottvertrauende, kräftige

Varianten des Originals gegenüber Görres Wiedergabe, die in der letzten Strophe dem Tone des Liedes ein wenig Abbruch gethan hat: Str. 1, Z. 1 Krieges Zügn, Z. 2 Hertz, Z. 3 Feld her fliegn, Z. 4 manch, Z. 5 Denn, starck, Z. 6 liebs, Z. 7 verläst mich, Z. 8 brauch. — Str. 2, Z. 1 Denn, Z. 2 Leg, Z. 4 gegn mir, Z. 5 Schwert, blanck, Z. 6 geht, Z. 7 Die Kugl mein, stöst, Z. 8 Gute, stärckt. — Str. 3, Z. 1 stärck, Z. 2 gewissen, Z. 3 Deim, Ehren, Z. 4 sterbn, Z. 5 Unrechten, Z. 6 eigen, Z. 8 Drauff, hingewagt.

[1]) Vgl. Wunderhorn [2] I, 459, National-Litteratur 146, I, 68; Steig, Arnim und Brentano S. 196.

Kriegslied im patriotischen „Merkur“ bekannt macht, reiht sich das an jene Liebhaberei Arnims an.

An der Politik nun nach dem Verbote des „Rheinischen Merkur“ eine Weile verzagt und froh, ihr ganzes Wesen zunächst einmal wieder von sich gethan zu sehen, nachdem das viele „dumme Geschreibe“ ihm „täglich so starken Zorn eingejagt“, verlebte Görres 1816 einige Zeit „in einem erquicklichen Naturzustande, wo die Schreibkunst noch nicht erfunden ist, Journale und Literaturzeitungen keinen Abgang haben, und den Lumpen kein Papier abgepresst wird.“[1]) Dann aber stürzte er sich wieder in die altdeutsche Litteratur, und zwar pilgerte er zu neunwöchentlicher unermüdeter Arbeit[2]) gegen Ende des Jahres 1816 nach Heidelberg, das seine 850 deutschen Manuskripte aus der Vaticana durch Wilken 1816 wiedererlangt hatte.[3]) Der weithin schallenden, kräftigen Stimme von Görres „Rheinischem Merkur“ gebührt auch ein jüngst mit Recht anerkanntes Verdienst um die Rückgabe vatikanischer Handschriften und zusammen mit Niebuhr die Priorität des Gedankens, das von Frankreich in Sachen der Kunstschätze und Handschriften geübte Verfahren billigerweise gegen Rom in Anwendung zu bringen.[4])

Die früheren gelehrten Freunde sahen Görres gern unter den Heidelberger Schätzen kramen, lieber als bei der gefährlichen und nicht immer fruchtbaren öffentlichen Thätigkeit. Er selber hatte „einmal wieder das Gefühl wie in der Kindheit, wo alles neu ist und unerhört, und man nirgends noch die Schranken, an denen überall die Flügel widerschlagen, sieht und erkennt.“ So musste ihn, den aus der unruhigen Thatenwelt geflüchteten, gerade die

[1]) Briefe II, 508. Leichte Reminiscenzen an das Lied des Wunderhorns: „Papiers Natur ist Rauschen“?

[2]) Briefe II, 508; Sulpiz Boisserée II, 144.

[3]) Vgl. Briefe II, 502: Wilken, Geschichte der alten Heidelbergischen Büchersammlungen u. s. w. Heidelberg 1817.

[4]) Ich verweise auf die zusammenfassenden Erörterungen bei Stoll, Der Geschichtschreiber Friedrich Wilken, Cassel 1896, S. 68, 74.

„Gemüthswelt" der Lieder, jener „Brunnen und Quellen, die mit ihrem Adernetz das ganze Land durchtränken und das Geheimniss seiner innersten Eingeweide zu Tage bringen"[1]), unter der Masse des ihm zum Teil schon durch Glöckle bekannt gewordenen Materials locken[2]); und so gelangen ihm, der vom thätigen Leben herkam und in dem machtvollen „Merkur" seinem Stil ein concises Gepräge hatte verleihen müssen, die lebendigen, anmutenden Farben und Töne der Volkslieder-Vorrede. Aber auch Erinnerungen an die Zeiten des Wunderhorns werden in Heidelberg wieder wach geworden sein. Sollte doch seine Sammlung, wie ausdrücklich gesagt, dem Wunderhorn sich anschliessen, und er wünscht ihr eine bessere Aufnahme, „als dieses zum Theil in einer Zeit gefunden, wo die Geister erbittert durch das allgemeine öffentliche Unglück in einem innern literärischen Bürgerkriege sich zerfleischten."[3]) Was er in der Wunderhornrecension theoretisch an der Vorlage gethan, möchte er an seiner eigenen Sammlung praktisch durchführen[4]): „die ganze Masse dieser Dichtungen, deren jede für sich das freye, ja zufällige Erzeugniss einer durchaus eigenthümlichen, besondern Stimmung und Begeisterung erscheint, im Ganzen als durch ein grosses durchgehendes Gesetz der Nothwendigkeit in sich verknüpft und geordnet sich darstellen, und dadurch wieder zu einem epischen Ganzen

[1]) Volks- und Meisterlieder, Vorr. S. IV f.

[2]) 1815 schon hatte Frau Görres aus Glöcklischen Manuskripten 9 „altteutsche Minnelieder" Eberhard v. Groote für sein „Taschenbuch für Freunde altteutscher Zeit und Kunst" 1816, überlassen (abgedruckt dort S. 116 ff.; wiederholt in „Altdeutscher Zeit und Kunst. Hersg. von Eberhard v. Groote u. s. w. Frankfurt 1822. S. 116 ff.), die sich auch in Görres Sammlung finden und von denen er zwei schon in der Wunderhornrecension als Proben gegeben hatte. (S. a. Briefe II, 457; dieser Brief ist genauer und vollständig abgedruckt in Picks Monatsschrift für rheinisch-westfälische Geschichtsforschung I, 1875, S. 31 ff., in den Erinnerungen an E. v. Groote von Al. Reifferscheid).

[3]) S. LXII. — [4]) S. IV f.

werden“ zu lassen, „gerade wie in unzähligen Rückstrahlungen von vielen Wassertropfen sich ein auf gezogenes Sonnenbild im Regenbogen mahlt, das mitten im bewegten Wasserstaube allein ruhig und unbeweglich steht.“ Allein ein solcher organischer Zusammenhang ist nicht durchaus ersichtlich und kann eben nur durch einen die Beziehungen willkürlich hervorsuchenden, verbindenden Text einigermassen hergestellt werden, den die nicht immer geschmackvollen [1]) Liederüberschriften nicht ersetzen können. Den Zwecken eines Lesebuches gemäss, das von dem glücklich wiedererlangten alten Gut der Palatina rasche Kunde unter die Leute brachte, „ohne eben sonderliche Ansprüche zu machen“ [2]), war die Auswahl aus den pfälzischen Handschriften sorglos und willkürlich [3]), aus denen er eine Sammlung „recht schöner Volkslieder“ — wie er kennzeichnend schreibt — „gemacht“. „Es war“, schreibt er ein andermal, „eine leichte und angenehme Arbeit, die noch dazu die Kosten meiner Reise nahezu bezahlte.“ [4]) Görres verschmähte auch nicht schon früher Gedrucktes aufzunehmen, wenn er es aus seinem Materiale verbessern zu können glaubte oder Abweichungen ihm merkwürdig schienen.[5]) Die Text-

---

[1]) Z. B. „Amor zu Rosse“ S. 34: „Ich weiss mir ein Maidlein gar hübsch und fein“; „Threnodie“ S. 131: „Ich weiss kein Zeit jetzunder, die mich erfreuen thut“; „Amor ein Handelsmann“ S. 140: „Da droben auf jenem Berge, da steht ein Sträuchelein“; „Schwabenstreiche“ S. 185, 187: „Es hatt ein Schwab ein Töchterlein“; „Frühlingscur“ S. 35: „Hertzlieb thut mich erfreuen u. s. w.; „Der teutsche Bund“ S. 217: (Walthers) „Ich hörte ein Wasser diesen“ (sic).

[2]) S. LXII. — [3]) S. die Angaben über die Hdss. S. XXXIII, XXXVII f.; Briefe II, 525.

[4]) Briefe II, 509, 525.

[5]) S. XXVI, LXII. Die Nummern der Hdss., aus denen die die einzelnen Lieder stammen, sind nur bei einem einzigen (S. 329) angegeben. Dieser Arbeit hat sich, um das Buch für wissenschaftliche Benutzung einigermassen verwendbar zu machen, Mone im Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit 1838, VII. Bd., Sp. 386 unterzogen.

behandlung will gegenüber jeder „unnöthigen Uebermahlung", wie im Wunderhorn, für dessen Text er anderseits auch hier, „ohne alles gerade rechtfertigen zu wollen, was vorgegangen", ein verstehendes und erklärendes Verteidigerwort ergreift, „nur das Nöthigste gethan, wo, wie oft genug der Fall gewesen, eine offenbar verdorbene Lesart in den Text eingeschlichen, wo falsche oder fehlende Reime Verschleissung oder Ausfall andeuteten, ergänzt und nach Möglichkeit erstattet" haben — „Alles mit bescheidener Enthaltsamkeit"; im übrigen soll nur die alte Rechtschreibung normiert sein.[1]) Prüfen wir Görres Verfahren darauf hin einmal. Es ist das beim Mangel der von Görres benutzten Handschriften möglich durch eine Vergleichung seines Textes mit den Nummern der Uhlandischen „Alten hoch- und niederdeutschen Volkslieder", die laut Quellenverzeichnis nur auf eine und zwar auch bei Görres zu Grunde liegende Heidelberger Handschrift zurückgehen. Eines vorsichtigen, sorgsam durchdachten kritischen Verfahrens hat sich Uhland freilich nicht entschlagen dürfen. Wir können aber in solchen Fällen an der Hand der Lesarten im IV. Bande seiner Schriften den Rohtext der Handschriften uns vor Augen stellen. Danach hat Görres nicht nur die Orthographie, sondern auch Sprachform und Wortschatz modernisiert, falls das Ursprüngliche nicht gerade durch den Reim gedeckt war. Er schrieb z. B. gross für michel, hörte für horte, war statt was, sangen für sungen, schöne für schone, sterbe für stirbe, sehe für sihe, liegt für leit, steht für stat, Böhmen für Beheim u. a. m.; Änderungen, die man bei einer Ausgabe, die auf kritische Genauigkeit keinen Anspruch erhebt, „ins Leben" sollte, „und nicht in den Staub der Büchersäle"[2]), an sich allenfalls hinnehmen würde. Manches andere mittelhochdeutsche Sprachgut blieb aber stehen, und so entstand jene Halbschlächtigkeit der Form, wie sie dem Philologen beispielsweise auch an Tiecks

[1]) S. LXII f. — [2]) S. LXIII.

Minneliedern und v. d. Hagens erster Nibelungenausgabe tadelnswert erscheinen muss, die aber durch die weitgreifende Wirkung dieser Bücher auf die Zeitgenossen in den Hintergrund gedrängt wird. Schwerer schon empfindet der Geniessende es, wenn der Reiz des Mundartlichen abgestreift oder verfälscht[1]), oder gar durch schlimmbessernde Trivialitäten und Unbeholfenheiten den Liedern Frische und Naivetät benommen wird. Oft geschah das da, wo Görres Reim oder Metrik emendieren[2]) zu müssen meinte, oder die Umsetzung in neuhochdeutsche Sprachform ihn zwang, neue Reimwörter zu suchen. Ein paar Beispiele[3]):

Uhland No. 16, Str. 7.	Görres S. 184, Z. 7.
Der soll sich frewen gen der liehten sumerzeit.	Der soll sich ergan in der lichten Summerzeit.
Uhland ebd. Str. 2.	**Görres S. 183, Z. 5.**
Ich laint mein laiterlin an die maur.	Ans Thürmlein lehnt ich mein Leitter an.
Uhland No. 147, Str. 2.	**Görres S. 156, Z. 12.**
so will ich dich bezalen schon, daran soltu kein zweifel han.	So will ich dich bezahlen schön, Darüber sollst du nit in Zweifel sten.
Uhland No. 42 B, Str. 2.	**Görres S. 110, Z. 3 v. u.**
Hett ich ein bůlen als mancher hat, ich wolt im aufbinden sein gelbes har mit eitel brauner seiden.	Hätt ich einen Buhlen, als mancher fürwahr, Ich wollt ihm aufbinden sein gelbes Har Mit eitel brauner Seide.
Uhland No. 47 C, Str. 2.	**Görres S. 89.**
Von herzen was ich nie so froh, wust selber nit wie mir was, ich gieng zů meinem feinen bůlen, ich nam sie in mein arm.	Von Herzen war ich nie so froh, Ich gieng zu meinem Bulen fein, Wust selber nit, wie mir war so, Ich nahm sie in die Arme mein.

Vgl. auch Uhland ebd. Str. 3 mit Görres S. 90.

---

[1]) Vgl. bes. Görres S. 183: „Augsburg ist eine Kayserliche Stadt" mit Uhland No. 16.

[2]) S. oben. — [3]) Fast sämtlich aus Cod. Palat. 343.

Hierher sind dann auch abgegriffene Ausdrücke zu stellen, die Görres für hübsche alte Worte einsetzt, wie „gebraten“ für „versoten“, „Hühnlein“ für „hennlin“, „lustgen Sprung“ für „hasensprung“ u. dgl. m.

Von Walthers Lied „Ir sult sprechen willekomen“ (Lachmann 56, 14) lässt Görres die beiden ersten Strophen weg, wohl um ihm dadurch mehr den Charakter eines „historischen Gedichts“ zu geben, denn diese Rubrik eröffnet es unter dem Titel „Teutschlands Ehre“ (S. 211).

Und dann welche Fülle von Missverständnissen und sinnentstellenden Verlesungen! So steht „klug“ statt „Krieger“ („Eine freyen, frischen Muth den soll ein Kluger haben“ (S. 184 vgl. Uhland No. 16, Str. 8, vgl. 10), „bass besumen“ (!) für[1]) „bass besinnen“ (S. 184, Z. 4, Uhland No. 16, Str. 6), „mit Allem“ für „nit allein“ (S. 34, Uhland No. 152, Str. 4), „Ja schön ist mein Lieb, Ade ich fahr dahin!“, im Refrain, für „ja, schones (schöns) mein lieb“ (S. 128, vgl. Uhland Schriften IV, 78 f., u. a. m.). Übel heisst es auf S. 218: „Sie binden die sie wollten“ für die ihm offenbar unverständliche[2]) Form „bienen“ (von bannen) in Walthers Spruch „Ich sach mit mînen ougen“.

Und gar einen spasshaften Beigeschmack haben die folgenden Varianten:

Uhland No. 147, Str. 4.	Görres S. 156, S. 7.
„Ach wirt, ich will dich immer noch bitten,	„Ach Wirth ich will dich zuvor noch bitten:
hab dir in deinem Haus den ritten!“[3])	Mach nit in deinem Haus den Ritter!“
Uhland No. 150, Str. 5.	**Görres S. 158.**
„Er leit zu Cöln wol an dem Rein,	„Er leit zu Köln wohl an dem Rhein,
er schenkt den landsknechten dapfer ein.“	Er schenkt den Landsknecht da Pfeffer ein.“

[1]) Es sollte vielleicht zur Aufbesserung des Reimes dienen, wie die Änderungen oben.

[2]) Die Handschrift A (357), die Görres vorlag, liest — ausdrücklich sei es bemerkt — richtig: bienen (Pfeiffer S. 41, Z. 10).

[3]) der ritte: Fieber, Schüttelfrost; hier in gebräuchlicher Verwünschungsformel, vgl. DWB 8, 1052.

Der volksliedmässig anonym-witzige Schluss des reizend Liedes bei Uhland No. 272:

„Und wer uns das liedlin sang,
von newen gesungen hat,
das hat getan ein pfefferstil,
got geb im ein fein gût jar!“

wird bei Görres (S. 64) zu:

„Und wer uns dies Liedlein sang,
Von neuem gesungen hat,
Das hat gethan ein Pfeiffer still,
Gott geb ihm ein gut Jahr!“

Für viele Nummern des Buches lässt sich die Kontrole ohne Einsicht in die Handschriften nicht mit Sicherheit durchführen, so im besonderen für die Meisterlieder. Aber gerade für sie wird man sich auf ein ungünstiges Urteil Goedekes im Grundriss (I², 308 f.) berufen können, der selber ein Meistergesangbuch vorbereitete.

Während seines Aufenthalts zu Coblenz in den Jahren 1815—1819 war der Freiherr v. Meusebach ein intimer Freund des Görreshauses bei Ernst und Scherz.[1]) In der Wissenschaft war er mit seiner zu weitgetriebenen Sammel-

[1]) Alles darauf Bezügliche findet man beisammen mit weiterer Litteratur über den Coblenzer Kreis jener Jahre bei Wendeler, Meusebachs Briefwechsel mit Jakob und Wilhelm Grimm, S. VIII bis XV und in Wendelers Fischartstudien des Freihn. v. Meusebach (vgl. a. oben S. 6 f.). Ich füge den in dem erstgenannten Buche publicierten Zeugen von Görres fröhlicher Necklust noch ein weiteres an Meusebach gerichtetes Autographon bei (Zettel, Kgl. Bibliothek zu Berlin, aus Meusebachs Nachlass):

„So nimm denn, was Achim von Arnim gedichtet,
Es ist auch an orthodoxe, steifgläubige Sachsen gerichtet,
Was ich gegirrt und immer vom König gegurrt,
Die röthlichen Knollen sorgen, dass der Doppelt-Magen nicht knurrt.“

Den Zettel begleitete wohl Arnims „Kronenwächter“ (vgl. den im Anhange wiedergegebenen Brief von Frau Görres an Arnim), Görres Bericht: „Übergabe der Adresse der Stadt Coblenz an Se. Majestät den König“, Coblenz 1818, und eine Tomaten-Sendung.

cribie und den übergrossen Selbstansprüchen, infolge deren niemals dazu gelangte, ein Werk der Öffentlichkeit zu bergeben, das direkte Widerspiel zu Görres, der ihn oft auste. Er, die grösste Autorität in Sachen der Volksieder, ein Rival Uhlands, brummte über Görres Sammlung: „Das war ein gräuliches Manuskript, woran die gleich geniale Frau und Kinder mit abgeschrieben hatten"; für die Görresfamilie höchst charakteristisch hinzusetzend: „Und dann wollten sie sich todtlachen, wenn man darüber schalt." [1])

Es liegt mir fern, auf Grund der hier gegebenen Stichproben Görres Behandlung der Lieder von erhabenem Piedestal fortgeschrittener Wissenschaft herab achselzuckend zu betrachten. Görres Wesenheit nur soll an diesen Dingen klar werden. Und da wird man es freilich merkwürdig finden, dass ein Mensch sich in das Grosse und Ganze von Zeiten und Völkern herrlich hineinzuträumen vermochte und nicht imstande war, dass Grosse im Kleinen zu erblicken; dass er für Inhalt und zeitliche Bedeutung eines Dichtwerkes ein scharfes Auge hatte und doch für alles Formale, für Stil, Wortschatz, Rhythmus, für feine Nuancen des Ausdrucks, kurz für die „Dynamik es Geisterreiches", wie Novalis die Sprache genannt tte, ohne Verständnis blieb. Wie anders erscheint in Romantik A. W. Schlegel! Ganz abgesehen also von wissenschaftlichen Wertung: die Abwesenheit künstscher oder dichterischer Intentionen, von denen das nderhorn" trotz manchen Fehlgriffen strotzte, ist an es „Volksliedern" hervorstechend. Die Brüder Grimm mit grösseren Auslassungen über das Buch zurückien [2]); in ihren Arbeiten immer mehr wissenschaftlicher Vollendung und Reife entgegengehend, werden Sammlung als einen gutgemeinten Versuch angehaben. Arnim aber schrieb [3]) in Gubitz „Gesell-

[1]) Fischartstudien S. 68.
[2]) Vgl. Briefe II, 534.
[3]) Vgl. Briefe II, 544.

schafter“ 1817, No. 189 im Anschluss an Wilkens Schr
über die Palatina eln paar lobende Worte auch über Görr
daraus schöpfende Sammlung und formulierte ihre Stellu
zum Wunderhorn.

Ob Görres der geeignete Mann gewesen wäre, e
Vorarbeiten zu einer neuen Ausgabe der sog. manessisch
Sammlung während eines geplanten Aufenthaltes in Pa
zu übernehmen, wie der Freiherr v. Lassberg 1821 v
ihm wünschte[1]) und wozu er sich bereit erklärt zu hab
scheint[2]), dürfte zweifelhaft sein, obwohl er der Textkri
dieser Handschrift nach Beneckes und Rassmanns Vorga
in der Einleitung zu den „Volksliedern“ Beachtung g
schenkt hatte.

Noch einmal brach die Begeisterung für die Min
poesie aus Görres hervor, als er 1826 an einer Reihe v
Liedern, die man fälschlich dem heiligen Franciskus v
Assisi zuschrieb, den Einfluss der Troubadourdichtung
erkennen glaubte.[3])

3. Heldensage.

Görres Aufsatz: „Der gehörnte Siegfried und d
Nibelungen“[4]) in der „Zeitung für Einsiedler“ 1808 in vi
auf ebensoviel Nummern sich verteilenden Abschnitte
(Stück 5, 8, 12, 21; Pfaffs Neudruck S. 43—48, 71—7
117—124, 209—216) knüpft unmittelbar an die „teutsch
Volksbücher“ und das hier bei Gelegenheit des „gehörnt
Siegfried“ (S. 93 ff.) Gesagte an.

---

[1]) Briefwechsel zw. Lassberg u. Uhland S. 27; Br. II, 636

[2]) Briefe III, 8; vgl. II, 640 f.

[3]) Der Heilige Franciskus von Assisi ein Troubadour, v
J. Görres. Aus dem „Katholiken“ (1826, XX, 14 ff.) besonders
gedruckt. Strassburg 1826.

[4]) R. v. Raumer, Geschichte der germ. Philologie 1870, S. 369
Scherer, Jakob Grimm S. 81 f.; Paul, Grundr. der germ. Philolo
1², 63; Pfaff S. LI f.

Über die Entstehung des Volksbuches wusste er dort wenig beizubringen, traf aber das Richtige[1]), wenn er den Zusatz auf dem Titel „aus dem Französischen übersetzt" als nichtig erkannte, entgegen dem was J. Grimm später[2]) zu erweisen suchte. Görres stellte flüchtig einige Abweichungen vom Epos fest (S. 95) und liess in Bildern die Beziehungen der Sage zum Norden durchscheinen. Aber „es war Ahndung mehr als historische Überzeugung, die" ihn „dabey geleitet hatte."[3]) Denn erst die Vorstudien zur „Mythengeschichte der asiatischen Welt" 1810 — dies sind wohl die in der Abhandlung erwähnten[4]) „Untersuchungen anderer Art" — zeitigten die in der Einsiedlerzeitung niedergelegten litterarhistorischen Anschauungen, und die modernisierte Ausgabe v. d. Hagens vom Jahre 1807, die Görres auch nennt, wird ihm das Verständnis des Gedichtes erleichtert haben. Wie diese Ausgabe dem ersten begeisterten Anreger auf dem Felde, Johannes v. Müller, zugeeignet war, so ist die Görresische Abhandlung mit Recht als die erste bedeutendere Weiterführung der Untersuchung seit jenem bezeichnet worden.[5]) Allerdings hatte schon vorher A. W. Schlegel, auch auf Müller fussend, dem Nibelungenliede im Winter 1803/4 einen glänzenden Abschnitt seiner Berliner Vorlesungen gewidmet[6]), der aber damals natürlich nicht in weitere Kreise drang, und so bleibt ein Einfluss auf Görres ausgeschlossen, wiewohl beide manchmal übereinstimmen.

---

[1]) Vgl. Golther, Das Lied vom Hürnen Seyfrid . . . Mit einem Anhange: Das Volksbuch vom gehörnten Siegfrid, Halle 1889. S. XXV.

[2]) Zeitschrift f. d. Altertum, VIII, 1—6.

[3]) Pfaffs Neudruck S. 44.

[4]) Ebd.

[5]) Scherer, Jakob Grimm S. 81.

[6]) Hersg. v. Minor, 3, 111—125; s. Haym, Romantische Schule S. 824 ff.

Müller[1]) wie Schlegel[2]) hatten die aus der Zeit de Völkerwanderung stammenden historischen Unterlagen de Gedichtes beachtet, und schon vor ihnen hatte Gerstenberg[3]) beiläufig die Geburt der Heldensage ebendorthin verlegt. Doch erst Görres verkündete in machtvollste Sprache diese durch eine Summe von unbändiger, übe schiessender Kraft, von Streben und Bewegung ihm stets ungemein sympathische welthistorische Begebenheit als d kreisende Mutter der Heldengesänge, die ihr „eigen ware wie die Pflanze dem Himmelsstriche eigen ist", und „i dem Drachenblute dieser wilden Jahrhunderte" hat sic ihm „der gehörnte Siegfried gehärtet". Görres findet di ältesten Erinnerungen an diese Vergangenheit nun in den nordischen Sagen und Dichtungen.

In der wirklichen Auswertung nordischer Zeugnisse für die Nibelungensage geht Görres den deutschen Philologen kühn voran[5]), obwohl er, des Nordischen selbst unkundig[6]), die Eddalieder nur in lateinischer Übersetzung und soweit sie im ersten Bande der „Edda Rhythmica seu antiquior", Hafniae 1787 erschienen waren, zu kennen vermochte. Daneben bringt Görres das Zeugnis des Saxo Grammaticus bei über die dänischen Heldenlieder[7]), die Kriemhilds Rache zum Gegenstande haben. Auch von ihnen hatte schon Gerstenberg gesprochen[8]); Görres aber wird der

[1]) Göttinger gelehrte Anzeigen, 1783, S. 357 ff. = Sämtliche Werke, X, 1811, S. 45 ff.

[2]) Minor 3, 111 ff.; vgl. auch Athenäum II, 306—309 = S. W hrsg. v. Böcking 12, 41 ff.

[3]) Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur, Schleswig u Leipzig 1766, 11. Brief = Deutsche Litteraturdenkmale des 18. u 19. Jhdts., hrsg. v. B. Seuffert. Heilbronn 1888, S. 67.

[4]) Z. B. „Volksbücher" S. 273 ff.

[5]) Vgl. Scherer, Jakob Grimm S. 81 f.

[6]) Darüber Raumer, Geschichte der germ. Philologie, S. 37 Anmkg., wozu noch weiteres aus den Briefen an die Grimms sic beibringen lässt.

[7]) Wilhelm Grimm, Deutsche Heldensage, No. 33.

[8]) A. a. O. S. 66 ff.

„summarisch“ wiedergegebenen Inhalt nicht aus der ungenau citierten alten dänischen Ausgabe, sondern einer abgeleiteten Quelle geschöpft haben.[1])

Als dritte nordische Quelle zieht der zweite Artikel die Wilkina (Thidrek-) saga, auf die Müller und Schlegel bereits hingedeutet hatten, breit heran.

Wie diesen beiden Vorgängern stösst dann auch Görres die bei der historischen Deutung der Sagen von Dietrich sich ergebende chronologische Schwierigkeit auf. Aber während Schlegel nur mehr vermutungsweise eine Lösung zum besten gab und wohl fühlte[2]), dass hier noch viel zu thun übrig bleibe, verweist Görres auf einen ähnlichen Vorgang in der orientalischen Sagengeschichte und auf das freilich wichtige, aber wie wir wissen erst durch die deutsche Heldensage beeinflusste Zeugnis des Simon Keza in der ungarischen Chronik von Thworz (Deutsche Heldensage No. 63), um die Existenz eines anderen Dietrich, aus gleichem Geschlechte, aber älter als unser historischer Ostgotenkönig, zu erweisen. Dann schlägt er gar unbekümmert und flink diesen verwickelten Knoten durch mit den Worten: „Die spätern Dichter aber, die an diese genealogischen Spitzfindigkeiten sich nicht binden mogten, brauchten bald Einen für den Andern.“[3])

Ermüdend ist die folgende Inhaltsangabe aus der Wilkinasaga, nur unterbrochen durch einen Hinblick auf das Volksbuch vom gehörnten Siegfried, einen Vergleich

---

[1]) Vgl. W. Grimm, Kl. Schriften I. 178, Anm. 1. — Aus dem Manuskripte der für den „Einsiedler“ (Stück 11 ff.) bestimmten Übersetzungen dieser altdänischen Lieder von W. Grimm kann Görres kaum geschöpft haben, weil sie frühesten am 9. April 1808 an Arnim abgingen (Steig 251, s. a. 253), und Görres Artikel schon am 15. April im Druck erschien. Überdies wird auch erst in Stück 12 (11. Mai) in einer Anmerkung auf die demnächst (in Stück 23) erscheinende Grimmsche Übersetzung des einen Kriemhildenliedes von ihm Bezug genommen.

[2]) A. a. O. S. 113.

[3]) S. 74.

von Motiven der Wilkinasage mit der Genovevalegend
und eine vergleichend-mythologische Phantasterei über
zwölf Kämpen, die sich um Dietrich gesammelt.

Erst der dritte Artikel: „Die zwölf Säulen
Riesenwege", der ein Resultat bringen will, trä
wieder individuellere Merkmale: Die Zeugnisse d
Wilkinasaga für ihre Zusammenarbeitung aus deutsch
Liedern werden ausgezogen und dann heisst es weit
(S. 118): „Betrachten wir unter dieser Voraussetzung di
innere Construction der Sage, und sehen wir auf den ge
nauen und innigen Zusammenhang, in dem alle Theil
derselben ineinander greifen; wie sie keineswegs blo
durch einen zufälligen äusseren Faden verbunden sind
neben einander gestellt etwa durch die Willkühr de
Sammlers, sondern wie ein inneres Band sie in sich selbst
zu einem Organism verknüpft, in dem Jedes mit dem
Andern und dem Ganzen auf eine solche Weise verkettet
ist, dass immer das Erste sich auf das Letzte und hin-
wiederum zurück bezieht: dann steigt die Wahrscheinlich-
keit uns auf, dass die Sage keineswegs auf eine Reihe
nur lose untereinander verbundener Romanzen sich gründe,
sondern dass ein grosses colossales Gedicht ihr unterliege,
in dem die Nibelungen nur ein Gesang gewesen sind,
während Trümmer der Andern im Heldenbuche und sonst-
wo sich erhalten haben." Da haben wir wieder jenen
Zug, überall einen inneren geheimen Zusammenhang de
Einzelerscheinungen des poetischen Geistes unter sich un
in einem grossen Ganzen zu finden, der schon bei de
Studien über Volksbücher und -lieder begegnete, bei diese
epischen Volksgesängen weiter ausgreift und bei de
Litterarhistoriker Görres zu noch kolossaleren Dime
sionen auswachsen sollte! Die Thidreksaga schien Görr
solche Kombinationen nur wieder einmal zu bestätig

[1]) Schon von Jakob Grimm angedeutet: Neuer literarisch
Anzeiger 1807, No. 36, S. 568: „Von Übereinstimmung der alt
Sagen" = Kl. Schr. IV, S. 11, s. darüber Seuffert, Legende v.
Pfalzgräfin Genoveva 1877, S. 5 ff., wo Görres nachzutragen wä

und gab ihm den Boden, auf dem er eine Rekonstruktion jenes grossen vermuteten Gedichtes in zwölf Gesängen[1]) vornehmen konnte.

Die wissenschaftliche Unreife einer solchen Konstruktion[2]) — er hat sie übrigens 1820 im „Heldenbuch von Iran" (S. CCXLVI) einer besonnenen Anschauung geopfert — braucht kaum erörtert zu werden; ihre Grandiosität aber und der Eindruck eines ins Riesenmässige strebenden Geistes erhöht sich noch, wenn Görres an sie anknüpfend, im Geiste Herders mit Prophetenstimme die Zusammengehörigkeit von Ideengeschichte und Völkerverzweigung verkündet, wieder dämmerungsvoll und ahnend. Wie Görres „Mythengeschichte" 1810 die Einheit der religiösen Uranschauungen aller Völker nachzuweisen suchte, so steht hier der Satz: „Im Urbeginn war eine Poesie und eine Fabel." In persischen Sagen, aus denen später das persische Epos[3]) sich entwickelte, sieht er die Hauptmomente und Typen der occidentalischen Poesie gleichsam vorbildlich angelegt. „Das war die Mitgabe, die bey ihrem Zuge nach dem Westen die Völker aus dem Stammland mit-

[1]) Zwölf, wie denn schon vorher die Zwölfzahl ihm mystisch in die Heldensage hineinspielte (S. 77), s. o. S. 158.

[2]) Bartsch (Romantiker S. 19) und nach ihm Pfaff (Tröstseinsamkeit S. LII) haben darauf hingewiesen, dass Görres ein Vorläufer der Holtzmannschen sog. Verkürzungstheorie in der Nibelungenfrage sei. Es kann natürlich von einer Ähnlichkeit beider keine Rede sein, soweit die Textkritik in Betracht kommt. Dass aber Holtzmann mit seinen weiter ausholenden Ansichten über die Heldensage unter dem Zwange luftiger Konstruktionen stand, die den Görresischen ähnlich sind, ja durch diese vielleicht direkt beeinflusst war, möchte ich allerdings behaupten. Ich verweise auf Holtzmanns Ansichten über die Chronik des Hunibald (Untersuchungen über das Nibelungenlied S. 167), über die Sängerzünfte und germanischen Barden (ebd. S. 170), über „eine zusammenhängende vollständige Sagengeschichte", von der nur Bruchstücke sich erhalten haben (ebd. S. 188), über die asiatische Heimat dieses Heldenepos (ebd. S. 191 ff.) u. a. m. Alles dies findet sich auch bei Görres vor (vgl. unser Kapitel und unten III, 4).

[3]) Hier das erste Zeugnis von Görres Beschäftigung damit; vgl. die zusammenhängenden Bemerkungen unten.

genommen, wie sie sich schaarten je nach Stämmen und Geschlechtern und Zungen, da verarbeitete jedes die Masse auf eigne besondere Weise."

Und so mengt Görres nun mit dieser einen „tief im Osten" liegenden Quelle des nationalen Heldensanges mystische, naturphilosopische Gleichnisse, die autochthone „reine Naturpoesie" von Skalden und Barden, Historisches und individuelle Elemente eines Volkes zu einem unklärharen, gährenden Sud zusammen und lässt dann alles noch durch „Tausch und Wandel" hindurchgehen und sich modificieren. „Von Land zu Lande wurde die Sage hinübergerufen, die vorher innerhalb des Bans (sic) beschränkt geblieben; es begann ein Aneignen, ein Sammeln, ein Acclimatisiren, wie in den Kunstgärten nach und nach sich die Pflanzen aller Himmelsstriche sammelten, und von dort aus die Geographie der Vegetabilien sich immer mehr verwirrte." [1]) Bei einer solchen zum Princip erhobenen Unklarheit giebt es selbstverständlich keine fest umrissene Abgrenzung für die Heimat der Nibelungensage. Görres weiss zwar, dass die deutsche Heldensage nach dem Norden eingeführt ist[2]), wenn er auch den Zeitpunkt dafür mit dem zehnten und elften Jahrhundert zu spät ansetzt, aber er will die Wahrscheinlichkeit „auch des ganz entgegengesetzten Ganges" nicht ausgeschlossen wissen, weil es dem Norden unmöglich an eigentümlichen Dichtungen

---

[1]) Ähnlich, aber widerspruchsvoller sind Görres Ansichten über vergleichende Sagenforschung 1810 Heidelbg. Jahrb. S. 253 (Mythologie des Indous par Polier). Hier steht derselbe, bei Görres so oft und mannigfach wiederkehrende Vergleich der Vegetation mit den geistigen Erzeugnissen,wie oben: „Der allgemeine Verkehr, der wie er Pflanzen und Thiere aller Zonen ausgetauscht . . ., so auch über den geistigen Hervorbringungen gewaltet, hat auch an den mythischen und poetischen Formen sein Recht geübt."

[2]) Vgl. Müllenhoff, Zeitschr. f. d. Alt. X, 146 ff.; Mogk, Die älteste Wanderung der deutschen Heldensage nach dem Norden = Forschungen zur deutschen Philologie, Festgabe für Rudolf Hildebrand, Leipzig 1894, S. 1 ff.

gemangelt haben könne, wogegen schon die „grossartige schöne“ Mythe Einsprache erhebe. Die Schlussfolgerung kann denn nur die schon vorweggenommene sein, dass die Flora des Nordens und des Südens wechselseitig umgetauscht wurde. Aber Görres zieht doch den Mangel an urkundlichen Beweisen für die Existenz einer einheimischen nordischen Heldensage in Erwägung, sowie, dass nach allem, was wir wissen, der Norden nur die Heimat der Mythe, Deutschland die der Heldensage ist — ein in seinem zweiten Teile wenigstens heute unerschütterlich feststehendes Resultat[1]) — und kommt daher zu der vorsichtig sich ausdrückenden, antithetisch pointierten Maxime: „Behalte daher unbestritten der Norden seine Mythe, Teutschland sein Epos; jene ruht ebenso unbezweifelbar auf nordischer Natur, wie dies auf gothischteutscher Historie.“ Dabei möchte es auffallen, dass gerade der Mythenforscher Görres den mythologischen Einschlag in der deutschen Heldensage nicht herausgefühlt hat. So schwankt er vom Falschen zum Wahren tastend hin und her, bald alles durcheinanderwerfend, bald zu schroff scheidend. Ein vierter und letzter Artikel gilt den „Helden vom Rheine“, dem zuerst von Fischer 1780 herausgegebenen Walthariusliede. Auch dies Gedicht, das Joh. v. Müller nicht gekannt, während der Herausgeber von den Nibelungen nichts wusste, hatte A. W. Schlegel gewürdigt und durch das, wie er sagte, „nach den damaligen Begriffen von classischer Kunst mit Virgilischen[2]) Phrasen“ aufgestutzte Gewand richtig die Linien der Heldensage gesehen. Ebenso erfasst Görres damit — der Inhalt wird den Lesern des „Einsiedlers“ ausführlich wiedererzählt — „eine der Ramificationen des grossen gothischen Stammgedichtes“, und da er in der Wilkinasage nochmals darauf stösst, ist in ihm abermals eine Gliedmasse „jenes grossen verschütteten poetischen Organismus“

[1]) S. Mogk a. a. O. S. 1.

[2]) S. jetzt W. Meyer, Zs. für deutsches Altertum 43, 117 ff.

aufgefunden, „der, nachdem das Leben aus ihm gewich
nur in einzelnen Fragmenten sich erhalten hat.“ Die
frühe Datierung mit ihrem Apparat geht im Wesentlich
auf die Vorarbeiten Fischers u. a. zurück.

Noch einmal, freier und tiefer als bei Gelegenh
Dietrichs von Bern, schaut Görres das poetische V
fahren der Heldensage an, nachdem es ihm aufgefallen
dass hier für die Burgunden der „Nibelungen“ die Frank
eingetreten sind.

Dem Schlusse zustrebend, kann er sich nicht versage
lokalpatriotische Lichter aufzusetzen, den Rhein, das al
Worms zu feiern und dabei, wie später im „Rheinische
Merkur“, gegen die eigenwillige Zerstörung altehrwürdig
Denkmale deutscher Geschichte in einer gedächtni
schwachen Zeit zu eifern, „die rein vergessen, was wah
haft Merkwürdiges in ihrer Vergangenheit geworden
Jene elegisch-dumpfen Reflexionen über den „Nomadenzug
der Geschichte, über das Verrauschen und Verschwinde
alles Lebens, wie sie in den „Volksbüchern“ und frühe
verdüsternd aufgetreten, werden dadurch wieder wac
Aber nicht lediglich in der Vergangenheit wühlend, sonde
mit den grossen nationalen Begebenheiten seiner Ta
immer doch fest verkettet, schliesst er mit zweideutig
Anspielung auf die Napoleonische Herrschaft: . . . „es i
auch am Leben nicht zu schelten, wenn es zerstört, w
es gebaut; . . . wenn aber ein einzelner Privatwillen v
gestern und von heute zerstört, was der Jahrhunderte i
das muss man für frech und gottlos halten.“ [1])

Görres Aufsatz ist in seiner Unfruchtbarkeit als littera
historische Forschung kaum besser zu bezeichnen, als Goet
dies in den bekannten Worten an Knebel vom 23. Novemb
1808 thut[2]): über die „Herren Görres und Consorten
die „noch dichtere Nebel“ über die Nibelungen ziehen u
Land und Berg trüben, „um alle gute kritische Jagd

[1]) Vgl. die ähnliche Äusserung oben S. 135.

[2]) Briefwechsel mit Knebel I, 338.

verhindern.“ Auch als schriftstellerische Leistung ist er nicht eben glücklich zu nennen; und dass er in der Einsiedlerzeitung „viel besser nicht da“ wäre, wird man auch heute mit Brentano zugeben, dem er „als Dithyrambe zu knolligt und als gelehrte Untersuchung ganz ohne allen Werth“ war[1]), womit er im Grunde kurz und treffend charakterisiert ist. In diesem scharfen Urteil, das freilich schon, nachdem nur erst ein Viertel erschienen war, von Clemens in Kassel niedergeschrieben wurde, wird man auch eine Spiegelung Grimmscher Ansichten erblicken dürfen.[2])

Hatte doch Arnim in einer Note zu Görres erstem Aufsatze (a. a. O. S. 43) versprochen, in der Folge noch die Untersuchungen zweier Gelehrten mitzuteilen, „um in das Historische dieses nach unsrer Überzeugung wichtigsten und lange vernachlässigten Durchbruchs unserer Poesie nach allen Richtungen einzudringen, den Gegenstand möglichst zu erschöpfen, damit“ — echt Arnimisch! — „künftige Bearbeiter dieser Gedichte sich unbesorgt ihrer Erfindung überlassen dürfen.“

Der eine dieser Gelehrten war Wilhelm Grimm[3]). Sein Aufsatz „Über die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältniss zu der nordischen“ fand aber den „Einsiedler“ nicht mehr am Leben[4]), wurde in Daub und Creuzers „Studien“ untergebracht[5]) und steht wieder in enger Beziehung zu der Beurteilung des v. d. Hagenschen Nibelungenliedes in den Heidelbergischen Jahrbüchern 1809[6]). Durch die Prägnanz und originale, tief eindringende

[1]) Arnim u. Brentano S. 253.

[2]) Friedrich Schlegel schreibt ziemlich farblos an Arnim (8. Juni 1808): „Herrn Görres empfehlen Sie mich auch, wenn ich bitten darf, angelegentlichst. Ich las seine Beiträge sowie überhaupt die 8 ersten Nummern des Einsiedlers mit vieler Freude“ (Zeitschr. f. d. östr. Gymnasien 40, 100.)

[3]) Der andere sollte Tieck sein (Holtei I, 13, 15).

[4]) Briefe II, 140.

[5]) Bd. IV, 1808, S. 75—121; 216—288 = Kl. Schr. I, 92—170.

[6]) V, I, 179—189; 238—252 = Kl. Schr. I, 61 ff.

Gelehrsamkeit beider Abhandlungen wurde Görres v
schnelle, diffuse Betrachtung dieser Dinge zumeist entwert
obwohl auch Wilhelm Grimms Untersuchungen ja erst
Kinderschuhen einhergingen. Auch eine direkte „Oppositio
seine Ansicht der Nibelungen fand Görres darin[1]), „die", geg
schrieb er, „insofern sie gegen einiges zu scharf und einseit
Ausgesprochenes gerichtet ist, meinen ganzen Beifall h
andererseits aber mich doch auch wieder nicht ganz f
sich gewinnen kann."[2]) Und nun legt Görres in de
selben und den folgenden Briefen noch einmal im Meinung
tausch mit Wilhelm Grimm und auch mit Jakob seine A
sichten über die Entstehung der Heldensage vor[3]). Wie
das wenige, was aus seinem früheren Aufsatz vor allem hi
sichtlich des Verhältnisses der Deutschen zur nordisch
Dichtung, uns heute als richtig gelten kann, umstürzt
von den Grimms in die Enge getrieben, zurückwic
sich kreuz und quer widersprach und durch die pha
tastischen Schlüsse seiner jetzt fertigen Mythenforschu
unheilvoll beeinflusst wurde, das lässt sich kaum m
der Sonde der Kritik behandeln. Den Priesterschul
seiner mythologischen Symbolik gesellen sich jetzt Dichte
schulen, „und diese Dichterschulen standen in eben
genauem Verkehre miteinander, wie die der Priester. U
von Indien über Griechenland bis zum Norden und na
Iberien geht eine Tradition der Rhythmik und des äuss
lichen Versbaues, wie der innerlichen Heldenfabel" (II, 22
Eine asiatische Heimat der deutschen Heldensage — w
dehnbar Görres diese Ansicht auch formulieren moch
— konnte er den Brüdern nicht einreden, bei aller B
wunderung, die sie für Görres Mythengeschichte üb
hatten[4]); Jakob, der ihre Einwirkung auf seine A

[1]) Gemeint wohl z. B. Kl. Schr. I, 124 ff.

[2]) Briefe II, 130 ff.

[3]) Briefe II, 130 ff., 138, 140 ff., 192, 211, 215, 218, 221 f., 251
366 f. u. a.

[4]) Briefwechsel der Gebrüder Grimm mit nordischen Gelehrt
Hrsg. v. Ernst Schmidt, Berlin 1885, S. 25; neben anderem Näh
liegenden.

schauungen sonst wohl erfahren[1]), schreibt sehr schön[2]): „Fragt es sich nach der Ursprünglichkeit unserer Heldensage, so möchte ich freilich auch nicht sogleich den bestimmten Boden, den lieben Rhein und viel anderes fast historisch und geographisch bestätigtes aufgeben, gegen die ungewisse scythische Herkunft. Es ist mir, als sollte ich meine Religion aufgeben für eine ältere, die damit zusammenhängt." Freilich läuft in den Görresischen Fabeleien jener Briefe auch manche sinnfällige Charakteristik mit unter, wie etwa diese: Die nordische Poesie „schwingt das Schwert und schlägt Feuer aus dem in Eis crystallisirten Wasser, während etwa der Indier ganz am anderen Ende der poetischen Welt mit spitzen Fingern elektrische Sonnen und Strahlenbüschel aus ihm hervorlockt."[3]) Oder ich erinnere an das gesunde Wort[4]): „Bis eine Reihe Gesänge erst zu einer epischen Körperschaft wird, verlaufen Jahrhunderte."

Durchaus ein Analogon zur Heldensage war für Jakob Grimm bekanntlich die Tiersage. An dem Werden und Wachsen der Grimmschen Gedanken[5]) über diese Litteraturgattung hat auch Görres Anteil genommen. Nicht nur, dass er Jakob Grimm 1811 die mittelhochdeutsche Bearbeitung des Reinhart aus dem dreizehnten Jahrhundert in der pfälzischen Handschrift durch Glöckle verschaffte und Grimms Herausgeberplänen noch auf andere ihm mögliche Weise die Wege zu ebnen suchte: er hat sich auch selbst auf briefliche Erörterungen über das Tierepos eingelassen. Im Grunde besteht hier trotz manchen Übereinstimmungen zwischen Görres Ansicht und der Grimmschen ein gleicher

[1]) Scherer, Jakob Grimm, 1885, S. 124.

[2]) Briefe II, 138.

[3]) Briefe II, 366.

[4]) Briefe II, 211.

[5]) Ich empfinde es als einen Mangel, dass Voretzsch in seinem vortrefflichen Aufsatz über Jakob Grimms deutsche Thiersage und die moderne Forschung (Pr. Jahrb. 80, 417—484) nicht die genetische Entwicklung der Grimmschen Ansichten an der Hand der Korrespondenzen verfolgt hat.

Gegensatz, wie bei der Heldensage. Görres sucht den Urspru
der Tiersage ausserhalb der germanischen Völker, im Ost
„Eine Dichtung, die so viele Jahrhunderte alt geworden, m
nothwendig ursprünglich von dem alten Titanengeschlec
sein." „Die ersten (Tier-)Fabeln", so schreibt Görres weite
und man erkennt wieder die übermächtige Beeinflussu
seiner litterarhistorischen Anschauungen durch die Myth
forschung, „waren ohne Zweifel Priesterwerk, dramatisc
hieroglyphische, ganz auf den Grundsatz aufgebaut, da
ein Geist durch alles Leben gehe." Jakob Grimm h
nur flüchtig 1810 an asiatische Herkunft gedacht (II, 13
seine berühmte, erst nach Jahrzehnten abgeschlosse
Forschung über die Tiersage verkündet als obersten Grun
satz ihren altersgrauen deutschen Ursprung. Eben
wie in seiner oben citierten Äusserung über die Heim
der Heldensage waren es vor allem gefühlsmässige Gründ
die sich in Jakob Grimm dafür regten, und wie na
steht innerlich jener Briefstelle über die Heldensage se
Ausruf im „Reinhart Fuchs" 1834 (S. CCXCIV): „Mir i
als empfände ich germanischen Waldgeruch in dem Gru
und der Anlage dieser lange Jahrhunderte fortgetragen
Sagen!" Von dieser liebevollen Versenkung in das En
Trauliche, Häusliche besass Görres ungeheuer extensi
Phantasie wenig; immer mehr richtete er in den später
nachheidelberger Jahren den Blick auf den Strom der g
samten Weltlitteratur mit Hintansetzung des National
Und von da her empfängt eine Stelle in einem Brief d
Freundes Arnim an Dorow vom Jahre 1810, die wohl vorneh
lich an Görres Mythologie und seine indischen und persisch
Studien denkt, helles Licht: „Es ist", schreibt Arnim, „ein u
gemeines Unglück in unserer Zeit, dass fast alle Gelehrt
in alles hineinarbeiten und in kein Einzelnes vollständ
und erschöpfend, insbesondere, dass der historische Fle
jetzt, wo aus den Quellen nicht mehr ein Geheimnis g
macht wird, so sehr verschwunden und die wenigen, d

[1]) Br. II, 185 ff.

noch etwas der Art haben, quälen sich mit Kleinigkeiten aus der ältesten fremden Geschichte herum, und versäumen die Geschichte ihres eigenen Volkes, dessen Denkmale rings um ihnen vermodern.“ [1])

Glöckle verschaffte Görres aus Rom auch Abschriften deutscher Heldenepen: des „Rosengartens“ [2]), die, nachdem die Bibliotheca Vaticana aufgegeben worden war, in Wilhelm Grimms Hände gelangte [3]), und der Heidelberger Handschrift (No. 314) von „Dietrichs Flucht“ [4]), die Görres v. d. Hagen — in dem nicht zustande gekommenen zweiten Band von dessen „Deutschen Gedichten des Mittelalters“ [5]) — herauszugeben überlassen wollte. [6]) Da v. d. Hagen in Perthes „Vaterländischem Museum“ 1810 von dem neuentdeckten trefflichen „Alphart“ Nachrichten und Proben gab [7]), mochte Görres, der politischer Mitarbeiter war, Veranlassung nehmen, auch eine „kleine Notiz“ von „Dietrichs Flucht“ einzuschicken. „Hätte ich“, sagt er, „ihr einen noch einmal so grossen Umfang geben wollen, so hätte ich füglich alles Merkwürdige gefasst.“ Sie sollte ins 6. Heft des Jahrganges 1810 kommen (Br. II, 125), ist aber hier nicht, und da das „Museum“ mit dem Januar 1811 einging und der versprochene Ergänzungsband nicht erschien, dort überhaupt nicht veröffentlicht, sondern verarbeitet worden in Görres Besprechung der „Beiden ältesten deutschen Gedichte aus dem achten Jahrhundert: das Lied von Hildebrand und Hadubrand und das Weissen-

[1]) Reminiszenzen, hrsg. v. Dorow, Leipzig 1842, S. 112.

[2]) II, 872 u. a.

[3]) Briefe II, 506, 510.

[4]) Deutsches Heldenbuch, 2. Teil, hrsg. v. Ernst Martin, Berlin 1866, S. XXXIV.

[5]) S. Ankündigung in Hermode u. Iduna 1812, Anzeiger No. 10. „Dietrichs Flucht“ war demnach nicht für v. d. Hagens erstes „Heldenbuch“ bestimmt, wie Görres in dem Brief II, 128 annimmt, oder etwa für das „Altdeutsche Museum“ (Anhang No. 2).

[6]) Briefe II, 106, 110. Erschien dann erst 1825.

[7]) 1810, 2. Heft, S. 216 ff.

brunner Gebet u. s. w. herausgegeben durch die Brüd
Grimm" 1812 (Heidelb. Jahrb. 1813, S. 337—355). An
gefiel Wilhelm ganz mit Recht „das eigene Anerkenn
einer jeden Zeit in ihrer eigenthümlichen Weise u
dem damit zusammenhängenden eigenthümlichen Werth."
Die feierlichen Töne, die für jene „beiden Greise" d
deutschen Dichtung aufgeboten werden und die Schau
der in die Gegenwart hineinragenden kolossalen Ve
gangenheit auskosten, zeigen wieder den ganzen Görr
Aber seltsam ist der Versuch, dass er sich mit d
Brüdern auf das Gebiet sprachlicher Erörterung
begiebt, er, der Jakobs „scharfen Blick in den Mech
nismus der Sprache" bewunderte, weil er ihn nic
hatte, „da ich", wie er 1812 gesteht, „Sprachen imm
ungebührlich als Werkzeuge angesehen habe, oh
zu bedenken, dass das Werkzeug selbst wieder ei
Wissenschaft ist und hat!"[2]) Dass Görres die ganze B
deutung des historischen Sprachstudiums zu erfassen i
Stande war, zeigt seine freudige und verständige Begrüssun
der Grimmschen Grammatik.[3]) Beachtenswert ist auch
dieser Recension, dass er seine heimische Mundart einig
mal zur Erklärung des Althochdeutschen heranzuzieh
sucht.[4]) Sonst aber verdienen diese Aufstellungen so wen
ein näheres Eingehen, wie der übrige wissenschaftlic

[1]) Briefe II, 388. Vor allem auszuzeichnen ist darin die Ch
rakteristik des epischen Stils der altgermanischen Heldendichtun
dazu vgl. Br. II, 221: „Sie (die Edda und das Hildebrandslie
haben mir in ihrer tragisch grossen Haltung und dem festen A
tritt ungemein gefallen. In kurzen Stössen, wie Blutwellen a
einem vollen, starkbewegten, tiefgerührten Herzen, steigt die Re
in den abgesetzten Versen aus der Brust; wie im kleinen kurz
Trotte eines edeln Rosses, das die Trompete zum Streit aufreg
Man denkt an Lessings Charakteristik der Gleimschen Grenadi
lieder und ihre Vergleichung mit den alten Bardengesängen; an
dort ja das Bild von „dem Absetzen der kriegerischen Trommet

[2]) Briefe II, 329.

[3]) Briefe II, 579 f.

[4]) Heidelb. Jahrb. a. a. O., S. 339 f.

Inhalt der Besprechung, der, in der Hauptsache wieder eine verbreiternde, geistreich umherschauende und tief charakterisierende Paraphrase der Grimmschen Resultate, wo er auf eigene Füsse sich stellen möchte, zusammenbricht. Zwei Förderungen aber sind doch herauszuheben: Einmal die Ergänzung, die die Grimmschen Untersuchungen über den Zusammenhang des Hildebrandsliedes mit dem ganzen ostgotischen Sagenkreise eben durch Hinzufügung des Inhalts von „Dietrichs Flucht" erhalten, den Görres lebendig, die Verse und Reime des Originals hie und da durchschimmern lassend, entfaltet; zweitens die Aufweisung des wichtigen Zeugnisses für die deutsche Heldensage aus dem Chronicon Urspergense[1]), worauf A. W. Schlegel in der Recension der „Altdeutschen Wälder" gelegentlich anerkennend für Görres den Ton legt.[2])

Wenn der Schluss der Anzeige noch einmal das Ganze „um die treue Gründlichkeit, um die schöne Liebe zur Sache, um die durchgängige innere Tüchtigkeit, um die wohlbewahrte darin herrschende Geistigkeit" lobt, wie denn die ganze Besprechung als aus warmem und bewunderndem Herzen geflossen sich darstellt, so durfte der Wunsch der Brüder, Görres „öffentliche Stimme" über eine Abhandlung zu vernehmen, „der es ganz sonderlich an Bekanntmachung fehlt, da sie aus Versehen auch nicht in den Messkatalog gesetzt worden ist"[3]), mehr als erfüllt sein. Görres reine und energische, von jeder kleinlichen Nörgelei weit entfernte, stets unbedingte Parteinahme für die „Besseren", die allein den Schlüssel haben zu der „Schatzkammer von guten und kostbaren Werken", die „nach und nach in den Bergen sich anhäuft" (Br. II, 254), „und wo sie sich ergötzen gehen können", musste ihnen hochwillkommen werden. So hatte Jakob ihm die Recension seines Buches über den altdeutschen Meistergesang aufgetragen, so hätten sie die

[1]) Deutsche Heldensage No. 23.

[2]) Heidelbg. Jahrbücher 1815: S. W. hrsg. v. Böcking 12, 408.

[3]) Briefe II, 359. Vgl. auch die Propaganda für ihre Arbeiten im „Merkur" 1814. No. 154 (26. November).

Märchen und die Altdänischen Heldenlieder Wilhelms gern von ihm angezeigt gesehen. Nur mit schönen brieflichen Ergüssen über beide vermochte sie aber der Freund zu beschenken.[1])

[1]) Vgl. Br. II, 253, 360, 371 f., 376 f., 378. In der mit Arnim und Brentano gemeinsam verfassten Ankündigung der altdänischen Lieder (Heidelberger Jahrbücher 1810, 3. Intelligenzblatt; Kl. Schr. v. W. Grimm I, 172; vgl. R. Steig, Zs. f. deutsche Philologie 29, 195) hat Wilhelm Grimm laut eigenem Zeugnis Görres Stil nachahmen wollen. Die Worte lauten dort (das gesperrt Gedruckte ist W. Grimms Einschub in Arnims Text, der hier ebenfalls Görres nachzuahmen scheint): „Noch jetzt ist im tiefen Norden zwischen Felsen und Meeren die Kinderstube unserer Poesie aufgebaut, wo die Riesenamme noch an der leeren Wiege sitzt und die alten Lieder singt, denn sie ist vor Alter blind geworden, und isländisches Moos bedeckt ihre Augen; ihr Mann, der alte Bergriese, ist längst neben ihr eingeschlummert, Schnee bedeckt sein Haupt, und nur zuweilen, wenn er von den Kämpfen mit den Recken träumt, haucht er Feuer aus; das Kind aber war mit offenen Augen geboren und ist ihr davon gelaufen, ehe es noch ihre Künste abgelernt hat“ (Kl. Schr. v. W. Grimm I, 174). Es kann sich natürlich hier nicht um wörtliche Übereinstimmungen handeln; Wilhelm Grimm hat nur den Vorstellungskreis und die Stimmung treffen wollen, die sich einfinden, wenn Görres auf uralteste Poesie zu sprechen kommt. Am nächsten steht der Grimmschen Parodie eine Stelle aus der Einleitung zu Görres Schrift „Glauben und Wissen“ 1805 (vgl. meinen Neudruck „Charakteristiken und Kritiken von Joseph Görres aus den Jahren 1804 und 1805“, dritte Vereinsschrift der Görresgesellschaft für 1900, Seite 64), aber auch andere ähnliche Stellen lassen sich wohl aufweisen. Hier noch eine (Heidelberger Jahrbücher 1810, I. Abteilung, I, 242): „Darum der volle, feyerliche, seltsam befremdende, tief dunkle Ton, in dem diese Stimmen fernster Vergangenheit zu uns herüber dringen; es ist wie ein einfachster donnernder Choral, der durch darauf gewälzte Berge zur Menschensprache gedämpft, sich zu unserm Ohre drängt, oder wie ein lallendes Riesenkind, das einfältige und doch wunderbar verständige Rede gibt.“ Oder man vergleiche die Vorrede zur „Mythengeschichte“, Seite 4: „Hoch und höher müsst ihr am Fluss der Zeiten steigen, bis ihr zuletzt am Berge die ehrwürdige, silbergraue Gestalt gefunden, die an der Quelle von jedes Volks Geschichte sinnend ruht“ u. s. w.

Und auch nur durch Überlassung von zwei Bruchstücken einer Nibelungenhandschrift[1]), die er gefunden hatte — „Görres ist im Finden glücklich", schreibt einmal Meusebach[2]) — unterstützte er dann die „Altdeutschen Wälder", diese erste, streng wissenschaftlich-germanistische Zeitschrift, bei deren Ankündigung die Brüder der Hoffnung auf seine Teilnahme gedenken wollten.[3])

Ungefähr dasselbe, was Görres mit den Grimms brieflich verhandelt hatte, giebt er über die Heldensage in gedrängter Form samt allerlei andern sagen- und religionsgeschichtlichen Lichtern zum Besten in der Recension des „Taschenbuchs für Freunde altteutscher Zeit und Kunst 1816" im Rheinischen Merkur 1816 (4. u. 6. Januar).[4]) Hier, wie überall sonst, wo er über Heldensage und Sagengeschichte spricht, haftet seinen Ausführungen der Charakter einer gewissen Zurückgebliebenheit an, weil er immer noch von deutschen Barden, den Bardengesängen, die Karl der Grosse hatte sammeln lassen u. a. spricht.[5]) Und doch musste er, wenn er anderes nicht kannte,

---

[1]) Lachmanns e und f, zu einer Handschrift L gehörig; Br. II, 498, 505. Die S. 510 erwähnten weiteren Fragmente sind wohl in die Hände des Freiherrn v. Lassberg übergegangen (Sepp, Görres 1896, S. 110).

[2]) Er betraute ihn auch mit der Suche nach Fischart-Drucken und -Handschriften in Strassburg (vgl. Meusebachs Briefwechsel m. d. Brüdern Grimm, S. XI). Ich will hier auch auf die von Görres in der Bibliothek zu Trier aufgefundene Glossenhandschrift (Summarium Heinrici) hinweisen, die er gelegentlich der Grimmschen Grammatik, Briefe II, 580, beschreibt. Sie ist danach in der 2. Auflage des ersten Bandes von J. Grimm erstmalig benutzt worden. Vgl. Steinmeyer und Sievers, Die althochdeutschen Glossen IV, 622.

[3]) Br. II, 361.

[4]) Politische Schriften III, 356—66; bes. 358 ff.

[5]) Vgl. bes. Heidelbg. Jahrb. 1813, S. 767 f. (Recension des „altdeutschen Meistergesangs"). Das Ludwigslied ist ihm dort „ohne Zweifel das Werk eines solchen Barden, und die Heldenbücher sind von ihnen gesammelt worden und selbst die Nibelungen, in der Art etwa wie die Ilias vor Pisistratus, sind ohne Zweifel unter

wissen, dass schon A. W. Schlegel im „Athenäum“ energisch gegen diese heillose Verwirrung des germanischen Altertums mit dem keltischen protestiert hatte, a von einem deutschen Edelmann auf die Wiederentdeckur der von Karl gesammelten „Bardengesänge“ ein Preis au gesetzt worden war; wobei Schlegel ganz richtig a zweifelt, dass darunter alte heidnische deutsche Lied zu verstehen seien.

Die Herrlichkeit der altgermanischen Sage aber h mit Bildern und Idealgestalten den Stil von Görres den patriotischen Aufsätzen des „Merkur“ und in ande politischen Schriften tingieren. Ihm zuerst, wie da manchen andern im 19. Jahrhundert werden die Figur der nordischen und deutschen Heldensage überlebe grosse Typen. Schon die „teutschen Volksbücher“ sagte „So war Siegfried gross in seiner Zeit, die Fabel ha ihn in ihren Gigantenkreis aufgenommen, Alarich n seinen Zwergen war ihm befreundet, und so wohnt die Riesen und die Zwerge friedlich beieinander. der Folge aber vermischten im Muthwillen Beide si miteinander, und es entstand ein Mittelschlag, der Erde baute, und die Riesen wichen und die Zwer mussten wandern, nachdem sie vorher jeder einen Silb groschen in den Opferstock geworfen, und das ist bis a den Tag noch das Kapital, mit dem wir Wucher treiben.“

Görres, dessen Äusseres Crabb Robison dem Ca bans vergleicht[3]), zog eine gewisse Wahlverwandtsch zu den Gestalten voll urwüchsiger, wilder Leidenscha

ihnen umgegangen.“ Selbst die Minnepoesie bringt Görres d mit den Barden in Verbindung; Otto I. oder II., oder Konrad Salier hätte die Barden zu seinem Hofe geladen. An diesem de würdigen Tage habe die heidnische Kunst die Sanktion der Kir erhalten, und daher sei später die Sage von der Stiftung Meistergesangs entstanden! Vgl. oben S. 138.

[1]) II, 306—309: Böcking XII, 39 ff.

[2]) S. 99.

[3]) Diary etc. III, 46.

Er schreibt einmal an die Grimms: „Auch nach allen den anderen Sagen, die Sie mir nennen, trage ich Verlangen, weil all das nordische Wesen mit seiner raschen Wärme aus dem Gefunkel vom Schlage des geschliffenen Stahls einen eigenen spezifischen Reiz für mich hat, wie Eisenwasser für meinen Gaumen.“ [1]) In seiner Schrift „Die rothe Mütze und die Kapuze“, 1838, die den „Athanasius“ mit Görres eigenen Stilmitteln bekämpfen möchte, notiert [2]) Gutzkow auch die Thatsache, dass die nordische Mythologie und die Heldensage allmählich aufgehört haben, der Görresischen Phantasie Bilder und Allegorien zu liefern.

4. Gralsage. Sagengeschichte. Pläne und Ausklänge.

In der erwähnten Recension des „Taschenbuchs für Freunde altteutscher Zeit und Kunst“, die sich in No. 354 und 355 des „Rheinischen Merkur“ 1816 [3]) findet, spricht Görres über die heidnisch-germanische Religion, gegen die das Christentum gewütet habe, und fährt dann fort: „Nur Heldensagen, theils alte, theils neu in der Völkerwanderung schon christlich umgedichtete retteten sich in die Nibelungen und das Heldenbuch, und die Kirche selbst bildete sich, im Westen auf alte gälische Sagen aufgesetzt, einen neuen Kreis in den Dichtungen des Grals, den sie jenen Heidnischen entgegensetzte.“ Diese lose hingeworfene Bemerkung mag vorerst hier die Brücke hergeben, auf der wir von Görres Beschäftigung mit der Heldensage zu seinen Studien über den „Dichtungskreis des heiligen Grales“ gelangen. Sie sind niedergelegt in der umfänglichen Einleitung zur Ausgabe [4]) des „Lohengrin“.

[1]) Br. II, 211.
[2]) S. 4.
[3]) Vgl. oben S. 171.
[4]) Lohengrin, ein altteutsches Gedicht, nach der Abschrift des Vaticanischen Manuscriptes von Ferdinand Gloekle. Herausgegeben von J. Görres. Heidelberg, bey Mohr und Zimmer. 1813.

Über die textkritischen Qualitäten dieser Arbeit brauchen nicht viel Worte verloren zu werden, wenn ihr auch das Verdienst bleiben wird, für die Aufnahme der Sage in den Bereich der Bildung vielfach gedient zu haben. Die 1858 von Heinrich Rückert in seiner trefflichen Ausgabe dargelegte Unbrauchbarkeit des Textes, den Glöckles in der Vaticana genommene Abschrift — vorher hatte schon Tieck sich aus den beiden vaticanischen Handschriften Excerpte gemacht[1]) — bot, ist von Görres selbst nach Rückkehr der pfälzischen Manuskripte in vollem Umfange erkannt worden. „Glöckle", schreibt er[2]) 1817 an W. Grimm, „ist von Geburt ein Schwein, und von Erziehung ein Bruder Lüderlich und Sauffaus, weswegen man sich nicht wundern darf, wenn er voll des süssen Weines ein u für ein x gelesen." Und bald darauf[3]) an Jakob, der damals gerade in Heidelberg die zurückerworbene Palatina sich nutzbar machte: „Der Kerl hat ohne Zweifel immer halb besoffen geschrieben. Sie werden gesehen haben, wie er den Lohengrin zugerichtet; ich habe glücklicherweise noch Einiges von seinem Manuscripte, das den Setzer freispricht. Ich weiss nicht, was ich mit dem Buche anfangen soll, da die Menge der Berichtigungen über die Mensur hinausgehen würde." Aber auch Görres selbst ist da, wo er die Handschriftenfragmente[4]), die damals in Coblenz sich gefunden hatten, wiedergiebt, nach Rückerts Zeugnis, und wie denn nicht anders zu erwarten, ganz ungenau und willkürlich zu Werke gegangen[5]). Die Vorrede spricht von einer „sorgfältigen Vergleichung" der beiden vatikanischen Hand-

„Den Brüdern Grimm in Cassel zugeeignet." Ich habe das mit handschriftlichen Einträgen und Randbemerkungen der Brüder versehene Dedikationsexemplar aus der Berliner Universitätsbibliothek benutzt.

[1]) Br. II, 202.
[2]) Br. II, 510.
[3]) Br. II, 524.
[4]) Lohengrin S. XCV—CVI.
[5]) Rückert a. a. O. S. 207.

schriften. Wie es damit bestellt gewesen ist, hat schon Jakob Grimm in seiner Recension durchschaut (Heidelbg. Jahrb. 1813, No. 54 = Kl. Schr. VI, 134 ff.), der dort auch bedauerte, dass die leicht zugänglichen Strophen des Wartburgkrieges nicht zu Rate gezogen seien.

In die Werkstatt dieser Görresischen Arbeit kann man durch die Korrespondenz[1]) mit den Brüdern Grimm hinein schauen. Man ersieht da, dass die Gedanken der Vorrede stückweis und sorglos zusammengeholt wurden. Sie wurde denn nach eigenem Geständnis auch so gut, wie er sie „fern von allen Bibliotheken und Hülfsmitteln schreiben konnte". Sie macht als schriftstellerische Leistung einen etwas mühsamen kompilatorischen Eindruck und lässt nur stellenweise den lebendigen, raschen Pulsschlag fühlen, den man an Görres wahrzunehmen gewohnt ist.

Es sei, was Görres Erörterungen über den eigentlichen Lohengrin betrifft, nach Möglichkeit von Seitenblicken auf moderne philologische Kontroversen und Resultate abgesehen und nur erwähnt, dass richtig[2]) chronikalische Grundlage für die späteren Partien des Gedichtes erkannt wird, und die Vermutung, Frauenlob sei der Verfasser, von andern aufgenommen und zu begründen gesucht worden ist[3]). Bei der ästhetischen Erschliessung und Beurteilung der altdeutschen Dichtung spricht Görres eigentlich nicht pro domo, brieflich sowenig als in den Begleitworten vor dem Texte. Der Charakter des Ganzen ist gut getroffen, wenn es heisst: „Ein eigenthümlich wieriger und schwieriger Geist giebt sich . . . in allem kund, der, nachdem er alles wohl überlegt, noch einmal zu Rathe geht, dann die Sache über Nacht ungern zum letztenmale bedenkt, und am Morgen in der Messe noch fromm des Himmels gute Leitung sich erbittet. War

[1]) Br. II, 106, 110 ff., 128, 132, 136, 187 ff., 202, 229, 247, 265 f., 349, 368, 380, 386, 395 u. a. Es bringt wenig Gewinn, diese Zeugnisse auseinander zu breiten.

[2]) Rückert a. a. O. S. 251.

[3]) A. a. O. 260 ff.

erst einmal von dieser umsichtlichen Bedächtlichkeit des Charakters die alte Stählung weggeschliffen, und hatte die Reibung durch frische Gymnastik aufgehört, dann war nur eine Spanne bis zu jener bleiernen Pedanterie, die Teutschland abgelähmt und verdorben hat." Und weiter schildert Görres das überreichliche realistische Beiwerk der Dichtung (S. LXXXIII): „Kein Empfang wird uns erlassen und keine Zwiesprache, Messen werden ohne Zahl gelesen, wir müssen das Kapitel in Kölln zur Wahl des kaiserlichen Prinzen bereden, dagegen werden auch die Pfennige uns vorgetragen wie sie vom Hammer fliegen; die Bräute müssen wir ins Hochzeitbett zu seinen Heimlichkeiten hin begleiten, und am Morgen das Breudel(Braut)huhn mit verzehren." [1]) Obwohl das Gedicht nur denen vom driten Range beigerechnet werden könne, sei die Form doch besser, als sie bei vielen andern Dichtungen „dieser Zeit" — Jakob Grimm durfte mit Recht zu dieser hier völlig in der Luft schwebenden Bestimmung die Randbemerkung „welcher?" eintragen — gefunden wird. Das treue Anschliessen an vaterländische Sitte und Gesinnungsart, wenn sie gleich dem poetischen Verdienst bisweilen Eintrag thut, ist es gewesen, was seine „Wahl für die Herausgabe zuerst auf dies Gedicht gelenkt". Auch diesen Worten hat Jakob Grimm in seinem Exemplar ein Fragezeichen beigesetzt. Denn einmal waren es rein äusserliche Anlässe, die Görres gerade auf den Lohengrin geführt hatten, zum andern aber bot dies Epigonenwerk aus Wolframs Schule eine Handhabe zum weiteren Ausbau seiner Sagenkombinationen. Den Zusammenhang des nun in Görres Gesichtskreis ge-

[1]) Vgl. auch die Beobachtung Immermanns in seinem Tagebuch vom 11. Januar 1832 (bei Jahn, Immermanns Merlin, Palaestra III, 1899, S. 112), als er Tristan und Lohengrin über Kreuz gelesen: „Lohengrin fällt mir auf wegen des vielen Essens, Messelesens und der Rolle, die Bürger und Städte schon spielen. Es kann den Brabantischen Boden, worauf es wuchs, nicht verläugnen, es hat gegen den Tristan etwas Steifes, Schweres, Historisches, was nicht anspricht."

tretenen Stoffes mit den parallelen Studien über die Heldensage bezeichnete schon die am Eingang dieses Kapitels angeführte Stelle.

Auch in Görres Ideen über die Gralsage prägt sich seine Person und sein Zeitalter aus. Von den drei Gedichten, dem Parcival, dem (jüngeren) Titurel und dem Lohengrin, die eine „poetische Familie" bilden, gilt ihm der Titurel für die „Mitte, Siegel, Kleinod und Edelstein".

Eine Zeit wird besser charakterisiert durch die Bücher, die sie liest und schätzt, als durch die, die sie schreibt. Das gilt vor allem für die Romantik. Selbst A. W. Schlegel, der doch zuerst erkannte, dass der jüngere Titurel nicht Wolfram zum Verfasser habe, fand für das Gedicht, das für ihn, wie später für Karl Rosenkranz, ein Inbegriff aller Wissenschaft und Kunst des Mittelalters war, nur eine Parallele [1]) in Dante. Görres erwog 1817 den Gedanken, dies am schwersten zu bewältigende und auch heut erst teilweise bezwungene mittelhochdeutsche Gedicht herauszugeben. Je mehr seine eigenen Anschauungen dem im späteren Mittelalter so ungemein beliebten Werke voll Mystik, starrer Theologie und Orthodoxie und diffuser Gelehrsamkeit entgegenkamen, um so höher stieg es ihm. In der „Christlichen Mystik" (I, 262 ff.) nennt er es die Krone der ganzen mittelhochdeutschen Dichtung. Heute steht es uns vielleicht zu tief im Werte. Unumstösslich sicher ist aber die Thatsache, dass das Gedicht keine echte und ungetrübte Quelle für die Gralsage darstellt. Görres schöpft, leichtgläubig wie stets, mit Vorliebe daraus, und so wankt von vornherein der Grund vieler kühnen Folgerungen.

So verstiegen und widerspruchsvoll wie haltlos und erzwungen sind die vornehmlich aus dem Titurel hergeleiteten Fabeleien über die Wanderung des Stoffes der

[1]) Heidelbg. Jahrbücher 1811, S. 1109; Böcking XII, 290, 319; Rosenkranz, Über den Titurel und Dantes Komödie etc., Halle u. Leipzig 1829, vgl. bes. S. 55.

Gralepen. Er soll zurück gehen auf eine arabische Vorlage: noch weisen einige Namen auf eine solche hin. Und bei dieser Gelegenheit bescheert uns Görres die geistreich-falsche [1]) Deutung des Namens Parcifal aus „Parsi oder Parseh Fal, d. i. der reine oder arme Dumme", die bekanntlich in Richard Wagners „reinem Thoren" Parsifal ihren Niederschlag gefunden hat. Arragonien und Catalonien ist die Heimat der arabischen Fabel, die aber ihrerseits schon eine Compilation war. Die Geschichte vom Gral, das Lebensprincip des Ganzen, ist im innersten Geiste des Christentums empfangen und nur zu jenem arabischen Werk in den toleranten Zeiten vor den Kreuzzügen verarbeitet worden.

Noch ein Gelehrter vom Range Moritz Haupts hat es — nach Jakob Grimms voraufgegangenen Rektifikationen und Abschwächungen — wenigstens der Mühe wert erachtet, sich mit diesen und andern Hypothesen der Görresischen Lohengrineinleitung in seinen Parcivalvorlesungen abzufinden oder sie zu widerlegen.[2])

Man verliert aber immer mehr den festen Boden unter den Füssen, wenn nun Görres, der Mythenhistoriker, den Gral als beruhend auf uralten Ideen des indischen, äthiopischen, ägyptischen, griechischen Heidentums und seiner Priester erweisen will; doch wird man sich der Überzeugung nicht verschliessen können, dass durch diese Auffädelungen der richtigen, von Jakob Grimm zuerst ausgesprochenen Anschauung Bahn gebrochen wurde: es sei die Vorstellung des Grals auf volkstümlicher Grundlage erwachsen, sie stelle ein bei allen Völkern wiederkehrendes „Wunschding" dar.

---

[1]) Darüber, dass Görres Namendeutungen aus dem Arabischen unhaltbar seien, vgl. Borchling, Der jüngere Titurel und sein Verhältnis zu Wolfram von Eschenbach, Göttingen 1897, S. 8, nach einer Mitteilung Wellhausens.

[2]) Vgl. Belger, M. Haupt als akademischer Lehrer, Berlin 1879, S. 289 u. a.

Nach dem Orient, also „von wannen ja alle Religion dem Occident gekommen", scheint Görres die Gralsage jedenfalls hinzudeuten; ihren Durchgang nach dem Abendland aber hat sie genommen durch Byzanz. Denn den Grundriss der Hagia Sophia findet er in der Beschreibung des Graltempels im Titurel wieder.

Wolfgang Menzel wollte ja bemerkt haben, dass Görres ganze geistige Veranlagung am ehesten zur Baukunst sich neige[1]); er nannte ihn einen innerlichen Baumeister. In der That durchzieht die Beschäftigung mit christlicher Architektur das Leben des Romantikers Görres.

Schon 1808, im ersten Bande der Heidelbergischen Jahrbücher bei Gelegenheit der anonymen Besprechung[2]) von Friedrich Schlegels Poetischem Taschenbuch für das Jahr 1806, lässt Görres einen frühen Weckruf ertönen. Er fordert Schlegel im Hinblick auf seine in dem Taschenbuch enthaltenen Briefe über die gotische Baukunst auf, „darüber ein Werk zu liefern, das für die Kenntniss des Mittelalters und dadurch für die Bildung unserer Zeit das Gleiche und mehr werden könnte, als Winkelmanns Werk über die Antike für die frühere war". . . . . „Wenn es lange Zeit gut war, dass Deutschland sich in ruhiger Bewusstlosigkeit entwickelte, so machen die Andränge von aussen, die jetzt geschehen, es nöthig, dass es in seinem eigenen Selbst sich zum Beschluss seiner Bestimmung unter den Völkern sammle. Wie kann sie ihm höher entsprechen, als durch die Riesenwerke der Väter", heisst es da. . . . In diesem Sinne nimmt Görres das Thema im „Rheinischen Merkur" wieder auf. Der sprachkräftige Artikel in No. 151 des Jahres 1814, „Der Dom zu Köln", giebt die erste Anregung zur Vollendung jenes heiligen Vermächtnisses.

Dann erscheint 1823 des intimen Freundes Sulpiz Boisserée treffliche „Geschichte und Beschreibung des Doms zu Köln." Sie fand Görres auf dem Platze. In

[1]) Vgl. oben S. 117.
[2]) S. oben S. 79.

umfänglichen Artikeln — wieder der Heidelberger Jahrbücher[1]), 1824 und 1825, aber wie fremdartig nimmt sich der geistig junggebliebene Romantiker Görres in dem gealterten Blatte aus — jauchzt er der neuen Erscheinung zu. Was er seit Jahren an Ideen über Baukunst gesammelt hat, wird in dieser geistreichen und monumentalen, nur zu stark von unbeweisbaren Spekulationen durchsetzten Anzeige abgeladen. Dem Dom von Köln wird in ausführlicher historischer Betrachtung das Münster zu Strassburg an die Seite gestellt, um „so dem Einen durch das Andere Ton und Haltung durch wechselseitige Beleuchtung zu geben". . . „Also dem allgemeinen Zwecke dienend, den der Entwerfer sich vorgesetzt", sollte die Abhandlung über das Strassburger Münster zu gleicher Zeit „ihm selber ein Denkmal und eine Erinnerung werden seines Aufenthaltes in dieser Stadt, die in seinem Exile ihn freundlich und liebreich aufgenommen, und die ihm hinwiederum werth geworden." 1842 endlich fasste der alternde Görres diese Anzeige, leicht verändert[2]) und gekürzt mit dem obengenannten Artikel aus dem „Rheinischen Merkur" als Einleitung und mit mächtig spornenden, mahnenden und ratenden Worten an die jüngere Generation in einer eigenen Schrift: „Der Dom von Köln und das

---

[1]) S. oben S. 80.

[2]) Die eben citierten Worte aus der Boisserée-Anzeige lauten hier — man ersieht daraus die Form des Zuschnitts: „Die aber, welche an Ort und Stelle bei der Grundsteinlegung gegenwärtig, den niederrheinischen Bau vor Augen haben, werden durch dies Bild des oberrheinischen, das ich in der Luftspiegelung vor ihnen aufsteigen lasse, nur um so besser sich in den Stand gesetzt sehen, ein solches vergleichendes Urtheil zu fällen. Ich selber habe geglaubt, dadurch wenigstens einigermassen eine Pflicht der Pietät und Dankbarkeit gegen eine Stadt zu erfüllen, die damals in der Zeit meines Exils, in ihren Mauern mich freundlich aufgenommen, und die hinwiederum mir werth geworden, und wollte zugleich mir selber einen Denkstein der Erinnerung setzen" (a. a. O. S. 19). Eine von der Censur gestrichene Stelle aus der Besprechung von Boisserées Werk s. Sulpiz Boisserée I, 466.

Münster von Strassburg" zusammen, deren Ertrag der Förderung des Dombauwerkes bestimmt war.

Gerade bei Sulpiz Boisserée, dem besten Kenner, fand aber nun das, was Görres über die Architektur des Graltempels vorbrachte, schon im Jahre 1813 lebhaften privaten Widerspruch, wie Jakob Grimm und Creuzer erzählen.[1]) Boisserée zweifelte — und das ist der Kern dessen, was sich auch heute gegen Görres hier einwenden lässt — dass „der Dichter überhaupt so sehr an die Wirklichkeit sich gehalten habe, dass man seine Phantasmata in Form und Grundriss bringen kann". . . „Auf einen berichtigten und sicheren Text komme es dann aber vor allem an." Dass später Boisserée und nach ihm Zarncke wirklich gerade um diese im Vordergrunde des Interesses stehenden Partien des Titurel sich textkritisch und interpretierend bemüht haben, darauf sei wenigstens hingewiesen.[2])

Görres also glaubt im weiteren Fortschritt seiner Einleitung durch die vermeintliche Übereinstimmung der byzantinischen Architektur mit dem Graltempel das alte Byzanz im weiten Orient ausgesondert zu haben, als eine Stelle, an die er die Fäden der Graldichtung anknüpfen kann. In prächtigen Worten wird das Spätgriechentum gewürdigt — man erinnere sich seines frühen Aurora-aufsatzes[3]) aus dem Jahre 1805 —, wird Konstantinopel als die Vermittlerin zwischen dem Geistesleben zweier Weltteile dargestellt. „Die erste Aussaat für die Erzielung der neuen Flora der romantischen Zeit ist dort gemacht", behauptet, den Blick auf die Weltlitteratur gerichtet, der Romantiker. „In Byzanz war eigentlich jener Zauberspiegel

[1]) Jugendbriefe der Brüder Grimm S. 215; Br. II, 386.

[2]) S. Boisserée, Über die Beschreibung des Tempels des heiligen Grals in dem Heldengedicht Titurel. (Philos.-philol. Abhandlungen der Kgl. Bayr. Akademie der Wissenschaften 1834, S. 307–392. Mit 3 Tafeln.) — Zarncke, Der Graltempel, Vorstudie zu einer Ausgabe des jüngern Titurel. (Abhandlungen der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, 1879, S. 375 ff.)

[3]) Vgl. oben S. 44 f., Neudruck der Aurora-Aufsätze (Dritte Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1900) S. 74 ff.

aufgerichtet, durch den die Kunst erblicken mochte, was allumher in weiter Welt sich regte.“ Von hier fand Görres wieder einmal den Weg in die Wunderwelt des Orients zurück, die ja der jüngere Titurel mit der Wanderung des Grals nach Indien vor uns ausbreitet. Die alte Vorliebe für diese geographische Fabelwelt, von der schon die „teutschen Volksbücher“ in den Abschnitten über Montevilla oder Herzog Ernst zeugen — aus dessen Sage in der That die märchenhaften Elemente auch in die Fahrt des Grals übergegangen sind[1]) —, blickt in diesen weitschweifigen Nacherzählungen wieder durch.

Nach dem Abendlande heimgekehrt, steht Görres auch jetzt unter dem üblen Systemzwang seiner Mythenforschung. Er konstruiert den Gegensatz einer celtisch-bretonischen und iberischen christlichen Priester- und ebensolchen Dichterschule. Dieser Gegensatz, zusammenfallend mit mit dem von süd- und nordfranzösischer Poesie, sei auch in der Graldichtung wirksam gewesen, wo allein der Titurel der iberischen, alles andere hier Einschlagende, besonders auch die eigentliche Artusdichtung der bretonischen Schule angehöre. Durch den gleichen Gegensatz erkläre sich die auf verschiedene Quellen zurückgehende Behandlung der Lohengrinfabel im Parcival und Titurel.

Doch es kann nicht Aufgabe dieser Untersuchung sein, Görres noch weiter auf solchen Irrgängen zu folgen, seine Missverständnisse und haltlosen Voraussetzungen aufzudecken und sich dabei der im Laufe des Jahrhunderts gewonnenen Ergebnisse romanischer, englischer und deutscher Philologie für die Gralsage zu freuen.

Nur noch ein Wort über die Behandlung der Schwanensage.[2]) Das Material dafür hat hier nicht seine eigene ungeordnete Belesenheit zusammengebracht, sondern es rührt beinahe ganz aus dem Apparate der Brüder

[1]) Bartsch, Herzog Ernst. S. CXLVII f., CL; vgl. oben S 100, 107.

[2]) S. LXVI ff.

Grimm her, in deren „Deutschen Sagen“ es die eigentliche Verwendung fand. „Nur durch solche gegenseitige Aushülfe kann bei der grossen Zerstreutheit der Hülfsmittel in Teutschland vom Einzelnen etwas geleistet werden“, sagt Görres[1]) ihnen dankend. Ihn selbst aber zeigt wieder der Versuch, auch diese an verschiedene Orte und Persönlichkeiten angeknüpfte Sage seinem grossen, allgemeinen Gesichtspunkte unterzuordnen, sie „rückwärts weiter zu verfolgen, und Lohengrin in einem der germanischen gefeierten Helden aufzusuchen“ — dem Ulisses des Tacitus. Das ist immerhin plausibel und nicht geistlos. Wenn aber dann diesem „Ulisses“ durch ein paar wie Schläge niederfahrende Behauptungen „Bactra, . . . die goldne Asenstadt Irans, und diese wieder keine andere als die Burg Montsalvatsch in Indien in der Nähe des Paradieses“, als Ausgangspunkt angewiesen wird, so schwindelt es uns vor den Augen. Und Verstand und Logik finden erst wieder auf dem majestätischen Finale einen Ruhepunkt, da es heisst: „so . . . kömmt jener Schwan auf den hellen Silberfluthen des Lichtstromes der, dem Paradiese entquollen, die goldene Burg Irans umfliesst, herangeschwommen, singend und das blendende Gefieder in den Lichtwellen des guten Feuers badend. . . . So lerne man endlich achten die Ideengeschlechter, die wie goldene Fäden durch das Gewebe der Geschichte gehen; alle ihre elenden Zänkereien und Partheyungen, die man thörigt mit grossen Namen in sie aufgenommen, wird wie ein fressendes Feuer die Zeit verzehren, denn es ist alles eitler Tand und nichtig, nur das reine Metall wird allein in der Asche übrig bleiben.“[2])

Schon mehrfach wurde die Recension des „Lohengrin“ durch Jakob Grimm in den Heidelbergischen Jahrbüchern 1813 gestreift. Sie scheint mir für das Verhältnis der Brüder zu Görres germanistischer Thätigkeit kennzeichnend. Jakob Grimm ist dort vor der Öffentlichkeit dem Freunde

[1]) S. LXX f. Anm.

[2]) S. LXXVIII f.

gegenüber zurückhaltend und diplomatisch, lässt seine Kritik keineswegs durch persönliche Momente bestimmt werden, und seine Bedenken gegen Göres Arbeitsweise erscheinen dem, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, nicht undeutlich. Görres aber, der stets allen Zunft- und Kliquengesetzen fernstand, schrieb darüber offen und ohne Empfindlichkeit[1]): „Ihre Recension des Lohengrin ... ist recht und gut. Dass Sie weiter nicht herausstreichen und loben, ist meiner Sinnesart zusagend und mir besonders darum lieb gewesen, weil es sonst heissen würde, dass wir uns immer untereinander preisen. Denn dass man sich loben kann ohne Arg und tadeln ohne Feindschaft, davon hat das Volk keinen Begriff."

Höchst merkwürdig ist eine andere Äusserung aus dem Kreise der Romantik, in dem Briefe L. Tiecks an Solger vom 18. Mai 1818.[2]) Ich setze sie ungekürzt hierher: „Ich habe", schreibt dort Tieck, „die Vorrede des G— zu seiner Ausgabe des Lohengrin gelesen, wo er auch den Parcival und Titurel charakterisirt. Es giebt doch nichts so unerspriessliches, als diesen Missbrauch der Combinationsgabe, die sich am Ende aber auch jedem beibringen lässt, die sich jeder selbst, mit historischen und mythologischen Lexicis zur Seite, machen kann. Wenn auf diese Weise alles eins ist, so giebt es so wenig ein Eins wie das All; ich kann mir vorstellen, dass ein L'hombre-Spiel geistreicher und tiefsinniger ist. Es ist weit grössere Kunst, auch den geringfügigsten Gegenstand in sich selber recht klar zu entwickeln und interessant zu machen, als so altes und neues Testament, Mittelalter und Indien, Mythologie und Platonismus zu verknüpfen und eins mit dem andern abzuschlachten. Was uns erst als Körper und Gewissheit nahe steht, zerfliesst in Schatten,

[1]) Br. II, 395. Vgl. übrigens auch J. Grimm an Fr. Schlegel über den „Lohengrin" bei Holtei, Dreihundert Briefe I, 158.

[2]) Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel. Hrsg. von Ludwig Tieck und Friedrich v. Raumer, Leipzig 1826, I, 637 ff. Vgl. oben S. 67.

und man will uns beweisen, aus diesen sey der Leib hervorgegangen, dieser absurdeste Tod sey das ächteste Leben; ja wir werden als Dummköpfe behandelt, wenn wir uns dagegen sperren möchten. So liegt auch im ABC alles und muss darin liegen; wer sich aber darüber verwundert, zeigt nur, dass er selbst die ersten Anfangsgründe noch nicht begriffen hat. — Wie sehr weicht diese Ansicht dann auch von der ab, in welcher wir beide in dieser Rücksicht einig zu seyn scheinen. Gerade was dem G— als das Antikste darin erscheint, kömmt mir als das Neuere vor. Die Schwierigkeiten liegen mir ganz wo anders. So muss es aber gehen, wenn man sich mit einem allezeit fertigen Scharfsinn alles zu lesen gewöhnt und nur sich selber statt der Bücher liest.[1]) Und sind denn einige andere bei mehr Gelehrsamkeit besser? Wenn morgen einer kömmt, der das Koptische oder Abessynische besser inne hätte, wie bisher vielleicht einer, so legt er seine Etymologie und Mythologie an und schafft uns ein neues Griechenland und Mittelalter, Poesie und Kunst aus ganz andern Elementen zusammengesetzt. Nirgends ist Mass so nötig wie in dieser Gelehrsamkeit. Hoffentlich hat dies Unwesen sich grossenteils schon erschöpft. Ich dächte, es wäre auch hierüber Zeit, im Journale[2]) etwas Starkes zu sagen, und das könnten wir vielleicht beide gemeinschaftlich; man kann oft genug nachweisen, wo die Epidemie anhebt und was in ihr Gesundheit ist. Vielleicht schreibe ich auch einmal eine spasshafte Parodie darüber, die vielleicht dann als Ernst bewundert wird."

So suchte die Romantik die Geister wieder los zu werden, die sie selbst beschworen hatte, ohne freilich dessen jetzt noch ganz inne zu sein. Vielleicht geht hier Tiecks Ablehnung der Görresischen Manier zu weit; sicher-

[1]) Vgl. eine ähnliche Äusserung Brentanos oben S. 123 in der Anmerkung.

[2]) Das Tieck und Solger planten (vgl. Solgers nachgel. Schr. 1, 451, 457, 609, 649, 706, 776 u. a), das aber nach Solgers Tod nicht zustande kam.

lich lässt sich aber das Wesen seiner sagengeschichtlichen Versuche nicht schärfer ins Licht stellen. Die Tieckische Abfertigung kann so gleichzeitig zur allgemeinen Charakteristik und Beurteilung des gewaltigen Planes einer universellen Sagengeschichte dienen, der Görres jahrzehntelang beschäftigt hat und den Schlussstein all der historischen Studien bilden sollte, die hier zum grössten Teile einzeln erörtert wurden. Zwar ist von dieser Sagengeschichte als Ganzes nichts an die Öffentlichkeit getreten; aber wir können Umfang, Entwicklung und Charakter des Planes uns recht gut vor Augen halten.

Bereits in Heidelberg hatte Görres — und es entspricht das ja den Liebhabereien der Einsiedlerfreunde — ein Werk über Chroniken ins Auge gefasst [1]), vornehmlich wohl in der Form von Erzählungen und Auszügen; noch 1817 ist dies Werk als solches festgehalten.[2]) Von Görres weitschichtiger Belesenheit in chronikalischen Werken zeugen seine litterarhistorischen Studien an vielen Stellen. Diese Sammlungen aus Chroniken und die daraus gezogenen Einsichten geben den Ausgangspunkt für die Betrachtung des Projektes einer Sagengeschichte. Görres glaubte in mittelalterlichen, vorzüglich lateinischen Chroniken überall ächte Quellen für die Kenntnis alter volksmässiger Sagen zu finden. Eine Stelle aus der Lohengrineinleitung (S. IV) scheint mir am passendsten seine übel generalisierende Anschauung wiederzugeben: „Nachdem das Lateinische", sagt er dort, „zur gelehrten Sprache des Welttheils sich erhoben hatte, war das erste lobenswürdige Unternehmen der geistlichen Gelehrsamkeit, aus Gesang und Volkssage in den verschiedenen Dialekten die alte Landesgeschichte in die Gesammtsprache zu übertragen. Wie in einer gewissen Gegend von Italien alle Brunnen in einen grossen unterirdischen See niedergehen, der grundlos über seinem verborgenen Bette steht; so stossen wir, welchem Dichtungskreise der mittlern Zeit

[1]) Br. II, 37, 39.

[2]) Br. II, 509, 524; Brentano an Tieck, Holtei I, 107.

wir immer nachgehen mögen, auf eine solche lateinische Unterlage" . . . Es galt ihm also diese Werke zu retten vor dem Untergange und vor der neueren, ihre Originalität anzweifelnden Kritik. Zahllos sind Görres Ausfälle gegen die Arbeit und Errungenschaften — „Dünkelhaftigkeit" nennt er es — wissenschaftlicher Kritik; sie sind sprachlich stets ungemein glücklich, aber doch ein bedauerliches Symptom. Man muss sich eben daran gewöhnen, auch darin nur eine der Formen zu sehen, in denen der Widerspruch gegen den Rationalismus sich gefiel.

Inzwischen hatte Görres schon den Anfang gemacht, „wahrscheinlich zum grossen Ärgerniss der gelehrten Herren, einen dieser unter die Füsse Getretenen, worin er „nichts mehr und weniger als ein treues Inventarium der von Karl dem Grossen gesammelten alten Gedichte mit Anführung ihres Hauptinhalts und der Dichter" sah, „wieder in Ehren und Würden" einzusetzen.[1]) Es ist der Aufsatz „Hunibalds Chronik". Ein merkwürdiges Denkmal altdeutscher Sagengeschichte in Friedrich Schlegels Deutschem Museum 1813 (III, 319—345, 503—516; IV, 321—349, 358—375). Dialektisch gewandt, in der Sprache voll, eindringlich und reich ist der Abschnitt, der nach dem ganzen Wesen des Abtes Tritheim, des rheinischen Landsmannes[2]) aus dem sechszehnten Jahrhundert, die Unmöglichkeit einer Fälschung darthun will, die heutzutage völlig erwiesen ist.[3]) Was Görres hier sonst vorbringt, wie beispielsweise die Ausführungen über den gotischen und „suevischen" Sagenkreis, denen als dritter der aus Hunibald herzuleitende fränkische sich anreihe, darf keinen Anspruch erheben, näher entwickelt zu werden, fügt auch seinem Geistesbilde keinen neuen Zug hinzu.

---

[1]) Br. II, 368.

[2]) Vgl. übrigens oben S. 104.

[3]) Es wird genügen, summarisch auf Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, 5. Aufl., I, 8; II, 470, zu verweisen. Dass auch die Grimms im positiven Sinne dachten, ersieht man aus Briefen an Görres.

Eine Parallele zu der Abhandlung über Hunibald ist die in ihrer Art erste Würdigung einer andern grossartigen historischen Täuschung[1]), der englischen Chronik des Gal fried von Monmouth in der Lohengrineinleitung (S. XLV bis LVII).

Zu solchen europäischen Stoffen der Sagengeschichte kommt dann der orientalische, indische und persische Einschlag.

Die indischen Beiträge zu den Heidelbergischen Jahrbüchern wurden bereits früher zusammen mit den andern aufgeführt.[2]) Vor allem ist daraus die grossartige Darstellung indischer Weisheit, Religion und Kultur in der Besprechung des Oupnekhat von Anquetil Duperron, hervorzuheben dieses ungemein verdienstlichen Werkes, das bereits 1801 und 1802 erschienen, nun 1809 von Görres, um ein Versäumnis nachzuholen, in den reformatorischen „Jahrbüchern" ausgebeutet und popularisiert wird: die divinatorische Kunst, die Oldenberg Schopenhauer nachrühmt, der aus dem Latein des Oupnekhat die Schönheiten

---

[1]) Vgl. ten Brink, Geschichte der englischen Litteratur I 1877, S. 168 ff.

[2]) S. oben S. 79. Ich habe dazu noch eine Bemerkung einzufügen: In No. 24—26 der Heidelberger Jahrbücher 1814 findet sich eine Anzeige des Ramayana . . . with a Prose Translation . . by William Carey and Joshua Marshman 1806. Nun schreibt Wilhelm Schlegel an Franz Bopp am 16. April 1815 (Lefmann, Franz Bopp, 2. Hälfte, Berlin 1895, S. 85): „Wollen Sie, dass ich den Herausgebern der Heidelberger Jahrbücher vorschlage, Sie zu Recensionen im Fache der indischen Litteratur einzuladen? Ich sehe, dass Görres, der nichts von der Sprache versteht, sich angemasst hat, den Ramayana anzuzeigen. Gelesen habe ich es noch nicht, weil mir solche Salbaderey nur Ekel verursacht." Hätte Schlegel die Anzeige gelesen, so würde er erkannt haben, dass sie nicht von Görres herrührt, der im Jahrgang 1814 überhaupt nicht recensiert hat. Schlegels vorschnelle Annahme findet ihre Erklärung durch Görres voraufgegangene Artikel über indische Litteratur in den Jahrbüchern. Schlegels persönliche Bekanntschaft mit Görres (vgl. Br. III, 266) machte sein Urteil über ihn zu einem begeisterten.

der Upanishaden vor seinem Geist aufsteigen liess[1]), besitzt hier Görres ebenfalls.

Auch eine grössere Abhandlung über die Veden hatte er — man merke, ohne ein Wort Sanskrit zu können[2]) — 1812 fertig gestellt[3]), die aber keinen Verleger fand[4]) und vermutlich zurückgelegt worden ist, um in die Sagengeschichte verarbeitet zu werden, ebenso wie er von seinen Studien über das Schahnameh des Firdusi dreissig Bogen in derselben Absicht auf die Seite gelegt hatte.[5])

Nur ein paar Worte über dies letztgenannte Werk[6]) seien hier gestattet. So wenig die Schwierigkeiten, die Görres bei der Beschaffung der Hilfsmittel nach Coblenz und bei der Aneignung des Sprachverständnisses zu überwinden hatte, wie die Erwartung und Bewunderung, die das kühn in Angriff genommene „herkulische" Unternehmen einer Eindeutschung des iranischen Nationalepos bei den Freunden fand, sollen hier aus den Korrespondenzen breit entwickelt werden. Görres Leistung muss eingeordnet werden unter die Bemühungen um die Weltlitteratur, die den Ruhmestitel des romantischen Zeitalters bilden.

Es ist mir zweifellos, dass auch die persischen Entwürfe bis in die Heidelberger Zeit, vielleicht noch weiter hinaufreichen. 1810 schreibt Görres, er beschäftige sich „seit einiger Zeit mit dem Studium der persischen Sprache" und wünscht von Jakob Grimm wie von Creuzer einschlägige Bücher.[7]) Dass er um des Schahnameh willen die Sprache gelernt habe, gesteht er am 4. Februar 1811

---

[1]) Vgl. Deutsche Litteratur-Zeitung 1901, No. 5, S. 278.
[2]) Br. II, 281.
[3]) Br. II, 347, 369.
[4]) Br. II, 358, 381.
[5]) Br. II, 582.
[6]) Das Heldenbuch von Iran aus dem Schah Nameh des Firdussi von J. Görres. In zwei Bänden. Mit zwei Kupfern und einer Charte. Berlin, bei G. Reimer, 1820.
[7]) Br. II, 108, 155.

und knüpft daran die Anfrage wegen Überlassung eines der beiden Göttingischen Codices[1]), der ihm dann mit Grimms Hilfe durch Villers und Heyne verschafft wurde. Wenn er dort sagt: „Wilken sprach immer davon wie von etwas leicht ausführbarem, dass er ihn sich nach Heidelberg kommen lassen wollte", so zeugt das von der Aufmerksamkeit, die er schon damals dem Gegenstande zugewendet hatte.[2]) Dazu kommen als anderes Zeugnis die bereits erwähnten[3]) Ausführungen über das persische Epos in der „Zeitung für Einsiedler" bei Gelegenheit der Nibelungen. Damals vermittelten natürlich noch abgeleitete Quellen die Kenntnis, also die Arbeiten von W. Jones und die schlechte englische Übersetzung der Gedichte Firdusis von Joseph Champion v. J. 1785 (Calcutta) und 1790 (London).

Aber ich möchte noch einen Schritt weiter gehen und die Antriebe hervorsuchen, die den Blick des Görres der vorheidelberger Zeit auf diese Dinge hingewendet haben. In Friedrich Schlegels „Europa" 1803, jener Zeitschrift, die wie oben gezeigt, für Görres in frühen Tagen eine Fundgrube romantischer Anschauungen wurde, hatte (Bd. II, 2. Stück, S. 42—62) der zu früh verstorbene Gottfried Hagemann[4]), ein Liebling und Schüler Fr. Schlegels in Paris, die Episode von Bachram Ghur aus dem letzten der drei grossen Teile des Schahnameh von Firdusi in metrischer deutscher Übertragung veröffentlicht, hinzufügend, dass das ganze grosse Werk „in der Folge den Freunden der Dichtkunst und alter Fabel vollständig in einer möglichst treuen Übersetzung dargelegt werden muss". Und zweitens hatte die Görres ja so nahe stehende „Aurora" in No. 35 (S. 139) des Jahrgangs 1804 einen Pp. unterzeichneten Artikel „Firdusi" gebracht. Es werden dort

[1]) Br. II, 165 f.

[2]) Vgl. übrigens auch „Vorrede" zum Heldenbuch von Iran, S. VIII.

[3]) Oben S. 159.

[4]) Vgl. Br. II, 135; Walzels Ausg. der Schlegelbriefe S. 508, 519, 523.

die Schwierigkeiten der Übersetzung aus dem Orientalischen[1]) ins Deutsche hervorgehoben. Ein meisterhaftes, kurzes erotisches Gedicht Firdusis in glücklicher Verdeutschung ist eingelegt. Schliesslich heisst es: „Möge Firdusi bald so glücklich seyn, für sein grosses episches Gedicht, auch einen Voss oder Cesarotti zu finden."

Die engere Beschäftigung mit dem originalen persischen Werke füllt dann bei Görres, unter mancherlei Unterbrechungen und Störungen, das Jahrzehnt von 1810 bis zum endlichen Erscheinen des „Königsbuches" 1820; dass er diese seine Studien oft in die altdeutsche Litteraturgeschichte hineinspielen liess, wurde schon bemerkt.

Der bei allen offenkundigen und natürlichen wissenschaftlichen Mängeln doch weitreichenden zeitlichen Bedeutung des Görresischen Schahnameh sind Fachleute ersten Ranges wie Emil Roediger und Theodor Nöldeke gerecht geworden.[2]) Charakteristisch ist zunächst einmal die äussere Form. Aus dem persischen Metrum ist Görres nie klug geworden, und dass ihm die Gabe fehle, aus einer Dichtersprache in die andere zu transponieren, hat er selbst wohl gewusst.[3]) Den Schmelz der Form und des Wohlklanges, den Schacks und Rückerts congeniale Übertragungen dem Epos auch in der deutschen Sprache zu erhalten verstanden, hat die Prosaauflösung drangegeben. Görres war eine unrhythmische Natur, eine Beobachtung, die man häufig an Meistern einer bizarren Prosa machen kann. „Mit dem Versemachen", schreibt er einmal an Windischmann, „gehts Ihnen wie mir, man ist nicht recht darauf eingerichtet, und die Sprache

---

[1]) Ob die beiden hier erwähnten Übersetzungen wirklich auf die persischen Originale oder auf das Englische zurückgehen, kann ich nicht entscheiden.

[2]) Roediger: Ersch und Gruber I, 44, S. 297 ff., Artikel Firdusi Nöldeke: Grundriss der iranischen Philologie, Strassburg 1896, II. Bd. („Das iranische Nationalepos") S. 208.

[3]) Vgl. Vorrede S. VIII.

rebellirt.“ [1]) Die wenigen eigenen Verse, die wir von ihm kennen, bestätigen diesen Ausspruch durchaus, und dass es ihm auch an reproduktivem Verständnisse für metrische Fügungen und für Formkünstler gebrach, wurde schon oft betont.

Görres sagt sich zwar, dass die Prosa der „eigenthümlichen poetischen Schönheit der Dichtung“ Abbruch thun müsse[2]), kann aber doch meinen, dass nur „die ungebundene Rede . . . von der andern Seite, durch die grössere Freiheit, die sie zulässt, die Aufgabe, durch Fügung, Ausdruck, Klang und Ton im Ganzen die Nachbildung mit dem Urbild in jene geheime geistige Harmonie zu setzen, die jeder einigermassen zarte Takt leicht fühlt und vermisst, einigermassen lösbar“ mache, „da unter dem Zwang des Versmasses und des Reimes an einem Werke von solchem Umfang leicht der stärkste Muth verzweifeln mögte.“ Ihm ist es eben trotz schönen Worten über den Dichter auch hier weniger um das dichterische Element zu thun, als um „die grossen Umrisse“ dieses „Sektors der Weltgeschichte“.[3]) Die Sprache erhielt eine halb biblische, halb chronikartige altertümliche Patina, wobei die Bilder und Gleichnisse des Originals nach Möglichkeit bewahrt blieben. Weit entfernt, das Wort Wilhelm Schlegels zu beherzigen, die Übersetzung eines Dichters in Prosa sei ein poetischer Totschlag, hat ihm bei der Auflösung der Dichtung, bei der Herausschälung des Stofflichen in siebenunddreissig, wie er meinte, ursprünglich zu Grunde liegenden Sagen, eine ganz bestimmte Idee vorgeschwebt, die zu den theoretischen Grundsätzen, auf denen seine Sagengeschichte sich aufbaut, in Beziehung steht. Sein Werk sollte es den von ihm ja so hochgeschätzten alten Chronisten gleichthun, die „uns ein Denkmal alter Sagengeschichte, mit Aufopferung der Form wenigstens in den wesentlichen Zügen erhalten“

[1]) Br. II, 343.
[2]) Vorr. S. IX f.
[3]) Vgl. Einleitung S. II.

haben, wobei er auf die prosaische Edda exemplificiert.[1]) Und darum heisst es auch in der Vorrede zum „Heldenbuch", dem Verfasser habe vorgeschwebt, dass zu einer poetischen Übertragung „die seinige sich ungefähr in dasselbe Verhältniss stellen solle, in dem die Edda des Snorro Sturleson zu der des Saemund Sigfusson gestanden."[2])

Ich stelle mir nicht die Aufgabe, die umfangreiche Görresische Einleitung nach ihrem historischen, ethnologischen, geographischen, ästhetischen Gehalt zu analysieren und zu beurteilen. Ihren Schluss macht die mit blendender Bilderpracht ausgestattete Vergleichung des Schahnameh mit der Epik Indiens, Griechenlands, dem Ossian, dem Titurel und den Nibelungen. Nur eine Stelle sei hier ausgehoben, weil in ihr Anschauungen modificiert sind, die Görres früher in der „Zeitung für Einsiedler" über die deutsche Heldensage ausgesprochen hat[3]) — es ist schon seiner Zeit darauf hingedeutet worden: „Der teutsche Dichtungskreis", so steht hier[4]), „wenn gleich in seiner Anlage sichtlich der Plan zu einem gleich gewaltigen Hünenwerke durchleuchtet, so ist er doch, wie die grössten teutschen Dome des Mittelalters und Teutschland selbst nie ausgeführt noch vollendet worden, und die Nibelungen und einzelnen Gesänge der Heldenbücher stehen trümmerhaft da, wie einzelne Strebepfeiler, Gewölbebogen und Pfeilerbündel, durch die Ordnung, in der sie sich erheben, und ihre wechselseitige Beziehung deutend auf ein grosses nicht vorhandenes Werk, als dessen Glieder sie sich zusammenfügen sollten, wäre die bildende Kraft in ihrem Thun nicht gestört und unterbrochen worden. Ein glücklicheres Gestirn hat über dem Andenken Altirans geleuchtet."

Die allgemeine Sagengeschichte fuhr unterdessen und

[1]) Lohengrineinleitung S. XLVI.
[2]) S. VIII.
[3]) Oben S. 158 f.
[4]) S. CCXLVI f.

weiterhin fort, Görres Gedanken zu beschäftigen, soweit sie nicht durch das öffentliche Leben und durch persönliches Geschick in Anspruch genommen waren. Das Unternehmen soll sich Jakob Grimms Deutscher Grammatik und Ritters vergleichender Geographie vom Jahre 1817 und 1818 — einem Werke, das überhaupt Görres Neigungen in hohem Grade entsprach — als Drittes zur Seite stellen.[1]) Am 23. Mai 1819 ist es im ersten Entwurf mit einigen Lücken vollendet. „Sie werden sich freuen", schreibt[2]) Görres an Jakob Grimm, „über den schönen klaren und grossen epischen Zusammenhang dieser Geschichte, wenn sie erst vor Ihnen liegt, aber ich weiss freilich nicht, ob die Zeit, die täglich ernster, dringender und eiliger wird, mir zur Ausführung die nöthige Ruhe gestatten will."

Immer mehr schwoll das Material an in der Zeit seines Aufenthalts in der Schweiz[3]) und dann vor allem in Strassburg. 1822 schreibt er von hier aus an Creuzer[4]): „Was der thörichte Mensch nicht alles in das kleine enge Leben zusammendrängen will! Da ist die hiesige Bibliothek 80000 und mehr Bände stark, wovon mich freilich das Meiste jetzt nichts angeht, aber der Rest, welch ein Meer! Ich schwimme und schwimme, und komme immer nicht ans Ende, und je mehr ich dieser Hydra Köpfe abhaue, um so mehr wachsen ihr nach. Und bin ich durch, dann ist erst der kleine Theil zurück; ich habe schon ausser dieser ein Dutzend andere Bibliotheken durchkrochen, und müsste noch ein anderes Dutzend dazu setzen und käme doch nicht an Paris vorbei."

---

[1]) Br. II, 579; über Ritter vgl. Einleitung zum Schahnameh S. XX, Anm.

[2]) Br. II, 582.

[3]) Vgl. Ernst Münch, Erinnerungen, Lebensbilder und Studien, 1836, I, 448 nach persönlicher Anschauung in Aarau 1819: „Zu einer anderen Zeit wiederum sass er Tage lang über bestaubten Chroniken und Specialgeschichten sämmtlicher germanischen und romanischen Stämme, aus welchen er ein neues eigenthümliches Werk von riesenhaftem Umfang zu bearbeiten entschlossen war."

[4]) Br. III, 17.

In dieser Tonart sind dann noch weitere Zeugnisse gehalten. Um nun aber wenigstens eines Teiles von seinem Stoffe Herr zu werden, wollte Görres im Winter 1822 auf 1823 ein Werk „Altteutschland" aus ihm herausarbeiten und es zur Ostermesse drucken lassen. „Das alte Waldland wird aus andern Augen sehen, als das trübe, blinde, gläserne, das ihm unsere hölzerne Herren eingesetzt".[1]) Es sollte ein Vorläufer der Sagengeschichte sein, war sicherlich inspiriert durch Ritters Geographie und auch wohl durch aktuelle politische Gesichtspunkte bestimmt. Es sollte „unter Andern das innere Naturverhältniss und die nähere Verwandtschaft der teutschen Stämme auf eine klare und befriedigende Weise" auseinanderwickeln und behaupten[2]), „dass alle diese Stämme, bis auf wenige die versiegt, noch alle in der Heimath oder in den neuen Ansiedlungen" sich wiederfinden. Dieses Werk hätte alles in sich aufgenommen, was wir „Volkskunde" nennen. Arnim und die Grimms steuerten litterarische Notizen und ihre aus persönlicher Anschauung stammenden Kenntnisse von Land und Leuten bei, woran es Görres mangelte. Perthes hatte den Verlag übernommen.[3]) Aber auch dies Vorhaben wurde durch andere Interessen überwuchert; bald hören wir nichts mehr darüber. Dagegen spukt die Sagengeschichte als solche weiter. 1824 erfahren wir, dass sie auch in letzter Instanz theologischen Zwecken dienen soll, denn sie „will die Bibel aus den Urkunden und Überlieferungen aller Völker gegen die Angriffe der Seichtigkeit vertheidigen, und ihr aus den Angriffswaffen selbst eine Trophäe bereiten. Damit schützt sie sich gegen den Vorwurf, dass der gelehrte Kram dem Wichtigern weichen müsse".[4]) Und in der Nachschrift eines Görresischen Briefes an Jakob Grimm vom 2. November 1825 schreibt Clemens Brentano: „Er (Görres) geht schwanger mit seiner

[1]) Br. III, 25.
[2]) Br. III, 63.
[3]) Br. III, 84 (13. Januar 1823).
[4]) Br. III, 143.

Sagengeschichte, welche alle Sagen der Völker als M[illegible] geburten, Conceptiones ausser der Mutter neben der Gen[illegible] aufstellt".[1]) Arnim, die Grimms, Creuzer vor allem, e[illegible] kundigen sich und treiben. Nach dem Jahre 1827 ve[illegible] lautet nichts mehr von der Idee. Von den kolossale[illegible] Sammlungen, die Görres sich angelegt hatte, ist nichts in Nachlasse erhalten; man weiss nicht, wo dies Material hingekommen ist.[2]) Dass manches daraus Görres histo-

[1]) Brentanos Ges. Schr. IX, 84.

[2]) Freundliche Mitteilung von Dr. Franz Binder in München. Ein Wort noch über Görres wertvolle Bibliothek und Handschriftensammlung (vgl. oben S. 123). Die Handschriften vermochte Görres grösstenteils aus den Bibliotheken der säcularisierten Klöster, besonders aus St. Maximin in Trier zusammen zu bringen (vgl. Creuzer über den schätzbaren Prisciauuscodex aus St. Maximin, den Görres ihm 1817 geliehen, Br. II, 513). Die Manuskripte 188—192 an der Zahl, sind 1844 zur einen Hälfte in die Coblenzer Gymnasialbibliothek übergegangen, zur andern an Görres nach München abgeliefert. Sie sind überwiegend historischen und theologischen Inhalts (s. Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, VIII, 24; XI, 741; vgl. Serapeum XI, 12—14, 30—32; XII, 120—123, 217—221). Nachstehend bringe ich eine summarische Übersicht über die nachgelassene Görresbibliothek zum Abdruck, die ich den Herren Dr. Binder u. Dr. Jochner verdanke; auch in diesem Verzeichnis spiegeln sich Görres Studien. Es ist vorhanden: Deutsche Litteratur, fast alle sogen. Klassiker und Romantiker, meist Erstlingsausgaben, Litteraturzeitungen, Taschenbücher; verhältnismässig wenig ältere Litteratur, Mystik. Französische Litteratur, die Klassiker sowie umfangreiche Litteratur aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Italienische, dänische, schwedische Litteratur (nicht sehr umfangreich). Niederländische Litteratur, Geschichte, besonders Chroniken. Geographie, auch ältere Werke, z. B. Merian's Topographie Galliens. Theologie, Patristik, Legenden, Kirchengeschichte, Kirchenrecht. Juridica, Philosophie, Physik, Chemie (alle vier Rubriken von geringem Belang). Griechische u. römische Litteratur (Erstlingsausgaben), c. 50 Handschriften meist theologischen Inhalts, darunter ein Evangeliar c. 850, ein Antiphonar c. 1450, eine Armenbibel c. 1400, ein französisch-lateinisches Gebetbuch c. 1550, Breviarien. Eine grössere Anzahl von Volksdramen 17.—18. Jahrh. in deutscher Sprache, c. 12 Wiegendrucke. — Ich gedenke die Bibliothek in der nächsten Zeit auf deutsche Litteratur und Geschichte hin einmal durchzusehen.

rischen Vorlesungen in München und der „Christlichen Mystik“ zu Gute gekommen ist, halte ich für wahrscheinlich. Über die Grundform des Unternehmens, wenn es vollendet worden wäre, kann nach allem so wenig ein Zweifel mehr sein, wie über die Beschaffenheit seiner Quellen. Was das Werk Jahrtausende langer getrennter historischer Entwicklungen und schaffender Phantasie gewesen ist, würde sich ihm dargestellt haben als ein in verhältnismässig engem Raume unlöslich verflochtenes, systematisches Nebeneinander. Und das Quellenmaterial — „je abgeschmackter es aussieht, je besser“, schreibt er[1]), „denn was die gelehrten Herrn am verächtlichsten weggeworfen, habe ich immer am ersten aufgehoben und mich wohl dabei befunden“.

Dass Arnim zu Görres weit ausholenden sagen- und völkergeschichtlichen Untersuchungen kein rechtes Verhältnis hatte, wurde schon einmal angedeutet. Clemens Brentano fand in seiner Art an den vielen exotischen Namen, die Görres aufzubieten vermochte, ein kindliches, burleskes Wohlgefallen.[2])

Aus der Correspondenz der zwanziger Jahre vermag man zu entnehmen, wie die litterarischen Beziehungen zwischen den Brüdern Grimm und Görres sich lockerten. Die gegenseitige menschliche Schätzung und Anhänglichkeit blieb bestehen, nur dass sie durch persönliche Berührungen keine Nahrung mehr erhielt. Über das „Helden-

[1]) Br. III, 25.

[2]) Vgl. Br. III, 325 Brentano 1828 an Görres in München: „Da kömmst du stiller Geduldskuchen mit 100000 fremden Völkernamen und Gesichtern und guckst nach ihnen mit Katzenbergerischer Liebe“ u. s. w. Görres an Arnim, 11. Mai 1810 mit der „Mythengeschichte“: „Besonders ein schönes Magazin von wohlklingenden gutgesetzten Tauf- und Zunamen ist darin angelegt, woraus eine ganze Kindbetternde Nazion sich versorgen könnte mit Wohllaut und guten Benennungen, was besonders Clemens sehr erfreuen wird, der an dergleichen sein besonderes Wohlgefallen hat.“ (Neue Heidelb. Jahrb. X, Separatdruck S. 26). S. a. Brentanos Widmung der „Victoria“ an Görres.

buch von Iran" schon schrieb Jakob Grimm 1820 se
bezeichnend an Bang: „Den Firdusi habe ich selbst no
nicht gelesen, theils missfällt mir die Auszugsmanier, ther
ist die Einleitung mir zu bunt, ich müsste viel lernen, u
alles ordentlich zu fassen und lernte ichs, würde ic
mancherlei zu tadeln haben"; und im Jahre 1827: „Über
haupt vermag ich den Gang nicht zu verfolgen, den sein
Studien in den letzten zehn Jahren, seit er wenig wissen-
schaftlicher Art hat drucken lassen, genommen haben".[1]
Gutzkows Schrift[2] gegen Görres „Athanasius" endlich
konnte er 1838 nicht umhin voll schlagenden Witzes zu
finden.[3]

Doch wir müssen hier noch einmal in eine frühere Zeit und auf ein paar andere Görresische Pläne, die neben dem grossen Projekt der Sagengeschichte dastehen und in sich zusammenhängen, zurückgreifen.

Der „Lohengrin" war vorweggenommen aus der projektierten ‚Bibliotheca Vaticana', deren hier schon mehrfach gedacht wurde[4] und zu der Abschriften des im Vatikan als „Secrétaire des langues du Nord" angestellten Glöckle das Material hergaben. Die Subskriptionsankündigung (Anzeiger zu Iduna und Hermode, No. 19, 8. Okt. 1812), die allen Ständen: Fürsten, Adel, Bürgern ihre Berührungspunkte mit altdeutscher Poesie, und demzufolge auch mit einem auf sie gerichteten grossen Unternehmen, mit Wärme zu bedenken giebt, verheisst in vier starken

---

[1]) Stengel, Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen I, 59; II, 178.

[2]) Vgl. oben S. 173.

[3]) An Dahlmann: Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm, Dahlmann und Gervinus I, 150. Weder auf Görres Einleitung zu Diepenbrocks Ausgabe von Susos Schriften 1829 noch auf die Vorrede zu Clarus Spanischer Litteratur im Mittelalter 1846 halte ich, bei dem Ziel, das mir hier gesteckt ist, ein Eingehen für nötig.

[4]) Vgl. bes. oben S. 58, 83. S. auch Rhein. Merkur 1814, No. 154: „... Zur Bibliotheca Vaticana ist nicht minder bei der Stauung (während des Krieges) reichlicher Vorrath angelaufen ..."

Oktavbänden die Dichtungen, „die mit dem gothischen und lombardischen Kreise, den Nibelungen und dem Heldenbuche in Verbindung stehen", die Haimonskinder, „Ogier den Dänen, Malagys den Zauberer", diese drei späten hochdeutschen Machwerke[1]), das Rolandslied, alles, „was mit Artus und der Tafelrunde in näherer Beziehung steht; die Bearbeitungen altgriechischer und lateinischer Dichtungen in ausgewählten Fragmenten, religiöse Poesien z. B. die Apokryphen von der Geburt Mariä und dem Kinde Jesu ..., endlich vermischte kleinere Gedichte, Romanzen, Novellen, Schwänke". Als nun aber dies Unternehmen einer grossartigen Publikation des in der Fremde befindlichen altdeutschen Schatzes durch seine Wiedergewinnung bedeutungslos geworden und aufgegeben war, sollte wenigstens eine aus demselben Stoffe geformte Darstellung an die Stelle treten. Ihr Plan stammt aus der Zeit von Görres zweitem Heidelberger Aufenthalt 1816 her; sie sollte „den ganzen innern Zusammenhang des Ideenkreises im Mittelalter im Allgemeinen, und den epischen Dichtungen im Besonderen umfassen[2]), war also auch wieder ein Seitenschössling der Sagengeschichte. Der Heidelberger Buchhändler Oswald übernahm den Verlag[3]) und erliess zu Görres Erstaunen nach seinen mündlichen Angaben „ex propriis" eine Ankündigung mit einem so „hochmüthigen" Titel, wie Görres sagt, dass die Freunde Grimm allerdings ein wenig lächeln konnten und Görres selbst scharf daran zu „corrigiren" beabsichtigte. Diese Ankündigung ist neben den auf vielfache Nachfragen in die Heidelberger Jahrbücher 1814 und 1815 eingerückten Prospekten der bei Zimmer erschienenen älteren Görresischen

---

[1]) Heidelbg. Handschriften v. 1474, 1479, 1480. Ogier charakterisiert: „... nicht eben von gleichem Range (wie die Haimonskinder), weil das Beste überall nur einmal wird, aber doch noch aus der silbernen Traumpforte alter Heldenbegeisterung ausgegangen ..."

[2]) Br. II, 509.

[3]) Br. II, 513, 529 f., 535, 578.

Werke ein Beweis, dass Görres seit dem „Rheinisch[en] Merkur“ für einen berühmten, zugkräftigen Namen ga[lt]. Da dieser lange, in den Briefen erwähnte Titel des b[e]absichtigten Buches meines Wissens sonst nicht bekann[t] ist, mag er hier seine Stelle finden. Folgendes steht au[f] dem Umschlage von Wilkens Geschichte der Heidelbergischen Büchersammlungen, Heidelberg, in August Oswalds Universitätsbuchhandlung 1817 zu lesen: „Bei dem Verleger erscheint bis zur Herbstmesse: Görres, Darstellung des ganzen Geistes der mittleren Zeit, wie er in grosser und strenger Consequenz durchgehend durch Religion und Theologie, Staat und Gesetzgebung, Philosophie, Kunst und Alterthum aus den vaticanischen Handschriften sich erkennen lässt, und Übersicht des allgemeinen Zusammenhangs der dort vorhandenen epischen Gedichte.“ Aber Görres hat nichts davon ans Tageslicht gebracht, mochte auch Oswald 1818 lamentieren[1]), dass er noch immer kein Manuskript gesendet, und er selbst im November 1819 noch die Absicht haben, „die Heidelberger Manuscripte für Oswald zurecht zu machen“ und vieles aus den Strassburgischen noch beizufügen.[2])

Nur zwei Gesänge der ungemein überschätzten[3]) Haimonskinder („Reynold von Montalban“) waren 1813 in Schlegels „Deutschem Museum“ (IV, 298—320) als Probe der Bibliotheca Vaticana mit gross charakterisierender Einleitung durch Görres erschienen. Für seine nicht zur Ausführung gebrachten Absichten mit diesem Gedichte, das Philipp Otto Runge hatte illustrieren sollen, das er dann später, 1817, als die Fehlerhaftigkeit der Glöcklischen Abschriften sich herausstellte, „als Volksbuch, die Verse wie Prosa abgesetzt, wo es nicht so sehr darauf ankommt“, drucken lassen wollte, wäre im Wesentlichen zu verweisen auf die erschöpfenden Darlegungen Pfaffs an der Hand

[1]) Br. II, 573.

[2]) Br. I, 123.

[3]) Vgl. oben S. 99, 103, 112.

der Korrespondenzen in seiner Ausgabe des „Reinolt von Montalban“ (Stuttgarter litterar. Verein), 1886. S. 477—485.

An die Stelle der aufgegebenen „Haimonskinder“ trat um so ernstlicher 1817 die längst gehegte Absicht[1]), Hartmanns ‚Gregorius‘ bekannt zu machen nach einer durch Glöckle Görres übersandten wichtigen Abschrift des vaticanischen — nicht ehemals pfälzischen, sondern aus der Bibliothek der Königin Christine stammenden und daher in Rom verbliebenen — Manuskriptes. Dürfen wir einer andern Briefstelle glauben[2]), so reicht der Plan bis ins ins Jahr 1811 herab, nachdem schon die „teutschen Volksbücher“ des mittelhochdeutschen Gedichtes, aus dem das Brentano gehörige Volksbuch im letzten Grunde geflossen war, gedacht hatten. Auch hier wollte Görres, wie bei den „Haimonskindern“, die Verse unabgesetzt drucken lassen, aber „es zerschlug sich mit den dummen Buchhändlern“, sagt er 1822. In Strassburg hatte Görres auch auf das Manuskript der ehemaligen Johanniter-Bibliothek gerechnet, das aber, nachdem es im Glossarium Germanicum von Scherz und Oberlin (1781. 1784) benutzt worden war, verschwunden blieb. Um so höher stieg die Bedeutung der vatikanischen Handschrift. Görres wollte noch 1822 die Ausgabe „nicht ganz verreden, wenn in den nächsten Jahren sich niemand“ finden würde. Aber am 14. September 1825 schreibt Jakob Grimm: „Wenn sie mir Ihre (Glöcklische) Abschrift von Hartmanns Gregor vom Stein auf einige Monate leihen . . . wollten, so geschähe mir ein Gefallen. Das heisst ein noch grösserer Benecken und Lachmann, die eben den Iwein drucken lassen möchten und denen die Durchsicht des anderen Werkes von dem-

[1]) Die Ankündigung der Bibl. Vaticana nennt das Gedicht nicht ausdrücklich. Dagegen wissen die Brüder Grimm, denen Görres die Abschrift wohl auch kurze Zeit geliehen hat, 1815 in den Anmerkungen zum „Armen Heinrich“ (S. 135) von Görres Unternehmen, das Gedicht herauszugeben, zu berichten. Vgl. Br. II, 110, 186, 411, 457, 510, 525.

[2]) III, 37 f.

selben Verfasser wünschenswerth erscheint".[1]) Doch d Manuskript war mit den andern beschlagnahmten Papie nach Berlin gewandert, und Görres wusste zur Stunde nic ob es zurückgekommen. Den Auftrag[2]), in Coblenz c nach zu suchen, erhielt Guido, der ihn wohl an Clem Brentano weitergab, denn dieser schreibt am 9. Febr 1826 aus Coblenz: „Ich habe in Deiner Bibliothek in d grossen Pulte Alles zusammengesucht, was Glöckles Scripturen waren; von Gregor vom Stein fehlen aber ein Blätter, ich muss nochmal suchen, die Mäuse haben et dort mitzuarbeiten begonnen".[3]) Wohin diese Absch samt den anderen von Glöckle herrührenden dann g kommen ist, vermag ich nicht anzugeben.

Görres nun inspirierte[4]) den in der Schweiz ihm b kannt gewordenen Carl Greith, und an dessen schlechte Abdruck der vatikanischen Handschrift im „Spicilegium Vaticanum. Beiträge zur nähern Kenntnis der vatikanischen Bibliothek für deutsche Poesie des Mittelalters", Frauenfeld 1838 (1837), musste Lachmann 1838 sich halten. Görres aber hatte 1825 als Antwort auf die oben erwähnte Bitte Grimms für Lachmann geschrieben: „Es soll mich freuen, wenn ich einen der Göttinger Herrn, die alle eine Art von lächerlicher Antipathie gegen mich haben, damit verbinden kann". Seine eigene Antipathie gegen die Georgia Augusta war nicht geringer. Hier aber berührten sich auf einen Augenblick aus der Ferne die beiden denkbar grössten Gegensätze der deutschen Wissenschaft.

5. Zeitgenössische Litteratur und Kunst.

Der Historiker Görres ist so recht, nach Fr. Schlegels Wort, ein rückwärts gewandter Prophet; er sprach zur

---

[1]) III, 190.
[2]) III, 195.
[3]) Br. III, 228.
[4]) Vgl. Spicilegium Vaticanum S. 3, 161, 166; Br. I, 472; III, 400, 442, 507 f.

lebendigen Gegenwart, selbst wenn er urältesten Überlieferungen nachfragte; das bezeugen neben den grösseren Werken auch die Recensionen in den Heidelbergischen Jahrbüchern. Historische Forschung und zeitgemässe künstlerische und sociale Erwägungen sind darin, wenigstens in den besten Nummern, untrennbar verbunden. Dabei bleibt aber die Notwendigkeit bestehen, ein paar Görresische Anzeigen sowohl der Heidelbergischen Jahrbücher als noch anderer Zeitschriften auszusondern und unter den Gesichtspunkt einer rein temporären Litteratur- und Kunstkritik zu stellen. Es sind solche, die einzelne hervorragende Individualitäten zum Gegenstande haben, während die bis jetzt herangezogenen Studien aus der Zeit nach dem Zusammenschluss mit der jüngeren Romantik generelle Stoffgebiete umschrieben. Freilich ist Görres Bethätigung auf dem Felde individueller litterarischer Kritik nicht mehr gerade reichhaltig und vielseitig; sie lag nicht eigentlich auf der Bahn der Entwicklung, in die er allmählich gedrängt worden war. Man erinnere sich, um das zu empfinden, seiner Charakteristiken und Kritiken der Jahre 1804 und 1805. An sie müssen die Görressischen Produkte, die hier jetzt noch kurz zu betrachten wären, unmittelbar angeknüpft werden.

Was in dem jungromantischen Hauptorgan, den Heidelbergischen Jahrbüchern, erschien, steht natürlich obenan. Weder an Fouqués „Musen" noch an Gubitzens „Gesellschafter" hat dann Görres trotz den Aufforderungen Fouqués und Arnims mitgearbeitet, und die später in der „Eos" und im „Morgenblatt" niedergelegten Aufsätze bezeichnen schon deutlich eine neue Entwicklungsstufe der Zeit und seiner eigenen Persönlichkeit.

Auf den neuschöpferischen und gegen den Durchschnittsbetrieb ankämpfenden Charakter der Recensionsthätigkeit von Görres wurde schon sattsam hingewiesen. Dass er dem verhassten, teils flachen, teils kriechenden Journalistentum nicht nur mit Keulenschlägen, wie in jener Erklärung des „Rheinischen Bundesblattes", sondern auch

mit den feineren Waffen ironischer Selbstvernichtung beizukommen suchte, wie sich im Folgenden zeigen wird, entspricht durchaus den Lieblingsformen, in denen seine Schriftstellerei, älteren Mustern folgend, sich gefiel, und einem romantischen Zuge.

Am 11. Mai 1807 schreibt er[1]) u. a.: „Auch an eine recht gute schweizerische Zeitung werde ich einiges, was ich vorrätig habe, geben". Welch eine Zeitschrift mag er hier im Auge haben? Überblickt man die schweizerischen Blätter jener Jahre, so kann ihrem Charakter und ihrer Haltung nach nur in Betracht kommen die bei Orell, Füssli u. Co. in Zürich 1805/07 in 8° erschienene „Isis. Eine Monatsschrift von deutschen und schweizerischen Gelehrten". Ihr politisch freimütiger Ton musste Görres zusagen.[2]) Dort finden sich im 5. Band (Mai) 1807, S. 398—400 „Fünf Recepte zu Litteratur- und Kunstanzeigen" und im 6. Band (September) 1807, S. 337—238 „Noch ein paar Recepte zu Bücheranzeigen". Beide Artikel anonym[3]), aber ich halte sie für das Eigentum von Görres. Nicht dass diese Stücke das seien, was er nach seiner oben citierten Äusserung „vorrätig" hatte und der „Isis" einsenden wollte; sie sind zu geringfügig, um in dem Zusammenhange jener Briefstelle, die man nachlesen mag, gemeint zu sein, und geben nur, wie sie, Zeugnis, dass er Interesse an jenem Organ nahm. Diese Anzeigen miserabler oder banaler Erscheinungen des litterarischen Marktes verspotten die Schundkritik in ihrer eigenen Maske und mit ihren bis auf den Sperrdruck getreuen, abgebrauchten lobhudelnden Formeln, Phrasen und Schlagworten. Ich habe schon Gelegenheit gefunden, zu betonen, dass Görres sich mit Vorliebe der sogenannten mimischen Satire be-

[1]) Br. I, 493.

[2]) Aus dem Inhalte der Zeitschrift will ich nur zweierlei, was mir auffiel, herausheben: 3. Bd. 1806, S. 431–434 „An Ida Brun von Herrn Fr. Schlegel in Coppet"; 5. Bd. 1806, S. 446 „Johann Fischart, Titel unbekannter Schriften" etc.

[3]) Vgl. oben S. 62.

diente. Diese Stilform hatte ihm nicht die Romantik allein zugebracht; Ansätze dazu finden sich bereits im „Roten Blatt“ und im „Rübezahl“, und das Machtvollste in dieser seiner Art ist die cynisch offene „Proklamation Napoleons an die Völker Europas vor seinem Abzug auf die Insel Elba“ im „Rheinischen Merkur“ 1814, No. 51, 52, 54, 56, 61. In gleicher Weise wurde Voss in der „Einsiedler-Zeitung“ annihiliert[1]); man fühlt sich dabei übrigens am ehesten an den famosen „Wettgesang“ der Poeten Voss, Matthisson und Schmidt im dritten Bande des „Athenäums“[2]) erinnert. Doch das wäre noch zu allgemein, um für die Görresische Autorschaft der vorliegenden Beiträge als Beweis zu dienen. Aber ebenso wie in diesen „Recepten“ litterarischer Anzeigen hatte Görres in der Vorrede zur „Exposition der Physiologie“ 1805 (S. XVIII ff.) eine ironische Recension des Buches in dem Sinne seiner Gegner vorgetragen. Und noch deutlicher redet jene Recension, die Görres in dem Briefe No. 2 unseres Anhanges (2. Juli 1810) im Geiste und im Stile des gegnerischen „Morgenblattes“ über Arnims „Gräfin Dolores“ entwirft. Sie steht mit unsern Anzeigen der „Isis“ in engster Verwandtschaft. Ob nun bei diesen Personalsatire vorliegt oder nicht, vermag ich nicht auszumachen, ist auch wenig von Belang.[3]) Aber es spricht für Görres, der die tiefsten inneren Erfahrungen aus der Revolution davongetragen, wenn die erste trockene, parodisch-sarkastische Anzeige („Bey F. A. Knick in Erfurt ist erschienen: Herrmann, Bastard von Orleans. Ein romantisches Gemälde aus der neuen Zeit“) also lautet: „Die Motive der Begebenheiten der französischen Revolution, eines der wichtigsten Ereignisse in der Weltgeschichte, für uns desto interessanter, da es in den Raum unsers Zeitalters fällt — werden gewiss noch lange für das grosse Publikum

[1]) Vgl. oben S. 73.

[2]) S. 161—164.

[3]) Im V. Bd. 1807, S. 399 wird ein „Jean Koch, Landschaftsmaler zu Ehrenbreitstein am Rhein“ vorgenommen.

Geheimnis bleiben. Wie äusserst willkommen muss daher der Lesewelt ein Buch seyn, das so manchen bedeutenden Fingerzeig zu irgend einer Entwickelung des verworrenen Fadens enthält, der ausser dieser sehr interessanten Schrift, welche sich noch über dies durch angenehmen Styl, lebhafte Darstellung und Energie der Sprache auszeichnet, vielleicht für immer Problem bleiben würde. . . ."

So hat Görres gewisse Erscheinungen des Litteratentums in ihrer unsäglichen Flachheit zu konterfeien gesucht. Der Abstrafung des Recensententums entspricht die Entgegensetzung einer inhaltlich und formal neuen und eigenen Art von Kritik. Das Merkwürdigste nach dieser Richtung ist die aufsehenerregende Anzeige der 1807 an die Öffentlichkeit getretenen vier Radierungen „Die Tageszeiten" von Philipp Otto Runge in den Heidelbergischen Jahrbüchern 1808 (V, II, 261—277). Sie sei, schreibt Görres [1]), hervorgegangen aus der Erbitterung über die „nüchterne verdammte leere Weise, wie man in Deutschland dergleichen Werke aufnimmt". Doch nicht allein daraus: es würde zu weit führen, wollte ich des Malers und Dichters Runge geistige und persönliche Beziehungen zur älteren und jüngeren Romantik hier zusammenhängend erörtern.[2]) Er, der aus einer tiefsinnigen Welt- und Lebensanschauung heraus, unter romantischem Einfluss und mit den romantischen Mitteln eine von aller bisherigen grundverschiedene und unabhängige Kunst zu schaffen suchte, war kurz gesagt, der romantische bildende Künstler, seine vier Blätter (Morgen, Mittag, Abend, Nacht) sind die sichtbare Darstellung eines romantischen Idealstils. Dass Görres früh ein Verhältnis zu Runge gewonnen hatte, sahen wir bereits oben [3]); allerlei andere Fäden, die sie später bis zu Runges Tod 1810

[1]) An Villers, Isler S. 81.

[2]) Ich muss mich begnügen, auf die summarische Zusammenfassung in meinem Aufsatz: „Philipp Otto Runge, ein romantischer Maler" (Westermanns Monatshefte, Januar 1902) zu verweisen.

[3]) S. 38 f.

verbanden, wie auch ihre Korrespondenz lasse ich bei Seite. Görres Besprechung der Rungischen Blätter in den „Heidelbergischen Jahrbüchern" ist rein äusserlich als publicistische Leistung schwerwiegend. Sie zog den jugendlichen, frühverstorbenen Künstler, der heute für die Kunstforschung über das neunzehnte Jahrhundert im Vordergrunde des Interesses steht, aus dem bescheidenen Winkel der Verehrung und Bewunderung eines engeren Kreises von Freunden und Bekannten in das hellste Licht der Öffentlichkeit. Görres hat den Begriff der „Zeiten" im weitesten und vieldeutigsten Sinne seiner Auffassung zu Grunde gelegt, als er die vier Bilder in die Seele des Künstlers zurückzudenken suchte. Was dabei herauskommt, ist ein Pandämonium Görresischer Phantasie, ein Fundort seiner extremsten Stileigentümlichkeiten. Ob damit die Absichten des Künstlers getroffen waren? Görres selbst schreibt an Villers[1]): „Ich glaube sehr gerne, dass der gute Runge an all dergleichen nicht gedacht hat, es liegt indessen doch wohl darin, die Natur hat auch nicht an die Méchanique du ciel gedacht." Hätte Runge diesen Ausspruch vernommen, er würde ihn gewiss ebenso erfreut haben, wie Görres ganze Anzeige.[2]) Seine Bilder sollten nur den Leitfaden für Gedankenregungen und Gefühlsschwingungen hergeben, sollten mit dem Verstande nicht eindeutig zu begreifen sein. Pflegte er doch vernünftelnden Fragern zu antworten: „Hätte ich es sagen wollen oder können, so hätte ich nicht nötig, es zu malen". Der Romantiker Görres verstand so im Grunde die Blätter, die „Brentano, von Liebe für dieses Werk durchglüht, ihm gebracht hatte"[3]), instinktiv richtig. Er besass eben die naturphilosophisch-metaphysische und religiöse Kunstanschauung, von der Runge ausgegangen war. „Ein tief verhüllt, wundersam Geheimniss", so heisst es in der Besprechung, „ist im Innersten der Welt verborgen, und

[1]) Isler, S. 81.
[2]) Vgl. Hinterlassene Schriften von Philipp Otto Runge II, 472.
[3]) Hinterlassene Schriften II, 505.

gegenüber dem heiligen Räthsel steht die Natur, und sucht es zu ergründen immerdar; jeder Stein und jedes Kraut, und alles Gethier ist eine Lösung, die sie dem Geheimnissvollen abgewonnen ...., und doch bleibt ihr ewig das Geheimniss unergründlich, weil jede Lösung immer wieder zum neuen Räthsel wird. So steht die Kunst, ein gleiches Mysterium, über der Wunderwelt, vor ihr lauscht neugierig der Sinn, und mögte gern erforschen, was seltsames der Busen hegt. . ." Als Äusserungen einer solchen romantischen Einheits- oder Allkunst, die in den künstlerischen Ausdrucksmitteln, von welcher Art und Verbindung sie nun auch seien, bloss Hinweise auf eine verborgene höhere Welt finden möchte, hat Görres die „Tageszeiten" sogleich erfasst. Er prägt für Runges Art die Schlagworte: „Hieroglyphik der Kunst" und „plastische Symbolik", hält nur auf diesem Wege einen Fortschritt der modernen bildenden Kunst noch für möglich und rechnet am Schlusse mit der gefühllosen öffentlichen Meinung ab: Ausser dem guten Worte, das Goethe über die Zeichnungen gesprochen[1]), so sagt er, „haben andere Referenten überhäufter Geschäfte wegen, nicht Zeit gefunden, ihrer zu erwähnen. Nachdem sie die Kalenderkupfer und die Titelzeichnungen zu den Romanen mit grossem Ernste durchgesehen, ist das kurze Jahr verlaufen, und sie müssen den Index zu dem, was sie während seinem Verlauf gethan, anfertigen". Für Görres ist „das Ganze eine Erscheinung solcher Art, dass man sie, wie Jean Paul sagt, eigentlich durch nichts als einen Freudenruf begrüssen sollte".

Jean Pauls Name führt uns zu Görres umfänglichem Aufsatz: „Über Jean Paul Friedrich Richter's sämmtliche Schriften" in den „Heidelbergischen Jahrbüchern" 1811, No. 76—78 (S. 1201—1239); auch hier wird der Blick sich zurückwenden auf die Beziehungen zu Jean Paul in den

---

[1]) Im Programm zur „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung" von 1807: Unterhaltung über Gegenstände der bildenden Kunst.

Jahren vor der Übersiedlung nach Heidelberg.[1]) Dann trat Görres in die Neckarstadt ein, und jetzt erst recht wurde für ihn der Dichter des „Titan“ die Krone der deutschen Litteratur. Jean Paul, Runge und Tieck seien die einzigen Dichter, hatte er ja in seinen Vorlesungen gesagt.[2]) In dem „Uhrmacher Bogs“ ist mit Händen zu greifen, was Jean Paul angehört. Als man mit Begeisterung zur Gründung der „Jahrbücher“ schritt, schwebte auch sein Name auf dem Munde aller „Bessergesinnten“. „Ich habe“, schreibt Görres ihm am 1. Februar 1808, als er über die neue Zeitschrift berichtet, „Sie selbst mit der Clausel übernommen, wenn Sie mich nicht perhorresciren wollen, was Sie nicht thun werden, wenn Sie meinen guten Willen in Betrachtung ziehen. Ich würde Sie indessen dann von Grund aus aufzufassen suchen, und dazu fehlen mir Ihre frühesten Schriften. . . . Wollen Sie im Frühjahr sich hier ansiedeln, dann würde auch das sich sehr gut von selbst einrichten“. Bei den Gegensätzen in der Leitung des Blattes, die mit dem Obsiegen antiromantischer Tendenzen endigten, war von Görres Vorhaben nicht mehr die Rede gewesen. „Und siehe da“, schreibt Görres am 23. September 1811 an die Brüder Grimm über die zurückgegangene Zeitschrift, „die schale Brühe mochte gar niemand. Da schrieb mir denn Wilken (II, 219), ich möge die übernommene Recension doch schicken, mich aber auf zwei und einen halben Bogen (d. h. Manuskriptbogen) einschränken. Denken Sie den grossen Menschen mit dem breiten Fuss in Aschenbrödels Schuh!“ So entstand der weit grössere Aufsatz, der uns vorliegt. „Denn mir sind“, sagt sein Verfasser, „diese kurzen oberflächlichen Recensionen in den Tod verhasst, und diese da ist mir noch viel zu kurz“; es werde ein wenig Lärm machen, meint Creuzer kurz vor dem Erscheinen[3]).

---

[1]) Vgl. oben S. 23 f.
[2]) Vgl. oben S. 67.
[3]) Br. II, 260 (30. Nov. 1811).

Ich getraue mich nun nicht die Görresische Leistung erschöpfend zu analysieren, mir will aber scheinen, dass sie bisher zu wenig gekannt und beachtet wurde.

Wie sehr die Jahre in Heidelberg den litterarischen Umblick Joseph Görres erweitert haben, das wird man sich nicht besser veranschaulichen können, als wenn man diese Besprechung Jean Pauls mit dem früheren Fragmente in der Aurora 1804 einmal zusammenhält. Freilich die Grundvoraussetzung ist dieselbe: der ethisch-moralische Gesichtspunkt, von dem ja Görres ganze litterarische Kritik ausschaut. „Aber was ist's denn, das dem Dichter seine Individualität fixiert und seinen Werken das eigentümliche Gepräge gibt?" fragt Görres 1804. „Es ist das Grundprincip, nach dem seine Natur sich gestaltet hat, das ihn in allen seinen Productionen beherrscht . . ." Diese Mitte des Jean-Paulischen Wesens zu finden, bemüht sich dann die Besprechung des Jahres 1811; ihr Schluss glaubt in den moralischen Qualitäten Richters die Formel dafür gefunden zu haben. „Uns ist diese Reinheit und Unschuld der Gesinnung mitten in Welterfahrung und Dichterkraft vor Allem werth", heisst es dann weiter. „Wir gehen sehr kalt an schönen Werken vorbey, an die gleichwie an Schandsäulen die Erbauer angebunden sind, und es ist uns erquicklich, hier im Hause eines guten Geistes zu seyn, dem wir vertrauen können, dass er nicht mit Trug umgeht, und mit schönen Empfindungen uns belügt, eine freudige Sicherheit, die uns auch in den Werken eines andern in allem Guten diesem Geiste verwandten werthen Freundes, immer so wohlthuend und tröstlich gewesen ist" — natürlich Arnims. Das „Genie der Liebe" wohne vor allem in Jean Paul, so steht an einer anderen Stelle zu lesen. „Grade in dieser Zeit, wo der Ring des geistigen Polarzirkels gebrochen scheint, und der alte Winter aus seinen Ufern tritt, und das Treibeis weit hinunter bis an die Wendezirkel der inneren Welt sich verirrt, ist seine und jede andere Dichtung in seiner Liebe, eine Gabe des Himmels, ein warmer Sommer, der

das Eismeer und seine Gletscher in ihre Schranken treibt" — das ging auf Goethe.

Nur noch ein Wort über Form und Anlage der Anzeige. Sie ist getragen von einer leisen Ironie gegen steifleinenes, korrektes Recensententum. Die Einteilung der „Vorschule der Ästhetik", des Gesetzbuches, das der Dichter selbst geschrieben hat und nach dem daher seine Werke zu richten seien, wird zu Grunde gelegt. Der Referent hat „dadurch den Gewinn erlangt, dass er wenigstens eine Recension in Paragraphen liefert, da ihm ohnehin wieder andere Recensenten vorgeworfen, dass er keine Paragraphen in seinen eigenen Werken mache. Nur eine Sorge hat ihn schon gleich beym Anfange dieser Arbeit beunruhigt, dass er nämlich voll von seinem Dichter und selbst stark bildernd aus Gewohnheit unbewusst in seinen Bildern nachschimmere . . . Um aber auf jeden Fall zu beweisen, dass er, obgleich voll vom süssen Wein des Dichters, doch nicht berauscht sey, noch irre rede, wird er auf der vorgezogenen Kreidenlinie der Recensenten ohne Wanken gehen, und von Zeit zu Zeit billigem Lobe behutsamen Tadel beimischen." In den acht Paragraphen der Recension: 1. Genie, 2. Humor, 3. Laune, Ironie, 4. Witz, 5. Charaktere, 6. Fabel, 7. Poetische Landschaftsmalerey, 8. Stil, ist der Grundriss der „Vorschule", wenn auch keineswegs genau, festgehalten. Auf die Fülle von Geist und scharfer Beobachtung, die der Paragraph „Charaktere" in gedrängtester Form — Görres selbst spricht von „kleinen Silhouetten", die er gezeichnet — darbietet, sei wenigstens hingewiesen. Den Mitteln der sonstigen Charakteristik, der Bilderfülle in ihren Ursprüngen und Zwecken nachzugehen, wäre eine Aufgabe, die in einen andern am Schlusse unserer Betrachtung angedeuteten Zusammenhang gehörte. Die Menge von Gleichnissen mythologischer und historischer Herkunft erinnert daran, dass das Ganze in der Zeit regster litterar- und mythenhistorischer Studien entstand. Die Wortkunst der Metaphern und Bilder aus alter Götterlehre dient dazu, in romantischer

Weise geheime, symbolische Beziehungen zwischen dem poetischen Genius und dem Urgrunde alles Wesens herzustellen[1]). Mit den abnehmenden litterarischen Interessen in den späteren Jahren trat naturgemäss auch Jean Paul, der Dichter, für Görres in den Hintergrund. Ja, Görres Brief an Jean Paul vom 26. August 1822 lässt nur zu deutlich fühlen, dass inzwischen Gegensätze in ihre Anschauungen hineingekommen waren, über die hinweg das schöne, neutrale Reich der Dichtung und Kunst nicht wiederzugewinnen war.

Görres journalistische Verdienste waren damals längst anerkannt, aber sie lagen auf einem Felde, das uns hier nicht interessieren darf, wie dankbar auch die Aufgabe wäre, ihm in seiner Thätigkeit als Redakteur des „Rheinischen Merkur" nachzugehen und die Fäden und Beziehungen dieser Zeitschrift aufzuspüren. Das Wenige, was er in den Jahren nach 1814 für die Litteratur- und Kunstkritik seiner Zeit geleistet hat, möge rasch erledigt werden.

Aus der Schrift über Johann Heinrich Voss[2]) (1826) gehört auch nur wenig hierher. Aber hat Görres seinen alten Gegner dort nicht ganz richtig in seiner historischen Bedingtheit erfasst und auch den ansprechenden Zügen seines niederdeutschen Wesens Gerechtigkeit widerfahren lassen, kurz, das Urteil über ihn so festgestellt, dass wir es heute nur unterschreiben können?

Mehr Beachtung verdienen in diesem Zusammenhange jene Artikel, die Görres 1828 und 1829 in dem zwölften und dreizehnten Jahrgange der „Eos. Münchener Blätter für Poesie, Literatur und Kunst herausgegeben von einem Verein von Gelehrten und Künstlern" erscheinen liess. Die Zeitschrift nimmt in einer späteren Epoche von Görres

---

[1]) Vgl. über die Jean-Paul-Recension auch noch den Brief von Görres an Arnim vom 18. Januar 1812, den Steig in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern X abdruckt.

[2]) S. o. S. 73.

Leben eine ähnliche Stellung ein, wie die „Aurora“ für die Frühzeit. Sie wurde bald nach Görres Eintritt in München für etwa anderthalb Jahre das Organ einer bestimmten Gruppe. Männer wie Baader, Döllinger, Schubert, Friedrich Schlegel u. a. waren ihre Mitarbeiter, ja auch A. W. Schlegel erschien mit einem kleinen Beitrage (1828, No. 78) über Torquato Tasso; Görres Anteil ist bisher noch nicht gesichtet und gewürdigt worden[1]). Einiges was mir bezeichnend scheint, sei herausgehoben: Schelmuffsky und der Bruder Graf haben sich als Reminiscenz an Heidelberger Liebhabereien und Ausgelassenheiten in den Aufsatz „Signalement eines Jetzigen“ hinübergerettet. Wie genial und geradezu unnachahmlich ist in No. 24, Jahrg. 1829 der Eindruck Paganinis durch die Mittel der Sprache wiedergegeben! Manches erinnert hier an E. T. A. Hoffmann oder an den gemeinsam mit Brentano verfassten „Bogs“, in dem gleichfalls, zufolge einer romantischen

[1]) Das Blatt verdiente eine eigene Untersuchung; ich führe im Folgenden sämtliche Beiträge auf, die sich als von Görres herrührend mir ergaben: 1828. No. 29 Die wahre und falsche Geschichte (Von Professor J. Görres). No. 74 Deutschland. Von Görres. No. 90, 91 Signalement eines Jetzigen nebst einigen Lebensumständen von ihm und seinem besten Freunde. Für Statistiker und Biographen. (Vgl. Pol. Schr. V, 375.) No. 92 Ankündigung über die Fortsetzung der Zeitschrift Eos. No. 94, 95 Betrachtung über das Wichtigste der Zeit. Von Görres. No. 99 Ruf der Geschichte an die Zeit. No. 99, 100, 101, 102, 103, 104 Heldenthum, — Heldensage, — Minne, unter den christlich-germanischen Völkern im Mittelalter. Von Görres (Abdruck aus den „Teutschen Volksbüchern“ S. 276, Z. 6 v. u. bis S. 303, Z. 7). No. 105, 106 Der Spiegel der Zeit. (Vgl. Pol. Schr. V, 382). No. 115, 116, 117 Aus Vetter Michels Leben. Wahrheit und Dichtung. (Vgl. Pol. Schr. V, 396.) No. 195 Die Feudalverfassung und Hierarchie im Mittelalter. Von Görres. (Abdruck aus Daub und Creuzers Studien, Dritter Band 1807, S. 372, Z. 7 ff.) 1829. No. 10, 11, 12, 13, 17, 24 Das deutsche Bedlam. No. 28 Über das Recht der Todten. No. 36, 37 Frechheit und kein Ende. No. 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80 (Doppelnummer) Die Gedichte König Ludwigs. — Die Benutzung der Zeitschrift verdanke ich der Münchener Hof- und Staatsbibliothek.

Kunstauffassung[1]), der Hörende aus den Tönen Bilder vor seinem Auge aufsteigen sieht. Die Reihe von Artikeln unter der Überschrift „Das deutsche Bedlam" gemahnt hie und da an Schellings „Nachtwachen von Bonaventura". Das Merkwürdigste aber ist die umfängliche Besprechung des 1829 erschienenen ersten Bandes der Gedichte König Ludwigs von Baiern[2]). „Eine Gesellschaft von Freunden", so beginnt sie, „hatte seit geraumer Zeit in der Hauptstadt des Bayerlandes sich zusammengefunden; Männer aus den verschiedensten Landschaften des Reiches, von allen Ständen, Beschäftigungen und den mannigfaltigsten Lebensansichten hatten sich vereinigt, auch Frauen hatten sich angeschlossen: alle, wie verschiedenartig sonst die innere Gesinnung sich kundgeben mogte, fanden doch durch ein, im tiefsten Grunde sich verwandtes Bestreben in einem freyen Vereine sich verbunden, dessen hauptsächlicher Zweck es war, durch gegenseitigen Austausch der Gedanken sich über die bedeutendsten Erscheinungen der Zeit zu verständigen und ins Klare zu bringen. Sie pflegten bald bey diesem, bald bey jenem aus ihrer Mitte sich zu versammeln: der jedesmalige Wirt intonirte das Thema der Verhandlung, wenn nicht etwa besonderes Interesse einen andern drängte, und war die Ader der Rede erst zum Fliessen gekommen, dann wurde ein Mund um den andern Brunquell eines besonderen Ideenganges .." Und nun diskurieren Benno, Berthold, Luitolph, Siegmund, Isidor, Othmar, Adelheid, Agnes, Hildegard über jene durch die königliche Person ihrers Urhebers Aufsehen erregenden Gedichte. Der Kundige sieht sofort, welches romantische Werk hier für einen beschränkten Stoff zum Vorbild gedient hat: Ludwig Tiecks „Phantasus". Görres besitzt hier mehr spielende Grazie des Geistes, als ihm

[1]) Vgl. Tieck-Wackenroder, Phantasien über die Kunst 1799, S. 263. S. oben S. 62.

[2]) Gedichte des Königs Ludwig von Bayern. Zwei Teile. München, im Verlage der Liter. Artist. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1829.

sonst eigen war. Auch das Element, das selbst E. T. A. Hoffmanns „Serapionsbrüder" entbehrten, die Frauen und der Reiz ihrer Unterhaltung, fehlt hier nicht. Aber, um mit Hoffmanns Vorwort zu seinen „Serapionsbrüdern" zu sprechen: „nur die Bedingnisse eines solchen heitern unbefangenen Gesprächs, in dem recht eigentlich ein Wort das andere giebt, können" — im Vergleiche mit dem unnachahmlichen Vorbilde Tiecks — „zum Massstabe dienen." Das gilt erst recht für Görres: allenthalben schaut doch er selbst wieder mit den Eigenheiten seines Stils und mit der polemischen Masslosigkeit seines Temperaments den redenden Personen über die Schulter, die weitab von ihrem Gegenstande geführt werden. Und zumal gegen den Schluss wird die Form der Causerie durch rhetorische Ergüsse überschwemmt. Aber in manchen Gesprächswendungen und -einleitungen steckt doch soviel „Phantasus", wie füglich in wenigen Zeilen enthalten sein kann. Ein paar prächtige Landschaftsschilderungen, Reminiscenzen aus der Zeit des Aufenthalts in der Schweiz sind glücklich angebracht. Dass aber Görres sich zum Stimmführer der Gedichte König Ludwigs machen konnte, hängt wiederum zusammen mit dem moralischen Grundgesetze seiner kritischen Bestrebungen, das auch in dieser Anzeige ausgesprochen wird: „Ihr wisst", so sagt Siegmund da einmal, „schon alle von mir, wie der Trieb eines Wardeines mir einwohnt, und wie ich gern alles auf die Kapelle bringe, wie ich daher den Wein zuerst auf Reinheit und Ungefälschtheit und dann erst auf seine Güte prüfe, und ebenso die Menschen in gleicher Weise zuvor darauf ansehe, wie es in diesem Punkte mit ihnen steht, ehe ich mir sonst etwas mit ihnen zu schaffen mache." Görres nahm auch hier den Willen für die That, wenn er auch mit seinen Bedenken gegen die dichterische Thätigkeit des gekrönten Hauptes nicht hinterm Berge hält. Sie in der wenigst verletzenden Weise anbringen zu können, das ermöglichte ihm die gewählte Form der unentschieden hin und herwogenden Diskussion. So kam die litterarische

Tradition den Anforderungen des Stoffes willig entgegen[1]), und nun verstehen wir ganz die Äusserung Clemens Brentanos in einem ungedruckten Briefe an Ludwig Tieck vom 24. Mai 1829: „Görres ausführlicher Aufsatz", schreibt Clemens dort, „die Gedichte König Ludwigs, in der Eos, muss Sie interessiren;" und dann fährt er fort: „man kann nicht redlicher und liebvoller (wo nicht zierlicher) in so delikatem Verhältnisse Noah's Scham bedecken . ." [2])

An einer Stelle seiner Recension spricht Görres von manchen wohlgelungenen Sonetten des Königs, „die, wären sie, als vor zwanzig Jahren J. H. Voss das grosse Blutbad über die ganze Gattung verhängt, damals dem Ergrimmten in den Weg gekommen, ihm mit ihren geflügelten Lockenköpfen wohl ein Erbarmen abgewonnen hätten . . ." So waren die Heidelberger Tage Görres stets gegenwärtig und die Erinnerung half auch an dem herrlichen Nekrolog auf den langjährigen, treuesten Freund Arnim 1831 schreiben[3]). Und wie wenig hatte sich Görres Art zu charakterisieren in zwanzig Jahren geändert! Man werfe zum Vergleiche nur einen Blick in Briefe, teils in unserem Anhange, teils jüngst von Steig publiciert[4]), die sich mit Arnims Poesie beschäftigen: man wird bemerken, wie Görres, stets in ähnlicher Weise, mit wörtlichen Anklängen zu bunten Allegorien greift, um das Wesen des Freundes auszuschöpfen. Es war doch weniger der Dichter Arnim,

---

[1]) Übrigens hatte Görres bereits 1815 eine brennende Frage in der gleichen Form eines Meinungsaustausches behandelt. Der „Rhein. Merkur" 1815, No. 175—181 bringt einen mit scharf ausgeprägten politischen Typen arbeitenden Artikel: „Der Kaiser und das Reich. Ein Gespräch." (Anfang: „In Wien hatte sich eine Gesellschaft bei dem Fürsten von S** zusammengefunden, bunt gemischt aus allen deutschen Landen und Völkerschaften . .")

[2]) Ich fand die Stelle ausgezogen in: Graf Paars Autographensammlung, Berlin 1893, wo der Brief auf S. 137, No. 1126 aufgeführt wird.

[3]) Menzels Litteraturblatt 1831, No. 27—30; vgl. oben S. 57.

[4]) Neue Heidelberger Jahrbücher X.

als die ihm so ans Herz gewachsene Persönlichkeit, für die Görres die richtig würdigenden Worte fand.

Das Jahr 1835 endlich brachte die denkwürdige Besprechung[1]) von „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde". Bettinen sollte damit ein Gefallen geschehen; das konnte aber, wie eine kurze Analyse erhärten wird, nicht der Fall sein.

„Das ist eine Geschichte", so beginnt die Anzeige, „welche, die Hauptsache ausgenommen, sonst viel Ähnliches mit der Geschichte des heiligen Christophorus hat. Das Kind hatte sich dem starken Mann auf die Schulter gesezt und er sollte es über das Wasser hinübertragen. Der starke Mann that sein Allerbestes, und anfangs ging es lustig durch die Wellen, aber die Zeiten waren nicht getroffen, das Kind wurde immer stärker und schwerer, der sonst rüstige Träger aber immer älter und schwächer; in Mitte der Wasser kamen die Sturmvögel mit einem Streite herangeflogen, das Kindlein wurde nicht ausgetragen, ein Delphin hatte es auf seinem Rücken davongeführt: so konnten die Geschicke nicht in Erfüllung gehen . . ." In dem biblisch-chronikartigen, leicht ironischen Tone geht es weiter: Die Welt ist durch ein Wasser in zwei Teile geteilt, die jenseits Wohnenden sind Prophetenkinder, Seher, Genien, die diesseitigen Philister. Mit den Zügen, deren die Romantik sich bedient hatte, besonders mit Anklängen an Brentanos Satire, wird Philisterart gekennzeichnet. Goethe aus einer Heirat, „die einer von jenseits der Wasser mit einer solchen, die von diesseits stammte, hervorgegangen" — wie seltsam, dass Görres die Naturen der Goethischen Eltern geradezu umkehrt —, Goethes Lebensschicksal ist es, dass diese Gegensätze in ihm sich stets bekämpfen. Ein Kind, so wird ihm prophezeit, das er Poesie nennen möge, werde sie dereinst ausgleichen.

---

[1]) Morgenblatt für gebildete Stände 1835, No. 78—87; vgl. oben S. 76.

Und wieder begegnet uns dann jene schiefe Auffassung Goethischer Figuren — des Albert, Weislingens, Stellas, Ferdinands, Theresens, Aurelias, des Abbé, Jarnos, Lotharios u. a. —, die schon in den Aurorafragmenten sich kundgab: es seien das Sprösslinge aus der prosaischen, philiströsen Natur Goethes. In sarkastischer Allegorie wird Goethes allmählich errungenes Regiment über das geistige Deutschland ausgemalt und bespöttelt, wird er ob Widerchristentums, ob steifleinenen, geheimrätlichen Wesens angegriffen, dann ergötzlich der erste Besuch des „Kindes“ ausgebeutet und schliesslich der daran angeknüpfte Briefwechsel selbst vorgenommen. Alles Licht fällt auf Bettina. Eine Fülle wunderschöner Gleichnisse von orientalischer Pracht ist aufgeboten, um ihrer Natur, wie sie der Briefwechsel offenbart, gerecht zu werden. „Wie hat aber in diesem allem er gestanden?“ fragt der Referent, „wie hat der Dichter sich gehalten? Man muss zur Steuer der Wahrheit sagen, vollkommen nobel, würdig, mit Zartheit in der schönen Mitte festgehalten. . . An gutem Instinkte hat es seinem Naturelle nie gefehlt, und wie er erst ihm sich anvertraut, konnte er in seinem Benehmen nicht irre gehen. Er hatte ihn gleich in's Edelschö[illegible] zurückgewiesen, ein Gebiet in dem er immer vollkommen Bescheid gewusst . . . Er . . . fühlt wohlthätig von der Wärme sich berührt und durch sie wieder zum Flug gebracht, von innerer Herbigkeit und Spröde sich befreit. Bettina hat ihn „in allem Verkehr, den er mit ihr gepflogen, in diese Ursprünglichkeit zurückzuversetzen gewusst, dass er sich gegeben, wie ihn Gott gemacht in seiner Lieblichkeit, und nicht, wie er selbst sich künstlich zugestümpert.“ Und nun die Lösung: „Da kam ein Jüngling“ so steht zu lesen, „über die Berge dahergeschritten, blühend in schöner Jugendfülle, er auch wohlgethan und edel in der Seele, in Gestalt und Haltung frisch und wacker und fröhlich in all seinem Thun“ — es ist das letzte Mal, dass Görres über Arnim gesprochen hat. Freilich war Bettina wenig zufrieden über die Art, wie er ihn hier eingeführt

hatte[1]), ihn hinstellend als den Märchenprinzen, der die ihm Gebührende sich holte. Goethe aber „hat seine verständige Klugheit und das schöne Ebenmass seiner Natur bewährt, dass er, als nun die Wahlverwandtschaften am Gesichtskreis aufgegangen, zur rechten Zeit abgebrochen und nicht etwa den Silberfaden bis zu den Schlacken aufgesponnen . . .“ Noch spricht dann Görres über die zu erwartende Aufnahme des Buches; von seinem damaligen Standpunkt kehrt er sich bei aller überschwänglichen Anerkennung des Bettinischen Geistes gegen jene hohle, leere, dem Christentum durchaus feindliche Naturbegeisterung, die, statt die Natur zum Spiegel der Religion zu machen . . ., umgekehrt die Religion zum Spiegel der Natur degradirt.“ Gleiche Ansichten hatte ja damals Clemens Brentano.

Mit ironischer, unfroher Miene angestellte Erwägungen über Goethes Nachfolgerschaft im litterarischen Deutschland schliessen dann die Betrachtungen ab. Nirgends streift Görres mit einem Worte das Verfahren der Herausgeberin der Briefe, nirgends ist ihm der Gedanke gekommen, dass Bettina mit ihrem Material frei künstlerisch geschaltet haben könne. Grosse Umrisse sind willkürlich und grotesk herausgearbeitet, die wieder mehr von der eigenen phantasievollen, schöpferischen Fähigkeit des Beurteilenden als von dem Geiste des Gegenstandes zu zeugen vermögen. Wie ganz anders und fruchtbringender stellt sich die an Feinheiten so reiche Besprechung von Görres ehemaligem Freunde Meusebach in der Hallischen Allg. Literaturzeitung 1835 (No. 115—120) dar!

Versuchen wir der Auffassung Goethes durch Görres in der historischen Entwicklung einen Platz anzuweisen, so tritt sie zur Seite den vielfach nachwirkenden Urteilen des späteren Tieck, die sich zu dem Ausruf verdichteten: „Wie liebenswürdig und erhaben zugleich, gross und einzig steht er (Goethe) nicht in seinen Jugenddichtungen da, wie ist er da so ganz echter wahrer Mensch! . . . Wie

[1]) Vgl. die oben S. 76 Anm. 2 citierte Stelle.

capriciös, wie starr und steif, Launen und Einbildungen unterworfen in seinem geheimräthlichen Alter.“ [1])

Görres war nicht der einzige, der sich aus Bettinens Buch Stoff zum Angriff gegen Goethe, den kalten, fühllosen holte: man könnte vor allen an Börne erinnern. Was hätte Goethe darauf zu erwidern gehabt? „Alles muss man lernen“, hat er einmal, am 24. Dezember 1810, in einem Gespräche mit Riemer gesagt, „die Verachtung der andern, die uns als eine Maske begegnet, eine wohlbekannte, doch befremdlich; denn man muss lieben, was uns hasst, das Vortreffliche hasst — eben weil es nur ein Irrtum ist.“ Riemer hat zu dieser seiner Tagebuchaufzeichnung [2]) dann später — im Hinblick auf Görres Anzeige des „Briefwechsels mit einem Kinde“ — die Notiz gesetzt: „cf. die Artikel Görres“. Was Görres innerlich von der jüngeren Romantik geschieden hatte, was ihn einer späteren Generation, den im übrigen so disparaten Menzel, Börne, Immermann und dem bestgehassten jungen Deutschland näher brachte: die Auflehnung gegen den Bann des Goethischen Wesens, hatte 1835 noch einmal ihren Ausdruck gefunden.

* * *

Wir stehen an dem Ziele, das diese Abhandlung sich gestellt hat, die nur einen Ausschnitt von Görres Thätigkeit historisch einordnen und beschreiben wollte. Ich bin im Laufe der Arbeit mehr und mehr zu der Überzeugung gelangt, dass, um Görres als historische Erscheinung voll erfassen und erklären zu können, eine kritische Untersuchung seines Stils vor allem not thut, der ausserordentlichen, mit Recht berufenen sprachlichen Form, in die seine oft sich wiederholenden und zwischen wenigen

[1]) Vgl. Walzel, Schriften der Goethe-Gesellschaft 13, XLII.

[2]) Vgl. Aus den Tagebüchern Riemers. Mitgeteilt von Robert Keil: Deutsche Revue 1887, 12. Jahrgang, 4. Bd., S. 47; s. a. Riemer, Mittheilungen I, 31.

Ruhepunkten hin- und herpendelnden Gedanken gekleidet wären. Ich habe manches zu einer solchen Arbeit gesammelt, beschränke mich hier aber auf wenige Andeutungen.

Da müsste zunächst die vorromantische Periode genau ins Auge gefasst werden, und es entständen die Fragen, wie weit schon hier stilistische Einwirkungen etwa Herders, Klopstocks, Lichtenbergs, des Ossian wirksam gewesen sind, inwieweit ferner die gehobene Sprechweise des französischen Republikanismus, die auch einmal eine besondere Untersuchung verdiente, auf den revolutionären jungen Rheinländer gewirkt hat. Den Spuren einer ursprünglichen Anlage zu erhöhter Bildlichkeit und Allegorie in Görres Sprache jener Zeit müsste natürlich nachgegangen werden.

Dann kam die Romantik. Sie, die Görres ganzes Wesen erfasste, übte auf seine Sprache den tiefsten Einfluss[1]). Bernhardis Sprachlehre, Bemerkungen der Schlegel, Novalis, Schleiermachers beförderten die Idee, dass auch mit der Sprache, der „Dynamik des Geisterreiches", die romantischen Gesinnungsgenossen als eine „unsichtbare Kirche" über dem Bisherigen und Alltäglichen stehen sollten. „Anders", sagt Schleiermacher im dritten Abschnitte der Monologen, „ist des Weltlings Tonart als des Geweihten: anders als dem Weisen reihen sich dem Knechte der Zeit die Zeichen der Gedanken zu einer andern Melodie; etwas anderes erhebt dieser zum Ursprünglichen und leitet davon ab, was ihm unbekannter und ferner liegt. Bilde nur jeder seine Sprache sich zum Eigenthum und zum kunstreichen Ganzen, dass Ableitung und Übergang, Zusammenhang und Folge der Bauart seines Geistes genau entsprechen, und die Harmonie der Rede den Accent des Herzens, der Denkart Grundton wiedergebe." Daraus mochte Görres die Berechtigung zur individuellen Entfaltung sprachlicher Eigenart sich herleiten. Nebenbei bemerkt: gerade in Görres und Schleiermachers Sprache macht sich eine gewisse Gleichartigkeit des Gefüges

[1]) Vgl. übrigens auch oben S. 14.

bemerkbar. Schon Gutzkow ist sie nicht entgangen, der in den „Beiträgen zur Geschichte der neuesten Literatur", Stuttgart 1839, S. XXXI sagt: Schleiermachers Stil baue sich ebenso architektonisch auf „wie die Görres'sche Sprache, nur mit weit weniger Geräusch und mit weit mehr innerer logischer und gemütlicher Wahrheit".

Um die romantischen Elemente in Görres Stil herauszufinden, böte bei einstweiliger Ermangelung eines Besseren Petrichs Büchlein „Drei Kapitel vom romantischen Stil", Leipzig 1878, das wertvollste Hilfsmittel, wobei man natürlich nicht blind sein dürfte für die Gegensätze zwischen einzelnen specifisch romantischen und anderen Eigentümlichkeiten der Görresischen Sprache.

Sie erführe nun nach dem Verfolg ihres Entwicklungsganges eine eingehende systematische Zergliederung; schon Zeitgenossen schien sie ja eindringender Aufmerksamkeit wert. Als Antipode Adelungs ist Görres von Jean Paul in der „Vorschule der Ästhetik" ins Feld geführt worden[1]).

Es wäre zu achten auf Flexion, Wortbildung, Wortschatz in ihren dialektischen, archaischen und neologischen Sonderheiten, auf den Satzbau mit seinen hervorstechenden Kennzeichen: der Inversion, der ineinandergeschobenen und gekreuzten Wortstellung, der einförmigen parataktischen Aneinanderfügung von Sätzen zu bisweilen ungeheuerlich aufsteigenden Perioden; was weiter führen würde zu Beobachtungen über den monotonen Rhythmus der Rede. Denn Görres schreibt eigentlich stets als Redner. Und wie sprach er? Alle, die ihn in seiner nachrevolutionären Periode hörten, bezeugen gleichmässig, dass sein Vortrag etwa dem Gesange eines messelesenden Priesters ähnelte. Der Tonfall seiner Sätze führt zu derselben Wahrnehmung.

Die biblischen Elemente seines Stils, unschwer in die Augen springend, vermöchten hie und da solchen Eindruck zu verstärken. Der Höhepunkt der ganzen Untersuchung

[1]) Vgl. Vorschule (Hempel) S. 307 f., 337 f. und oben S. 23.

schliesslich wäre eine eingehende nachempfindende und ringsherum vergleichende Studie über die Bildlichkeit dieses Stils, dessen blühende Fülle in geheimer Sympathie mit orientalischem Geiste stand[1]) — über diese Bildlichkeit von der einfachen Metapher bis zur durchgeführten Allegorie. Die psychologischen Wurzeln dieser malerischen Fähigkeit wären blosszulegen, die Anschauungskreise abzugrenzen, die Ursprünge dieser Bilder aus Natur, Leben, Geschichte, Kunst, Religion und Mythologie herzuleiten und die mannigfachen litterarischen Quellen zu erschöpfen.

Görres Stil mit seiner wasserfallartigen Beredsamkeit und bestechenden Dialektik, die alle Dinge wieder und wieder nach andern Seiten zu kehren verstand, mit dem Prunk von Tausenden von Bildern scheint mir bei allem geistigen und seelischen Reichtum, über den sein Urheber verfügte, nicht immer frei von Manier. Die Menge von Nachahmungen und Parodien, die ich aufzuweisen vermöchte, spricht nicht dagegen, dafür jedoch die Thatsache, dass Görres hie und da — meist in politischen, streng sachlichen Aufsätzen, z. B. im Rheinischen Merkur, — über eine gedrungene, einzigartig präcise Sprache verfügt. Gerade im Hinblick auf diese Ausnahmen notierte Jean Paul, kein bedingungsloser Verehrer der sprachlichen Eigenart des Freundes, sich einmal den Satz: „Welche Sprachgewalt ein Genie besitzt, zeigt sich, wenn es sich auf gemeine zeitliche Verhältnisse wirft, wie Görres.“[2])

Im Übrigen fällt Görres Stil aus der Entwicklung der deutschen Prosa eigentlich heraus; er ist ebenso sui generis wie es der ganze Mann nach einem Ausspruche Hebbels[3]) ist, dessen schlagende, scharfe Charakteristik des späteren, fertigen Görres ich bewundere, um doch zu glauben, dass auch hier nur die aufmerksame Betrachtung des Werdens dem Urteil höhere Gesetze zu geben vermag.

[1]) Vgl. Br. II, 245 f.

[2]) Förster, Denkwürdigkeiten IV, 148.

[3]) Tagebücher II, 182.

Anhang: Briefe.

Von den folgenden Briefen hat Reinhold Steig No. 1 und No. 5 im Arnimschen Nachlass zu Wiepersdorf aufgefunden und mir im Juni 1898 zur Publikation oder Verwertung gütigst überlassen. Die übrigen Nummern wurden mir aus Varnhagens Nachlass auf der Königlichen Bibliothek in Berlin zugänglich.

Inzwischen ist eine weitere Reihe Briefe von Görres an Arnim zu Tage getreten, deren ersten Teil Steig in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern X (Juni 1901) publiciert hat; darunter sind auch No. 1 und 2 unseres Anhanges der Vollständigkeit wegen veröffentlicht. Da ich mich im bereits gedruckten Texte auf die folgende Reihenfolge berufen hatte, musste ich diese beiden Nummern nach wie vor hier beibehalten. Natürlich modificieren sich nun aber die Ausführungen oben S. 59. Die wenigen Bemerkungen, zu denen mich die Briefe veranlassen, folgen am Schlusse.

I. Görres an Arnim.

Koblenz am 1ten Februar 9.

Dann habe ich Ihnen die traurige Nachricht mitzutheilen, dass unser Arnim neulich im Zweykampfe mit Voss geblieben ist: Have Anima pia. Wirklich niedergefallen ohne ein Zeichen von sich zu geben. Da Sie der nächste Angehörige des Verblichenen sind, so will ich die Korrespondenz mit Ihnen fortsetzen, als ob nichts vorgefallen wäre. Das Inventarium des Tisches auf dem ich gegenwärtiges niederschreibe ist ein Kapuziner auf

einem Esel meinem Buben angehörig, den[1]) ich so eben mit Siegellak reparirt. Eine Lichtputze, die das Maul schandlich weit aufsperrt, wenn man sie nur berührt, wenigstens so weit wie der Knabe der alle Tage das Brod brachte, ein Wassergefäss mit einem schwimmenden Gänsefuss oder dergleichen, etwas Reisbley zum Tiegel, und ein Leuchter von Heidenköpfen. Nun möchte ich gern einen Roman anspinnen zwischen den Allotrien, aber es ist keine Eintracht und Herzlichkeit in ihnen, und kein Liebeshandel einzufädeln, weil die einzige Dame darunter nur[2]) Schnuppenfresserin ist, und der stattliche Kavalier leider den Cölibat halten muss. Vor dem Fenster indessen hält schon seit mehreren Tagen eine Maske, und giebt sich für den Frühling aus, hat auch alle faux airs davon, Gang und Schritt und den leisen Tritt, und das freundliche Gesicht, die dummen Bäume glaubens auch, und legen sich weit heraus, hat er sie, klaps wird ers Netz zuziehen. Das stelle ich ihnen beweglich genug für, und wie ich noch Schnee haben müsse zu meinen Experimenten, hilft alles nichts, die unbesonnene Jugend lässt sich nicht zurückhalten. Einstweilen habe ich Rittersporen gesaet, wenn zufällig an die Sporen auch Ritter anwachsen, dann will ich sie den Spaniern zu Hilfe schicken. Gross Wasser haben wir gesehen, der Rhein hat allen Schnee getrunken, und berauscht davon ist er über seine Ufer hinübergetaumelt, da und dort hat er viel zertreten und sonst Schaden angerichtet. Alles Wasser liegt schon im Meer und wird dort eingepökelt für die kleine häusliche Oekonomie der Natur. Darauf ist ein Sturm über uns gegangen, hätten die Häusser Segel zum Aufspannen, die Stadt hätte in der Nacht ein gut Stück Weg zurücklegen können, und hätte sie sich nun mit ihrem Weichbild auf irgend eine fremde Mark aufgesetzt, nach dem römischen Rechte wäre ihr nichts an ihrem Besitze verkümmert worden, und der

[1]) Im Original *dem*.
[2]) *und*.

Unterliegende hätte auch vor Gerichte unterlegen. Sie sehen, dass ich unterdessen schöne juristische Kenntnisse eingesammelt habe. Ich lese Naturrecht an der hiessigen hohen aber weder weiten noch tiefen Schule. Sonst bin ich gegenwärtig meines eigentlichen Handwerks ein Cyklope, ein halb Fuder Kohlen habe ich schon verbrannt, mein Tint verdirbt sich ganz jämmerlich, die Metalle, zwey ausgenommen, sind mir dienstbar, ich suche den Karfunkel. Nun habe ich auch seine Mutter und die Sippschaft, Hangendes und Liegendes gefunden, ich warte nur auf eine recht dunkle Nacht und ein Gewitter darin, um die Königsschlange mit den Jungen in dem Neste zu überraschen. Meiner Mythologie gehts jämmerlich, Zimmer hat von Natur ein zu eng gebautes Becken, die gesammte Hausgenossenschaft zieht und reisst mit Zangen und Brecheisen, und alles will nicht gedeihen. Ich habe hundertmal gewünscht, dass die Druckerpressen Keltern wären, die Schriftsteller schütteten ihr Gewächs dahin auf, und das Publikum käme und füllte sich die Krüge mit dem Safte und nicht die Papiertütten. Oder noch lieber wie bey der Transfusion des Blutes, eine Röhre aus einer Ader in die Andre, etwas warm gehalten, dann ist alles gethan. Jetzt gehts jämmerlich besonders in Streitsachen, erst der Blitz, nach einem halben Jahre der Donner, in anderen sechs Monathen die Kugel. Das sehe ich jetzt recht im Vossischen Streite. Ihre Mitraille hätte ich noch nicht aufschlagen hören, wenn mir Kreuzer nicht Extrabericht darüber abgelegt hätte. Das Geschütz war gut bedient. So geht eine Zeit vorüber, zwey Zeiten und eine halbe Zeit, endlich wird zu Gericht gegangen mit denen, die dem Thiere und der Hure dienen. Lächerlich war mir, dass sie den Verdruss gegen den Einsiedler sogar in den Kartenallmanach hineingeschleppt haben, er hat ein Bild und eine Erklärung dazu, wo auch wieder der Hund sammt Zubehör paradirt, was wir doch alles zuerst in Besitz genommen haben. Der lächerliche Graf, der immerfort die Schrauben ohne Ende wie Jason dreht, hat wie

Sie gesehen haben werden, sich auch hineingelegt, natürlich wo der Dreck am dicksten war. Ein Narr in subjektiver und objektiver Hinsicht, aber ein Fabriknarr, kein gebohrener, vor denen ich Respekt habe. Wenn Sie haben wollen, dass ich mehr weiss von den Begebenheiten, dann müssen Sie mirs selbst schreiben. Zugbrücken sind vor und hinter mir aufgezogen, und ich stehe auf dem Söller und blicke ins Land hinaus. Da ich überhaupt meinen Stuhl dahin zu stellen pflege, wo andre Leute nicht viel hinkommen, so lebe ich als eine Art von Robinson prinzlich und mir ists wenn ich ehrlich seyn will, so wohl als mirs nur bereitet werden kann. Wie im Mährchen ist mir der Mantel mit dem der Staat mich bekleiden könnte immer entweder zu lang oder zu kurz, niemal passend. Ihr guter Wille für mich in Ihrem letzten Briefe hat mich indessen gefreut, Sie sind aber doch auch selber in der nämlichen Schule krank. Ich muss lachen, wie Sie mit dem Philosophen im Kasten umzogen, den in der Welt niemand brauchen kann, so ein altes astronomisches Instrument, dessen Nutzen niemand absehen, dessen Reparatur kein Uhrmacher übernehmen mag. Meine Kinder gedeihen fröhlich, Ihr Pathchen muss sich Ihre Erzählung von zehnstündigen Spaziergängen in Schlangenbad gemerkt haben, es marschirt im rechten Trott und macht alle Pas des Kosakkentanzes dabey. Nachts aber führt sichs keineswegs exemplarisch auf. Meine Frau ist deswegen nicht allzuwohl. Von Brentano habe ich die längste Zeit nichts gehört. Er schrieb mir einen salbungsvollen Brief über seine Bücher, um mir das Gewissen in Aufruhr zu bringen. Sie wissen selbst, wie ganz zufällig ich sie mitgenommen habe. Ich habe sie eiligst zusammengepackt und abgeschickt. Seither habe ich nicht ein Wort von ihm vernommen. Man schreibt mir Sie seyen lange in Weimar gewesen, schreiben Sie mir etwas von Göthe. Schicken Sie mir auch Ihre direkte Adresse, da ich die Mittelstationen nicht leiden mag. Da Sie doch nun wohl in Berlin sind, so sehen Sie sich doch einmal um, ob Sie mir nicht eine Spanne

Silberfaden in mein Fernrohr auftreiben können. Von München hat mir Boisserée Nachrichten gebracht, die mich orientirt haben. Mir ist lieb, dass ich nicht nach Landshut gegangen. Die allerarmseligste und ungeschickteste Intrigue rumort an dieser Akademie. Jakobi ist durch seine Weiber und seine Schwäche ganz erbärmlich befangen. Mit Bettine sind sie gar übel daran, sie windet sich ihnen wie eine zahme Schlange um die Beine, sie fürchten aber, die Giftzähne seyen nicht gehörig ausgebrochen und jeden Augenblick könne ein tödtlicher Biss folgen. Savigny trauen sie nicht mehr, so sehr auch seine Frau alles gleich zu streichen sucht. Clemens können sie natürlich gar nicht leiden, und haben den Schmerzensausruf bey der Gelegenheit sich entfahren lassen: der wird wohl auch noch den Arnim ins Land bringen. Leben Sie wohl und behalten Sie uns lieb.

J. G.

2. Görres an Arnim.

Koblenz am 2ten July 10:

Ich habe lieber Arnim Dein Buch jetzt von der Messe erhalten, und danke Dir dafür. Noch habe ichs nicht gelesen, ich habe es aber in den acht Tagen herumgegeben in meiner Bekanntschaft, um Dich loben zu hören, und würklich musst Dus diesmal getroffen haben, Alle preisen Dich und das junge Kälbchen einstimmig, ich streiche das Lob ein als Dein Cassirer und werde was ich en detail eingenommen, Dir en gros versiren, zuletzt aber erst mit meiner Schuldigkeit mich einstellen. Wo Du vorbeygehst im Leben fangen die dürren Bäume an zu grünen und die grünen zu blühen und Dir nachzuwachsen, die Vögel singen und fliegen Dir nach, selbst die brünstigen Katzen mauen melodisch und ziehen hinterdrein, am Ende machst Du einen grossen Strauss aus dem ganzen, in dem all das musikalische Gethier sich einwickelt und die Realschulbuchhandlung wird das Sträussermädchen, das die Einsiedlergärtchen feilbietet. Ich musste lachen, wenn ich

in einzelnen Fragmenten, die ich hörte, gewahr wurde, wie Du Anekdoten und Begegnisse am Wege alle aufhebest, wie der Herr Jesus das Hufeisen, und sie wie Steine hinter Dich wirfest, und dann Menschen daraus werden, die sich wie ein Negersklaventransport alle mit Stricken und Gabeln aneinanderknebeln und sich Dir wie ein Drachenschweif anhängen, mit dem Du dann immer höher ad astra steigst. Das ist die wahre Selbstbiographie, ein verhextes, verzaubertes Leben, ein Schlittschuhlaufen mit solcher Geschwindigkeit, dass der Fluss unter den Füssen schmilzt und die Wiesen am Ufer grünen, die Bretter und die Balken in den Wänden erinnern sich dabey, dass sie einmal grün gewesen sind, und solltest Du einmal ins Fegefeuer hinein zum Braten verurtheilt werden, ich glaube die Flammen legten sich Dir auch als zahme Bestien zu Füssen und liessen sich in Vogelkörbe einsperren. Clemens hat diese poetische Schlangenbeschwörung auch, nur auf etwas andere Weisse, er übt sie[1]) mehr mündlich und im Leben aus, und hat immer alle Taschen voll Eyer Nachtigalleneyer und Basilisken, Kröten, Grasmücken, Rothkehlchen, Heher und Sperber, und wo er irgend eine Glucke brütend sitzen findet, da schiebt er sie unter, den zahmen die Wilden und den Wilden die zahmen, und wenn die ausgebrannt haben, und mit Schrecken die wunderlichen Kreaturen, doch von ihrem eigenen Fleisch und Blute, erblicken, dann kommen sie sich selbst als Fabelhanse vor, und sie mögten sich im Aerger selbst auffressen. Dabei stochert er sich mit dem Zahnstocker ganz ruhig die Zähne, und sieht verwundert der Jagd zu, oder niest sein Lied dazu. So seyd ihr zusammen Kastor und Pollux, wo die Leute euch auf ihrer Segelstange erblicken, ahnden sie ein bevorstehendes Ungewitter und legen bey mit eingezogenen Segeln, und darum sagte auch Jacobi in München zu Boisserée „ist da der Brentano gekommen, und der wird auch noch den

[1]) *sie* übergeschrieben.

Arnim ins Land bringen, und dann haben wir die Be
scherung". Von mir sprach er nichts, ein Beweis i
welchem guten Credite ich im Auslande stehe. Vo
Bettine, die sich ihm wie eine Schlange um die Füss
gewickelt, hatte der alte Mann auch grosse Ungemächlich
keit, weil er gar nicht versichert war, ob gleich wie di
Vögelweibchen nicht zu singen pflegen[1]), so auch di
Weibchen in dieser Familie keine Giftzähne führen. Drur
legt euch auf ein besseres Gott gefälliges Leben. Du ins
besondere schreibe einmal ein ernsthaftes Traktätlein fü
Dein Pathchen, worin Du ihr die Unanständigkeit de
Kneipens und Kratzens, des barfusslaufens, und des Hin
legens mit blossem Hintern und aufgerichteten, strampeln
den Beinen recht einleuchtend und herzerschütternd un
dabey populär und begreiflich für ihre zarte Jugend, als
ohne Einmischung aller philosophischen Kritikworte zeigs
das wird Dich bey verständigen Menschen mehr förder
als zehn Bände Roman, die doch nichts sind als ein Packe
tausend Ellen langer Schneidermase, die man an allerle
Leute angelegt, und mit denen man ihre Proportione
genommen, über Buckel und krumme[2]) und gerade Bein
herüber, um sie[3]) in Marmor darnach auszuführen, in der
kostbaren Steine, was die Natur aus Dreck und feuchtem
Schlamm gemacht. Dann ists gottlos mit Gott selbst i
solchen Büchern in Wettkampf sich einzulassen, und di
Sachen besser machen zu wollen wie er, ihr werdet darum
noch geschunden werden, und die Bälge werden als blaue
Fuchspelz an die Höfe verkauft. Ich merke aber das
ich gar viele Schreibfehler in diesem Briefe mache, woraus
ich sehr betrübt auf ein höchlich geschwächtes Gedächtnis
meiner Faust schliesse, lasse ihr doch von Hufeland, de
ihr ja bey euch habt, etwas restaurirendes verschreiben
Zum Danke für das gefälligst besorgte Rezept, will ic
mit der geheilten Faust sogleich eine Rezension schreiben

[1]) *pfleg(t)en*: *t* durchgestrichen.
[2]) *K* verbessert.
[3]) *hernach* durchgestrichen.

Armuth, Reichthum, Schuld und Busse der Gräfin Dolores ein Roman von A. v. Arnim. In der bekannten mystischen Haarkräuslermanier des Verfassers erhalten wir hier einen neuen Roman in zwey Bänden. Alles was wir schon gähnend einmal in[1]) der verschollenen Einsiedlerzeitung gelesen haben, der Dichtergarten, Ring, das scherzhafte Gemisch, die Briefe der Mohrin, werden hier von neuem aufgewärmt, nur dass die dort vermissten musikalischen Kompositionen hier mit obenein gegeben werden. Die Dornen-Krone auf der Titelvignette ist wahrscheinlich seinen Lesern bestimmt, der Rosenkranz seinem Verleger, der Verf. hätte noch den bitteren Leidenskelch hinzufügen sollen und den Schwamm mit Essig und Galle getränkt, den wir hier ergänzend und berichtigend ihm hinreichen wollen. Der päpstliche Kammerhusar, der eine so grosse Rolle in dem Buche spielt, soll wie wir vernehmen ein abgedankter Bedienter des Verfassers von phlegmatischem Temperamente seyn; die Geschichte eines sehr achtungswerthen Mannes und bekannten Physiologen hat er gleichfalls auf eine sehr undelikate Weisse hineingebracht. Seine besten Freunde hat er mit allerley boshaften Anspielungen blosgegeben. Wir warnen jederman vor dem Ankaufe des theueren Buches, und rathen dem Verfasser[2]), vom Romanschreiben abzustehen, und lieber wieder das Reisebarometer, die Elektrisirmaschine, die galvanische Batterie, und den magnetischen Stahl vorzunehmen. — So weit das Morgenblatt. Ich will nun für jetzt ablassen von Dir und Deinem Buche, und zu andern Dingen übergehen. Fürs erste will ich Dir ankündigen, dass Du zusammt den Landsmannschaften nahe von Heidelberg relegirt worden wärest. Wilken und Thibaut in grossem Kostüm sind mit dem förmlichen Antrage bey der Redaktion der Jahrbücher vorträglich eingekommen, Dich auszuschliessen, wie ich glaube wegen Blödsinn und um des Mangels an natürlichen

---

[1]) *im* (*E*): *E* durchgestrichen.
[2]) *wied* durchgestrichen.

Talenten willen, womit Du ihr Blatt verunziertest. Die Veranlassung war euere Erklärung um meine inhaftirte Rezension des Wunderhornes zu befreyen. Der Vorschlag ist indessen nicht durchgegangen, da auch Bökh Deiner sich annahm, und Du bist mithin in Gnaden beybehalten. Ich werde darum sehen, ob Du Dich über dergleichen noch ärgerst, wenn Du aufhörst, die Leute mit Deinen Beyträgen zu ängstigen, mich kann dergleichen erst recht hitzig machen, ich thue doch beynahe mehr dem Teufel zum Speitz als Gott zu Liebe. Der Arrest der Rezension hängt daher auch weit tiefer zusammen als Du meynst, es ist die eiserne Maske, ein Staatsgefangener, man darf nicht wohl davon sprechen. Du magst mit Deinem Patriotism sagen was Du willst, ich kann mir Teutschland unter keinem passendern Bilde dänken, als dem alten des Schaf-Käses von den Maden halbzerfressen, und auf das Bayonett eines Franzosen aufgespiesst. Über jeden Zeitungsartikel der aus euerem Lande kömmt, ärgere ich mich von neuem, es ist als wenn die Gesindestube aufgienge, und Qualm und Biergesang[1]) einem entgegendampfte. Ich komme nicht zu euch lesen, bis ihr euch besser aufführt. All das bischen guter Wille geht gleich in der Mattigkeit bis an die Knie unter, und bekömmt dann auch wie Seume das böse Wesen in die Därme, woran es bald stirbt, und in der Sulze gleich auch sein Grabmal findet. Aus euerer Universität kann leicht einiges werden, aber so blos wie sie dasteht in dem Flugsande, gehalten von nichts rundum, ist sie auch nur so ein Almanach mit glatten Bildern und gutem saubern Drucke, aber nur geltend für ein Jahr, dabey wird die Sache in Teutschland, durch allerley Niederträchtigkeit immer verzauster. So sehe ich aus dem letzten Hefte des Jasons, das ich einmal wieder (Gegenwärtigs ist eine Rotznase von Deinem Pathchen)[2]) gelesen

[1]) So im Original; soll wohl heissen *Biergestank.*

[2]) Zwischengeschrieben und mit der Feder umrahmt.

habe, wie der Streit zwischen Romantikern und Klassikern jetzt politisch geworden, Adam Müller und ihr Preussen alles und was sonst Gallizismen nicht liebt, sind die Karfunkler, der rheinische Bund aber klassisch. Es ist eine klägliche Misere um diese teutschen Oppositionsmänner. Müllers Staatsbuch habe ich noch nicht gesehen, es muss wohl etwas daran seyn, da es schon ziemlich angefeindet wird. Glöckle ist noch immer in Rom, er ist sehr fleissig gewesen, aber sein Vater will nicht länger Geld hergeben. Ich habe schon bey vielen Buchhändlern um Römermonate und Kammerzieler für ihn gebettelt, aber ohne grossen Erfolg. Ich lasse indessen den Lohengrin hier drucken, 8000 Verse recht zierlich und geschickt von Wolfram von Eschilbach ausgearbeitet, dabey wie ein klarer Hohlspiegel[1]) den Geist der fernen Zeit wieder herbeyziehend, überhaupt ein recht sehr interessantes Gedicht. Dieterichs Flucht zu den Hunnen an poetischem Verdienst nicht damit zu vergleichen, aber nicht ohne Historisches habe ich an V. der Hagen für sein Museum abgegeben. Die Entdeckung des Alphart interessirt mich, ich möchte gern etwas Näheres davon wissen. V. d. H. habe[2]) übersetzt ein Fragment erhalten, was heisst das, ist es denn welsch geschrieben. Die Rezension des Wunderhorns soll nun auch endlich gedruckt werden, ich habe ihr noch einige vatikanische Lieder beygefügt. Ich habe wohl aus euerer Erklärung vermuthet, V. der Hagen habe die Rezension des Wunderhorns in der J.[3]) gemacht, die ich übrigens so wenig wie die meiner Volksbücher gesehen habe: Creuzern habe ich geschrieben, dass er durch Bökh Deine Dolores Jeanpaul zur Rezension zuweisse, damit das dumme Schaf, das Deinen Wintergarten abgefressen, nicht wieder hineingeräth. Seid ihr auf euerer Reisse durch Weimar gekommen, dann habt ihr wohl den Dom der Kölner bey Goethe gesehen,

[1]) *Hohl* übergeschrieben.
[2]) *es* durchgestrichen.
[3]) Jenaer (Litteraturzeitung).

es ist recht brav und fleissig ausgeführt, es hat mir aber doch beim Anblick geschienen, als sey der ganze gothische Kunstgeschmack vor seiner völligen Durchbildung von der Zeit überrascht und vernichtet worden. Somit gehabe Dich wohl und behalte mich lieb.

Görres.

Die Einlage für Brentano hatte ich meinem vorigen Briefe zur Messe nachgeschickt, sie kommt aber zufällig zurück, darum schliesse ich sie hier ein.

3. Görres an Clemens Brentano.[1])

Ich danke, lieber Brentano! für die Zueignung der Viktoria. Ich hatte sie in der gelehrten Buchhandlung bestellt, nun erhalte ich sie stattlich auf feinem Papier und in rothem Gallakleide. Ich habe sie mit ihrer spasshaften Gesellschaft hereingenommen, und trotz ihrem Putze hat sie sich gleich zu Hausse gefühlt. Ich habe mit vielem Vergnügen die berühmte grosse Schlange mit dem Berglein butternd im Milchmeer, das Gefrorene, die präparirte Hundsschnauze und den übrigen Heidelberger Apparat wiedergefunden. Der Dichter beweisst hier Sulzers Theorie, wie fest die Jugendeindrücke haften, und ich der Leser habe in completer Illusion wieder in Heidelberg gesessen am grünen Platze im getäfelten Zimmer, und jener hat ihm, das ist mir den Bärenhäuter vorgelesen, und ich habe ihn hier und da gedehnt und fürs Publikum zu hochbeinigt gefunden, der damalige Leser aber hats sich nicht einreden lassen, sondern den langen Kerl subtil in den Einsiedler, wie in eine Lade hineingelegt. Arnim aber hat daneben gesessen und immer mit einem Fuss getänzelt, und war immer meiner Meynung nur nicht bey eignen Sachen. Was die Illusion einigermassen gestört, war dass ich mit dem alten Voss nicht mehr wie damals Feindsvolk bin, sondern Freundsvolk geworden, indem er mir die Hand gereicht und herablassend von den Nibelungen ge-

[1]) Ohne Datum; aus d. J. 1817.

sprochen, und mir hinter dem Rücken gesagt, es sey an mir am meisten von den dreyen gewesen, da ich ihn am wenigsten geärgert. Der Mann ist viel älter geworden in den zehn Jahren, wie wir eben auch. Was übrigens das kleine Buch betrifft, so ist es der Tebel hohl mer nicht übel gerathen, und enthält recht artiges Gespasse, und guten Witz. Das haben diese Oestreicher doch an sich, dass sie gar vortrefflichen Scherz liefern, während oben die Mark gar miserables Wildprett fällt. Da habe ich von dem Julius Voss ein Buch mit Berliner Witz gesehen, der jämmerliche Patron ist freylich Schuld dran, aber der Witz doch am meisten, das Ding ist mir abscheulich aufgestossen, und ich kann den sappermentschen Geschmack noch nicht aus der Kehle kriegen. Dergleichen verleidet den Rheinländern unter andern mit das ganze Berliner Wesen, sonst hätte es wohl keine Noth, dass sie bald dort ständen, wo sie hingehören. Nach Wien und dort hinaus sind immer Viele gegangen, nach Berlin mag niemand, und sie mögten darum am liebsten ihre eigene Haushaltung haben. Der Brief zu dem kleinen Buche ist aber allzu demüthig geschrieben, ich müsste darauf herablassend versichern, dass der Patron ja niemal ruhmredig gewesen, und dass darum der Autor ihn nicht also anzapfen möge. Das ist wahrhaftig war, die Zeiten sind vortrefflich, um den Menschen allen menschlichen Hoffart zu benehmen, denn wer sich in der schlechten, abgestandenen, abgerahmten, kahmigten Brühe besäuft, muss einige rheinische Natur im Magen sitzen haben. Darum hats gute Zeit, dass jemand sich von der Seite übernimmt, und man geht eben gemach und ruhig seine Wege, und sorgt nur, dass man bey sich selbst in einigem mässigen Respekte bleibt, damit man nicht verlumpt und verludert. Nun Gott befohlen, schreibt bald wieder so kleine Bücher, und sagt nicht hinterher dem Witze drein Böses nach, sonst hält der Witz sich wieder über seinen eigenen Vater auf, und liest ihm auch den Text, und gegen die witzige Bestie, kömmt der eigene Erzeuger mit den besten Gründen nicht

auf. Die Meinigen grüssen, die Kinder sind Alle gross geworden, der Bube ein langer Fähndrich Schlingschlang, das kleine Ding auf dem Arme ist jetzt $^2/_3$ Menschengrösse, und die Älteste gar dem Vater über den Kopf gewachsen. — Behaltet euch wohl.

J. Görres.

4. Frau Görres an Arnim.

Koblenz, den 29ten November [1819][1].

Lieber Arnim, ich hoffe sie verzeihen mir dass ich ihnen so spät für ihre herzlichen Worte danke, und ihnen sage wie sehr ich mich darüber gefreut habe; es wäre auch schon früher geschehen, allein theils hielt mich eine Unpässlichkeit, die mich schon beinahe 6 wochen im Zimmer hält, davon ab, theils hoffte ich ihnen ein Exemplar des Schach Nameh, welches mir mein Mann von Strasburg aus aufgetragen ihnen zu senden, mitschikken zu können. Da aber bis jetzt noch keine gekommen sind, wahrscheinlich weil Vieweg oder Reimer ungewiss warten, ob sie mich hier treffen würden, so wil ich die Tage darüber an Reimer schreiben und ihm auftragen, ihnen und Savigny welche zu schikken. Sie freuen sich, dass Görres in Sicherheit ist, aber schlimm ist es, dass wir in einer Zeit leben, wo Kabinettordren statt der Gesetze verurtheilen, und dass die Flucht bei dem Stillschweigen, was jeder öffentlichen Stimme auferlegt ist, das einzige Mittel ist, sich aus der Gewalt derer zu retten, die das Ohr und Vertrauen des Fürsten haben und misbrauchen.

G. ist noch immer in Strasburg, wie sie in den Zeitungen gesehen haben werden, gesund froh und heiter, wie er schreibt; das nämliche kan ich nicht von mir sagen. Wie die Frauen gewöhnlich mehr an der Heimath hängen, so

[1]) Das von Frau Görres erwähnte Schreiben Arnims an sie liegt nicht vor. Dagegen antwortet Arnim auf diesen Brief am 30. Dez. 1819, Br. II, 602. Es war notwendig, die unregelmässige oder ganz fehlende Interpunktion des Briefes zu ordnen. Die Schreibweise habe ich unberührt gelassen.

kan ich nicht läugnen, dass mir die Aussicht, Haus und Hof und alles zu verlassen, was ein langer Besitz uns werth gemacht, sehr kränkend ist, indessen der Mensch denkt, Gott lenkt, und er wird wohl alles zum Besten lehren. Ich lege ihnen hier, für Sie und Savigny den Brouillon eines Briefes bei, den ich an den König geschrieben, zwar ganz ohne Hoffnung des Erfolges, aber um mir selbst sagen zu können, das letzte versucht zu haben, die Sache auf einem gütlichen Wege beizulegen. G. weiss nichts davon, den da ich ihm der Sicherheit wegen nur durch Umwege schreiben kann, so hätte ich zu lange auf Antwort warten müssen, und dan schien es mir auch besser, wen es ohne sein Vorwissen geschah, weil sie sonst hätten glauben können, er sei mürbe, und wolle um Gnade bitten, und da ich nichts als Gerechtigkeit für ihn verlange, glaube ich ihm auch nichts vergeben zu haben. Sie schrieben mir, ich würde mich wohl über Kz[1]) so wenig zu Tode kränken, wie ehemals über den alten Voss; dieser hat sich aber durch den Merkur, dessen fleissiger Leser er war, gänzlich versöhnen lassen, das nämliche Mittel düfte wohl bei jenem schwerlich anschlagen. Sie fragen mich, wie ich mit den Kindern lebe? ich lebe immer so stil in meiner gewohnten Weisse fort und werde auch wahrscheinlich den Winter noch hier zubringen bis sich G. zu einem festen Aufenthalt bestimmt hat. Ich gehe gar nicht aus, theils weils der Artzt verboten, theils aus Neigung, das hindert aber nicht, das ich viele Menschen bei mir sehe, oft mehr als mir lieb ist, weil mir jeder auf diesse Weisse seine Theilnahme beweissen wil; überhaupt muss ich mit bewegtem Herzen bekennen, dass die algemeine Freundschaft, Theilnahme und Anerkennung, die meinem Manne von den Besten geworden ist, und die algemeine Stimme des Unwillens über die Behandlung, die man ihn erfahren lässt, mir nur tröstend und erfreuend sein kan. Noch etwas das Görres noch nicht weiss und

[1]) Kamptz.

was ihn sehr schmerzen wird ist, dass vor drei Tagen seine Mutter gestorben; sie war zwar beinahe ein ganzes Jahr krank und auf ein langes Leben war kaum mehr zu rechnen, aber weil sie bei seiner Abreisse noch ausser dem Bette sein konte, auch noch guten Appetit hatte, so wird ihm diesse Nachricht, auf die ich ihn gestern vorbereitet habe, doch sehr unvermuthet kommen. Weil sie in der letzten Zeit beinahe immer verwirrt im Kopfe war, wurde es uns möglich, ihr den ganzen Vorfal zu verbergen, und sie wusste nichts, als dass ihr Sohn verreisst sei, aber weil sie ihn von allen seinen Geschwistern am meisten geliebt hat, war ihr seine Abreisse sehr empfindlich, und sie erkundigte sich unaufhörlich, ob er noch nicht wiedergekommen. Das alles wird ihm, wenn er es erfahren solte, sehr schmerzlich sein. Und nun leben sie recht wohl, ich danke ihnen noch einmal für ihre freundlichen herzlichen Worte, und wen Ihnen eine müssige Stunde bleibt, die sie zu nichts besserm anzuwenden wissen, so glauben sie, dass sie uns eine grosse Freude machen, wen sie wieder was von sich hören lassen. Ich habe G. auch davon geschrieben, und sie können überzeugt sein, dass wir beide Sie mit Stolz unter unsre besten Freunde zählen. Grüssen Sie Ihre Frau und Savignys recht herzlich von mir. Die Kinder grüssen sie alle, Ihr Pathchen hat mir aber besonders aufgetragen, Sie zu grüssen und ihnen zu sagen[1]), dass die Erzählung in dem neuen Taschenbuch ihr sehr wohl gefallen, besonders der Lieutenant, der Sonntags den schwarzen Hund kämmt, und dass Sie noch mehr dergleichen machen und ihr schikken sollen. Ich für mein Teil wil sie recht sehr bitten, wen Sie den zweiten Teil der Kronenwächter geschrieben haben, mir den ersten doch wieder mitzuschikken, da Meusebach, den Sie kennen werden, mir solchen abgeliehen, und nicht wiedergegeben hat. G. Buch, was sie nicht gelesen, muss wohl der Polizei in die Hände gefallen sein, da er es ihnen doch

[1]) Das Folgende bis „schikken sollen" teilweise abgerissen.

geschickt, und ich weiss auch keinen sichern Weg, um ihnen eins zukommen zu lassen. Es gehe Ihnen wohl!

K. Görres.

5. Görres an Arnim.

[Gedrucktes Formular.]

Aarau den 10ten Wintermonat 1820.

Ich nehme mir die Freiheit Ihnen ein Exemplar der Subscriptions-Ankündigung auf die sämmtlichen Werke Huttens mit der freundlichen Bitte zu übermachen, solches nach dero Beitritt bey den dortigen Gelehrten Ihrer Freund- und Bekanntschaft, und an solchen Orten herumgehen, oder auflegen lassen zu wollen, wo Sie es für zweckdienlich, und das Unternehmen fördernd, erachten werden. Hutten und mein Unternehmen, die längst zur Ehrensache gesammter teutscher Nation gewordene Herausgabe seiner rings zerstreuten Schriften, Ihnen noch weiter anzuempfehlen, halte ich für überflüssig, und erwarte daher in fester Zuversicht auf Ihre patriotische Theilnahme die gütige Gewährung meiner Bitte.

Mit ausgezeichneter Hochachtung geharrend dero ergebenster Diener: J. Münch, Prof.

Wird [1]) Dir aufs beste empfohlen, damit der alte Herr, der auf der Insel im Züricher See, man weiss nicht, wo liegt, endlich seine letzte Ehre erhält. Ich stehe gegen Dich in langer Briefschuld, aber da ich die Zinsen immer zum Capitale schlage, so wirst Du einmal auf einen frühen Morgen einer der reichsten Erben in der Monarchie werden. Ein Hauptgrund war, dass ich immer Deinen guten Pr. Patriotismus schonen wollte, und da nun von Tag zu Tag auf etwas Vernünftiges wartete, das ich zur Beruhigung hätte beyfügen können; aber ich warte vergebens seit Jahr und Tag auf ein armes Tröpfchen, und muss darum schliessen, dass der Artikel gänzlich nicht mehr bey Euch

[1]) Von hier an Görres Handschrift.

geführt wird. Das Ding macht ohnehin die Leute wie d
Wein nur irre und besoffen, und man trinkt am best
den eignen Harn und verspeist das Feste dazu, dann
man sich selbst genug vollkommen souverain und au
crate im geschlossenen Handelsstaate. Du kannst
nehmen aus meinen Worten, dass sie mir meine Heiterk
nicht genommen, ich bin froh, dass ich aus dem allgemein
Bankbruche wenigstens meine Ehre gerettet habe, we
gute Häuser so schmählich fallen, dann ist das sch
etwas. Ich finde wohl im andern Monatt einen Tag Z
wo ich Dir mehr und besser schreiben werde als auf dies
Fezzen. Halte Dich wohl.

D. J. Görres

6. Görres an Arnim.

[1830.[1])]

Lieber Arnim!

Ich schicke Dir diesen Brief durch guten Boten, d
Botenbrod magst Du ihm selbst ausmachen. Seltsam
es freylich, dass ich der Bettine in so vielen Jahren
begegnet, ob mirs gleich mit viel andern Leuten, die
schon weggestorben, ebenso ergangen; es war inzwisch
frühe genug, um das schöne, grosse, unverfälschte Natu
in ihr zu erkennen und die grosse Wahrheit in ihr
Innersten. Das ist freylich mit allerley curiosen Circ
flexen umwachsen, sie hat doch das Alles indessen
künstlich zusammengeflochten, und in allerley Arabesk
eingebogen, dass man es als ihren Garten betracht
muss, in dem sie als Gärtnerin[2]) wohnt, und die a
sonderliche Plantage hüthet: der Irrgarten ist so gut co
ponirt, und so künstlich ineinandergeschlungen, wie ih
Zeichnung zum Oktoberfeste, die mich durch ihre ungemei
Lieblichkeit, Anmuth, Unschuld und Schönheit ungemei
erfreut, und die dieselbe Wirkung bey Allen hervorgebrach
die sie hier gesehen. Ich weiss keinen in München, d

[1]) Vgl. unten S. 246.
[2]) *sch* durchgestrichen.

es gemacht haben könnte, und dem es so gelungen wäre, es kann auch überhaupt keinem Mann gelingen, so viel Zierlichkeit zusammenzufangen, und in den Paar Strichen festzuhalten. Antik ists nicht, romantisch auch nicht, aber Bettinisch, eine eigene anmuthige Mittelgattung.

Die Dinge umher haben sich krauss gemacht, — Du lässt mich wissen, dass ich früher im Meisten doch recht gesehen, das sagen mir jetzt alle Leute, zu spät für sie und mich. Das ist eine traurige Genugthuung zu erleben, dass böse Vorhersagungen eintreffen, und darüber hinaus immer noch nicht viel Tröstliches zu erblicken. Zwar ist nun meine Weisheit so ziemlich auch zu Ende, das kommende Böse aus den gegebenen Vordersätzen vorauszusagen, war keine grosse Kunst, es fordert nur Aufmerksamkeit, aber nun weiter fortzufahren, und etwa das kommende Gute aus den bösen Elementen herauszudeuten, das ist eine andere Kunst, die sich wie ich glaube Gott vorbehalten. Was ich um mich sehe, wirkt alles in Dienste und in der Richtung der Zerstörung, das Leben in den Massen ist zurückgetreten und wie versiegt, das Fieber, das eine Art von Lebendigkeit gelogen, ist verpufft und ausgebrannt, jetzt liegen die grossen Cadaver da, bedecken viele tausend Quadratmeilen Land, und geben kaum mehr ein Lebenszeichen von sich. Wie das nun enden soll, ist in keiner Weise abzusehen, ohngefähr nur kann man sagen, dass in der allgemeinen Auflösung, was dem Ursprung nach de la vieille roche ist, und zuletzt noch Masse macht, allein auf dem Schlachtfeld übrig bleibt, und neue Zeit begründet, was das seyn wird, kann die Zukunft nur an Tag bringen. Das eine was sicher steht, ist, da die Welt noch fortgehen soll, wie es scheint, durch lange Zeitläufte hindurch, muss auch Rath geschafft werden, dass sie bestehen könne, und darum wird der Rath auch kommen. Einstweilen geht die Gerechtigkeit ihren Gang, der Scherge reist herum, in Gesellschaft mit dem Profoss, und alle Becker die nach falschem Gewicht gebacken, werden mit den Ohren an ihren Nägeln angenagelt, den

Lügnern werden Maulschellen applizirt, und die Gauner ausgepeitscht. Die Sache macht erfreuliche Sensazion, so lange sie am Nebenmenschen exerzirt wird, die Sorge trübt auch nicht die Freude der Schauenden, auch an sie werde die Reihe kommen, denn jeder hält sich wenigstens für so vortrefflich, dass ihm dem Rechte nach sehr vieles herauskömmt. Also haben wir Jahr aus Jahr ein Unterhaltung, und immer etwas Neues zu schauen. Hier am Bundestage in der Nähe des Bauernspektakels haben wir den Dingen, wie sie sich machen, ziemlich zugesehen. Die Armuth, die Noth, die Plage und die Entrüstung der Leute giebt das Pulver her, um die Mine zu laden, die Regierungen haben mit Fleiss die Kammern gebaut und die Zündlöcher gebohrt, die Beamten haben seit Jahren geladen, Zeitungen [und flieg[1])]ende Blätter tragen das Feuer zu, wies raucht laufen, die da urdteilen (?) wollen[1]) (?), mit Eile davon, dann platzt die Mine und nun kommen sie herbey und beschauen die Wunder Gottes in der Natur, und denken wieder auf Nichts als auf Lügen und Betrügen. Nun Gott bessers, was hilft alles Brummen. Übermorgen ziehen wir wieder nach Bayern hinauf auf den Greifenstein, wo der Lindwurm liegt. Grün und rasch sind die Wässer, grün auch die Anger, blau ist die Luft, das wäre alles gut, wären nur die Rüben, in denen Rübezahl gearbeitet, besser gerathen. Du hast die gute Brühe selber in den Journalen geschmeckt, auch wie ich glaube selber mit dem Löffel darin herumgerührt, und Gebräu hinzugegossen, um sie etwas schmackhaft zu machen, aber es ist und bleibt Teufelsdreck in Jauche aufgelöst, hier und da schwimmt ein Körnchen Benzoe mit um, das aus dem verzehrten Heu seine Herkunft hat, wer aber kanns von dem vielen Gestanke säubern. Das ist Alles heillos, ein Theil des jungen Volkes geräth wohl besser, daran muss man sich halten, und nimmer verzagen. Also gehe ich wieder ganz getrost und unbekümmert hinüber, und lasse mich nichts anfechten.

[1]) Abgerissen.

Ich habe schon vor vier Monathen Max in Breslau [illegible]chrieben, dass er Dir ein Exemplar meiner Vorlesungen [illegible]de: ich weiss nicht ob ers gethan, wenn nicht dann [illegible]lere es ihm in einem Zettel ab. Ich habe über das [illegible]ch wieder einen Tanz mit der Berliner Censur gehabt, [illegible] hat mir darin just streichen wollen, was beynahe über [illegible] Streite wahr geworden. Das bleibt so, bis jedem [illegible] Stündlein kömmt. Nun guter ehrlicher Arnim behalte [illegible] Alle lieb, wie wir Dich.

Dein J. Görres.

Zu No. 1.

S. 224: „Dann habe ich Ihnen“ u. s. w. Ein ähnlicher elliptischer Einsatz zum Zwecke einer verblüffenden, komischen Wirkung findet sich z. B. auch im „Rübezahl“, J. VII (1798), erstes Trimester, drittes Heft, S. 190 (vgl. oben S. 3): „— indem wir aufblickten, sahen wir uns rundum von leichenweissen gespenstermässigen Figuren umringt, die still wie die Nacht uns umschwebten“: ferner sei auf den Anfang des „Uhrmacher Bogs“ (oben S. 61; Brentano Ges. Schr. V, 327) verwiesen.

S. 226, Z. 12 v. u.: „Mitraille“. Arnims bekannte Erklärung gegen Voss im Intelligenzblatt der Jenaischen Litteraturzeitung 1809, Sp. 179; vgl. Br. II, 40, Steig, Arnim und Brentano S. 268.

Über den „Kartenalmanach“, S. 265, Z. 5 v. u., vgl. jetzt Steig, Neue Heidelberger Jahrbücher X, Sonderabdruck S. 58 ff.

Zu No. 2.

S. 231, Z. 18 f.: „Die Geschichte eines sehr achtungswerthen Mannes und bekannten Physiologen“ . . . Steig (Neue Heidelb. Jahrb. X) liesst „Psychologen“. Ich halte einen Irrtum meinerseits für ausgeschlossen und auch das Wort „Psychologe“ in der damaligen Zeit für zu wenig geläufig, um es im Zusammenhang dieser Stelle wahrscheinlich zu finden. Wer aber mag unter dem „Physio-

logen“ verstanden sein? Ich glaube, der kurz vorher erwähnte Hufeland, dessen unglückliche Eheerlebnisse des Jahres 1807 damals offenbar allgemeiner bekannt waren. In der Litteratur über Hufeland findet sich nichts darüber, nur einen Fingerzeig giebt „Christian Wilhelm Hufeland. Eine Selbstbiographie mitgetheilt von Dr. Göschen“ (Abdruck aus Göschens „Deutscher Klinik“ 1863) Berlin (Reimer) 1863. Hufeland begleitete das preussische Königspaar nach Königsberg und Memel, seine Frau in Stargard zurücklassend; sie sollte, wenn die französische Armee nach dem ersten Einfall in Berlin weiter vorgerückt sei, ruhig in die Hauptstadt zurückkehren, reiste ihrem Gatten aber später bis in das von den Franzosen besetzte Königsberg nach, „wodurch nachher viel Noth und Unglück entstand“ (Hufeland a. a. O. 37). Hier vollzogen sich offenbar die Dinge, deren Hufeland dann weiterhin, ebenfalls nur in Andeutung, gedenkt: „. . . . Dem allen gesellte sich nun noch — das grösste Unglück meines Lebens! — die nicht bloss durch irdische Verhältnisse, sondern durch heilige, durch Gottes Gesetze selbst (ohne welches ich mich nie dazu würde haben entschliessen können) gebotene und zur unumstösslichen Pflicht gemachte Trennung von meiner Gattin“ u. s. w. (a. a. O. S. 38). Arnim, der sich vom December 1806 bis September 1807 in Königsberg aufhielt, hat also offenbar für das Schuldigwerden seiner vom Zeitgeist vernichteten Gräfin Dolores ein wirkliches Beispiel jener Tage vor Augen gehabt; dass bei dem Marchese — W. Grimm sagt in seiner Besprechung der „Gräfin Dolores“, in ihm sei das „Böse der Zeit“ dargestellt — an einen Typus der französischen Eroberer zu denken sei, ist bekannt. — Görres wird in Heidelberg durch Arnim selber unterrichtet worden sein.

Zu S. 232, Z. 9 f.: „dem Teufel zum Speitz“. Steig (a. a. O. 32) hält das Wort „Speitz“, dessen mittlere Buchstaben etwas unsicher geschrieben sind — Steig liest etwa „Spritz“ — für einen Schreibfehler und setzt das sinn entsprechende „zum Spott“ dafür ein. Ich habe die Lesun

„Speitz“ beibehalten zu müssen geglaubt. Das Wort entspricht dem nd. spit, niederländischen spyt, das in gleicher Verbindung alltäglich gebraucht wird: ten spyt, tot spyt „zum Trotz“; ten (oder in) spyt von „trotz“; engl. spite, to spite u. s. w. Der engl. nl. Ausdruck ist zweifellos und allgemein anerkannt (vgl. Franck, Etymologisch Woordenboek der Nederlandsche Taal 1892, Sp. 937) das franz. (de)spit) dépit. Johannes Franck, dem ich diese Mitteilungen verdanke, schreibt mir ferner, er habe von Holländern öfter das genau entsprechende „zum speitz“ gehört. Es scheint demnach fast, als ob der Ausdruck im Görresischen Kreise durch einen Niederländer (Niederrheinländer) oder Engländer gebräuchlich geworden sei. In Koblenz ist das Wort nicht heimisch, überhaupt eine verschobene deutsche Form schwerlich denkbar, da es ein verhältnismässig junges Lehnwort ist. Doch liegt die analogische Verschiebung aus dem Niederl. und Verbreitung als lebendige Sprachform nicht ganz ausser dem Bereiche der Möglichkeit. Jedenfalls hält Franck das Wort in Görres Brief für unzweifelhaft so richtig.

S. 233, Z. 4 v. u.: „das dumme Schaf, das Deinen Wintergarten abgefressen“, gemeint ist die Recension des „Wintergartens“ in den Heidelberg. Jahrbüchern 1809, V. Abtlg., II, 164. Sie ist im Register gezeichnet „D. A. E.“ D. A. E. („Der alte Ehrwürdige“) ist sonst die Chiffre Heinrich Vossens, des jüngeren (vgl. Goethejahrbuch V, 71, Schnorrs Archiv XI, 101, 112, Biedermann Gespräche No. 1479). Nur soviel gegenüber einer anderen Aufstellung Steigs (Neue Heidelbg. Jahrb. X, S. 17 f.).

Zu No. 4.

S. 237, Z. 6: „Brouillon eines Briefes . . ., den ich an den König geschrieben“, vgl. oben S. 7. Dies erste Schreiben an den König ist vom 2. November 1819 datiert; ihm folgten noch sieben weitere Eingaben (vgl. Pol. Schriften IV, 603—627).

Zu No. 5.

Ein gleiches Formular hatte Görres mit einigen Zeilen an die Grimms geschickt; vgl. Br. III, 15.

Zu No. 6.

Die genaue Datierung des Briefes macht einige Schwierigkeit. Zweifellos fällt er in den Sommer 1830. In diesem Sommer war Bettine mit ihren drei Töchtern in Frankfurt[1]): sie ging weder hin noch zurück über Kassel (Göttingen), wie z. B. im Jahre 1832[2]). Ob sie sich auf der Hin- oder Rückreise nach München begab, vermag ich trotz redlichem Bemühen ohne weiteres urkundliches Material nicht nach der einen oder anderen Seite hin mit Sicherheit zu erweisen. Anfang August war sie in Weimar (Schr. der Goethe-Gesellsch. 14, 196 f., 359, Goethes Tagebuchaufzeichnung vom 7. August). Ihre beiden dort auf der Durchreise geschriebenen Billets[3]) an Goethe begleiteten die Ansichtssendung der von Görres gepriesenen Zeichnung zum Oktoberfest (vgl. auch Schr. der Goethe-Ges. 14, 195). Jedenfalls wird ihr Aufenthalt in München und Görres Brief in den August zu setzen sein.

S. 243, Z. 2: „Exemplar meiner Vorlesungen“: Gemeint ist „Über die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte. Drei Vorträge gehalten an der Universität in München von J. Görres. Breslau, im Verlage bei Josef Max und Komp. 1830.“ 122 S. 8. Das Erscheinen des Buches kündigt Görres am 12. März 1830 (Br. I, 314) als in Kürze bevorstehend an.

---

[1]) Freundliche Mitteilung Reinhold Steigs aus ungedruckter Correspondenz Arnims und Wilhelm Grimms.

[2]) Vgl. ihren Brief an den Kanzler v. Müller vom 21. August 1832, Schriften der Goethe-Gesellschaft 14, 284.

[3]) Ich habe übrigens über die Zusammengehörigkeit der beiden von Schüddekopf in die gleichen Tage verlegten Briefe einige Zweifel. Sollte der eine auf der Hin-, der andere auf der Rückreise geschrieben sein?

Verbesserungen und Nachträge.

Zu S. 2 f. Auszüge einiger bezeichnenden Partien aus Görres „Rothem Blatte“ bringt Martin Geismar, Die politische Litteratur der Deutschen im achtzehnten Jahrhundert. I. Politische Aufklärer aus der Zeit der französischen Revolution, Leipzig 1847. S. 70—89. Ebendort S. 21—40 ist abgedruckt: „Der politische Thierkreis oder die Zeichen der Zeit. Von Huergelmer“, Strassburg 1796. Diese politische Betrachtung wird von Wolfgang Menzel (Die deutsche Litteratur II, 185) Görres zugeschrieben. Sie rührt keinesfalls von ihm her. Durch die Art, wie Menzel die Schrift anführt, beweist er, dass er nur vom Hörensagen davon Kunde hatte.

S. 9 fehlt ein Seitenblick auf den La Rochischen Kreis (Loeper, Briefe Goethes an Sophie von La Roche, 1879, bes. S. XX ff.).

S. 10. Was ich über den Aufenthalt Brentanos in Coblenz 1800—1802 und Görres damalige Beziehungen summarisch zu sagen weiss, betrachte ich als einen ersten Versuch auf Grund des Materials, das mir bei der Abfassung zur Verfügung stand.

S. 18. Betreffend die Aurorafragmente wäre nachzutragen, dass auch No. 125 und 133 des Jahrganges 1804 Beiträge von Görres enthalten. Ich habe inzwischen sämtliche Auroraaufsätze unter dem Titel „Charakteristiken und Kritiken von Joseph Görres a. d. Jahren 1804 und 1805“ als dritte Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1900 neu herausgegeben. — Ein Exemplar des Jahrganges 1805, zwei Quartale (bis No. 75) — also die Görresischen Beiträge, deren letzter in No. 56 am 13. Mai erschien, wie das Münchener Exemplar ganz umfassend — besitzt übrigens auch die Bibliothek der Göritz-Lübeck-Stiftung in Berlin.

S. 20, Z. 4 lies „Klapperschlangen“ statt „Krüppelschlangen“.

S. 33, Anm. 1 lies „und vieles andere“ statt „und Ähnliches“; Anm. 6 l. Athenäum I, 2, S. 34.

S. 36, Anm. 5 vgl. Euphorion 8, 330 ff.

S. 37, Z. 7 lies „und wo“ statt „und wenn“.

S. 54, Z. 10 l. „versteckt keimen mögen, befriedigen“.

S. 61. Zu Anm. 5 vgl. Zeitschr. f. deutsches Altertum 45, 74 ff.

S. 65, Anm. 4 l. Upanishaden.

S. 66. Anm. 2 gehört zu Zeile 8.

S. 69. Zu Anm. 3 vgl. Euphorion 8, 335 f.

S. 81 f. wäre wohl ein Wort über Wilhelm Grimms Aufenthalt bei Görres im September 1815 (vgl. Jugendbriefe der Brüder Grimm S. 475) zu sagen gewesen.

S. 85, Z. 14 lies „kurjöse“ statt „kuriose“.

S. 130, Anm. 1, Z. 2 l. „Leser“ st. „Lehrer“.

S. 135, Z. 1 l. „wahrheitentsprechend“ st. „wahrheitsentsprechend“.

S. 144. Hinter „abgedruckt ist“ fehlt das Anführungsschlusszeichen.

S. 145, Z. 25 l. „Landsknechtlieder“ st. „Landknechtlieder“.

S. 217. Die Einteilung in Philister und Nichtphilister geht bekanntlich auf die Heidelberger Zeit zurück; vgl. auch Johann Georg Müller an seinen Bruder Joh. v. Müller am 7. Juli 1807: „Görres in Heidelberg begann neulich ein Collegium über das Weltgebäude also: Meine Herren, es giebt nur 2 Classen von Menschen, 1. die mit poetischem Geist gesalbet sind, 2. die Philister, und so ging er zu seiner Metaphysik des Weltgebäudes über“ (Briefwechsel der Brüder J. G. Müller und Joh. v. Müller, hrsg. v. E. Haug, Frauenfeld 1893, S. 419).

Druck von Carl Salewski in Berlin C.

PALAESTRA.

Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie.

Herausgegeben

von

Alois Brandl, Gustav Roethe und **Erich Schmidt.**

XIII.

Die Aufnahme des Don Quijote in die englische Literatur (1605—c. 1770).

Von Gustav Becker.

BERLIN.
MAYER & MÜLLER.
1906.

PALAESTRA XIII.

Die

Aufnahme des Don Quijote in die englische Literatur

(1605—c. 1770).

Von

Gustav Becker.

BERLIN.
MAYER & MÜLLER
1906.

Vorwort.

Ein Teil vorliegender Arbeit erschien im November 1902 als Berliner Dissertation. Durch verschiedene Behinderungen hat der Druck des Ganzen eine unfreiwillige Verzögerung erfahren.

Das Thema umfasst nur die Gestalten und Begebenheiten des eigentlichen spanischen Romans; ausgeschlossen sind worden die Novellen, die in den Roman eingeschlossen sind und die am besten in eine Betrachtung der Cervantesischen Novellen überhaupt gehören. Auch zeitlich musste das Thema begrenzt werden, da eine Durchforschung des Einflusses bis auf die Gegenwart eine schier unlösbare Aufgabe wäre. Es wurde daher als obere Grenze die Zeit der beginnenden Romantik gewählt, weil bis zu diesem Zeitpunkt der Einfluss des Don Quijote auf die englische Literatur in gewisser Hinsicht eine Höhe erreicht hat, die nicht mehr überboten werden konnte, und weil damit der Don Quijote im Cervantesischen Sinne wirklich in die englische Literatur aufgenommen ist. — Eine sehr unwillkommene Eingrenzung wurde der Arbeit zu teil durch die mangelhaften Hilfsmittel, die dem Bearbeiter eines solchen Themas auf dem Festlande zu Gebote stehen; dennoch glaube ich, dass das Wesentliche gesagt worden ist und die Lücken so genau bezeichnet sind, dass sie von dem mit Hilfsquellen besser bedachten Nacharbeiter leicht ausgefüllt werden können. Für zwei hier behandelte Werke (Samuel Holland und D'Urfey) konnte ich nur ein spärliches Material, das mir von fremder Seite herbeigeschafft wurde, benutzen, so dass ich nicht so ausführlich werden konnte, wie ich gerne wollte.

Als Vorarbeiten meiner Abhandlung kann man ansehen die verschiedenen Aufzählungen von beeinflussten Werken

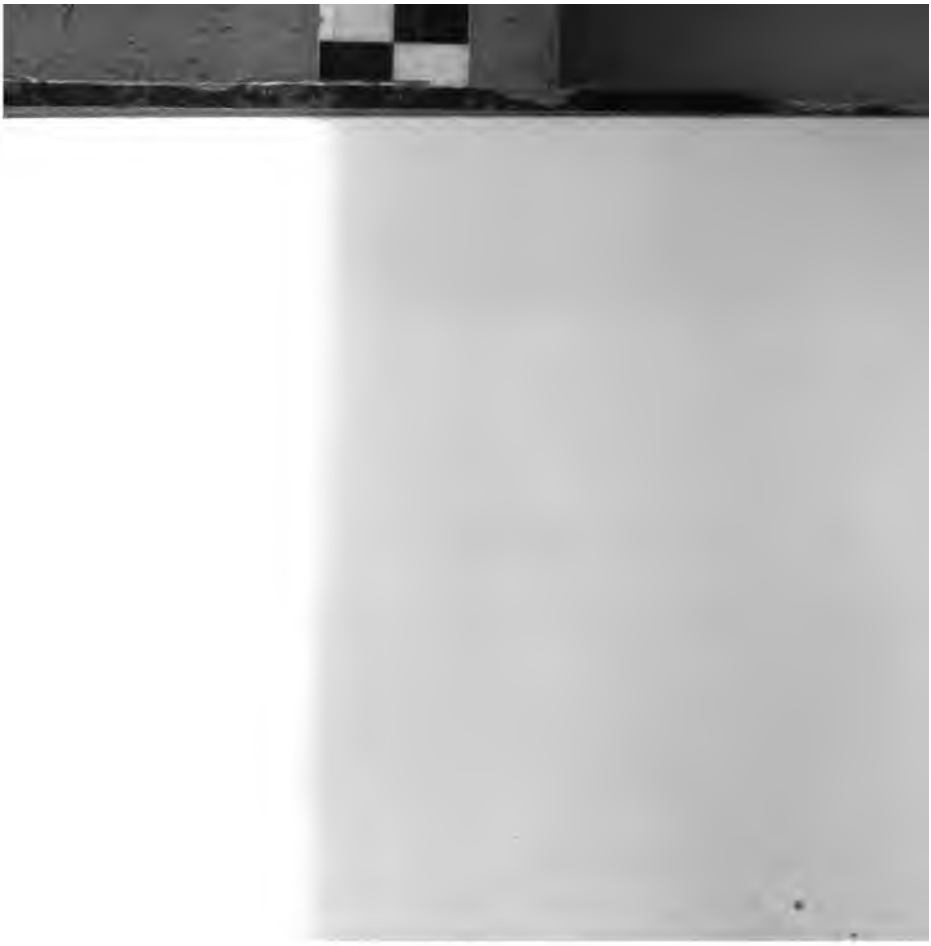
der englischen Literatur, die in den Biographien des Cervantes sich finden: besonders bei Don Martin Fernández de Navarrete: Vida de Miguel de Cervantes Saavedra (Madrid 1819); Fitzmaurice-Kelly: Life of Cervantes (London 1892). Bis zur englischen Restauration (1660) hat Koeppel die hauptsächlichsten Beeinflussungen zusammengetragen in einem Aufsatz: Don Quixote, Sancho Panza und Dulcinea in der englischen Litteratur (Archiv 101, S. 87 ff.). Trotz selbständiger Forschung meinerseits habe ich die auch von Koeppel erwähnten Beispiele in meiner Arbeit (Kapitel: Kleinere Beeinflussungen) durch * kenntlich gemacht.

Das spanische Original zitiere ich nach der Ausgabe der Obras de Miguel de Cervantes Saavedra in der Biblioteca de Autores Españoles. Tomo I. Madrid 1846.

Zum Schluss bemerke ich noch, dass ich in dem Kapitel der Zitate aus Don Quijote möglichste Vollständigkeit angestrebt habe, aber mir sehr wohl bewusst bin, dass dies Ideal nie zu erreichen war, wenn ich über dieses Kapitel hinaus zu dem wichtigeren Teil der durchgehenden Beeinflussung gelangen wollte. Ich habe daher auch noch während des Druckes zahlreiche Erwähnungen des Don Quijote gefunden, glaube aber mit den in der Arbeit gegebenen das gezeigt zu haben, was solche Erwähnungen nur sagen sollen: dass von der frühesten Zeit an ununterbrochen der Don Quijote in England eifrig gelesen wurde und bis in Einzelheiten hinein bekannt war. Um des Autors willen möchte ich nur noch ein Zitat nachholen: Locke erwähnt in seinem Essay concerning human understanding (III, Chapt. IV, § 11) Sancho Panza und Dulcinea: Which is all one as to say that we might taste, smell, and see by the ears: a sort of philosophy worthy only of Sancho Pança, who had the faculty to see Dulcinea by hearsay. — Ferner bitte ich zu berichtigen, was auf S. 70 gegen Sterne gesagt ist. Dieser zitiert vollkommen richtig Don Quij. II, cap. 48: por Mahoma que diera por ver á los dos asidos y trabados desde la puerta al lecho la mejor almalafa de dos que tenia.

Inhalt.

Vorläufer des Don Quijote in der englischen Literatur 1— 4
Originalausgaben . . . . . 4— 6
Englische Übersetzungen . . . . . 6— 25
Kritik des Don Quijote. — Der Pseudo-Don Quijote . 25— 30
Würdigung des Romans bei englischen Autoren . . . 30— 37
Der Einfluss des Don Quijote auf die englische Literatur 37 238
1. Fälschlich angenommene oder zweifelhafte Beeinflussung . . . . . 37— 40
2. Erwähnungen und kleinere Beeinflussungen . . 40— 71
3. Grössere Beeinflussungen 72 238
The Knight of the Burning Pestle von Beaumont und Fletcher . . . . . 72— 77
Pleasant Notes upon Don Quixot von Edmund Gayton . . . . . 77— 82
Samuel Holland . . . . . 82— 85
Samuel Butler, Hudibras . . . . . 85— 95
Thomas D'Urfey, The Comical History of Don Quixot 95— 99
Martinus Scriblerus . . . . . 99—122
Der Einfluss des Don Quijote auf Henry Fielding 122—157
Der Einfluss des Don Quijote auf Tobias Smollett 157—211
Der Einfluss des Don Quijote auf Laurence Sterne 211—231
Werke, die sich nach Don Quijote benennen . . 232 238
Richard Graves, The Spiritual Don Quixote 233- 238
Rückblick auf die Geschichte des Einflusses . . . . 239—244



Vorläufer des Don Quijote in der englischen Litteratur.

Bevor Cervantes im Jahre 1605 seine Satire gegen die Ritterromane veröffentlichte, waren schon in England mehrfach Stimmen laut geworden, die sich bemühten, den Inhalt dieser Werke lächerlich zu machen.

In diesem Sinne wird jetzt allgemein Chaucer's Erzählung von Sir Topas gedeutet. Diese ist zugleich diejenige Satire, die sich in der Form am ehesten noch mit dem Werke des Cervantes vergleichen lässt. Ein Ritter mit demselben kindlichen Gemüte wie Don Quijote zieht aus, um die Feenkönigin aufzusuchen und zu freien.

Bedeutend entfernt sich schon von der Cervantesischen Form die Satire gegen die Arthurromane, betitelt Taill of Rauf Colyear (15. Jahrh.). Hier liegt die Komik darin, dass ein Köhler als Ritter auftritt und durch seine gewaltigen Thaten die alten Ritter womöglich noch übertrifft.[1])

Satirische Absicht scheint auch der Dichtung Squire of low Degree zu Grunde zu liegen (15. Jahrh.). Übertriebene Anforderungen, die an einen armen, verliebten Ritter gestellt werden, und realistische Momente, wie z. B., dass er 1000 Pfund zur Bestreitung der Kosten erhält, deuten sicher auf die ironische Auffassung des Dichters.[2])

Als Vorläufer kann man auch das Gedicht The Turnament of Tottenham auffassen, das 1631 zuerst von W. Bedwell, dem Rektor von Tottenham, gedruckt und 1765 von Percy

---

[1]) S. im einzelnen Brandl, Mittelengl. Litteraturgeschichte (§ 135 in Pauls Grundriss.

[2]) S. ebenda § 113.

in seine Reliques of Ancient English Poetry aufgenommen wurde. Sein Ursprung wird in die Mitte des 15. Jahrhunderts verlegt. Sein Inhalt wendet sich nicht sowohl gegen eine bestimmte Klasse von litterarischen Werken, als gegen das Ritterwesen überhaupt, entfernt sich also noch mehr von dem Zwecke und den Mitteln des Cervantes. Das Gedicht schildert in burlesker Weise die Werbung einer Anzahl von Bauernburschen um die Tochter des Schulzen von Tottenham und das Turnier, das der Schulze für die Freier veranstaltet, um dem Sieger die Hand seiner Tochter als Preis zu geben.

Als eine direkte Satire gegen die Amadisromane, wie sie Cervantes im Auge hat, hat Todd in seiner Spenser-Ausgabe[1]) einen im Jahre 1600, also fünf Jahre vor Don Quijote, erschienenen Roman aufgefasst, dessen Titel vollständig lautet[2]): The Heroicall Adventures of the Knight of the Sea, comprised in the most famous and renowned Historie of the illustrious and excellently accomplished Prince Oceander, Grand-sonne to the mightie and magnanimous Claranax Emperor of Constantinople, and the Empresse Basilia, and sonne unto the Empresse Olbiocles, Prince of Grecia, by the beautious Princesse Almidiana, daughter unto the puissant King Rubaldo of Hungaria; wherein is described his parents misfortunes and captivities, his owne losse, strange preserving, education and fostering by Kanyra, Queen of Carthage, his Knighthood, admirable exploytes, and unmatchable atchievements, graced with the most glorious conquestes over knights, gyants, monsters, enchauntments, realmes, and dominions: with his fortunate comming to the knowledge of his parents in the greatest extreamities of their captivitie, his combating, affecting and pursuites in his love towardes the rarely embellished Princesse and lady-knight Phianora, daughter unto the invincible Argamont, King of England, by the gracious Princess Clarecinda.

---

[1]) London 1805, vol 1, p. CLXI.

[2]) Nach Hazlitt's Handbook to the . . . Literature of Great Britain, Lond. 1867, p. 321.

Mit Todd sieht auch W. C. Hazlitt den Roman als eine Burleske an. Es sind von dem Werke nur zwei Exemplare noch bekannt, die mir beide unzugänglich waren; nach dem Titel zu urteilen, scheint es allerdings komisch genommen werden zu müssen. J. Payne Collier hält dies aber für zweifelhaft; in seinem Catalogue biographical and critical ... of the Library at Bridgewater House etc. sagt er Seite 158: „ . . although the style of the performance in many places is bombastic and conceited, and the incidents unnatural and extravagant, in those respects it goes but little beyond performances of the same kind which had been translated from the French by Anthony Munday and others. The author, whoever he were, seems to have striven to imitate his predecessors, and in imitating he has sometimes exceeded them, lost in his adventures and in the language in which he has related them."

Collier macht auch auf eine Anspielung aufmerksam, die einen zweiten Teil des Werkes verheisst, der aber nie erschienen sei. —

Obwohl nun Cervantes' Roman in der Tendenz verwandten Empfindungen begegnen musste, so ist doch in dieser Hinsicht sein Einfluss gering gewesen. Nur das eine oder das andere Mal haben die Schriftsteller ihn zu satirischem Zwecke gegen die Litteraturgattung der Ritterromane benutzt. Aber die Ritterromane selbst, besonders die von Cervantes vornehmlich verspotteten Amadisromane, sind gerade kurz nach Cervantes in England eifrig übersetzt und aufgenommen worden, während diese Litteraturgattung nach Cervantes in Spanien verstummt.[1]) England wurde eben

[1]) Nach einigen Schriftstellern sind diese Romane besonders von den Zofen gelesen worden. So sagt schon 1613 Overbury in seinen Characters von der Chambermaid: „She reads Greene's Works over and over; but is so carried away with the "Mirror of Knighthood", she is many times resolved to run out of her self and become a lady-errant" (S. Character Writings of the XVIIth century, ed. by Henry Morley, Lond. 1891, p. 59).

Ferner erzählt William Browne (1590—1645; s. Poems, ed. Bullen,

nicht, wie Cervantes, von künstlerischen, sondern, wie stets, von moralischen Gesichtspunkten geleitet. Man kann sich das Urteil der Durchschnittsengländer etwa ausgesprochen denken in der Bemerkung des Vicesimus Knox (1752—1821), der in einem Essay über Novel Reading 1777 von einer früheren Zeit sagt: „Romances, indeed, abounded; but they, it is supposed, were rather favourable to virtue. Their pictures of human nature were not exact, but they were flattering resemblances. By exhibiting patterns of perfection, they stimulated emulation to aim at it. They led the fancy through a beautiful wilderness of delights: and they filled the heart with pure, manly, bold, and liberal sentiments." [1])

Originalausgaben.

Originalausgaben des D. Q. wurden in England veranstaltet in den Jahren 1701, 1706, 1738, 1781. Von besonderem Interesse sind die vom Jahre 1738 und 1781.

Die vom Jahre 1738 wurde hergestellt auf Veranlassung und Kosten des Lord Carteret von dem Buchhändler J. R. Tonson in drei Bänden mit kostbaren Kupferstichen Lord

---

'Muses' Library', London 1894, p. 240) in einem Gedicht von einer Dame, die sich mit ihrer Zofe über Liebesbriefe unterhält:

Op'ning a paper then she shows her wit,
On an epistle that some fool had writ:
Then meeting with another which she likes,
Her chambermaid's great reading quickly strikes
That good opinion dead, and swears that this
Was stol'n from Palmerin or Amadis.

Und in Massinger's Guardian (1633), Akt I, Sz. 2, sagt die Confidante Calipso:

In all the books of Amadis de Gaul,
The Palmerins, and that true Spanish story,
The Mirror of Knighthood, which I have read often,
Read feelingly, nay more, I do believe in 't,
My lady has no parallel.

(S. Massinger's Works, ed. W. Gifford, Lond. 1805, p. 140/1.)

[1]) British Essayists, ed. Rob. Lynam, London 1827, vol. XXII, Nr. 14.

Carteret beauftragte gleichzeitig den Spanier D. Gregorio Mayans y Siscar mit der Herstellung einer Biographie des Cervantes. Letztere erschien 1737, und 1738 dem ersten Bande der Londoner Ausgabe von 1738 vorgedruckt und Lord Carteret gewidmet. Diese Biographie ist zugleich der Anfang der Forschung über die Lebensgeschichte des Cervantes.[1])

Der Text der Ausgabe ist zum ersten Male ein kritischer. Einige Emendationen sind davon bis in unsere heutigen Ausgaben gelangt. Im Allgemeinen aber ist man zu energisch und ohne genügende historische Kenntnis vorgegangen.

Die Ausgabe von 1781 wurde von dem Engländer John Bowle in sechs Bänden hergestellt und erschien in London und in Salisbury. Die vier ersten Bände enthalten den kritischen Text, die übrigen Anmerkungen, Belege der in dem Romane vorkommenden Wörter, Eigennamen u. s. w., und eine Variantenzusammenstellung.

Der Text Bowle's ist nach sorgsamer Vergleichung der früheren Ausgaben hergestellt. Eine ungeheuere Anzahl der textlichen Änderungen in der Ausgabe von 1738 konnte er zu Gunsten der früheren Ausgaben unberücksichtigt lassen, und die früheren Lesarten dank seiner ungeheueren Belesenheit in alten Texten wiederherstellen. Auf die Ausgabe Pellicer's vom Jahre 1797 hat Bowle dadurch mächtigen Einfluss geübt, und ebenso verdankt ihm die bisher beste Ausgabe des Don Quijote von Clemencín ungeheuer viel, sowohl was die Gestaltung des Textes als auch den Commentar anbelangt.

Schon 1777 hatte Bowle seine Ausgabe in einem öffentlichen Briefe an Percy angekündigt: A Letter to the Rev. Dr. Percy concerning a new and classical Edition of the Historia del valeroso Cavallero D. Quixote de la Mancha, to be illustrated by Annotations and Extracts from the Historians, Poets, and Romances of Spain and Italy and other writers, ancient and modern, with a Glossary and Indexes,

---

[1]) S. Navarrete, Vida de Cervantes, Madrid 1819, § 171.

in which are occasionally interspersed some Reflections on the Learning and Genius of the Author, with a Map of Spain adapted to the History and to every Translation of it.

Durch einen ihm persönlich nicht bekannt gewordenen Freund, den Baron Talbot Dillon, wurden namhafte spanische Forscher mit dem Vorhaben Bowle's bekannt gemacht; besonders D. Juan Antonio Pellicer; dieser teilte ihm seine eigenen Forschungen über das Leben des Cervantes brieflich mit, und Bowle veröffentlichte die Hauptergebnisse derselben im Gentleman's Magazine Nr. 51, p. 22—24 (1781) (S. auch Bowle's Ausg. tom. 3. S. XII.) Eine Folge anderer Art von Dillon's Freundschaftsdienst war es, dass sich nach dem Gerüchte, dass ein Ausländer den Don Quijote herauszugeben beabsichtige, die spanische Akademie beeilte, Bowle zuvorzukommen, und bereits 1780 ihre Ausgabe mit der viel genannten Analyse von Don Vicente de los Rios veröffentlichte.

Bowle's Ausgabe erfuhr einen lebhaften Angriff von Joseph Baretti, der 1787 'Tolondron. Speeches to John Bowle about his edition of Don Quixote' veröffentlichte.[1])

Der Freund Bowle's, Baron Dillon, interessierte sich selbst lebhaft für den Don Quijote. 1780 veröffentlichte er seine Travels through Spain, in welchen er häufig Veranlassung nahm, auf D. Q. Bezug zu nehmen und gewisse sachliche Bemerkungen zu machen. 1781 schrieb er seine Letters from Spain, in 1778. On the Origin and Progress of Poetry in that Country; with occasional Reflections on Manners and Customs and Illustrations of the Romance of Don Quixote. Diese letztere Schrift führe ich nach Watt's Bibl. Brit. an; sie war mir unzugänglich.

Englische Übersetzungen.

(1605—1774.)

Thomas Shelton.

Thomas Shelton, der litterarisch nicht weiter hervorgetreten ist, liess 1612, also sieben Jahre nach Veröffent-

[1]) war mir unzugänglich.

lichung des 1. Teiles des Originals, eine Übersetzung erscheinen.[1]) Durch sie erscheint der spanische Roman zum ersten Male in einem fremden Idiom, wenn wir von französischen Übersetzungen zweier Novellen aus dem Roman absehen. Nach seiner Behauptung in der Widmung an den Lord of Walden hatte Shelton seine Übersetzung bereits fünf oder sechs Jahre vorher unternommen und, was natürlich unglaubwürdig ist, in vierzig Tagen vollendet. Er habe sie dann unbeachtet gelassen und sich erst solange Zeit nachher auf die Bitten einiger Freunde hin veranlasst gesehen, sie zu veröffentlichen.

In Bezug auf eine Charakterisierung der Übersetzung können wir uns kurz fassen und für das Einzelne auf die Vorrede der Neuausgabe von Fitzmaurice-Kelly in den Tudor Translations verweisen.[2]) Kelly hat dort unumstösslich nachgewiesen, dass der 1. Teil auf dem Texte der Brüsseler Ausgabe vom Jahre 1607 beruht. Alle Vorwürfe späterer Übersetzer, besonders von Jarvis, wonach Shelton fremde Übersetzungen (besonders die italienische von Franciosini, 1622, und eine angenommene, verlorene französische) übertragen habe, sind abzuweisen.[3])

Shelton's Übersetzung wimmelt von Fehlern; er lässt sich meist durch ähnlich lautende, vielleicht auch etymologisch verwandte Wörter zu Ungenauigkeiten, ja zu offenbarem Unsinn verleiten; seine Kenntnis des Spanischen war sicher nicht sehr tief. Dazu kommt eine ungeheure Flüchtigkeit und Nonchalance beim Übersetzen, die zu den ergötzlichsten Fehlern führen. Der Schwierigkeiten wird er auf die einfachste Weise Herr, indem er lustig drauf los übersetzt; bei

---

[1]) Eingetragen in das Register of the Stationers' Company '19no Januarij 1611. Edward Blounte, William Barret. Entred for their Copy under the andes of Master Edward Abbot and Th' Wardens, a book called, The delightfull history of the wittie Knight Don Quishote vjd.'. s. Arber's Reprints, vol. III, p. 204.

[2]) London 1896, 4 vol.

[3]) Ich unterlasse den Nachweis im einzelnen und verweise ein für alle Male auf Kelly's Vorrede zu seiner Neuausgabe.

Wortspielen hält er sich nicht auf, sondern giebt die betreffende Erklärung mitten in dem Text.

Dennoch aber ist die Übersetzung die frischeste und interessanteste, die in dem hier in Frage kommenden Zeitraum hervorgebracht wurde. Gegenüber dem Original befreit ihn seine Sorglosigkeit von dem Drucke einer ängstlichen Wiedergabe aller Nüancen, dem meist die späteren Übersetzer verfallen sind. Durch diese Selbstbefreiung bekommt Shelton's Sprache poetischen Schwung und kann sich dem Geiste des Originals vortrefflich anpassen.

Der zweite Teil der Übersetzung erschien 1620, also fünf Jahre nach dem Original, und beruht auf dem Brüsseler Texte von 1616. Dass sie anonym erschien, hat einige Leute veranlasst, sie Shelton abzusprechen. Doch hat Kelly[1]) mit Recht die Einheitlichkeit des Stiles und des Verfahrens in beiden Teilen hervorgehoben.

Neudrucke erschienen von Sheltons Übersetzung 1652, 1675, 1706 (revidirt von John Stevens), 1725.[2])

John Philips.

J. Philips (1676—1708), der Neffe Miltons, bekannt als Verfasser humoristischer Werke, übersetzte 1687 den Don Quijote. Seine Übersetzung ist äusserst selten geworden; sie war mir nicht zugänglich. Man sagt ihr nach, dass sie äusserst ungenau und in burleskem Stile geschrieben ist.

Philips' Übersetzung wurde nicht wieder neugedruckt.

Peter Anthoney Motteux.

Peter Motteux (1660—1718), der sich auch als Komödiendichter versucht hat, liess 1700 zum ersten Male eine Übersetzung des Don Quixote erscheinen.[3]) Auf dem Titelblatt

---

[1]) S. vol. 3 seiner Ausgabe.

[2]) S. Fitzmaurice-Kelly, Life of Cervantes. Lond. 1892, p. 339/340.

[3]) Kelly, in seiner Bibliogr. p. 340 erklärt, dass er keine frühere Übersetzung Motteux's als die von 1711 gesehen habe und bezweifelt daher Watt's Angabe in der Bibliotheca Britannica. Die Berliner Königl. Bibliothek besitzt jedoch aus der Sammlung von Ludwig Braunfels den ersten Band einer 1700 erschienenen Übersetzung von Motteux.

steht: 'Translated from the Original by several Hands: And publish'd by Peter Motteux.' In der Vorrede nennt er seine Mitarbeiter, bei einigen deren Beiträge zur Übersetzung angebend; bei den andern dürfen wir wohl gelegentliche Ratschläge als Erwähnungsgrund ansehen. Unter den letzteren finden sich auf diese Weise einige bedeutende litterarische Namen dieser Zeit mit dem Romane des Cervantes verknüpft. Die Aufzählung Motteux's ist folgende: 'Colonel Godrington, Colonel Stanhope, Sir Henry Sheer, William Aglionby Esq.; who oblig'd me with the Story of the Captive, translated by him some years ago; Thomas Sergeant Esq.; who has favour'd me with that of the Goatherd; and some other Gentlemen, who are not only Masters of the Spanish, but of the Delicacies of our Tongue. I have also Acknowledgments to pay to Mr. Wycherley, Mr. Congreve, Dr. Garth, Dr. Pellet, Thomas Cheek Esq.; Mr. Savage, Mr. Thomas Brown, and some other ingenious Friends, not forgetting Don Bernardino Navarro, at once a just Critic in his own Language, and so good a Master of ours, as to have made an excellent Grammar which will be printed in some time.'

Was die Quellen seiner Übersetzung anbelangt, so gesteht Motteux ein, dass er seine Vorgänger benutzt habe[1]), 'and avoiding their Errors may possibly have made this a tolerable Translation'. Dies letztere ist ihm auch mitunter gelungen: Kap. 38 übersetzt er 'trances de la guerra' nicht mehr wie Shelton mit '*traunces* of warfare', sondern mit '*Tryals* of War'. Hatte Shelton Kap. 11 'embaulaban tasajo como el puño' flüchtig mit 'tossed in *with* their fists whole slices' übersetzt, so ist Motteux genauer, indem er die Stelle mit 'swallowed whole luncheons *as big as* their Fists' wiedergiebt.

Aber Motteux's Übersetzung ist keine Paraphrase der Shelton'schen Übersetzung etwa, die er mit dem Original verglichen und jeweils danach verbessert habe, sondern er übersetzt das Original direkt und holt sich nur gelegentlich

[1]) Ich bemerke noch, dass ich nicht im stande war, etwaiger Benutzung der französischen Übersetzungen nachzuforschen, da mir solche nicht zugänglich waren.

Belehrung aus seinem Vorgänger. Dies beweisen neue Irrtümer und der Stil.

Man kann behaupten, dass Motteux die Mängel Shelton's teilt, ohne dessen Vorzüge zu besitzen. Sein Verständis des Spanischen reichte ebenso wenig wie bei Shelton zu einer feinsinnigen Übertragung. Dies wird uns schon klar, wenn wir beobachten, wie er vielfach spanische Wörter mit dem englischen Fremdwort gleichen Stammes wiedergiebt, ohne den Unterschied der Bedeutung zu ahnen, oder wie er sich wenig Mühe um den genauen Sinn des Originals giebt:

Kap. 7: 'En esto tiempo solicitó D. Quijote con un labrador' hat solicitar die Bedeutung „unterhandeln"; Motteux übersetzt ohne Sachobjekt, was im Englischen nicht möglich: 'In the meantime D. Q. earnestly *solicited* one of his Neighbours'.

Kap. 11: '*piadosas* entrañas de nuestra prima madre' werden zu '*pious* Bowels of our Mother Earth'.

Kap. 1: 'ponerse en ocasiones y peligros'; ocasión ist Synonym von peligro, aber Motteux übersetzt rasch entschlossen: 'exposing himself to Danger *on all occasions*'.

Kap. 7: hacer al caso ist eine Redensart und bedeutet 'nützen'. M. übersetzt noch besonders al caso mit 'at this juncture'.

Wenn wir grosse Schwierigkeiten des Originals übergehen wollen, da wir den Übersetzer Motteux nicht an den Erkenntnissen der Philologie des 19. Jahrhunderts beurteilen dürfen (ich brauche hier nur an die 'duelos y quebrantos los sabados' des 1. Kap. zu erinnern), so ist doch festzustellen, dass, auch davon abgesehen, noch Schwierigkeiten genug für ihn übrig bleiben. Wenn D. Q. in seiner Rede über den Soldaten- und Gelehrtenstand (Kap. 38) auch eine Auszeichnung des Kriegers erwähnt, die sich mit der Verleihung des Doktorgrades an den Gelehrten vergleichen lasse, so bietet sich für Motteux schon eine sachliche Schwierigkeit, und der einfache Satz: 'Lléguese pues á todo esto el dia y la hora de *recibir el grado* de su ejercicio, lléguese un dia de batalla, que allí le pondrán la *borla* en cabeza hecha de

hilas . . ' erscheint folgendermassen zurechtgestutzt: 'But above all, when the day shall come, wherein he is to put in practice the exercise of his Profession, and *strive to gain some new degree*, when the day of Battle shall come, then as a mark of his honour, shall his head be dignify'd with a *Cap made of Lint* . . '

Auffällig ist ferner, dass Motteux, wie überhaupt die englischen Übersetzer, so leicht übersieht, wenn Cervantes den euphuistischen Stil lächerlich macht. Sicher soll es ein solcher Seitenhieb sein, wenn Cervantes Kap. 31 seinem Helden die Worte in den Mund legt: 'En *decir* que *maldecia* mi fortuna, *dijeste mal*, dijo D. Quijote, porque antes la *bendigo*, y *bendeciré* todos los dias de mi vida'. Aber Motteux übersetzt harmlos: 'There you mistook, reply'd Don Quixote, I rather bless my Fortune, and always shall, while Life affords me Breath'.[1])

Betrachten wir den Stil Motteux's, so haben wir noch mehr Ausstellungen an seiner Übersetzerarbeit zu machen. Im grossen und ganzen weiss er auch nicht annähernd die Feinheiten der Cervantesischen Sprache wiederzugeben. Wo Cervantes nur ein wenig bildlich wird, versagt sofort M. 'El se *enfrascó* tanto en su lectura' : 'He *gave himself up* so wholly to the reading' (Kap. 1). Ebenda hatte Shelton 'desentrañar' kühn mit 'unbowel' übersetzt, M.: 'unravel'. — Cervantes spricht von einer 'cama, la cual . . . jamas *pechara* de estrecha', M.: 'never *proves* too narrow'. Sogar einfache Vergleiche wie 'laberinto de muy dificultosa salida' giebt er nüchtern wieder mit: 'as a point difficult to be decided' (Kap. 38).

Feine Wortunterschiede beachtet er meist nicht, wie er regelmässig zwei synonyme Wörter, von denen das zweite sehr oft das erste steigert, durch ein Wort ersetzt.

Überhaupt verfährt M. dem Original gegenüber sehr willkürlich. Hier lässt er ein attributives Adjektiv weg,

---

[1]) Cervantes' Absicht wurde auch nicht von den späteren Übersetzern beobachtet.

dort fügt er eins hinzu. Dieselbe Methode auf ganze Sätze übertragen, macht seine Übersetzung zur Paraphrase. Eine harmlose Aufforderung D. Q.'s an Sancho: 'dí me ahora' erscheint bei Motteux in der Form: 'tell me as speedily as thou canst' (Kap. 30). Und wie schwerfällig ist diese Paraphrase gegenüber dem Original! In dem folgenden Teile eines Satzes bei Cervantes: 'sin que añadas ó mientas por darme gusto, ni menos te acortes por no quitármelo', sagt Cervantes genau soviel, wie Motteux in folgender Verwässerung: 'without Addition, Lies, or Flattery. On the other side take care thou losest not a little of the whole matter by abbreviating it, lest thou rob me of part of that delight which I propose to my self from it' (Kap. 30).

Ein weiterer Nachteil seiner Neigung, den Urtext zu paraphrasieren, liegt in der Nichtbeachtung des Wechsels im Stile der redenden Personen als Charakterisierungsmittel. Eine Wendung aus der Umgangssprache erscheint bei ihm in derselben Form wie in gehobener Rede. Warum lasst ihr uns 'tan sin mas ni mas' den Sieg entgehen? ruft D. Q. (Kap. 7) aus. Motteux übersetzt: 'without any further opposition'.

Wie wichtig diese Thatsache ist, ersieht man daraus, wenn man bedenkt, wie durch derartige Änderungen die betreffenden Personen in ganz anderer Stimmung, mit ganz anderem Charakter erscheinen können.

Wer würde in folgender Aufforderung D. Q.'s an Sancho, ihm verschiedene Fragen zu beantworten und noch 'todo aquello que vieres que en este caso es digno de saberse, de preguntarse y satisfacerse' den Wortschwall gerne vermissen? Aber Motteux übersetzt: everything else which has any relation to this Affair. Andererseits, wie verliert folgende Redeweise ihre Pointe:

¿qué hacía?	What was she doing when you first paid your respects to her?
¿qué le dijeste?	How didst thou express thy self to her?

¿ qué te respondió?	What answer was she pleas'd to make thee?
¿ qué rostro hizo cuando leía mi carta?	What countenance did she put on at the perusal of my letter?
¿ quien té la trasladó?	Who transcrib'd it fairly for thee? (Kap. 30.)

Endlich ist noch missbilligend die Neigung Motteux's zu erwähnen, wo angängig, den Reden der Personen eine komische Färbung zu geben. So nennt D Q. seinen Stallmeister häufiger als im Original 'coxcomb'. Sancho erzählt seinem Herrn, Dulcinea habe ihm Käse und zwar Schafkäse gegeben, und Motteux lässt ihn dazu bemerken: I hope there is no ill luck in't (Kap. 31).

Motteux's Übersetzung in dem hier in Betracht kommenden Zeitraum erschien im Neudruck 1712, 1719, 1725 (revidiert von Ozell), 1733, 1743, 1757, 1766.[1])

Edward Ward.

Ward, bekannt als Verfasser humoristischer Werke, liess 1711—12 eine Übersetzung des Don Quijote in hudibrastischen Versen erscheinen. Leider kann ich keine Probe aus der Übersetzung mitteilen, da sie mir unzugänglich geblieben ist.[1])

Jarvis.

Charles Jarvis (1675?—1739), der dem Pope'schen Kreise von Litteraten angehörte, veröffentlichte 1742 eine D. Q.-Übersetzung. Pope hat seinen Freund sehr verunglimpft, indem er behauptete, Jarvis habe kein Spanisch verstanden und sich überhaupt nie mit dem Studium desselben befasst. Daher wurde auch von manchen seine Übersetzung als eine neue Redaktion der Shelton'schen Übersetzung angesehen. Diese Behauptung ist aber schon deswegen abzuweisen, weil der unter Jarvis' Namen kursierenden Übersetzung der Text der Londoner Original-Ausgabe vom Jahre 1738 zu Grunde liegt. Es finden sich z. B. folgende Änderungen dieser Ausgabe in Jarvis' Übersetzung:

---

[1]) s. Kelly, l. c. p. 340—341.

I. Teil, Kap. 12. Grisostomo verkleidet sich als Schäfer und erscheint mit einem *Hirtenstab*; 1738 hatte cayado für ganado (Herde) eingeführt.

Kap. 25. Jarvis hat: *Billet-doux* are never suscribed; vgl. 1738: Nunca las cartas de *amantes* se firman, gegenüber früher: cartas de *Amadis*.

Kap. 30. Jarvis: The same did Sancho who was as much *deceived* about her as his master. 1738: tan engañado, früher: tan ensañado.

Kap. 37. Jarvis: By this time it was four in the afternoon. 1738: En esto serían las cuatro de la tarde; früher: llegava la noche.

Dasselbe lässt sich für den II. Teil nachweisen:

Kap. 14. Jarvis: Sancho . . . holding by the back guard of Rosinante's *saddle*. 1738: S. . . . fuése tras su amo asido á un *arzón* de Rozinante; früher: á una acion.

Kap. 42. Jarvis: the wheel of your fortune. 1738: la rueda de tu fortuna; früher: la rueda de tu locura (wo unter rueda „Pfauenrad" gemeint ist).

Kap. 38 hat auch die Londoner Ausgabe von 1738 'cabellos (für caballos) del sol', was Jarvis daher mit 'hairs of the sun' wiedergiebt. Da auch Shelton so übersetzt, so meinte ein moderner englischer Übersetzer, Duffield, dies als 'one instance out of many of Jarvis's servility' gegenüber Shelton bezeichnen zu dürfen.[1])

In einem andern Falle glaubt Duffield gütigst anzuerkennen, dass Jarvis nicht jeden Unsinn von Shelton übernommen habe. Er beruft sich dafür auf Kap. 5 des II. Teils, wo in der Stelle 'y por estas mismas razones lo dejó el padre' ein offenbarer Fehler — dijo ist zu setzen — vorliegt, den Shelton übersetzte, Jarvis aber nicht aufnahm. Aber der Fehler findet sich nicht nur in Shelton's Original-Text, sondern in allen Ausgaben bis 1797, wo ihn Pellicer durch seine glückliche Konjektur beseitigte. Demnach beweist diese Stelle

[1]) The ingenious knight Don Quixote de la Mancha. . . . a new translation . . . by Alex. James Duffield. London 1881, vol. I, p. XLV.

erst recht das Gegenteil, wie selbständig Jarvis seinem Original-Text gegenüber stand.

Ja Jarvis offenbart einmal sogar textkritische Fähigkeit. Erst seit Pellicer ist die Stelle (Teil II, Kap. 1), wo von Angelica und dem 'gran cantor de su belleza' die Rede ist, richtig interpungiert, während es vorher unmöglich war, einen annehmbaren Sinn herauszulesen. Shelton fiel dabei herein. Jarvis giebt die Stelle so wieder, wie sie erst nach ihm Pellicer geändert hat.[1])

Wird schon durch diese Thatsache die Behauptung, Jarvis habe die Übersetzung Shelton's nur revidiert, hinfällig, so wird sie erst recht unbegreiflich angesichts der Thatsache, dass die Übersetzung von Jarvis überhaupt die treueste englische Übersetzung ist, die von 1605 bis 1800 gemacht worden ist. Dass er ab und zu, ja sogar sehr häufig die Shelton'sche Übersetzung in schwierigen Fällen zu Rate gezogen hat, ändert an dieser Thatsache nichts. Es ist allerdings sehr leicht, eine Menge gemeinsamer Fehler in beiden Übersetzungen aufzudecken, aber sie reichen nicht aus, um Jarvis' Übersetzung zu einer Paraphrase der Shelton'schen zu stempeln.

Fragen wir uns nun, in wieweit Jarvis befähigt war, seinem Ideal möglichster Treue nachzukommen. Es scheint, dass auch er kein besonders feines Verständnis der spanischen Sprache hatte. Auch er übersetzt noch häufig durch Fremdwörter gleichen Stammes, deren Bedeutungsunterschied von dem betreffenden spanischen Wort er nicht ahnt. Häufig sind ihm auch ganz geläufige Redewendungen nicht klar, mitunter auch nur an einzelnen Stellen, während er sie sonstwo richtig wiedergiebt.

---

[1]) Ich will jedoch darauf aufmerksam machen, dass Jarvis' Übersetzung mir nur in der Ausgabe von 1828 vorliegt, so dass die letztere Stelle nachträglich verbessert sein könnte, was ich jedoch bezweifeln möchte, da auch Smollet's Übersetzung (die ich in einer Ausgabe von 1782 zur Hand habe), offenbar auf Jarvis fussend, den richtigen Text übersetzt.

Im I. Teil, Kap. 19 heisst 'no las tuvo todas consigo' nicht D. Q. 'could not well tell what to make of them' sondern 'er fürchtete sich'. Ebenda wird er durch die Präposition con in der Phrase 'dar con alguno en el suelo' verleitet, die Stelle

> la mula alzándose en los piés, dió con su dueño por las ancas en el suelo

zu übersetzen:

> the mule rising up-right on her hind-legs, *she fell* backward to the ground, *with her rider under her,*

während es heissen soll, dass die Mauleselin ihren Reiter abwarf, nicht aber selbst zu Boden fiel.

II. Teil, Kap. 18 wird er durch das Französische verleitet, 'loco bizarro' mit dem verständnislosen Ausdruck 'whimsical kind of madman' zu übersetzen.

Einmal giebt er das einfache 'de poco acá' (= seit kurzem) mit 'very near' wieder (Teil I, Kap. 19). Wenn er (Teil II, Kap. 18) 'acabó D. Q. de cerrar el proceso de su locura' mit 'D. Q. did as it were, *finish and* shut up the process of his madness' übersetzt, so zeigt er, dass ihm die sehr gewöhnliche Phrase 'acabar de . . .' nicht klar ist. Eine flüchtige Kenntnis der Sprache des Originals verrät sich auch darin, dass er durch die Freiheit der spanischen Wortstellung die Wörter im Satze falsch bezieht und ihnen nach Bedarf dafür eine etwas differierende Bedeutung unterlegt; dies ist z. B. in folgendem Satze der Fall:

> And therefore, for me to meddle now in so confused a business, *and by giving* my opinion, would be to spend my judgment rashly.

Dies ist die Wiedergabe von:

> Así que ponerme yo ahora en cosa de tanta confusion á dar mi parecer, será caer en juicio temerario (I. Teil, Kap. 45).

Bei einer so beschaffenen Kenntnis im kleinen dürfen wir nicht erwarten, dass Jarvis hätte dazu beitragen können, die besonders dunklen Stellen des Originals aufzuklären. Giebt er doch (Teil II, Kap. 18) 'al modo de las licencias

que se dan en las universidades' mit 'according to the *liberties* of the universities' wieder, wo das Richtige wirklich nicht schwer zu erraten war. Bei der Stelle von D. Q.'s 'rocin ... que tenia mas cuartos que un real' muss er sich bei früheren Übersetzern Rat holen (I. Teil, 1. Kap.). Teil I, Kap. 38 übersetzt er '. . . de faldas que no quiero decir de mangas' einfach wörtlich und gesteht in einer Anmerkung zu, dass er die Stelle nicht verstanden habe, und dieselbe, auf seine Art übersetzt, keinen Sinn gäbe.

Wie wenig Kenntnis des Spanischen mitunter genügt hätte, um fein versteckte Witze des Autors wiederzugeben, und wie andrerseits es Jarvis an diesem Wenigen gebricht, erleuchtet ein Beispiel aus dem II. Teil, Kap. 7. Hier verabschiedet sich der spottlustige Samson Carrasco von dem ausziehenden Don Quijote mit dem Wunsche, der Ritter möchte ihn von seinem Glück wie Unglück benachrichtigen, damit Carrasco sich über dieses freuen und über jenes betrüben könne, wie es die Gesetze der Freundschaft erforderten. Diese Schalkhaftigkeit des Baccalaureus entging nicht nur dem edlen Manchaner, sondern auch unserm Jarvis und doch kam es nur auf das richtige Verständnis der Wörter esta und aquella an.

Was Jarvis' Stil anbelangt, so ist ihm sein Prinzip, möglichst treu zu übersetzen, vielfach verhängnisvoll geworden. Dies zeigt sich schon in der Wortwahl. Teil II, Kap. 18 würde man für 'para saber *dar razon* de la cristiana ley' lieber etwas anderes lesen als 'to *give a reason* for the Christian faith'. Teil I, Kap. 11 (habiendo Sancho . . . acomodado á Rocinante; Jarvis: Sancho, having accomodated Rozinante) hat Jarvis das Verbum 'to accomodate' in einer Acception verwendet, die im Spanischen geläufig, dem Englischen aber fremd ist. Ferner klingt es nicht schön, das spanische 'va en hora buena' mit 'go in a good hour' (I. Teil, Kap. 30) und 'bastante para hacerle emperador en *daca las pajas*' mit 'sufficient to make you an emperor before you can say, *Give me those straws*' (II. Teil, Kap. 18) zu übersetzen.

Am meisten nützte ihm diese seine Treue gegenüber dem

Original bei der Wiedergabe des pathetischen Stils der Reden Don Quijotes. Auf diese Weise blieben die meisten Stilmittel bewahrt, wie Häufung von Synonymen, Aufzählungen, Gegensätze, Parallelen u. dergl. Doch entgehen ihm hierbei vielfach die Euphuismen (s. u. Motteux). Einen Ersatz für die Vorteile, die die freie Wortstellung als Stilmittel im Spanischen gewährte, konnte er allerdings in seiner Sprache nicht schaffen.

Wortspiele wiederzugeben giebt sich Jarvis nicht immer die Mühe. Teil II, Kap. 18 sagt D. Q.: '. . . entre los infinitos poetas *consumidos* que hay, he visto *consumado* poeta . . .', was Jarvis überträgt mit '. . . among the infinite number of poets now in being, I have met with one absolute'. Doch bestrebt er sich meistens, in dieser Hinsicht dem Original gerecht zu werden und er trifft es gut, wenn er in dem eben angeführten Kapitel '*negros* requesones que tan *blanco* pusieron á su amo' mit 'nasty curds that had made his master so white' übersetzt, wo sich Shelton mit der kindlichen Wiedergabe '*dismall black* curds, that made his Master so white' beholfen hatte. Wo es ihm aber nicht gelingt, einen Ersatz für ein Wortspiel zu schaffen, übersetzt er das Original wörtlich, auch wo dadurch im Texte ein Unsinn entsteht, den er dann in einer Anmerkung erklärt. Dies ist sein gewöhnliches Verfahren. Ebenso verfährt er, wo ihm die Sprachschnitzer Sanchos Schwierigkeit machen.

Zu grosse Treue gegenüber dem Original bekundet Jarvis auch bei den Sprichwörtern. Diese verlieren bei ihm alle Farbe. Man vergleiche etwa folgende vier Sprichwörter aus II, 43:

en casa llena presto se guisa la cena;
quien destaja no baraja;
á buen salvo está él que repica;
el dar y el tener seso ha menester

mit der Übersetzung:

in a plentiful house supper is soon dressed;
he that cuts does not deal;
he that has the repique is safe;
to spend and to spare require judgment.

Vulgäre Bezeichnungen wiederzugeben bemüht sich Jarvis im allgemeinen; er übersetzt 'el caletre' mit 'noddle', und in sehr enger Anlehnung an das Original '*despabile* esos ojos' mit '*snuff* your eyes' (II, 10); doch versagt er auch hier mitunter, so wenn er 'á trochemoche' mit 'at random' wiedergiebt (II, 3).

Neudrucke der Jarvis'schen Übersetzung erschienen während des 18. Jahrhunderts 1749, 1756, 1766.[1])

Tobias Smollett.

Auch Smollet's Übersetzung, die zuerst 1755 erschien, entging nicht dem Geschick, fälschlich (wie ich glaube) gebrandmarkt zu werden. So wenigstens berichtet das Dictionary of National Biography, dass ein Lord Woodhouselee in einem Essay on Translation die Übersetzung Smollett's als 'a rifacimento of Jervas' kennzeichnete und dass 'this judgment is substantially confirmed by later critics'.[2])

Wie man nun auch die Smollett'sche Übersetzung beurteilen mag, sie als eine Bearbeitung der Jarvis'schen zu bezeichnen geht nicht an. Äusserlich betrachtet haben sie beide allerdings eine grosse Ähnlichkeit; denn ungeheuer häufig berühren sie sich im Ausdruck. Dies kommt aber meist nur daher, dass sie beide in der Hauptsache nach demselben Prinzip, nämlich wörtlich, übersetzen. Dass aber Smollett aus dem Original direkt übersetzt, zeigen die Stellen, wo er dem Original noch näher steht als Jarvis. Unterziehen wir z. B. Kap. 17 des I. Teils einer Prüfung! Hier übersetzt Smollett in folgenden Fällen etymologisch aus dem Original, wo Jarvis ein andres Wort gewählt hat:

el salutífero bálsamo : the salutiferous balsam (Jarvis: the healing balsam);

hacedme merced y *beneficio* : do us the *benefit* and favour (favour and *kindness*);

---

[1]) s. Kelly, l. c. p. 341.

[2]) Ich bemerke, dass das zitierte Werk, wie auch die von Ormsby und Watts, auf die das Dict. verweist, mir unzugänglich waren.

el ventero le *proveyó* : the innkeeper having *provided* (furnished);

el estómago del pobre no debia de ser tan *delicado* : *delicate* (nice and squeamish);

menesterosos de su *favor* y amparo : *favour* and protection (*aid* and protection).[1])

In andern Fällen, wo Jarvis ein anderes Wort gewählt oder leicht geändert hat, hat Smollett den Text des Originals:

despues de los *dias* de vuestra merced : till the *days* of your worship be gone (till after your decease);

¿ para qué consintió que *gustase*? : why did you allow to *taste* it? (to *drink* it);

no hallaremos de *quien* vengarnos : we shall never be able to take vengeance upon the *authors* of them (we shall find *nothing* to be revenged on).

Auch die Satzkonstruktion lehnt sich bei Smollett mitunter enger an das Original an als bei Jarvis: 'de vomitar las entrañas que me quedaron' : 'vomit up all the entrails I have left' (vomit up what remains of my guts).

Auch findet sich eine Auslassung Jarvis' bei Smollett: 'dos vecinos de la *heria* de Sevilla' : 'two shopkeepers from the *market-place* of Seville' (two butchers (!) of Seville).

Im folgenden Beispiel bemüht sich sogar sichtlich Smollett eine Nuance des Originals, die Jarvis vernachlässigt hatte, wiederzugeben: '*acabó* en esto de encender el candil el cuadrillero' : 'About this time the officer of the Holy Brotherhood, *having made shift* to light his candle' (By this time the officer had lighted the lamp).

Müssen wir die Behauptung, dass Smollett das spanische Original nicht benutzt habe, zwar abweisen, so können wir doch andrerseits die tiefgehende Abhängigkeit Smolletts von Jarvis nicht leugnen. Nicht nur hat Smollett seinen Vorgänger bei schwierigen Stellen zu Rate gezogen, sondern man darf wohl behaupten, dass er dessen Übersetzung bei

[1]) Da aid und nicht favour die richtige Übersetzung des span. favor ist, so ist die Stelle noch besonders beweiskräftig.

seiner Arbeit beständig verglich. Nur so kann ich mir die unzähligen Berührungen im Ausdruck, die in der Fassung und Wendung vom Original abweichen, erklären.

Sicherlich sind Smollett's Kenntnisse des Spanischen geringer gewesen als die des Jarvis In einem obigen Beispiel hatte er 'favor' mit 'favour' übersetzt; II, 25 giebt er 'levantando ... grandes *quimeras*' mit 'raising ... huge *chimeras*' wieder, obwohl 'quimera' im Spanischen 'Streit' bedeutet; und II, 18 liest man bei ihm gar: 'Both father and son *admired* anew she strange medley of Don Quixote's discourse'; im Original steht natürlich 'admirarse', aber das heisst 'sich **ver**wundern' nicht '**be**wundern'. Die Beispiele liessen sich beliebig vermehren. Die nämlichen Fehler, die wir bei Jarvis hervorgehoben haben, liessen sich mit einer oder zwei Ausnahmen, wo er änderte, bei Smollett nachweisen, ebenso wie unzähliche weitere.

Was nun Smollett's Stil anbelangt, so ist zunächst festzustellen, dass er nicht so wie Jarvis an dem Wortlaut des Originals klebt, wenn er auch nicht, wie Motteux, denselben umschreibt und davon abweicht. Streng einheitlich ist er nicht verfahren; im allgemeinen lässt sich nur sagen, dass er es liebt, dem Original eine strengere, mehr mathematische Form zu geben. Häufig also führt er das, was bei Cervantes nur angedeutet oder halb ausgeführt war, ganz aus; in der Häufung von Synonymen, von denen bei Cervantes nicht selten das eine entbehrlich ist, sucht er eine gewisse Steigerung der Begriffsbezeichnungen herbeizuführen. Nicht selten begegnet es auch, dass er Adjektiva und kleinere Zusätze einfügt, um die Situation noch besonders zu bekräftigen. Besonders ist dies der Fall, wenn es sich um Ausmalung humoristischer Szenen handelt; in diesem Falle ändert Smollett auch am meisten das Colorit seiner Vorlage; denn hier wählt er ungemein häufig, abweichend vom Original, vulgäre Ausdrücke.

Den pathetischen Stil, der die meisten Reden Don Quijotes auszeichnet, giebt Smollett gewöhnlich im engen Anschluss an das Original wieder. Doch passirt es auch ihm, dass er, wenn auch selten, die Häufung der Synonyma,

die ein prächtiges Charakterisierungsmittel bilden, etwas herabdrückt. Preziöse Ausdrucksweise beachtet er nicht, wenn er z. B. 'humor de mis ojos' mit 'tears of my eyes' (I, 25) wiedergiebt. Ebenso entgehen ihm die euphuistischen Wendungen, wie bereits bei Motteux erwähnt ist. Auf die Vorteile, die die Freiheit der Wortstellung als Stilmittel dem Spanier gewährte, musste Smollett im Englischen verzichten.

Gegenüber spanischen Redensarten verfährt S. verschieden. Er übersetzt sie entweder wörtlich, wie II, 36: 'todo saldrá en la *colada* del gobierno' mit 'what is amiss will come out in the *washing* of this same government'; oder er interpretiert sie, wie er z. B. 'en daca esas pajas' gewöhnlich mit 'in a twinkling of an eye' wiedergiebt; oder aber er giebt ihnen ein phrasenhaftes Gepräge; so übersetzt er 'en vuestra mano está escudillar' (II, 28) mit 'the ladle is in your own hand'. So gelingt es ihm auch besser wie Jarvis, den spanischen Sprichwörtern eine sentenziöse Form zu geben, meist indem er einen Reim herstellt, wenigstens aber dadurch, dass er ihnen eine allgemeine Wendung giebt.

Ebenso übertrifft Smollett seinen Vorgänger auch in der Wiedergabe von Wortspielen. Soweit er solche wahrnimmt, sucht er auch, allerdings mit einigen Ausnahmen, einen Ersatz zu bieten.

Noch weniger ist Smollett dem Original gegenüber verlegen, wenn es sich darum handelt, einen Sprachschnitzer Sanchos zu ersetzen; er findet stets Anklänge an das Fremdwort in seiner Sprache.

In der Wiedergabe von Klangwörtern ist Smollett ebenfalls glücklicher als Jarvis; hatte Jarvis (II, 3) 'á trochemoche' farblos mit 'at random' wiedergegeben, so findet Smollett dafür den Ausdruck 'hodgepodge'.

Als gutem Stilist gelingt es Smollett auch, passende Entsprechungen für sprachliche Neubildungen des Originals zu schaffen; dies ist sicher der Fall, wenn er II, 25 'señor monísimo' mit 'your apeship' übersetzt; Jarvis hatte sich an der Stelle mit 'good-man ape' beholfen.

Smollett's Übersetzung erfuhr noch im Jahre 1755, wo die ersten Proben daraus im Gentleman's Magazine erschienen, einen lebhaften Angriff 'by a gentleman from the country' in einer Schrift 'Remarks on the proposals lately published for a new translation'.[1])

Im Laufe des 18. Jahrhunderts wurde Smollett's Übersetzung 1761, 1765, 1782, 1792, 1793, 1796, 1799 neugedruckt.[2])

Charles Henry Wilmot.

Im Jahre 1774 liess dieser sonst nicht weiter bekannte Autor eine D. Q.-Übersetzung[3]) erscheinen. Auf dem Titelblatt steht: Translated from the Original Spanish of Miguel de Cervantes Saavedra. Dies ist jedoch eine ganz lügenhafte Behauptung. Es lässt sich nachweisen, das Wilmot das Original überhaupt nicht benutzt hat, und dass die unter seinem Namen gehende Übersetzung nichts als ein an der Übersetzung von Motteux begangenes Plagiat ist. Dies scheint mir wenigstens für den ersten Teil festzustehen; für den zweiten habe ich die Übersetzung von Motteux nicht zur Hand.

Ehe ich auf den Nachweis dieser Behauptung eingehe, schicke ich voraus, dass Wilmot in gewissenloser Weise den Text seiner Vorlage verstümmelt; sehr oft streicht er ganze Sätze, häufig ganze Abschnitte; auch passiert es ihm dabei, dass er einen für den Sinn notwendigen Satz auslässt.

Was nun den Nachweis der obigen Behauptung anbelangt, so prüfe man die Wiedergabe des Gesprächs zwischen D. Q. und Sancho über die Botschaft der Dulcinea (Kap. 30 u. 31 des I. Teils), das Wilmot auch in ein Kapitel zusammenzieht. Natürlich können wir hieraus nur solche Stellen heranziehen, die Motteux in individueller Abweichung vom Original frei wiedergegeben hat. Diese sind der Reihe nach:

---

[1]) Sie war mir unzugänglich.

[2]) s. Kelly, l. c. p. 343.

[3]) Sie ist in Kelly's Bibliographie nicht aufgeführt.

Original: ¿qué le dijeste? ¿qué te respondió? ¿qué rostro hizo cuando leía mi carta? ¿quien te la trasladó?

Motteux: *How didst thou express thyself to her? What answer was she pleas'd to make thee?* What Countenance did she put on at the perusal of my Letter? *Who transcrib'd it fairly for thee?*

Wilmot: *how didst thou express thyself to her? What answer did she deign to make thee?* How did she look when she read my letter and *who copied it fairly for thee?*

Original: alguna empresa.

Motteux: some *curious* Device.

Wilmot: some *curious* device.

Original: ¿el trigo era candeal ó trechel?

Motteux: *was it not of the finest sort?*

Wilmot: *was not the wheat of the purest and finest kind?*

Original: eso debió de ser por leella despacio y recrearse con ella.

Motteux: *she knew that a Perusal requir'd leisure, and therefore deferr'd it for her more pleasing and private Hours.*

Wilmot: *she knew that a perusal of it required leisure, and therefore deferred it for her more private moments.*

Original: que allí estaba con mas deseo de verle que de escribirle.

Motteux: *she had rather* see you than *hear from* you.

Wilmot: *she had much rather* see you than *hear from* you.

Original: qué joya fué la que te dió al despedirte por las nuevas que de mí le llevaste?

Motteux: *what Jewel did she present you* at your departure, *as a reward* for the News you brought?

Wilmot: *and what jewel did she present thee* with *as a reward* for the news that thou didst take to her?

Original: Así sería, dijo Sancho, porque á buena fé que andaba Rocinante como si fuera asno de gitano con azogue en los oidos.

Motteux: *I believe indeed* (answered Sancho) *that there was Witchcraft in the case,* for Rozinante rid *without a Spur all the way,* and was as mettlesom as tho he had been a Gipsey's Ass with Quicksilver in his ears.

Wilmot: *I believe there was some witchcraft in the case,* replied Sancho, for Rosinante galopped *all the way* like a devil, *though I did 'nt spur him once.*

Original: aunque yo veo que estoy obligado á cumplir su mandamiento, véome tambien imposibilitado del don que hé prometido á la princesa que con nosotros viene.

Motteux: *I know her Power should regulate my Will;* but then *my Honour,* Sancho, my solemn Promise *has engag'd me to the Princess's Service* that comes with us.

Wilmot: *I know her Power should regulate my will;* but on the other hand *my honour engages me in the service of this princess.*

Original: por una parte me acosa y fatiga el deseo de ver á mi señora, por otra me incita y llama la prometida fé y gloria que hé de alcanzar en esta impresa.

Motteux: *Love draws me one, and Glory t' other way . . .* but *— 'tis resolved.*

Wilmot: *between love and glory* how shall I act? — *'tis resolved.*

Original: á la cual daré tales disculpas que ella venga á tener por buena mi tardanza, pues verá que todo redunda en aumento de su gloria y fama.

Motteux: *she will* easily condescend to *excuse my Absence, when I convince her 'twas for her Fame and Glory.*

Wilmot: *who will excuse my* still longer *absence, when I convince her 'twas for her fame and glory.*

Dies ist natürlich nicht das einzige Kapitel, wo Wilmot so verfährt. Die gleiche Methode lässt sich überall unschwer nachweisen.

Kritik des D. Q.

Der Pseudo-Don Quijote.

Originelles haben die Engländer hierzu nicht vorgebracht. Sie geben hier als Kritik wieder, was andere zunächst als eine Deutung der in dem Roman enthaltenen Satire hinstellten. Besonders ist es die Theorie, dass der spanische Roman als eine Satire auf die spanische Nation beabsichtigt sei. Wer diesen Gedanken zuerst ausgesprochen, lässt sich wohl nicht mehr zurückverfolgen. Die verschiedensten Biographen des Cervantes begnügen sich damit, diese Thatsache festzustellen. Regnier Rapin, auf den Martín Fernández de Navarrete [1]) hinweist, führt in seinen 'Réflexions sur la Poé-

[1]) Vida de Miguel de Cervantes Saavedra, Madrid 1819. Note zu § 108 im Anhang.

tique de ce Temps et sur les Ouvrages des Poètes Anciens et Modernes' diese Deutung allerdings auf Lope de Vega zurück: „Ce grand homme (= Cervantes) . . . écrivit le Roman de Dom Quichot (sic!) qui est une satire très-fine de sa nation: parce que toute la Noblesse d'Espagne qu'il rend ridicule par cet ouvrage, s'estoit entestée de Chevalerie. C'est une tradition que je tiens d'un de mes amis qui avoit apprit ce secret de Dom Lopé à qui Cervantes avoit fait confidence de son ressentiment.“ [1]) Dies erinnert an den bekannten Zwist zwischen Cervantes und Lope de Vega [2]) und sieht wie eine Verdächtigung des Werkes durch Lope de Vega aus.

Aber wie dem auch sei, diese Meinung wurde von den verschiedensten Schriftstellern adoptiert und die Engländer haben sie auch eifrig kolportiert, aber erst nachdem diese Deutung schon als Kritik des Romans angesehen wurde: man wollte Cervantes dadurch einen Vorwurf machen, dass er einen unmässigen Spott über seine Nation ausgegossen und so schliesslich den sozialen Niedergang seines Volkes verursacht habe!

William Temple scheint die Ansicht zuerst aufgenommen zu haben und zwar in seine Abhandlung: 'Of ancient and modern Learning'. Doch teilt er, der den D. Q. hochschätzte (s. seine Ansicht in einem späteren Kap.), sie nur als ein Beispiel mit für die Folgen, die eine bissige Satire überhaupt hervorbringen kann: „An ingenious Spaniard at Brussels [3]) would needs have it, that the history of Don Quixote had ruined the Spanish monarchy; for, before that time, love and valour were all romance among them; every young cavalier that entered the scene, dedicated the services of his life to his honour first and then to his Mistress. They lived and died in this romantic vein; and the old Duke of Alva, in his last Portugal expedition had a young Mistress to whom the glory of that atchievement was devoted, by

[1]) Seconde éd. Paris, 1675. § 28.

[2]) S. Pellicer, Vida de Cervantes (Madrid 1800), p. 83—84. — Fitzmaurice-Kelly, Life of Cervantes (Lond. 1892), p. 212—213.

[3]) Wer dies gewesen ist, konnte ich nicht feststellen.

which he hoped to value himself, instead of those qualities he had lost with his youth. After Don Quixote appeared, and with that inimitable wit and humour turned all this romantic honour and love into ridicule; the Spaniards, he said, began to grow exhausted of both, and to laugh at fighting and loving or at last otherwise than to pursue their fortune, or satisfy their lust; and the consequences of this, both upon their bodies and their minds, this Spaniard would needs have pass for a great cause of the ruin of Spain, or of its greatness and power." [1])

Ähnlich sagt Rich. Steele [2]) im 'Tatler' (No. 219): „I have been said, the history of Don Quixote utterly destroyed the spirit of gallantry in the Spanish nation: and I believe we may say much more truly, that the humour of ridicule has done as much injury to the true relish of company in England.

Auch Defoe adoptiert die Ansicht. In den 'Memoirs of Captain Carleton' erzählt Carleton seine Gefangenschaft in Spanien: er ist in Sainte Clémente de la Mancha 'rendered famous by the renowned Don Michael Cervantes, who in his facetions but satirical romance has fixed it the seal and birthplace of Don Quixotte'. Carleton ist einquartiert bei einem gewissen Don Felix Pacheco, von dem Carleton erzählt: „Another day, talking of the place it naturally led us into a discourse of the knight of la Mancha, Don Quixotte. At which time he told me, that, in his opinion, that work was a perfect paradox, being the best and the worst romance that ever was wrote. For, says he, though it must infallibly please every man that has any taste of wit, yet has it such a fatal effect upon the spirits of my countrymen, that every man of wit must ever resent; for, continued he, before the appearance in the world of that labour of Cervantes, it was next to an impossibility for a man to walk the streets with any delight, or without danger. There were seen so many

[1]) Sir Will. Temple's Works, Lond. 1757, in 3 vol. vol. 3, p. 464.

[2]) Vor Steele hat noch Motteux die Sache in der Vorrede zu seiner Übersetzung von 1700 zur Sprache gebracht, aber zurückgewiesen.

cavaliers prancing and curvetting before the windows of their mistresses that a stranger would have imagined the whole nation to have been nothing less than a race of knight-errants. But after the world became a little acquainted with that notable history, the man that was seen in that once celebrated drapery was pointed at as a Don Quixotte, and found himself the jest of high and low. And I verily believe, added he, that to this, and this only, we owe that dampness and poverty of spirit, which has run through all our councils for a century past, so little agreeable to those nobler actions of our famous ancestors." [1])

Als Kritik des Cervantesischen Don Quijote ist auch aufzufassen der Pseudo - Don Quijote, der als eine Fortsetzung des echten im Jahre 1614 erschien mit der bestimmten Absicht, das Werk des Cervantes auszustechen; als Verfasser giebt sich aus el Licenciado Alonso Fernandez de Avellaneda, natural de la Villa de Tordesillas. Dieses Werk hatte zunächst auf die englische Litteratur und Kritik keinen Einfluss. Erst als eine französische Bearbeitung im Jahre 1704 erschien, die Alain René Lesage zugeschrieben wird, änderte sich dies. Auch der französische Verfasser übt beständig Kritik an Cervantes; sein Werk ist aber nicht eine wörtliche Übersetzung, sondern eine selbständige Bearbeitung mit zahlreichen bedeutenden Abweichungen, die z. T. eher im Geiste des Cervantes, als in dem Avellaneda's geschrieben sind; und stellenweise sind Motive und Wendungen aus Cervantes selbst benutzt, mehrere aus dem II. Teil des echten D. Q., der Avellaneda noch nicht vorgelegen hat. Das französische Werk wurde bald ins Englische übersetzt: das spanische des Avellaneda im 17. und 18. Jahrh. nie[2]):

---

[1]) Defoe's Novels and miscellaneous works, Oxford 1840, vol. 8, p. 160.

[2]) Die Bibliographie von Fitzmaurice-Kelly in seinem Life of Cervantes, Lond. 1892, p. 367 ist hier — ausnahmsweise — irreführend, indem er Übersetzungen des spanischen und des französischen Werkes unter eine Rubrik vereinigt.

1705 erschien bereits die Übersetzung von Captain John Stevens (Lond.).

1745 erschien die von Baker (Lond.), angeblich aus dem Spanischen übersetzt; aber Yardley, der nächste Übersetzer, konstatiert auf S. VI seiner Vorrede in einer Anmerkung, dass es die Übersetzung des französischen Werkes ist; mir war die Übersetzung Baker's nicht zugänglich.

1760 erschien (nach Yardley) eine zweite Auflage von Baker's Übersetzung.[1])

1784 folgte die Übersetzung von William Augustus Yardley (Lond.).

(1805 erst erschien eine anonyme Übersetzung des Werkes von Avellaneda.)

In den Werken englischer Autoren aber erscheint der Pseudo-Quijote sehr spärlich. Schon Yardley in der Vorrede zu seiner Übersetzung, S. III, macht darauf aufmerksam, dass Pope, Essay on Criticism, v. 267 ff., eine Geschichte aus der französischen Bearbeitung wiedergiebt, wo sie sich im 10. Kap. von Buch III findet. Die Geschichte findet sich nicht in dem spanischen Werke des Avellaneda. Sie lautet bei Alex. Pope:

Once on a time, La Mancha's knight, they say
A certain bard encountering on the way,
Discours'd in terms as just, with looks as sage
As e'er could Dennis of the Grecian stage.
Concluding all were desp'rate sots and fools,
Who durst depart from Aristotle's rules.
Our author, happy in a judge so nice
Produc'd his play, and begg'd the knight's advice;
Made him observe the subject and the plot,
The manners, passions, unities, what not?
All which, exact to rule were brought about,
Were but a combat in the lists left out.
"What! leave the combat out?" exclaims the knight.
"Yes, or we must renounce the stagirite."
"Not so, by Heav'n!" he answers in a rage;
"Knights, squires, and steeds, must enter on the stage."
"So vast a throng the stage can ne'er contain."
"Then build a new, or act it in a plain."

[1]) fehlt bei Kelly.

Weniger bekannt dürfte sein, dass auch Laurence Sterne einmal den französischen Pseudo-Don Quijote zitiert. In der Sentimental Journey heisst es in dem Abschnitt 'Preface. In the Désobligeant': „ . . indeed, much grief of heart has it oft and many a time cost me, when I have observed how many a foul step the Inquisitive Traveller has measured to see sights and look into discoveries, all which, as Sancho Pança said to Don Quixote, they might have seen dry-shod at home." Einen derartigen Ausspruch thut Sancho im Cervantes nicht; wohl aber sagt er, allerdings in anderem Zusammenhang, in der französischen Bearbeitung: „Puisque nous pouvons marcher à sec, pourquoi nous aller mouiller les pieds?" (Buch I, Kap. 6).[1]) Etwas Entsprechendes fehlt bei Avellaneda, sodass auch hier nur das französische Werk in Frage kommt.

Würdigung des Romans bei englischen Autoren.

Trotz der grossen Beliebtheit, in der unser spanischer Roman, wie sich aus zahlreichen Anspielungen, häufigen Übersetzungen u. s. w. ergiebt, bei den Engländern in der betreffenden Periode stand, fand ihre Bewunderung keinen oder nur sehr schwachen Ausdruck. Meist bleiben ihre Lobeserhebungen zu abstrakt und ausdruckslos: 'the inimitable Cervantes', dies ist meist alles, was sie sagen. Doch fehlt es nicht an einigen treffenden Vergleichen mit anderen humoristischen Schriftstellern, in denen gewöhnlich Cervantes die Palme zuerkannt wird.

Am frühesten und wohl auch am treffendsten hat Sir William Temple den Verfasser des Don Quixote mit Rabelais verglichen in seinem Essay 'Of Poetry', der erst nach dem 1698 erfolgten Tode des Verfassers, nämlich 1705, gedruckt wurde: 'Rabelais seems to have been father of the ridicule, a man of excellent and universal learning, as well as wit: and, though he had too much game given him for satire in that age, by the customs of courts and of convents, of pro-

[1]) Œuvres de Le Sage. Paris 1821, in 12 Bden, vol. 9, S. 440.

cesses and of wars, of schools and of camps, of romances and legends; yet he must be confessed to have kept up his vein of ridicule, by saying many things so malicious, so smutty, and so profane, that either a prudent, a modest, or a pious man, could not have afforded, though he had never so much of that vein about him: and it were to be wished, that the wits who have followed his vein had not put too much value upon a dress, that better understandings would not wear (at least in public) and upon a compass they gave themselves, which other men would not take. The matchless writer of Don Quixote is much more to be admired, for having made up so excellent a composition of satire or ridicule, without those ingredients, and seems to be the best and highest strain that ever was, or will be, reached by that vein.' [1])

Denselben Vergleich vollzieht auch ein M. B. unterschriebener Artikel des 'Gentleman's Magazine' vom Jahre 1741.[2]) Der Verfasser behauptet, dass Rabelais sich mehr an die Phantasie wende und daher mehr Gefallen finde bei der Allgemeinheit als Cervantes, der zum Nachdenken herausfordere. Cervantes werde erst von Leuten von Geschmack gewürdigt, während an Rabelais sowohl einfältige wie auch kritische Leute Gefallen fänden, wenn auch aus verschiedener Ursache: 'They (= Cervantes und Rabelais) seem to be perfect opposits; notwithstandig that both excelled in Raillery. The Spaniard, however, has infinitely more Merit than the Frenchman in Point both of Manner and Matter; and yet Rabelais had had more Commentators than he; because his Humour is bolder and more extravagant. Cervantes will never fail to make a Man of Sense smile, whereas the stories of Rabelais will make Coxcombs as well as Critics laugh. A man must enter into the Spirit of Don Quixote before he is pleased with him; bul for the Adventures of Garagantua and Pantagruel he who understands them, feels not as much

[1]) Werke von Sir W. Temple, London 1757, vol. III, p. 422.
[2]) Band XI, p. 487—8.

Pleasure as he who has studied them, and perhaps with more Reason. In a word, Cervantes is the hero of all who have a Taste for Ridicule, and Rabelais the Darling of such as love to see Things made ridiculous.'

Laurence Sterne

stellt auch Cervantes über Rabelais, wenn er im Tristram Shandy (Buch III, Kap. 19) ausruft: 'my dear Rabelais, and my dearer Cervantes.[1])

Joseph Warton

stellt im 'Adventurer' No. 133 in ungenügender Begründung Cervantes über Lucian: . . . 'if a parallel be drawn between Lucian and Cervantes, the ancient will still appear to disadvantage: the burlesque of Lucian principally consists in making his gods and philosophers speak and act like the meanest of the people, that of Cervantes arises from the solemn and important air with which the must idle and ridiculous actions are related: and is, therefore, much more striking and forcible.' Diese Folgerung ist kaum annehmbar: der Unterschied ist doch ebenso gross, wenn man vom Höchsten zum Niedrigen herabsteigt, als wenn man vom Niedrigen zum Höchsten hinaufsteigt. Darin kann also kaum der Vorzug liegen; besonders aber scheint Warton dem Verfasser des D. Q. nicht gerecht geworden zu sein, wenn er unmittelbar an diese Behauptungen Cervantes mit Butler zusammenstellt: 'In a word, Don Quixote and its copy Hudibras, the Splendid Shilling, the Adventures of Gil Blas, the Tale of a Tub, and the Rehearsal, are pieces of humour which antiquity cannot equal, much less excel.'

In diesen erwähnten Vergleichungen leuchtet der Gedanke durch, den Temple am treffendsten ausgedrückt hat, der auch Sterne's Apostrophe zu Grunde liegt, und den Warton nicht richtig erfasst hat: Rabelais und Lucian sind Satiriker, sie

[1]) Works of Laur. Sterne, ed. J. P. Browne, Lond. 1873, vol. I, p. 205.

giessen über ihre Opfer nur Spott aus; Cervantes ist Humorist, er lächelt wohl über seine Helden, aber er verliert nie seine Liebe für sie. Seltsam ist es nur, wie man gerade in England den Cervantes bald als Humoristen, wie in den eben citierten Beispielen, bald als Satiriker aufgefasst hat, wie dies aus den Citaten des vorhergehenden Kapitels, besonders aus Defoe, ersichtlich ist. Die einen sehen im Don Quijote ein Werk voll von liebenswürdigem Humor, die andern eine beissende Satire, die nichts geringeres als den sozialen Niedergang der spanischen Nation zur Folge hatte. Diese Möglichkeit, den Roman von zwei so entgegengesetzten Gesichtspunkten aus betrachten zu können, durchzieht auch die ganze Beeinflussung der englischen Litteratur durch den Don Quijote. Die einen glauben einen satirischen Helden vor sich zu haben und nehmen daher die derb komischen und grotesken Züge in ihre Werke auf; die andern sehen in Don Quijote einen humoristischen Helden und streben bedächtig danach, die richtige Mischung der komischen und erhabenen Charakterzüge in Cervantesischer Weise herzustellen. Beide Arten der Auffassung und der Nachahmung sind auch zeitlich von einander getrennt.

Bevor wir diesen Gedanken bei den einzelnen Schriftstellern verfolgen wollen, seien hier noch verschiedene anerkennende Äusserungen citiert, die aus anderen Gesichtspunkten als den erwähnten sich ergeben und sich leicht aus der allgemeinen Gedankenrichtung der betreffenden Persönlichkeiten herleiten lassen.

John Locke,

dessen Weltanschauung sich auf dem Boden der Wirklichkeit aufbaut, rühmt in Some Thoughts concerning Reading den realistischen Hintergrund des Romans: Of all the books of fiction, I know none that equall Cervantes's "history of Don Quixot" in usefulness, pleasantry, and a constant decorum. And indeed no writings can be pleasant which have not nature at the bottom, and are not drawn after her copy.[1])

[1]) John Locke's Werke, Lond. 1759, vol. III, p. 727.

Ähnlicher Art ist das Lob, das Anthony, Earl of Shaftesbury in seinen Characteristics spendet: Had I been a Spanish Cervantes and with success equal to that comick Author, had destroy'd the reigning Taste of Gothick or Moorish Chivalry, I cou'd afterwards contentedly have seen my Burlesque-Work it-self despis'd, and set aside; when it had wrought its intended effect, and destroy'd those Giants and Monsters of the Brain, against which it was originally design'd.[1])

Henry Fielding

zeigt durch mehrere Aussprüche seine aufrichtige Verehrung des Verfassers des D. Q.

In der Vorrede zu David Simple, einem Roman seiner Schwester, sagt er: In the works of Cervantes or Hogarth, he is, I believe, a wretched judge, who discovers no new beauties on a second or even a third perusal.[2])

Im Covent-Garden Journal sagt er von dem 'great triumvirate, Lucian, Cervantes, Swift': These great authors I shall ever hold in the highest degree of esteem; not indeed for that wit and humour alone, which they all so eminently possessed, but because they all endeavoured, with the utmost force of their wit and humour, to expose and extirpate those follies and vices which chiefly prevailed in their several countries. Indem er diesen Schriftstellern noch Shakespeare und Molière hinzufügt, fasst er deren aller Bedeutung für die Menschen zusammen in dem Satze: whoever reads over the five great writers mentioned in the paragraph, must either have a very bad head, or a very bad heart, if he doth not become both a wiser and a better man.[3])

Diese Namen kehren zusammen mit denen des Aristophanes, Rabelais und Marivaux in einer humoristischen Anrufung des 'Genius', der alle diese Schriftsteller begeistert habe, wieder (Tom Jones, Buch XIII, Kap. 1).[4])

[1]) Hrsg. London 1714, vol. III, p. 253.
[2]) Abgedr. in Browne's Ausg. der Werke Fielding's, vol. V, p. 425.
[3]) ibid. vol. X, p. 25. [4]) ibid. vol. VII, p. 195.

Ein ander Mal (Tom Jones, Buch XVI, Kap. 1) empört er sich über die Leser, die ein Buch nur deswegen lesen, um sagen zu können, dass sie es gelesen hätten Dass dies auch mit einigen grossen Schriftstellern geschieht, auch mit Cervantes, entrüstet ihn; durch das angeführte Motiv, sagt er, 'not only law-books, and good books, but the pages of Homer and Virgil, of Swift and Cervantes, have been turned over.'[1])

Schliesslich schätzt Fielding den Spanier besonders als einen Biographen, d. h. nach Fielding als einen Schriftsteller, dem es besonders auf die innere Wahrscheinlichkeit des Charakters, nicht auf zeitliche oder örtliche Richtigkeit der Begebenheiten ankommt: Now with us biographers the case is different; the facts we deliver may be relied on, though we often mistake the age and country wherein they happened; for though it may be worth the examination of critics wether the shepherd, Chrysostom, who, as Cervantes informs us, died for love of the fair Marcella, who hated him, was ever in Spain, will any one doubt but that such a silly fellow has really existed? Is there in the world such sceptic as to disbelieve the madness of Cardenio, the perfidy of Ferdinand, the impertinent curiosity of Anselmo, the weakness of Camilla, the irresolute friendship of Lothario? though perhaps, as to the time and place where those several persons lived, the good historian may be deplorably deficient. Diesen Personen aus den Novellen fügt Fielding auch D. Q. selbst hinzu: is not such a book which records the atchievements of the renowned Don Quixote, more worthy the name of a history than even Mariana's? for whereas the latter is confined to a particular period of time, and to a particular nation; the former is the history of the world in general, at least, that part which is polished by laws, arts, and sciences, and of that, from the time it was first polished to this day; nay, and afterwards, as long as it shall so remain (Jos. Andrews III, 1).[2])

Dr. Samuel Johnson

hat den Roman des Cervantes wohl im Urtext gelesen; er citiert ihn spanisch in der Lebensbeschreibung Addison's

[1]) ibid. vol. VII, p. 379. [2]) ibid. vol. V, p. 220 ff.

(Lives of the Poets). In der Biographie Butler's nennt er, von der Beeinflussung Butler's durch den D. Q. redend, den spanischen Roman 'a book to which a mind of the greatest powers may be indebted without disgrace.'

Mrs. Thrale hat uns auch einige andere Aussprüche Johnson's über D. Q. überliefert. Sie erzählt von ihm: .. "Alas, Madam! (continued he) how few books are there of which one ever can possibly arrive at the last page. Was there ever yet any thing written by mere man that was wished longer by its readers, excepting Don Quixote, Robinson Crusoe and the Pilgrim's Progress?"

After Homer's Iliad, Mr. Johnson confessed that the work of Cervantes was the greatest in the world, speaking of it I mean as a book of entertainment

Mrs. Thrale selbst erlaubt sich dabei folgende Anmerkung: and when we consider that every other author's admirers are confined to his countrymen, and herhaps to the literary classes among them, while Don Quixote is a sort of common property, an universal classic, equally tasted by the court and the cottage, equally applauded in France and England as in Spain, quoted by every servant, the amusement of every age from infancy to decrepitude; the first book you see on every shelf, in every shop, where books are sold, through all the states of Italy; who can refuse his consent to an avowal of the superiority of Cervantes to all other modern writers? Shakespeare himself has, till lately, been worshipped only at home, though his plays are now the favorite amusements of Vienna . . . while engravers and translators live by the hero of La Mancha in every nation, and the sides of miserable inns all over England and France, and I have heard Germany too, are adorned with the exploits of Don Quixote. May his celebrity procure my pardon for a digression in praise of a writer who, through four volumes of the most exquisite pleasantry and genuine humour, has never been seduced to overstep the limits of propriety, has never called in the wretched auxiliaris of obscenity or profaneness; who trusts to nature and sentiment alone, and

never misses of that applause which Voltaire and Sterne labour to produce, while honest merriment bestows her unfading crown upon Cervantes.[1])

Handelt es sich bei den bisher erwähnten Autoren mehr um eine Würdigung des gesamten Romans, so hat sich auch eine Stimme vernehmen lassen, die besonders die Darstellung der Person Sancho's preist; es ist dies

David Hume,

der (1742) in seinem Essay 'Of Simplicity and Refinement in Writing' sagt: Nothing can please persons of taste but nature drawn with all her graces and ornaments, la belle nature, or if we copy low life, the strokes must be strong and remarkable, and must convey a lively image to the mind. The absurd naïveté of Sanco Pancho is represented in such inimitable colours by Cervantes, that it entertains as much as the particulars of the most magnanimous hero or the softest lover.[2])

Der Einfluss des Don Quijote auf die englische Litteratur.

1. Fälschlich angenommene oder zweifelhafte Beeinflussung.

I. Eine Ballade, betitelt Dulcina.

1615.

Fitzmaurice-Kelly, der Biograph des Cervantes und Herausgeber der ältesten englischen Übersetzung des D. Q. von Shelton, meint S. XLVII der Einleitung zu der Shelton-Übersetzung: . . that Dulcinea hit the popular taste appears probable from an entry in the Register of the Stationers' Company on May 22, 1615, concerning the intention of John White and Thomas Langley to print 'the ballet of Dulcina to the tune of fforgoe me nowe, come to me sone'. Prof.

[1]) Anecdotes of the late Samuel Johnson, by Hesther Lynch Piozzi, 4th Edition, London 1786. p. 281—283.

[2]) Hume's Essays and Treatises, New Ed., London 1793, p. 193.

Köppel ist ihm auch in der Annahme gefolgt, dass dies offenbar ein Lied auf Dulcinea sei.[1]) Es handelt sich aber nicht um ein unbekanntes Gedicht, Percy hat es in seine Reliques of Ancient English Poetry aufgenommen: es ist überschrieben 'Dulcina' und hat nach jeder Strophe den Refrain 'Forgoe me now, come to me soone'. Darin wird Dulcina von einem Hirten um die Erlaubnis gebeten 'In her lap to sleepe an hour'; damit aber begnügt er sich nicht:

But from her looke
A wounde he took
Soe deepe, that for a further boone
The nymphe he prayes.

In den folgenden Strophen vernehmen wir nun den Disput beider darum; Dulcina aber erwidert stets 'forgoe me now, come to me soone'. Nur in der letzten Strophe lässt es der Dichter unentschieden, ob Dulcina den Schäfer erhört habe.

Schon der Inhalt zeigt, dass diese Heldin mit Dulcinea nichts zu thun hat. Wenn Ähnlichkeit vorläge, müsste sie jedenfalls in der Beschreibung der Gestalt zu finden sein; aber selbst das liegt nicht vor; man vgl. was der Dichter in der 2. Strophe von Dulcina sagt:

But in vayne shee did conjure him
To depart her presence soe;
Having a thousand tongues to allure him.
And but one to bid him goe:
Where lipps invite,
And eyes delight
And cheekes, as fresh as rose in June,
Persuade delay;
What boots she say,
Forgoe me now, come to me soone?

Dies könnte Sancho Panza von der drallen Magd Dulcinea nicht behaupten.

Die ganze Ähnlichkeit liegt somit in dem — ungefähren —

---

[1]) Vgl. seinen Aufsatz über 'Don Quixote, Sancho Panza und Dulcinea in der englischen Litteratur bis zur Restauration', Archiv für neuere Sprachen u. Litter., Bd. 101, S. 94.

Gleichlaut des Namens der Heldin. Ob der Name Dulcina sonst noch und zwar vor Cervantes vorkommt, konnte ich nicht feststellen. Doch wäre an den Namen des Sektirers des 13. Jahrhunderts zu erinnern, Dulcinus,[1]) wozu ein Femininum in der Form Dulcina besser passen würde als Dulcinea.

II. The Melancholy Knight von Samuel Rowland.[2])
1616.

Für dieses Gedicht wurde von Edmund Gosse[3]) Beeinflussung durch den D. Q. angenommen. Prof. Köppel hat dies schon zur Genüge widerlegt.[4]) Der Melancholy Knight hat in der That nichts mit der Person D. Q.'s gemein. Er ist ein von Standesvorurteilen eingenommener Ritter, dabei arm und heruntergekommen; dennoch will er noch äusserlich die Würde seines Standes wahren. Man erkennt in ihm einen Geistesverwandten des Ritters im Lazarillo de Tormes (Tratado III), der, ca. 1450 entstanden, 1586 ins Englische übersetzt wurde und dann bald Nachahmung fand; auch im 17. Jahrhundert begegnen uns noch verschiedene Reminiscenzen an den Schelm und die übrigen Gestalten des Romans in Werken der englischen Litteratur.

Was die sich anschliessende Ballade vom Sir Eglamour anbelangt, in der der Verfasser die Ritterromane persifliert, so ist die Satire ganz anderer Art als im D. Q.: dort läuft der Ritter vor dem Ungeheuer, das er bekämpfen will, fort,

[1]) (Italienisch Dolcino [vgl. Dante, Inferno XXVIII, 55], französisch Doussin [s. Marivaux, Le Paysan Parvenu]). Dulcinea dagegen scheint eine unvolkstümliche Bildung zu sein. Sehr ansprechend ist daher die Vermutung Herrn Prof. Adolf Tobler's, die ich glücklich bin, mitteilen zu können, wonach Cervantes das Wort mit humoristischem Beigeschmack aus der in altfranzösischen Romanen [s. etwa Escanor 3843, Trouvères belges I, 76, 43] geläufigen Verbindung 'doulce nee' 'holdes Wesen' gebildet habe.

[2]) Abgedr. im Hunterian Club.

[3]) S. seine Seventeenth Century's Studies, 2nd ed., Lond. 1885, S. 86 ff.

[4]) Arch. f. N. Spr., Bd. 101, p. 94/5.

hier, im D. Q., aber steigert sich die Kühnheit des Ritters bis zum Wahnwitz. Die Ballade berührt sich mit dem Roman des Cervantes also nur in der Tendenz überhaupt; aber auch schon vor dem Erscheinen des D. Q. waren, wie wir gesehen haben, besonders in England, mehrere Satiren auf die Ritterromane entstanden.

III. *The History of Don Quixot, or the Knight of the ill-favoured face. A Comedy.

Dieses Lustspiel, das nicht erhalten ist, fand Fleay[1]) in Buchhändleranzeigen von 1658 (angeheftet dem Buche The New World of English Words) und von 1661 (am Ende von Wit and Drollery) citiert. Ebenso findet es sich angekündigt in der Bücheranzeige, die Winstanley's Worthies of England (1660) angeheftet ist.

Fleay giebt es als anonym an. Es wird aber wohl dasselbe sein, das Winstanley in seinen Lives of the most famous English writers (1687) einem Robert Baron zuschreibt, von dem er noch anderes citiert. Winstanley spricht von dessen Stücken, als ob er sie gelesen, aber nicht auf der Bühne gesehen hätte. Er sagt unter dem Artikel 'Robert Baron': We can recover nothing, save only those dramatick Pieces, which he wrote to the Stage, and which no doubt passed with good applause in those times. Langbaine dagegen in seinem Werke 'An Account of the English Dramat. Poets' (1691) bestreitet entschieden, dass Baron jemals eine Komödie obigen Titels geschrieben habe.

2. Erwähnungen und kleinere Beeinflussungen.

Don Quijote.

Wie wir bereits auf S. 32—33 gesehen haben, war es möglich, den Don Quijote auf zwei ganz verschiedene Arten aufzufassen. Diese doppelte Möglichkeit leuchtet auch in den Erwähnungen durch. Bis zu den Klassizisten finden wir Darstellungen des Don Quijote nach seinen lächerlichen

[1]) Chronicle of the Engl. Stage, p. 338, Anonym. Pl. N. 349.

Seiten, erst bei den Humoristen ändert sich dies. So verwendet man in der ersten Periode meistens den Namen des Helden als allgemeine Bezeichnung für Narr, und man liebt es, lächerliche Personen jeder Art nach ihm zu benennen. Wir unterscheiden also

a) die komische Auffassung:

Dieselbe liegt folgenden Erwähnungen zu Grunde:

*1609. Ben Jonson, Epicoene IV, 1. Truewit zu Sir Dauphine: You must leave to live in your chamber, then, a month together upon Amadis de Gaul, or Don Quixote, as you are wont.[1])

*1610. Ben Jonson, Alchemist IV, 4. Kastril zu Drugger: You are a pimp and a trig, And an Amadis de Gaul or a Don Quixote.[2])

1614 (gedr., nach dem Tode [1613] des Verfassers). Thomas Overbury, Characters. Roaringboy: His life is a mere counterfet patent which neverthelesse makes many a country justice tremble. Don Quixotes watermills are still Scotch bag-pipes to him.[3])

1615. Rich. Brathwite, A Strappado for the Devill. Dies Werk enthält nach J. Payne Collier eine Anspielung auf Don Quijote.[4])

*1620. Thomas May, The Heir (Lustspiel). Clerimont beschreibt seinem Freunde Philocles einen Liebenden: Then to be brief, I will pass over the opinion of your ancient fathers, as likewise those strange loves spoken of in the authentick histories of chivalry, Amadis de Gaul, Parismus, the Knight of the Sun, or the witty knight Don Quixote de la Mancha, where those brave men whom neither enchantments, giants, windmills, nor flock of sheep could vanquish,

[1]) Ben Jonson's Works, ed. Gifford-Cunningham, London, ohne Jahreszahl, 3 vol. vol. I, p. 434 b.

[2]) ibid. vol. II, p. 61 a.

[3]) Character Writings of the 17th century, ed. Morley, p. 71.

[4]) Collier, Catalogue Biogr. and Critic. . . of the Library at Bridgewater House. Lond. 1837, p. 35.

are made the trophies of triumphing love . . . Neither will I mention the complaints of Sir Guy for the fair Felice, nor the travels of Parismus for the love of the beauteous Laurana, nor, lastly, the most sad pennance of the ingenious Knight Don Quixote upon the mountains of Sierra Morena, moved by the unjust disdain of the lady Dulcina de Toboso.[1])

1627. Michael Drayton, Nimphidia, Strophe 35: Men talk of the adventures strange Of Don Quixote and of their change, Through which he armed oft did range, Of Sancho Panza's travel.

*1629. Phil. Massinger, The Picture II, 1. Hilario sollte, als Ritter verkleidet, einer Frau eine angeblich von ihrem Manne übermittelte Nachricht überbringen, er benahm sich aber so ungeschickt, dass die List sofort entdeckt wurde. Darauf sagt Corisca zu ihm: And so, dear Don Quixote, taking my leave, I leave you to your fortune.[2])

1630. Thomas Randolph, The Conceited Pedlar: I'll daily wear my pack in this And quickly so bear thee more fame Than Quixote the Knight-errant's dame.[3])

? Ders. Oratio praevaricatoria: Se quondam ratus sapientem Tom Coriatus, Et Don Quichotte dicit, sum nunc idiota.[4])

*1635. Glapthorne, The Play of the Lady Mother III 2. Clariana, die nebst ihrer Schwester wegen ihres Verhaltens gegen den alten Gecken Sir Geffrie von ihrer Mutter getadelt worden isi, zu Sir Gefferie, nachdem die Mutter hinausgegangen ist: Was it you, good knight of the ill-fayoured Countenance Who procured us these loving admonitions?[5])

*1639. Ders. Wit in a Constable V, 1. Clare zu Sir Timothy Shallowit: . . . is it you Sir Knight of the ill favored face, Thal would have me for your Dulcinea?[6])

---

[1]) Dodsley-Hazlitt, Old Engl. Plays, XI, p. 519.

[2]) Massinger's Works (Gifford) vol. III, p. 142.

[3]) Poetical and Dramatical Works of Thomas Randolph, ed. W. C. Hazlitt, Lond. 1875 (2 vol) vol. I, p. 49.

[4]) ibid. vol. II, p. 679.

[5]) Bullen, Old Plays, II, p. 105.

[6]) Henry Glapthone's Plays and Poems, Lond. 1874 (2 vol.) vol. I, 214.

1659 (gedr., aber nach Fleay, Chronicle of the Engl. Stage, noch vor Schliessung der Theater aufgeführt). The London Chanticleers. Der Besenhändler Bristle und der Bürstenhändler Heath wollen fahrende Ritter werden; Bristle: I have a design in my head that will outgo Don Quixote or Palmerin as far as they did the giants they overcame . . . Heath: I'll be the squire, though I fare no better than Sancho Pancha (sic) und am tossed in a blanket.[1])

1644. John Cleveland (Characters): The truth is, the soldier and the gentleman are like Don Quixote and Sancho Panza, one fights at all adventures to purchase the other the government of the island.[2])

idem. Thus the Quixotes of this age fight with the windmills of their own heads, quell monsters of their own creation, make plots, and then disarm them; as who fitter to unkennel the fox than the terrier that is part of him?[3])

1645? Edmund Waller, Poems. To the Mutable Fair: For you that are in motion still, Decline our force and mock our skill, Who like Don Quixote do advance Against a windmill our vain lance.[4])

1651. Hey for Honesty (in Hazlitt's Ausgabe von Randolph's Werken aufgenommen, aber vom Dict. Nat. Biogr. Randolph abgesprochen). Der Diener Carion hat einige Landburschen durchgepeitscht und rühmt sich ihnen gegenüber: So now, you see, Carion for his valour may compare with Don Quixote or the Mirror of Chivalry.[5])

? Thomas Hobbes, Historia Ecclesiastica. Das Original war mir nicht zugänglich; in einer englischen Übersetzung, die 1722 in London erschien, heisst es:

---

[1]) Dodsley-Hazlitt, Old Plays, vol. XII, 326.

[2]) Character Writings of the 17th century ed. H. Morley, p. 300.

[3]) ibid. p. 307.

[4]) Waller, Poems, ed. G. Thorn Drury, Muses' Library, p. 106. Die erste Ausgabe erschien 1645. Ist das Gedicht schon darin, oder erst 1685?

[5]) Randolph's Werke ed. Hazlitt, vol. II, p. 437.

p. 39: This Priest shall damn, what that shall highly prize, E'en all his Sacred Writings stigmatize: Swear that dull Farce, and labour'd Atheism shine In ev'ry Page, In ev'ry studied Line, And that Tom Thumb, or Quixot's more Divine.

p. 116: And, that these Lectures might go glibly down, Some leading Don, some Quixot of the Gown, Was always quoted, in the Adventures old, To vouch the Lies these worthy Fathers told.

1673 (angeblich 1661 verfasst, aber erst 1673 aufgeführt). The Gentleman Dancing-Master von William Wycherley. Akt V, Sz. 1 sagt Monsieur de Paris zu Don Diego, der sich wütend auf Gerard stürzen will, weil dieser sich unter der Maske eines Tanzlehrers hat Zutritt verschaffen können zu Diego's Tochter: Nay, now, Uncle, you must understand reason; what, you are not only a Don, but you are a Don Quixote too, I vow and swear.[1])

1700. Philip Motteux. Bei ihm sehen wir schon die Beobachtung auftauchen, dass D. Q. allgemein menschliche Schwächen repräsentiert, dass jeder Mensch etwas vom D. Q. in sich fühlt. 'Every man has something of Don Quixote in his Humour, some darling Dulcinea of his Thoughts, that sets him very often upon mad Adventures. What Quixotes dos not every Age produce in Politics and Religion, who fancying themselves to be in the right of something, which all the World tells 'em is wrong, make every good sport to the Public, and show that they themselves need the chiefest Amendment.' Er geht sogar soweit, dass er sich selbst mit D. Q. vergleicht: But among all the Quixotes of the Age I must not forget myself in regard to this present undertaking.[2]) Man sieht aber auch, dass Motteux ganz besondere Fälle heranzieht, Quijotes in Religion und Politik, wirklich das Gemeinsame mit allen Menschen hat er noch nicht aufgestellt.

---

[1]) Dramatic Works of Will. Wycherley, Lond. 1768, p. 88.
[2]) Motteux's Übers. vom Jahre 1700, Preface p. VI.

1702. Colley Cibber, Epilog zu She wou'd and She wou'd not, spricht von den englischen Siegen über Spanien: Again their Donships start and mend their speed, With the same Fear of their Forefathers, dead. While Amadis de Gaul laments in Vain, And wishes his young Quixot out of Spain . . .[1])

1703 (aufgef.). Richard Steele, The Lying Lover, or The Ladies' Friendship. Young Bookwit hat soeben gegenüber seinem Freunde Lovemore seine Lügenraketen losgelassen, worauf ihm Latine sagt: . . you were an excellent man to write romances, for having feasts and battles at command, your Quixote in a trice would over-run the world; revelling and skirmishing cost you nothing; then, you vary your scene with so much ease, and shift from court to camp with such facility —.

1705. Rich. Steele, The Tender Husband II. Akt, Ende. Clerimont schildert dem Pounce die Niece: A perfect Quixote in Petticoats! I tell thee, Pounce, she governs herself wholly by Romance.

1709—10. Rich. Steele, Tatler. No. 31: The Spanish Nation, it must be owned, were devoted to gallantry, and chivalry above the rest of the world. What a great figure does that great name, Don Quixote make in history! How shines this glorious star in the western world! O renowned hero! O mirror of knighthood! Thy brandish'd whinyard all the world defies And kills as sure as Del Tobosa's (sic!) eyes.

ibid. Nr. 178. Hier vergleicht Steele D. Q. mit den Kaffeehaus-Politikern; er findet deren Wahnsinn ebenso stark wie den D. Q.'s, die Schuld daran treffe auch die Zeitungen: My contemporaries the novelists have, for the better spinning out paragraphs, and working down to the end of their columns, a most happy art in saying and unsaying, giving hints of intelligence, and interpretations of different actions, to the great disturbance of the brains of ordinary readers.

---

[1]) The Dramatic Works of Colley Cibber, Lond. 1760, vol. I, p. 395.

Steele leitet den Vergleich ein mit der Schilderung der Entstehung von Don Quijote's Wahnsinn. Diese Schilderung deckt sich im Ganzen mit dem 1. Kap. des I. Teils des Romans. Besonders betont er natürlich den üblen Einfluss, den die Bücher mit dem phantastischen Stil auf den Ritter ausübten.

Wie hier, so betrachtet Steele auch noch in Nr. 69 seiner Zeitschrift den Don Quijote unter dem Gesichtspunkt von dessen Narrheit. Es ist interessant zu sehen, wie er, durch diese einseitige Auffassung veranlasst, die Darstellung des Cervantes ummodelt. Im II. Teil, Kap. 18, ist die Unterredung D. Q.'s mit Don Lorenzo, einem angehenden Dichter, wiedergegeben. Don Lorenzo war im Laufe des Gesprächs zu der Überzeugung gekommen, dass Don Quijote nicht ganz gescheit sei. Darauf hatte er ihm eine Glosse vorgelesen, die D. Q.'s Beifall fand. Als der Ritter ihn übermässig lobte und bat, ihm noch ein Produkt seiner Phantasie vorzulesen, da vergass Don Lorenzo seine Ansicht über Don Quijote's Verstand und willfahrte eifrig seinem Wunsch. Dabei ruft Cervantes aus: ¡O fuerza de la adulacion, á cuanto te extiendes, y cuán dilatados límites son los de tu jurisdiccion agradable![1]) Diesen Ausspruch legt nun Steele dem Vater des Don Lorenzo in den Mund, aber bei einer andern Gelegenheit, nämlich als Don Quijote sich anerkennend über dessen wohlgeordnetes Hauswesen aussprach. Es war hier durchaus nicht Cervantes' Meinung, dass Don Quijote über solche Dinge keine richtige Meinung haben könne; im Gegenteil, D. Q. wird in Dingen, die sich auf das Ritterwesen nicht beziehen, als höchst verständig hingestellt, und gerade er hat eine viel richtigere Auffassung über Don Lorenzo als dessen Vater (vgl. II. Teil, Kap. 17). Aber Steele hat die betreffenden Szenen in für ihn charakteristischer Weise so dargestellt:

I remember in the history of Don Quixote of la Mancha, there is a memorable passage which opens to me the weakness

[1]) Obras de Cervantes, l. c. p. 388a.

of our nature in such particulars. The Don falls into a discourse with a Gentleman, whom he calls 'the Knight of the Green Cassock', and is invited to his house. When he comes there, he runs into discourse and panegyric upon the economy, the government, and order of his family, the education of his children, and lastly on the singular wisdom of him who disposed things with that exactness. The gentleman makes a soliloquy to himself, 'O irresistible power of flattery, Though I know this is a madman I cannot help being taken with applause.'

1711. Spectator, Nr. 30. Steele berichtet von der Gründung eines Clubs von 'Sighers', Leuten, die aus Liebe verrückt geworden sind: But as far as I can learn, the patron of the club is the renowned Don Quixote. The adventures of that gentle knight are frequently mentioned in the society, under the colour of laughing at the passion and themselves. But at the same time, though they are sensible of the extravagancies of that unhappy warrior, they do not observe that to turn all the reading of the best and wisest writings into rhapsodies of love, is a phrency no less diverting than that of the aforesaid accomplished Spaniard.

1726. Swift, Essays. I find it common with these small dealers in wit and learning, to give themselves a title from their first adventure, as D. Q. usually did from his last.[1])

b) Die humoristische Auffassung:

Dieselbe hat zu ihrem charakteristischen Merkmal, dass sie nicht mehr einseitig die komischen Züge in Don Quijote's Wesen hervorhebt, sondern die letzteren mit den erhabenen (wie seine gute Absicht, seine lautere Gesinnung, seine Uneigennützigkeit u. s. w.) zusammen darstellt, sogar die erhabenen besonders stark betont. Diese Auffassung durchschaut man in folgenden Erwähnungen:

---

[1]) Works, ed. Thom. Roscoe, Lond. 1841, vol. II, p. 307.

1727. Henry Fielding, Love in Several Masques IV, 2. Fielding nennt hier den Wisemore einen Don Quijote und zwar, weil er so kindlich ist zu glauben, dass er in seiner verdorbenen Zeit einen Prozess gewinnen kann, nur weil das Recht auf seiner Seite ist, und dass Liebe durch Verdienst, Liebe und Treue erobert werde. Lady Matchless klärt ihn aber über die anders geartete Welt auf: ha, ha, ha! then know, thou romantic hero, that right is a sort of knight-errant, whom we have long since laughed out of the world. Merit is demerit, constancy dullness, love an out-of-fashion saxon world, which no polite person understands.[1])

1730 hat Fielding im Coffeehouse Politician einen politischen Kannegiesser (höchst wahrscheinlich der Anregung durch den Tatler, Nr. 178, folgend) dargestellt, der durch übertriebene Zeitungslektüre dahin gekommen ist, dass er über die politischen Tagesfragen seine Pflichten vernachlässigt. Mit diesem vergleicht Fielding II. Akt, Sz. 12 den D. Q. Wie er dies verstanden haben will, sagt er in folgender Rede: The greatest part of mankind labour under one delirium or other; and Don Quixotte differed from the rest, not in madness, but the species of it. The covetous, the prodigal, the superstitious, the libertines, and the coffeehouse politician are all Quixottes in their several ways.[2])

Noch deutlicher tritt Fielding's Auffassung in demselben Stück Akt III, Sz. 2 hervor. Constant hat ein Mädchen der Gewalt ihrer Entführer entreissen wollen, ist aber durch seltsame Verwickelung nun selbst in den Verdacht gekommen, eine Vergewaltigung beabsichtigt zu haben. Im Kerker stellt er folgende Betrachtung an, wobei die charakteristische Auslegung des Abenteuers des D. Q. mit Dorothea zu beachten ist: I begin to be of that philosopher's opinion, who said, that whoever will entirely consult his own happiness, must be little concerned about the happiness of others. Good nature is Quixotism, and every Princess Micomicona will

[1]) Fielding's Works, ed. J. P. Browne, Lond. 1871, vol. I, p. 143.
[2]) ibid. p. 392.

lead her deliverer into a cage. What had I to do to interpose? What harm did the misfortunes of an unknown woman bring me, that I should hazard my own happiness and reputation on her account?[1])

Dr. Sam. Johnson

ist ebenfalls in diesem Zusammenhange zu nennen. Seine Äusserung zeigt, wie man jetzt in klarer Weise das allgemein Menschliche in Don Quijote's Wesen erfasst:

1750. Rambler Nr. 2 (24. März): There would however be few enterprises of great labour of hazard untertaken, if we had not the power of magnifying the advantages, which we persuade ourselves to expect from them. When the knight of La Mancha gravely recounts his companion the adventures by which he is to signalize himself in such a manner that he shall be summoned to the support of empires, solicited to accept the heiress of the crown which he has preserved, have honour and riches to scatter about him, and an island to bestow on his worthy squire, very few readers amidst their mirth or pity, can deny that they have admitted visions of the same kind, though they have not, perhaps expected events equally strange, or by means equally inadequate. When we pity him, we reflect on our own disappointments; and when we laugh, our own hearts inform us that he is not more ridiculous than ourselves, except that he tells what we have only thought.

Laurence Sterne.

In ähnlicher Weise wie Fielding verhält sich Laurence Sterne zu D. Q. Wir beobachten, dass Sterne sich in einem ganz persönlichen Verhältnis zu D. Q. fühlte. In seiner Sentimental Journey ruft er, als er die geistesgestörte Maria in Moulines aufsuchen will, aus: 'Tis going, I own, like the Knight of the Woeful Countenance in quest of melancholy adventures. — I know not how it is, but I am never so

[1]) ibid. p. 393.

perfectly conscious of the existence of a soul within me, as when I am entangled in them.[1]) In ähnlicher Weise wie Fielding vergleicht auch Sterne D. Q. Im 10. Kap. des 1. Buches von Tristram Shandy (1759) erzählt Sterne von Yorick, der, um sein Geld, das er zu mildthätigen Zwecken verwenden will, nicht für ein neues Pferd auszugeben, sich entschliesst, seinen alten Klepper weiter zu reiten und sich so dem Gelächter der Menschen preisgiebt, wenn er auf dem alten Rocinante sitzt; ja er will auch seinen Freunden nicht einmal den Beweggrund sagen, um sich nicht selbst loben zu müssen. Mit einem solchen Charakter vergleicht Sterne den Manchaner und lässt sich dabei zu einer rührenden Kundgebung seiner Verehrung für den Ritter verleiten: I have the highest idea of the spiritual and refined sentiments of this reverend gentleman (= Yorick) from this single stroke in his character, which I think comes up to any of the honest refinements of the peerless knight of La Mancha, whom, by-the-bye, with all his follies, I love more, and would actually have gone farther to have paid a visit to, than the greatest hero of antiquity.[2])

Quixotism.

1662. John Wilson, The Cheats Akt III, Sz. 1. Jolly sagt zu Mopus, einem Astrologen: such a Quixotism must needs please every man.[3])

Der Sinn ist hier 'Narrheit'; bestimmter hat das Wort aufgefasst:

1719. Defoe, Robinson Crusoe, III. Teil, Kap. 1. Robinson spricht von den Einwohnern von Nanking: My friend, Father Simon, and I, used to be very merry upon these occasions, to see the beggarly pride of those people. For example, coming by the house of a country gentleman

[1]) Sterne's Works, ed. J. P. Browne, Lond. 1873, vol. II, p. 405.
[2]) ibid. vol. I, p. 21.
[3]) Wilson's Werke (abgedr. in den Dramatists of the Restoration), p. 54.

as Father Simon called him, about ten leagues off from the city of Nanquin, we had first of all, the honour to ride with the master of the house about two miles; the state he rode in was a perfect Don Quixotism being a mixture of pomp and poverty.[1])

1733. Henry Fielding, Vorrede zu seinem Lustspiel Don Quixote in England: It was originally writ for my private amusement; as it would, indeed, have been little less than Quixotism itself to hope any other fruits from attempting characters wherein the inimitable Cervantes so far excelled.[2])

1750. Tobias Smollett, Peregrine Pickle, Kap. 8. Der Verfasser spricht von einem dreizehnjährigen Schulknaben, der durch die Lektüre von Kriegsgeschichten ergriffen wurde 'with an irresistible thirst of military glory and desire of trying his fortune in the army', und der diesem Hange folgte. Später nennt Smollett diesen Hang: military Quixotism.[3])

1760. T. Smollett, Count Fathom, Kap. 40. Fathom trifft den König von Corsica in einem englischen Schuldgefängnis: he (Fathom) perceived in him a spirit of Quixotism which all his experiences, together with the vicissitudes of his fortune had not been able to overcome, . . . he firmly believed that affairs would speedily take such a turn in Italy as would point out to the English court the necessity of employing him again, and this persuasion seemed to support him against every species of poverty and mortification.[4])

ibid. Kap. 64. Renaldo will einem Mädchen zu Hülfe kommen, die von Männern umringt ist: his Quixotism awoke — . supposing her to be some distressed damsel.[5])

---

[1]) Defoe's Novels and Miscellaneous Works, Oxford 1840, vol. II, p. 277.

[2]) Fielding's Works, ed. J. P. Browne, vol. III, p. 59.

[3]) Works of Smollett, ed. J. P. Browne, vol. IV, p. 419.

[4]) ibid. vol. V, p. 274.

[5]) ibid. vol. V, p. 508.

to quixote it.

1702. Vanbrugh, The False Friend, V. Akt, Sz. 1. Lopez spricht davon, dass sein Herr den Don Guzman zu töten beabsichtigt: Oho, my good signior Don John, you are mistaken in your man! I am your humble valet, and I am to obey you; but when you have got the devil in your body, and are upon your rantipole adventures you shall Quixote it by yourself for Lopez.[1])

D. Q.'s Bibliothek

wird erwähnt in:

? Ben Jonson's Gedicht 'An Execration upon Vulcan': The learned library of Don Quixote.[2])

1662. John Wilson's Komödie 'The Cheats', in der Vorrede des Verfassers, der von seinem Stücke spricht: All that I take notice of, is this, how justly it may have deserv'd all that has been said upon 't; unless people would have it dealt with like Don Quixote's library, some burnt for the curate's sake, others for the barber's, and not the least for the good woman's.[3])

Abenteuer mit den Windmühlen.

*1607. George Wilkins, Miseries of Inforced Marriage. Scarborow sagt: . . . now am I armed to fight with a windmill.[4])

*1607—8. Middleton, Your five gallants, IV, 8 sagt Pyamont, dem man 40 Pfund geraubt hat: 'Sfoot, I could fight with a windmill now.[5])

1612. Webster, A White Devil III, 1. Der Conjurer zählt einige Pfuscher seines Handwerks auf: . . . Others

---

[1]) Sir John Vanbrugh, ed. W. C. Ward (2 vol.), London 1893, vol. II, p. 72.

[2]) Works, ed. Gifford-Cunningham, vol. III, p. 320a.

[3]) Wilson's Werke, l. c. p. 11.

[4]) Dodsley, Old Plays, vol. IX, p. 525.

[5]) Middleton's Werke, ed. Bullen, London 1885, vol. III, p. 217.

that raise up their confederate spirits 'Bout windmills, and endanger their own necks For making of a quib . .[1])

1622. Phil. Massinger und Thom. Dekker, Virgin Martyr II 2. Der Christenverfolger Theophilus sagt zu Macrinus, der nichts von ihm wissen will und ihm bisher barsch geantwortet hatte: . . . Thy head is full of windmills.[2])

1623 (?) John Ford, The Witch of Edmonton IV 2. An Frank's Krankenbett ist der Geist der von ihm ermordeten Susan erschienen. Er meint, die anwesende Winnifrede habe ihn getäuscht. Sie beteuert aber, dass sie während dessen ihren Platz nicht verlassen habe, worauf er sich beruhigt: 'twas my fancy; Some windmill in my brains for want of sleep.[3])

1626—39. James Shirley, The Wedding. Eine Reminiscenz an D. Q.'s Abenteuer ist wohl 3. Sz. des IV. Aktes. Lodam ist in Finsbury, wo er sich mit Rawbone duellieren soll. Er fragt ängstlich seinen Diener Camelion, ob er seine Gegner sähe. Cam.: I see but five or six — Lod.: Five or six? treachury! an ambush! 'tis valour to run. Cam.: They be windmills.[4])

1632 (lic.) James Shirley, The Ball, II, 3. Lucina im Gespräche mit Sir Marmaduke Travers: I do love One that has windmills in his head. Trav.: How, Madam? Luc.: Projects and proclamations.[5])

1633 (?) James Shirley, in der Maske Triumph of Love sollte ein 'fantastic knight' und sein Knappe gegen Windmühlen kämpfen.[6])

---

[1]) Dramatic Works of John Webster (4 vol.), ed. W. Hazlitt, Lond. 1857, vol. II, p. 47.

[2]) Plays of Phil. Massinger, in 4 vol., Lond. 1805, vol. I, p. 35. Dramatic Works of Thom. Dekker, 4 vol., Lond. 1873, vol. IV, p. 28.

[3]) Works of John Ford, ed. Gifford-Dyce, Lond. 1895 (3 vol.), vol. III, p. 251.

[4]) Dramatic Works and Poems of James Shirley, ed. Gifford-Dyce (6 vol.), vol. I, p. 421.

[5]) ibid. vol. III, p. 28.

[6]) ibid. vol. VI, p. 272.

1667. John Dryden, Sir Martin Mar-all (Mar-all ist der Étourdi Molière's). Warner, der Diener, sagt zu Mar-all IV, 1: You are .. a confounded busy-brain with an eternal windmill in it.[1])

Andere Anspielungen s. unter D. Q. bei Cleveland und Waller. —

Die Yangueser.

1759. Laurence Sterne, Tristram Shandy I, 10: .. it is as certain, at the same time, that Rosinante's continency (as may be demonstrated by from the adventure of the Yanguesian carriers) proceeded from no bodily defect or cause whatsoever; but from the temperance and orderly current of his blood.[2])

Abenteuer mit der Schafherde
(I. Teil, Kap. 18).

1663. Butler, Hudibras A. II, 309 – 10 von dem Metzger Talgol: With greater troops of sheeps h' had fought Than Ajax, or bold Don Quixote.

1750. Tobias Smollett, Peregrine Pickle, Kap. 34. Der Ire Morgan sagt: they know not how to discern, and distinguish, and define true ridicule, . . . no more look you, than a herd of mountain goats.[3])

S. a. Th. May unter D. Q.

D. Q. hält einen Barbierbecken für einen Helm
(I. Teil, Kap. 21).

1613. Robert Anton, Moriomachia. Dies Werk soll schliessen mit der Erwähnung des 'little dangerous Combate between Don Quishotte and the Barbor about Mambrinoes inchanted Helmet'.[4])

---

[1]) Dryden's Works, ed. Scott-Saintsbury, Edinbourgh 1883, vol. III, p. 53.

[2]) Sterne's Werke, ed. J. P. Browne, Lond. 1873, vol. I, p. 17.

[3]) Smollett's Werke, ed. J. P. Browne, Lond. 1872, vol. III, p. 247.

[4]) Shelton's Übers. hrsg. v. Kelly, l. c. vol. I, p. XLVII.

Eine weitere Reminiscenz daran scheint vorzuliegen bei:

1748. Tobias Smollett, Roderick Random, worin der Titelheld Kap. XIII sagt: my hat very much resembled a barber's basin.[1])

Befreiung der Galeerensträflinge
(I. Teil, Kap. 22).

Eine Nachahmung dieser Szene scheint enthalten zu sein in

1624—5 (lic.). James Shirley's Komödie Love Tricks, or the School of Complement, Akt III, Sz. 5. Infortunio ist über das Verschwinden seiner Geliebten wahnsinnig geworden. Die 'School of Complement' hält er für die Hölle, die Menschen darin will er befreien; diese gehen auf den Scherz ein. Gefragt, welche Sünde sie an diesen Ort gebracht habe, erdichten sie eine humoristische Geschichte von möglichst unglaubwürdiger Art, wie dass einer ein Wucherer gewesen wäre und Geld gratis verliehen habe. In derselben Weise haben auch die Galeerensträflinge den D. Q. zum Besten. — Bei Shirley scherzt einer mit Infortunio, indem er sich ihm entgegenstellt mit den Worten: Keep off! I am Hercules, son of Alcmena, Compressed by Jove, I'll carbonado thee. Er antwortet darauf, indem er ihn niederschlägt: How art thou Hercules? Lie there, usurper of Alcides' name, Bold Centaur! so, he's dead; by this I prove, I am Jove born. Dies erinnert an die beiden, D. Q. II. Teil, Kap. 1 erwähnten Narren von Sevilla, von denen der eine sich für Jupiter, der andere für Neptun hielt.

D. Q.'s Busse in der Sierra Morena.

1620. Thomas May, The Heir. S. u. D. Q.

D. Q. hält ein Wirtshaus für ein Schloss.

1742. Fielding, Joseph Andrews, Buch II, Kap. 16: Our travellers had walked about two miles from that inn,

[1]) Smollett's Werke, ed. J. P. Browne, vol. 2, p. 88.
[2]) Works of James-Shirley, ed. Gifford-Dyce, vol. I, p. 52 ff.

which they had more reason to have mistaken for a castle than Don Quixote ever had any of those in which he sojourned, seeing they had met with such difficulty in escaping out of its walls . . .[1])

D. Q.'s nächtliches Abenteuer in dem Wirtshaus (I. Teil, Kap. 16).

1742. Fielding, Joseph Andrews, Buch 4, Kap. 14. Parson Adams ist auf das Geschrei der Slipslop, in deren Zimmer jemand eingedrungen war, im Hemde herbeigeeilt; der Übelthäter entflieht, Adams schlägt in der Dunkelheit um sich und trifft Slipslop, die er übel zurichtet. Unterdessen ist auch Lady Booby herbeigeeilt, und Adams verbirgt sich im Bette der Slipslop. Ohne Zweifel ist hierfür die angeführte Szene im D. Q. Vorbild gewesen, wo ähnliche Verwechselungen in der Nacht zu Grunde liegen, und die Prügel an eine falsche Adresse kommen.

Sancho.

Auch Sancho Pansa wurde bald komisch, bald humoristisch aufgefasst. Doch sind beide Auffassungen chronologisch nicht so scharf getrennt, wie dies bei Don Quijote der Fall ist. Auch giebt es Erwähnungen des Knappen, die keinen Schluss auf die Auffassung gestatten. Es muss daher hier für jeden einzelnen Fall die betreffende Auffassung erschlossen werden. Schon sehr nahe verwandt mit der Darstellung des Cervantes ist die Nachahmung des Knappen bei

*Sir William D'Avenant in seiner Tragödie The Cruel Brother[2]) aus dem Jahre 1627. Unzweifelhaft hat D'Avenant in der Person Borachio's den Humor Sanchos nachahmen wollen. Borachio folgt auch einem Herrn, der ihm Ämter versprochen hat. Dieser Herr, Lothario mit Namen, ist wie D. Q. ein Landedelmann; er gleicht dem spanischen Ritter vor allem in dem Wahne, eine hochangesehene

[1]) Fielding's Works, ed. J. P. Browne, vol. V, p. 202.
[2]) D'Avenant's Werke (Dramatists of the Restoration) vol. I.

Person zu sein, ferner darin, dass er nie merkt, dass er getäuscht wird, schliesslich hat er ähnliche phantastische Lebensanschauungen mit D. Q. gemein. Letzteres, wenn er zu Borachio, der sich beklagt, dass er noch kein Amt bekommen hat, sagt: I say, thou art an officer: or, if thou art not Thou shalt be, which is better: for that fame Which we now enjoy is in some danger To be lost; but that which we never had Cannot be lost before we had it.[1]) Auf ähnlich schwachen Beinen steht der Trost, den D. Q. giebt (II. Teil, Kap. 7): buena speranza vale mas que ruin posesion. — Wahrscheinlich sind diese Charakterzüge Lothario's auch aus D. Q. geborgt. Im übrigen aber besteht keine Ähnlichkeit zwischen Lothario und D. Q. Während D. Q.'s Narrheit andern ein Spass ist, wird die des Lothario von den Höflingen zu einem Verbrechen ausgenutzt, wobei er dann zu Grunde geht.

Grössere Ähnlichkeit aber besteht zwischen Borachio und Sancho. Beide sind verheiratet und vom Pfluge weggeholt, um einem verrückten Herrn zu folgen.[2]) Borachio scheint auch einmal wie Sancho (D. Q. I. Teil, Kap. 16) in einem Betttuche geprellt worden zu sein. Er sagt einmal: . . . though motion and exercise Be good for gross bodies; therefore must they Of the guard pitch me up and down like a bar?[3]) — Er sieht deutlicher als sein Herr die Intriguen der Höflinge, wie auch Sancho sich nicht durch den Pfarrer und Barbier täuschen lassen will, dass sein Herr verzaubert sei. In solcher Lage, wo beide ihre Pläne von dritten durchkreuzt sehen, gedenken sie an Weib und Kind: Borachio sagt zu den Höflingen: What harm have my poor wife and children done To you or yours, that, seeing me within A hair's breadth of a hundred offices You confound all, by leading my poor lord into new broils?[4]) Und Sancho

[1]) l. c. p. 133.

[2]) S. l. c. p. 132, Dorido von Borachio: whom he seduc'd From the plough.

[3]) ibid. p. 172.

[4]) ibid. p. 174.

sagt, als sein Herr in dem Käfig weggeführt wird: De mis hijos y de mi muger me pesa, pues cuando podian y debian esperar ver entrar á su padre por sus puertas hecho gobernador ó visorey de alguna ínsula ó reino, lo verán entrar hecho mozo de caballos (I. Teil, Kap. 47). — Sie meinen beide ganz naiv, dass sie doch nichts Böses beabsichtigen, wenn sie Ämter u. dgl. wollen: Borachio: If I do (= desire offices), what then? There be those desire Worse things.[1]) Sancho: . . . si ínsulas deseo, otros desean otras cosas peores (I. Teil, Kap. 47). — Beide halten sich auch natürlich für die Ämter sehr geeignet. Borachio: Let me take a cushion and pray For I shall have more dignity than will suffice To damn a monk.[2]) — Sancho erzählt voller Selbstbewusstsein, dass er einmal Hochzeitbitter gewesen sei, und es ihm so gut gestanden hätte, dass alle Leute sagten, er könne wohl gar einen Küster vorstellen (D. Q. I. Teil, Kap. 21). — In den ihnen zustossenden Widerwärtigkeiten sehnen sie sich nach Hause zurück, wo sie sich mit Wenigem leicht begnügen. Borachio: . . . *give me your blessing and let me Go home in peace . . . I can eat Oats and garlick under my own roof.*[3]) — Sancho: así me sustentaré Sancho á secas con pan y cebolla, como gobernador con perdices y capones (II. Teil, Kap. 43). — An Sancho erinnert es auch, wenn Borachio in gefährlichen Fällen sich aus dem Staube macht; auf diese Weise endet denn auch sein Drama, als er das Unglück über seinen Herrn hereinbrechen sieht. —

Eine Hauptähnlichkeit beider liegt schliesslich darin, dass sie ihre Reden mit Sprichwörtern spicken. Borachio wird genannt 'a bundle of proverbs'.[4]) Er entschuldigt sich dafür mit der Bemerkung: Those words that are nearest the tongue Have opportunity soonest to leave the mouth.[5]) Ähnlich erklärt Sancho seinem Herrn, wieso es kommt, dass er so viel Sprichwörter gebraucht: . . . sé mas refranes que un

---

[1]) ibid. p. 159. [2]) ibid. p. 145. [3]) ibid. p. 144.
[4]) ibid. p. 132. [5]) ibid. p. 133.

libro, y viénenseme tantos juntos á la boca cuando hablo, que riñen por salir unos con otros; pero la lengua va arrojando los primeros que encuentra, aunque no vengan á pelo (II. Teil, Kap. 43).

Reminiscenzen an D. Q. scheinen auch zu sein:

1. Borachio's Verwünschung. Er sagt: The devil take your worship for me! Why D'ye bring such good news, on a work'y day? Der Höfling Castruchio, an den die Rede gerichtet ist, antwortet ihm: But thou pray'st ill, in praying the devil to take me.[1]) Ähnlich lässt Sancho einmal seine Zunge gehen, seinem Herrn ohne allen Grund den Tod zu wünschen: I. Teil, Kap. 17 lässt D. Q. seinen Stallmeister schwören, ein Geheimnis, das er ihm anvertrauen will, nie zu verraten. Sancho verspricht es und fügt hinzu: Digo que si juro . . . que lo callaré hasta despues de los dias de vuestra merced, y plega á Dios que lo pueda descubrir mañana. Worauf D. Q. mit ähnlichen Worten wie Castruchio: ¿Tan malas obras te hago, Sancho, . . . que me querrias ver muerto con tanta brevedad?

2. Borachio nennt seine Frau 'wife of my bowels'.[2]) 'De mis entrañas' ist eine Lieblingsredensart Sanchos, womit er besonders seine Anhänglichkeit bezeugen will.

3. Borachio sagt: Preferment makes a man forget His dearest friends, nay his kindred too.[3]) Ähnliches äussert nicht Sancho, aber Samson Carrasco (D. Q. II. Teil, Kap. 4): Mirad, Sancho, dijo Sanson, que los oficios mudan las costumbres, y podria ser que viéndoos gobernador, no conociésedes á la madre que os parió. —

Im Gegensatz zu dieser, die Thorheit wie die Naivetät und Gutmütigkeit Sancho's erfassenden Darstellung steht die Auffassung von Sanchos Wesen, die

Peter Motteux

vertritt. Derselbe stellt den armen Sancho geradezu wie ein Ungeheuer hin. Er sagt in der Vorrede zu seiner Über-

[1]) ibid. p. 172. [2]) ibid. p. 145. [3]) ibid. p. 145.

setzung: Any man of half the Squire's Wit may read in this single Character the mean, slavish, and ungenerous Spirit of the Vulgar in all Countries and Ages: a crouching Fear, awkard (sic) Lying, sordid Avarice, sneaking Pity, a natural Inclination to Knavery, and a superstitious Devotion. The whole Multitude in little.

Sancho wird ausserdem erwähnt:

1627. Drayton, Nymphidia s D. Q.

1644. Cleveland, s. D. Q.

1657. Cockaine, The Obstinate Lady, s. Rozinante.

1659. The London Chanticleers, s. D. Q.

1664. John Wilson, The Projectors IV, s. unter Sancho's Esel.

1712. Spectator, No. 490. Steele: This puts me in mind of what I have somewhere read in the admired memoirs of the famous Cervantes, where, while honest Sancho Pança is putting some necessary humble questions concerning Rozinante, his supper, or his lodgings, the knight of the sorrowful countenance is ever improving the harmless lowly hints of his squire to the poetical conceit rapture, and flight, in contemplation of the dear Dulcinea of his affections.

Eine hierfür genau entsprechende Szene fehlt allerdings im D. Q.; vielleicht hat Steele Kap. 31 des I. Teils wiedergeben wollen, wo die Unterredung zwischen D. Q. und Sancho im Grunde der hier erwähnten entspricht, nur dass sich die Fragen und Antworten auf Dulcinea beziehen.

Dr. Johnson lässt 1752 im Rambler No. 200 eine besonders freundliche Auffassung des Sancho durchblicken, wenn er sich selbst folgendermassen mit ihm vergleicht: I am one of those who, with the Sancho of Cervantes leave to higher characters the merit of suffering in silence, and give vent without scruple to any sorrow that dwells in my heart (Johnson hat einen Ausspruch Sancho's aus Kap. 8 des I. Teils im Auge: De mí sé decir que me hé de quejar del mas pequeño dolor que tenga.[1])

[1]) Cervantes, Obras, l. c. p. 243 b.

Aber wie sonst keiner hat Laurence Sterne den armen Bauer lieb gewonnen; er citiert ihn häufiger als D. Q. und es ist charakteristisch für Sterne, dass er von Cervantes sagt: he wrote of Sancho and his master.[1]) Wo nur irgend möglich, erinnert sich Sterne des biederen Knappen, citiert dessen Aussprüche und kommentiert sie in inniger Weise:

Tristram Shandy I, 15: 'God's blessing', said Sancho Pança, 'be upon the man who first invented this self-same thing called Sleep! it covers a man all over like a cloke' (sic). Now there is more to me in this and it speaks warmer to my heart and affections, than all the dissertation squeez'd out of the heads of the learned together upon the subject.[2]) Sterne hat eine Stelle des 68. Kap. im II. Teil im Auge: . . . bien haya el que inventó el sueño, capa que cubre todos los humanos pensamientos . . .[3])

ibid. IV, 32: Was I left, like Sancho Pança to choose my kingdom, it should not be maritime, — or a kingdom of blacks, to make a penny of: — no, it should be a kingdom of hearty laughing subjects[4]) (vgl. D. Q. I. Teil, Kap. 34).

ibid. VII, 32 erinnert sich Sterne, als Tristram sein Notizbuch verliert, Sanchos: Sancho Pança, when he lost his ass's furniture, did not exclaim more bitterly.[5])

Sentimental Journey. In dem Kap. Nampont, The Dead Ass. erzählt Sterne, dass er einen Mann getroffen habe, der über seinen toten Esel jammerte, wie Sancho Panza über den Verlust des seinigen. Auffälligerweise sagt Sterne bei Schilderung dieser Szene, deren Augenzeuge er gewesen sei, von dem Manne: but he did it with more true touches of nature.[6])

---

[1]) Tristram Shandy, Buch IX, Kap. 24, Ausg. von J. P. Browne, vol. II, p. 249.

[2]) ibid. vol. I, p. 316.

[3]) Obras de Cervantes, l. c. p. 475 b.

[4]) L. Sterne's Werke, l. c. vol. I, p. 368.

[5]) ibid. vol. II, p. 134.

[6]) ibid. vol. II, p. 318.

Sancho's Prelle in einem Betttuche

(D. Q. I. Teil, Kap. 17).

Äusserst zahlreich sind in den englischen Werken Androhungen einer Prelle in einem Betttuche: ob sie alle Reminiscenzen sind an Sancho's Missgeschick, lässt sich schwer feststellen. Trotzdem seien einige hier angeführt:

1609. Ben Jonson, Epicoene V. Mavis: We'll have our men blanket them in the hall.[1])

1621. Fletcher, Thierry II, 3. Protalyde: The worst that can come is blanketing for beating and such virtues I have been very acquainted with it.[2])

1634. Heywood, Maidenhood lost IV. Clowne: I would tosse him, I would blanket him i' th' Ayre, and make him cut an Italian caper in the Clouds.[3])

1663. Samuel Butler, Hudibras I, B v. 873: As Sancho on a blanket fell And had no hurt; ours far'd as well In body, though his mighty spirit, B'ing heavy, did not so well bear it.

1669. John Dryden, Wild Gallant I, 1. Failer besucht seinen Freund Burr, findet ihn noch im Bett: get up, my cousin 's maids will come and blanket thee anon.[4])

1715 (aufgef.). Addison, The Drummer, or, The Haunted House III. Tinsel hat einen Beschwörer (es ist sein eigener Herr) kommen lassen, um das Haus von dem Geiste zu befreien: and look ye, old gentleman, if thou dost not do thy business well, I can tell the by thee little skill I have, thou wilt be toss'd in a blanket before ten.[5])

1731. Henry Fielding, A New Way to keep a wife at home I, 1. Risque soll einen Brief zu einer verheirateten Dame bringen, er findet dies bedenklich: This affair, sir, may

---

[1]) Ben Jonson (Ausg. v. Gifford-Cunningham), vol. I. p. 458b.

[2]) Beaumont u. Fletcher (hrsg. v. Dyce), vol. I, p. 149.

[3]) Thom. Heywood (Lond. 1874, 6 vol.), vol. IV, p. 143.

[4]) Dryden's Werke (Scott-Saintsbury), vol. II, p. 33.

[5]) Addison's Dramatic Works, ed. Tickell, Lond. 1804, vol. VI, p. 357.

end in a blanketing, and that is a danger I never love to run with an empty stomach. Sein Herr, Rakel, erwidert ihm: Sirrah, if I were to be tossed myself, I would wish to be as empty as possible.[1])

1732. Derselbe, The Debauchee III, 13. Nachdem der Priester Martin entlarvt worden ist, ruft Old Laroon aus: Here, take this worthy gentleman, and wash him in a horse-pond, then toss him dry in a blanket.[2])

1750. Tobias Smollett, Peregrine Pickle, I. Teil, Kap. XVIII. Hier wird erzählt, wie der Advokat Ravine von einigen übermütigen Leuten geprellt wurde: . . Ravine proceeded with great fluency of abuse, until he was interrupted by the arrival of Pipes, who, without any expostulation, led him out by the hand, and conducted him to the yard, where he was put into a carpet and in a twinkling sent into the air by the strength and dexterity of five stout operators, whom the lieutenant had selected from the number of domestics for that singular spell of duty. —

S. a. The London Chanticleers unter D. Q.

Ein Ausspruch Sanchos über Zauberei.

1742. Fielding, Joseph Andrews IV, 14. Nachdem Adams das auf Seite 56 erwähnte Abenteuer und Ähnliches erlebt hat, heisst es am Schlusse des Kapitels: . . . whilst he was dressing himself, he often asserted, he believed in the power of witchcraft notwithstanding, and dit not see how a Christian could deny it.

Bei einer ähnlichen Verwirrung sagt Sancho: vive el Señor, que es verdad cuanto mi amo dice de los encantos deste castillo, pues no es posible vivir una hora con quietud en él (I. Teil, Kap. 45).

Sancho als Gouverneur.

*1620 (?). Beaumont und Fletcher, The Double Marriage V, 1. Castruccio werden Speisen vorgesetzt und

[1]) Henry Fielding's Works, ed. Browne, vol. II, p. 4.
[2]) ibid. vol. II, p. 390.

von einem Arzte weggenommen. Dies könnte eine Entlehnung aus D. Q. II. Teil, Kap 47 sein, wo der Statthalter Sancho von dem Arzte Pedro Recio ähnlich gefoppt wird.[1])

*1622. Dieselben, The Prophetess V, 3. Getianus ist zum Ädilen befördert worden und muss richten; er thut dies natürlich in sehr ungeschickter Weise.[2]) Seine Aussprüche erinnern in keiner Weise an die des Statthalters Sancho (D. Q. II. Teil, Kap. 45).

1668. John Dryden, Defence of an Essay of Dramatic Poesy. Es ist die Rede von dem Verfasser von The Great Favorite: However, he condemns not the satisfaction of others, but rather their unnecessary understanding, who, like Sancho Panza's doctor, prescribes too strictly to our appetites.[3])

1705. Pope schreibt am 23. Juni an Wycherley: After having made me believe I possessed a stare in your affection, to treat me with compliments and sweet sayings, is like the proceeding with poor Sancho Panza: they persuaded him that he enjoyed a great dominion and then gave him nothing to subsist upon but wafers and marmalades.[4])

1735. Derselbe, Moral Essays, IV, 157—160: A solemn sacrifice, performed in state, You drink by measure, and to minutes eat. So quick retires each flying course, you'd swear, Sancho's dread doctor and his wand were there.[5])

Sancho von dem Dienstpersonal des Herzogs gefoppt.

(II. Teil, Kap. 32.)

1763. Tob. Smollett, Letter V (Boulogne, Sept 12): Captain B... had eaten himself black in the face, and with the napkin under his chin, was no bad representation of Sancho Panza in the suds, with the dishclout about his neck when the duke's skullions insisted upon shaving him.[6])

---

[1]) Beaumont u. Fletcher Werke (ed. Dyce), vol. VI. p. 395.
[2]) ibid. vol. VIII. p. 278.
[3]) Dryden's Werke, l. c. vol. II, p 301.
[4]) Pope's Werke, ed. Elwin, vol. VI, p. 23. [5]) ibid. vol. III, p. 183.
[6]) Travels thr. France a. Italy. Smollett's Works (ed. Browne), vol. VIII, p. 44.

Dulcinea.

1620. Thomas May, The Heir, s. u. D. Q.

*1638. Robert Burton soll in der 5. Aufl. seiner Anatomy of Melancholy von dem Geliebten sagen: 'Tis not Venus picture that . . . no but his divine mistriss forsooth his dainty Dulcinia, his dear Antiphila, to whose service he is wholly consecrate, whom he allone adores.[1])

*1639. Henry Glapthorne, Wit in a Constable: Valentine und Thorowgood spotten über einen albernen Ritter. Val.: He means to see and court his mistris. Thor.: Who's that? my doughty Impe of spur and sword, Some faire Dulcinea de Toboso.[2])

Eine andere Anspielung desselben Stückes s. u. D. Q.

*1652 (gedr.). James Shirley, Honoria and Mammon V, 1. Sergeant: Here, boys, a magazine with pipes attending, White as my lady's tooth, and shining more Than forehead of Dulcinea del Toboso.[3])

1664. Butler, Hudibras B. I, 875. Die Witwe verlangt von Hudibras Geisselung: Did not the great La Mancha do so For the Infanta del Toboso . . . ?

1728. Fielding, Love in Several Masques V, 4. Merital erzählt seiner Geliebten von einem Brief, den diese geschrieben haben soll: Why, I cannot positively say it was you; for I begin to think myself in D. Q.'s case, and that some wicked enchanter have transmogriphied my Dulcinea.

1752. Tobias Smollett gebraucht im Count Fathom 'Dulcinea' sehr häufig als Appellativum. Meist handelt es sich dabei um niedere Minne, doch ist das Gegenteil nicht ausgeschlossen. Einige Stellen sind: Kap. XV, XVI, XVII, LV.

1765. Laurence Sterne schreibt am 23. Mai: I am glad that you are in love; — 'twill cure you, at least of

---

[1]) Vgl. Modern Lang. Notes XII, 1897, p. 224. Aufsatz von Potter, zitiert von Köppel, Archiv N. Spr. CI. p. 97.

[2]) Henry Glapthorne's Plays and Poems, Lond. 1874. vol. I, p. 178.

[3]) J. Shirley's Werke (ed. Gifford-Dyce), vol. VI, p. 69.

the spleen, which has a bad effect on both man and woman. — I myself must ever have some Dulcinea in my head; — it harmonizes the soul.[1])

Der Pfarrer im D. Q.

1662. John Wilson, Vorrede zu den Cheats. s. u. D. Q.'s Bibliothek.

Der Barbier.

1662. John Wilson, s. ebenda.

1709. Steele, Tatler Nr. 34 nennt den Barbier 'one of the principal characters in the history'.

1749. Henry Fielding, Tom Jones, Buch VIII, Kap. 4 wird der Barbier in der Kapitelüberschrift erwähnt.

Maritornes.

1700. William Congreve, The Way of the World III, 5. Lady Witwood zur Peg, die eine Flasche Cherry-Brandy wegtragen will: . . . What, wouldst thou go with the Bottle in the Hand like a Tapster? As J'm a Person, this Wench lived in an Inn upon the Road, before she came to me, like Maritornes the Asturian in Don Quixote.[2]) —

Die Gesellschaft in der Schenke.

(D. Q. I. Teil, Kap. 32—47)

wird erwähnt von

1753. Dr. Johnson, im Adventurer Nr. 84, er will eine Geschichte erzählen, die in einem Wirtshaus spielt: 'though I can display no such extraordinary assembly as Cervantes has collected at D. Quixote's inn'.

Rozinante.

1657. Cockaine, The Obstinate Lady: Jacques singt in Verherrlichung seiner Kuh: Don Quixote's Rozinante And Sancho's ass-errant And Banks his horse do want What she may brag of.[3])

---

[1]) Brief Nr. 58 Browne's Ausg. vol. 4, p. 233.

[2]) Congreve's Werke, hrsg. Lond. 1753, vol. III, p, 24.

[3]) Cockaine's Plays (Dramatists of the Restoration) p. 61.

1664. John Wilson, The Projectors IV erwähnt D. Q.'s Rozinante'.[1])

1759. Laurence Sterne, Tristram Shandy Buch I, Kap. 10. Von dem Pferd des Pfarrers Yorick heisst es: . . . a lean, sorry, jack-ass of a horse, who to shorten all description of him, was full brother to Rosinante.[2])

Sterne zitiert Rosinante in der Folge noch des Öfteren.

Sancho's Esel.

1657. Cockaine, The Obstinate Lady, s. u. Rozinante.

1664. Wilson, The Projectors IV erwähnt 'Zancho's Dapple'.[3])

1765. Laurence Sterne, Tristram Shandy, Buch VII, Kap. 36. Tristram hat das Buch verloren, in das er seine eigenen Bemerkungen schreibt. Da er letztere für die 'best remarks . . . that ever were made, — the wisest, — the wittiest' — hält, ist er über den Verlust untröstlich; er sagt selbst: Sancho Panca, when he lost his ass's furniture, did not exclaim more bitterly.[4])

1768. Ders. Sentimental Journey (Nampont. The Dead Ass). Sterne erzählt von dem Besitzer eines Esels, der ihn an Sancho erinnert habe. Der Esel ist dem Manne krepiert und dieser hält eine rührende Klagerede. Sterne sagt darüber: I thought, by the accent, it had been an apostrophe to his child; but 'twas to his ass . . . The man seemed to lament it much; and it instantly brought into my mind Sancho's lamentation for his.[5])

Clavileño, das hölzerne Pferd.

(D. Q. II, Kap. 41.)

1744. Laurence Sterne, Letter Nr. 44. Sterne spricht von einem Ritt von Montpellier nach Perenas; das Pferd

[1]) Wilson's Werke (Dramatists of the Restoration), p. 256.
[2]) Sterne's Works, ed. James P. Browne, Lond. 1873, vol. I, p. 16.
[3]) John Wilson's Plays (Dramatists of the Restoration), p. 256.
[4]) Sterne's Works, l, c. vol. II, p. 134.
[5]) Sterne's Works, l. c. vol. II, p. 318.

sei nicht von der Stelle gekommen: he was unmoveable as Don Quixotte's wooden horse.[1])

El Caballero del Verde Gaban.

(D. Q. II, Kap. 16—18.)

1709. Steele, Tatler Nr. 69, s. unter D. Q.

Thomas Cecial,

der Nachbar Sanchos, der dem Baccalaureus Carrasco als Knappe folgt, um D. Q. und Sancho zu nötigen, nach Hause zu gehen, wird erwähnt von:

1742. David Hume, Essays and Treatises. Essay Nr. 23.[2]) Hume giebt Sanchos Geschichte wieder, die dieser dem 'Squire with the great Nose' erzählt, und die von der Weinprobe handelt, die zwei seiner Verwandten zu ihrem Triumphe machten.

Doña Rodriguez.

*Eine Äusserung derselben über die Herzogin (II. Teil, Nr. 49: Pues sepa vuesa merced que lo [d. i. dass die Herzogin so schön sei] puede agradecer primero á Dios, y luego á dos fuentes que tiene en las dos piernas, per donde se desagua todo el mal humor de quien dicen los médicos que está llena) scheint Quelle zu sein für die Beschimpfung der Herzogin von seiten der Mariana in Massingers's Duke of Milan II, 1: Let her remember The issue in her leg.[3])

In ähnlicher Weise machen sich die Soldaten in D'Avenant's Tragikomödie Love and Honour (Akt IV) über die alte Witwe lustig, die noch einmal geheiratet hat. Der Knabe singt: What need her husband then vex heaven, And for a plenteous offspring beg; Since all the issue can be given, Is that which runneth in her leg.[4])

---

[1]) ibid. vol. IV, p. 215.

[2]) Hume, Essays and Treatises, New Edit. London 1793, p. 233.

[3]) The Plays of Phil. Massinger (ed. Gifford), vol. I, p. 266.

[4]) Dramatic Works of Sir Will. D'Avenant (Dramatists of the Restor.), vol. III, p. 156.

Der Wirt im Kap. 59 des II. Teils.

1769. Tobias Smollett, Adventures of an Atom: Taycho having kept the monster's brain on a simmer, until like the cow-heel in Don Quixote it seemed to cry: Comenme, comenme, (lies cómeme), come, eat me, come eat me.[1])

Der Narr von Sevilla.

(Vorrede zum II. Teil des D. Q.)

1711. Pope, Alexander in einem Brief an Caryll vom 25. Januar 1710—11.[2])

1769. Tobias Smollett, Adventures of an Atom: He put them upon a diet of yeast, where this did not agree with the stomach, he employed his emittaries to blow up the patients à posteriori, as the dog was blown up by the madman of Sevilla, recorded by Cervantes.[3])

Cervantes

wird im Allgemeinen als Verfasser des D. Q. zitiert:

1751. Johnson, Rambler, Nr. 85. For my part, whenever chance brings within my observation a knot of misses busy at their needles, I consider myself as in the school of virtue, and though I have no extraordinary skill in plainwork or embroidery, look upon their operations with as much satisfaction as their governess, because I regard them as providing a security against the most dangerous ensnarers of the soul, by enabling themselves to exclude idleness from their solitary moments, and with idleness her attendant brain of passions, fancies and chimeras, fears, sorrows and desires. Ovid and Cervantes will inform them that love has no power but over those whom he catches unemployed.

Johnson hat speziell Kap. 46 des zweiten Teiles im Auge, wo D. Q. in einer Romanze an Altisodora die Anschauung Johnsons vertritt.

---

[1]) Smollett's Werke, l. c. vol. VI, p. 390.
[2]) Elwin's Pope-Ausg. vol. VI, p. 139.
[3]) Smollett's Werke, l. c. vol. VI, p. 395.

Cide Hamete

der fingierte Geschichtsschreiber des D. Q. wird erwähnt:

1761. Laurence Sterne, Tristram Shandy III, 11: I vow and protest that of these two bad cassocks I am worth in the world, I would have given the better of them, as freely as ever Cid Hamet offered his . . .[1])

Sterne irrt sich hier, wenn er eine ähnliche Versicherung dem Cide Hamete in den Mund legt. Er hat ihn mit dem Pfarrer verwechselt, der im 1. Teil Kap. 6 inbetreff eines Buches von Lofraso sagt: . . . Dádmele acá, compadre, que precio mas haberle hallado que si me dieran una sotana de raja de Florencia.[2])

Ein Vergleich aus D. Q.

1635. Glapthorne, The Play of the Lady Mother III, 1. Bonville zur Belina, die er, irregeführt, eine Dirne genannt hat, seinen Irrtum bereuend: I do believe thee chast . . . . , as absolute from spots As the immaculate Ermine, who does choose When he is hunted by the frozen Russe To meete the toyle ere he defile the white Of his rich skin.[3])

Dieses Bild hat Glapthorne, der den D. Q. kannte (s. u. D. Q. und u. Dulcinea), wohl aus Kap. 33 des I. Teils, wo es heisst: el arminio es un animalejo que tiene una piel blanquísima, y . . . cuando quieren cazarle los cazadores usan deste artificio que sabiendo las partes por donde suele pasar y acudir las atajan con lodo, y despues ojeándole le encaminan acia aquel lugar, y así como el arminio llega al lodo se está quedo, y se deja prender y cautivar á trueco de no pasar por el cieno y perder y ensuciar su blancura, que la estima en mas que la libertad y la vida. La honesta y casta muger es arminio . . .[4])

---

[1]) L. Sterne's Works (ed. J. P. Browne) vol. I, 193.
[2]) D. Q. l. c. p. 241 b.
[3]) Glapthorne, Old Plays, edit. Bullen, voll. II, p. 143.
[4]) D. Q. p. 305 a.

Anekdoten,

die D. Q. betreffen, erzählt

1779—81. Dr. Johnson in seinen Lives of the Poets. So von Rowe: He . . . afterwards applied to the Earl of Oxford for some public employment. Oxford enjoined him to study Spanish, and when, some time afterwards, he came again, said that he had mastered it, dismissed him with this congratulation: 'Then, Sir, I envy you the pleasure of reading Don Quixote in the original'.[1])

Von Blackmore: When he first engaged in the study of physic, he inquired, as he says, of Dr. Sydenham, what authors he should read, and was directed by Sydenham to Don Quixote, 'which', said he, 'is a very good book, I read it still'.

Der Roman als solcher

wird zitiert

1612. Der Buchhändler Burre in der Vorrede zum Knight of the Burning Pestle von Beaumont und Fletcher: Perhaps it will be thought of the race of Don Quixote.[2])

1639. James Shirley, Gentleman of Venice I, 2. Ursula von ihrem Sohne: He deserves a pension For reading Amadis of Gaul, and Guzman, and Don Quixote, but I'll read him a lecture.[3])

1644. John Taylor, Crop-Eare Curried, or Tom Nash his Ghost (Satire gegen Wither) zählt auf Lazarillo de Tormes, Don Quixot, Guzman de Alfarach, Bevis of Hampton, The Mirror of Knighthood, John Dory.[4])

1678. W. Ramsey, Gentleman's Companion: And for Diversion you may read Hudibras and Don Quixot and Quevedo for prose.[5])

---

[1]) Dieselbe Anekdote erzählt Mayans y Siscar in der Londoner Original-Ausgabe des Don Quijote, Vorrede § 145 (p. 75). Johnson, der den D. Q. spanisch las, kann sie wohl aus diesem bedeutenden Werke, der ersten kritischen Ausgabe, geschöpft haben.

[2]) Beaumont u. Fletcher (Ausg. v. Gifford-Dyce), vol. II, p. 127.

[3]) James Shirley's Works (Gifford-Dyce), vol. V, p. 13.

[4]) Spenser Society, vol. XIV, p. 36.

[5]) S. Furnivall '300 fresh Allusions to Shakespeare', p. 231.

3. Grössere Beeinflussungen.

The Knight of the Burning Pestle
von Beaumont und Fletcher.[1])

Die Verwandtschaft dieses Lustspiels mit dem Don Quijote von Cervantes ist schon bei seinem Erscheinen aufgefallen. Der Verleger Burre betont sie, weist aber einen Einfluss des Cervantes zurück, da das Lustspiel bereits zwei Jahre vor der Übersetzung des Don Quijote (1612) fertig gewesen sei. Es wäre interessant zn wissen, ob die Dichterfirma von dieser Erklärung vor dem Drucke gewusst hat. Aber jedenfalls glaubt heute niemand mehr, dass sich die Beeinflussung bestreiten lasse. Der Grund Burre's ist ja sowieso hinfällig, da wir wissen, dass die Dichter öfter die Manuskripte von Autoren und Übersetzern benutzt haben, und wenn es nicht Shelton's Übersetzung war, so konnten sie bei der damaligen Bedeutung der spanischen Sprache leicht jemand gefunden haben, der sie auf den Don Quijote und seinen Inhalt aufmerksam macht, zumal wir Anspielungen auf den spanischen Roman in der englischen Literatur bereits seit 1607 finden.

Was nun die Frage nach dem Einflusse anbelangt, so ist dieselbe auf die Geschichte des Ralph einzuschränken, der übrige Inhalt hat nichts mit dieser Frage gemein, gehört daher nicht in diese Abhandlung; über das Gesamtdrama ist zu vergleichen die Abhandlung von Leonhardt ('Über Beaumont und Fletcher's Knight of the Burning Pestle'[2]), ferner Köppel (Quellenstudien zu Jonson, Marston, Beaumont und Fletcher), der aber nichts Neues hinzubringt.

Der Einfluss des Cervantes erstreckt sich I. auf die Darstellung des Helden, den Krämerlehrling Ralph, II. auf den Charakter seiner Abenteuer.

I. der Held; folgende Züge haben die Verfasser aus Don Quijote entlehnt:

---

[1]) Gedruckt 1613. [2]) Programm von Annaberg, Nr. 499.

a) Ralph liest mit Vorliebe Amadisromane: Palmerin of England, Mirrour of Knighthood; er hält den Inhalt derselben für wahr, die Phantasiegestalten wie Riesen und Zauberer, Drachen u. s. w. für Wesen der Wirklichkeit;

b) er hält sich fortan selbst für einen fahrenden Ritter und begiebt sich auf Abenteuer. Aeussere wie innere Schwierigkeiten überwindet er mit Hülfe seiner Phantasie, die ihm alles so vorzaubert, wie es sein soll, und nicht wie es in der That ist. Auch die Auswahl der Schwierigkeiten treffen die Verfasser z. T. aus dem Inhalt des Don Quijote; 1. die äusseren liegen in der unvollkommenen ritterlichen Ausrüstung; auch die Begleitung des Ritters ist hierher zu rechnen: wie Don Quijote einen Bauer zum ritterlichen Knappen macht, so thut dies Ralph mit einem gewöhnlichen Burschen. Doch hat er noch einen sogenannten Zwerg bei sich. 2. Die inneren Schwierigkeiten liegen in seiner körperlichen Schwäche und in der Grösse des Unternehmens. Auch diese werden durch seine starke Phantasie überwunden. Dies offenbart sich bei Ralph in zwei Aussprüchen, die auch im Don Quijote vorkommen: α) er glaubt sich von der Weltordnung berufen: I who am sent by fate To punish all the sad enormities Thou hast committed sagt er (III. Akt, Sp. 4) zu einem Gegner. Ähnliches oft im Don Quijote, etwa I. Teil, Kap. 20: Sancho has de saber que yo naci por querer del cielo en esta nuestra edad de hierro para resucitar en ella la de oro; β) er offenbart seine Selbstüberschätzung in einem Gelübde nach Art der fahrenden Ritter, in welchem er sich zu etwas Übertriebenem verpflichtet: er will von Wasser und Brot leben und in keinem Bette schlafen, bis er einen gewissen Riesen überwunden habe. Auch dieser Inhalt passt in gewissem Sinne zu dem Gelübde Don Quijotes (I. Teil, Kap. 10), der auf keinem Tischtuche essen und sich mit keinem Weibe ergötzen will, bis er nicht den Helm Mambrins erobert habe;

c) er verteidigt die Ideale der fahrenden Ritter; diese Ideale haben zum Gegenstande: 1. den Minnekultus. Ehe er auszieht, überlegt er daher, für welche Dame er kämpfen

soll; er wählt ein einfaches Mädchen, seine Susan, wie Don Quijote die Magd Dulcinea dazu auserwählt. Dieser Minnekultus ist nach zwei Seiten geschildert, wie im Don Quijote: α) der Ritter verpflichtet sich zu ewiger Treue; β) die Geliebte nimmt dafür den Ritter in ihren Schutz; darum rufen die Ritter, bevor sie sich in den Kampf begeben, den Namen der Geliebten an; dies thut Ralph (III. Akt, Sp. 4): Susan, inspire me! Damit ist auch ganz besonders zu vergleichen, was Don Quijote über diesen Brauch I. Teil, Kap. 11 erzählt. 2. Die ritterlichen Tugenden, bestehend in der Verteidigung der Unterdrückten und der Schwachen.

II. Die Abenteuer; dieselben entstehen wie im Don Quijote dadurch, dass der Held Erscheinungen des gewöhnlichen Lebens mit Hülfe seiner Phantasie in aussergewöhnliche umdeutet, die mit den in den Ritterromanen geschilderten Ereignissen Ähnlichkeit haben. Und zwar vollzieht sich dieser Vorgang wie in Don Quijote entweder dadurch, dass Ralph sich ohne fremde Einwirkung selbst täuscht, oder aber auf die Täuschung durch andere eingeht. Ferner ähneln seine Abenteuer denen des Don Quijote hinsichtlich des Erfolges; entweder wird er von dem Gegner, der Unrecht gehandelt hat, überwunden, oder er beschützt unwissender Weise das Unrecht, oder aber er hat nur einen Scheinerfolg, wie dies der Fall ist, wenn die Gegner ihn des Scherzes halber täuschen und sich überwinden lassen.

Gehen diese Berührungen mit Don Quijote durch alle Abenteuer — es sind allerdings nicht besonders viele — hindurch, so giebt es darunter einige, die sich noch in Einzelheiten an den Roman anlehnen:

1. Ralph hält ein Wirtshaus für ein Kastell, den Wirt für den Burgherrn, die Kellner für dessen Söhne. Der Wirt bringt ihm die Rechnung, Ralph merkt dies nicht; er will den Burgherrn damit belohnen, indem er die Kellner als Knappen mit sich nehmen will. Dies passt vollständig zu D. Q. I, 2 u. 3, nur will Don Quijote die Mägde zum Lohne für die Dienste adeln. In dem englischen Lustspiel giebt sich der Wirt mit dem Lohne nicht zufrieden, andere

müssen die Rechnung bezahlen, wenn Ralph ungeschoren sich entfernen soll. Auch im D. Q. müssen der Pfarrer und der Barbier vielfach die Schulden Don Quijotes bezahlen.

2. Der erwähnte Wirt verabredet mit dem Barbier Nick eine Täuschung des Ralph, indem er dem Ritter sagen lässt, Nick sei der Riese Barbarossa, der viele unschuldige Ritter gefangen halte und sie misshandle. Bei diesem Abenteuer begegnen einzelne Züge aus Don Quijote: Ralph hält ein Barbierbecken an dem Eingang des Hauses für den Schild des Riesen: dies dürfte daran erinnern, dass Don Quijote ein Barbierbecken für den Helm eines Riesen ansieht. Als Ralph in die Stube des Barbiers tritt, hält er die Kunden desselben für die Gefangenen. Er will sie befreien und fragt jeden, wie er in die Gewalt des Riesen gekommen sei. Die Kunden ersinnen irgend eine humoristische Geschichte, die den richtigen Sachverhalt hinter verblümtem Ausdrucke versteckt. Darauf werden sie 'befreit'. Derselben Art ist die Befreiung der Galeerensträflinge durch Don Quijote, der auch durch das doppelsinnige Jargon der durchtriebenen Gesellen getäuscht wird.

3. Das Liebesabenteuer Ralph's, wenn man es so nennen darf, mit der angeblichen Prinzessin Pompiona (IV. Akt, Sz. 2) zeigt nicht so viel Ähnlichkeit mit dem D. Q. I, 10 erwähnten Abenteuer des Helden mit Maritornes, die der Ritter auch für eine Prinzessin hält. Leonhardt wies darauf hin, dass hier Ralph's Treue gegenüber der Susan ebenso durch die Liebesanträge der Prinzessin erprobt werde, wie auch Don Quijote das Gebahren der Maritornes als eine Versuchung seiner Treue ansehe. In dieser allgemeinen Beziehung ist dies richtig; aber die einzelnen Umstände der Episode in Don Quijote übertreffen an Zahl und an Komik den Sachverhalt des englischen Lustspiels.

Einzelheiten.

1. Die übrigen Personen bieten kaum Berührungen mit Personen des spanischen Romans. Nur der Bürger, der mit seiner Frau das Spiel durch Zwischenreden unterbricht, hält

einmal einen Gegner seines ritterhaften Lehrlings für verzaubert, weil der Gegner sich als unbesiegbar erweist, und offenbart somit D Q.'s Erklärungsmittel der schwierigen Fälle.

Der Wirt in dem Lustspiele hat auch die lustige Ader seines Kollegen im D. Q. (Teil I, Kap 2 u. 3), der den schwachen Verstand seines Gastes erkennt und ihn in seinem thörichten Vorhaben bestärkt, um sich an seinen Tollheiten zu ergötzen.

Leonhardt[1]) wies auch darauf hin, dass der Name des im englischen Lustspiele auftretenden Barbiers zu dem seines Kollegen im D. Q. stimmt, da das englische Nick eine Abkürzung von Nicholas, spanisch Niclas, sei. Doch muss man auch den Unterschied beider Personen feststellen, da der englische Barbier den Ritter zu seiner Belustigung täuscht, der spanische aber, um den Ritter zur Abwendung von seinen Thorheiten zu veranlassen.

2. Die Stelle Akt I, Sz. 2, wo Humphrey sagt: 'love hath tost me In furious blanket like a tennis-ball And now I am aloft and now I fall', scheinen mir an Sancho's Prelle in einem Betttuche zu erinnern. —

Es bleibt uns die Aufgabe, das englische Lustspiel mit dem spanischen Roman im allgemeinen zu vergleichen. Man wird wohl nicht fehl gehen, wenn man behauptet, dass die dramatische Gattung nicht die geeignete Form für den Stoff war; diese Thatsache schon muss uns teilweise erklären, warum der Stoff bei den englischen Dichtern etwas von seiner Höhe ins Derbkomische herabgezogen wurde. Aber auf einen andern Umstand will ich etwas mehr Gewicht legen. Cervantes hatte sich zum Helden einen bejahrten Landedelmann gewählt, der bei aller Thorheit, die er begeht, doch eine ganz bedeutende Verstandesschärfe und ein umfangreiches Wissen besitzt. Ferner hatte sich Cervantes die Abenteuerlust nicht aus reiner Eitelkeit erklärt, sondern er hatte seinem Helden dazu auch ein gutes Herz und uneigennütziges Empfinden beigegeben, wodurch seine Unternehmung

[1]) in der zitierten Programmabhandlung.

ihm, dem denkenden Don Quijote, berechtigt schien. Wenn nun dieser Mensch uns lächerlich erscheint, so steht die Komik gewiss auf einer ganz andern Höhe, als wenn der tölpelhafte Ralph, ein grüner Krämerlehrling, dasselbe unternimmt. So haben wir denn bei Ralph auch keinen Grund, wie man von Don Quijote sagte, zu bewundern, wie ein Narr solche gescheite Dinge sagen könne. Die tiefen seelischen Konflikte, die bei Don Quijote fast jedes Mal, wenn er seine schönen Ideale in den Staub getreten sieht, in Erscheinung treten, sind in dem englischen Lustspiel daher auch nicht herausgearbeitet. Die üppige Phantasie Don Quijotes, die stets einen Menschen von grossen geistigen Fähigkeiten verrät, erscheint bei Ralph als eine kindliche Spielerei.

Wir können in dieser Behandlung des Stoffes zweierlei erkennen: einmal sehen wir, dass sich auch die englischen Lustspieldichter, die manches Gute auf die Bühne gebracht haben, der damaligen Auffassung des Stoffes (s. S. 40/41) anschlossen, zweitens, dass die damalige englische Kunst noch nicht im stande war, den 'ideal begeisterten Narren', wenn man das, was oben angedeutet wurde, zusammenfassend so nennen darf, darzustellen.

Pleasant Notes upon Don Quixot von Edmund Gayton.[1])

Dies Buch ist ein wunderliches Sammelsurium von Anekdoten, witzigen und launischen Einfällen, die sich auf die verschiedenartigsten Dinge beziehen. Sie schliessen sich an einzelne, ohne Prinzip herausgewählte Stellen der Shelton'schen Übersetzung des I. Teils an, entfernen sich aber inhaltlich meist sehr weit von dem Ausgangspunkte. Erschwert wird die Lektüre mitunter durch Bezugnahme auf unbekannte Bücher, wobei wir aber einen interessanten Einblick in die

[1]) Als Titel auf den einzelnen Seiten steht: Festivous Notes upon Don Quixote. Das Buch enthält 290 Quartseiten. Vorgedruckt sind Commendatory Verses von John Speed, Anthony Hodges, William Taylor und sechs anonyme.

Zusammensetzung einer Hausbibliothek der damaligen Zeit bekommen; auch verdanken wir dadurch Gayton die Titel einiger jetzt nicht mehr vorhandenen Dramen (vgl. Fleay, History of the Engl. Stage, p. 338 u. 339).

Wie bereits angedeutet, tritt in dem Inhalt des Buches der zu Grunde gelegte spanische Roman ganz bedeutend in den Hintergrund. Wofern Gayton nur plaudern und witzeln kann, benutzt er die Gelegenheit, um das Abliegendste herbeizuziehen. Seine Witze sind zwar nicht immer besonders gut, vielfach wird er langweilig oder absurd, gegenüber dem Inhalt des Romans auch oft überflüssig, auch ist sein Geschmack nicht immer gerade ein feiner. Aber er will die Leser zum Lachen bringen, erklärt er doch mehrere Male, wenn er von den Personen liest, dass sie gelacht hätten, dass dieselben damit ein gutes Herz verraten hätten. Hier interessiert es uns nun nicht, alles festzustellen, worüber Gayton gelacht hat, sondern wie er über Don Quijote und seinen Knappen gelacht hat.

Hinsichtlich dieser Frage fällt uns nun gleich Gayton's Urteil über die Ritterromane auf, das wir auch im Zusammenhange mit dem auf Seite 3 und 4 Gesagten bringen können, insofern es zeigt, dass sich die Engländer im allgemeinen das Urteil des Cervantes nicht zu eigen gemacht haben. Anknüpfend an das Gespräch des Pfarrers und des Canonicus über die Ritterromane, wobei letzterer diesen Büchern eine schädliche Wirkung auf den Staat zugeschrieben hat, meint Gayton: Mr. Canon in this discourse seems to . . . prefer and commend Aesops Fables and Alciats Emblems, wherein the Morall may be for instructions, though the story be of a Cock and a Bull; but it is not unknown that this age hath more abounded with Romances then any other, upon what reason, is not hard to conjecture; and yet no man dare say, but here is a well govern'd Commonwealth; but what prejudice I pray, when the subjects are known to be fabulous and figments? no man's faith is beguiled, nor any perswaded to believe them as a truth; rather on the contrary, where the minds of the vulgar are not busied in some such

pleasant arguments, they fall upon matters which lesse concerne them and become troublesome Judges of the State and Church wherein they live, wherefore it hath been accounted great policy to divert those mens fancies, by licensing Plays, sports, and divers recreations from businesse above their capacity, and not of common ventilation. For want of these chimera's, (wich had no more harm in them, then their impossibility) reall phantasmas, and strong delusions have succeeded and possessed not a few, who transported with their owne imaginations doe not write Romances, but act them, and fill the world with substantiall Tragedies (S. 270). —

Nach diesem Urteil über die Ritterromane richtet sich dann das über Don Quijote selbst. Nicht mehr wird die Schuld an Don Quijotes phantastischem Unternehmen auf die Ritterromane geschoben, wie bei Cervantes, sondern sie wird einseitig als seine eigene Schuld hingestellt und auf seine Eitelkeit und Dummheit zurückgeführt. Daher denkt sich Gayton ihn offenbar als einen Schildbürger, der alles Grossartige unternehmen will und sich stets blamiert. In der That wirft er S. 6 bei Erwähnung der Jahrbücher von La Mancha einen Seitenblick auf die Annalen von Gotham, dem englischen Schilda. Diese Einseitigkeit, um nicht zu sagen Unrichtigkeit, seiner Auffassung muss natürlich fortwährend mit der Cervantesischen Darstellung in Widerspruch geraten. Es ist wohl eine seltene Verkennung der Thatsachen, wenn Gayton (S. 145) über Don Quijotes Erklärung, er wolle sich nach dem Vorgang des Amadis de Gaula in die Sierra Morena zurückziehen, um dort den Narren zu spielen, sich folgendermassen äussert: The example of Amadis is very autorative (sic) with our Don, but why he should rather labour to imitate him in this fit of Madnesse, then in any other of his magnanimous Acts, is very strange, no, it is not so strange, but a common thing: When did you see a wise example followed by many, or any? Wie man den übrigen Thaten des Don Quijote den edlen Beweggrund so gänzlich absprechen kann, ist in der That unbegreiflich. Daher kommt es, dass man

in den seltenen Äusserungen Gayton's über Don Quijote die sympathische Wärme vermisst. Darum nennt er ihn (S. 160) barscher Weise 'a perverse and obstinate mad man', und seine Thorheit bezeichnet er als 'troublesome to others' (S. 140, Z. 11 v. u.), weil D. Q. die Erzählung Cardenio's unterbrochen hat (D. Q. I. Teil, Kap. 24).

Darum werden bei Gayton auch die Ideale und Vorzüge in die entsprechenden Fehler missdeutet. Don Quijote's Vorschlag, Sancho solle sich künftig allein mit den eines Ritters unwürdigen Gegnern, wie dies bei den Yanguesern der Fall war, herumschlagen, nennt Gayton schlau (S. 66/7), verdächtigt somit seinen Mut.

Ähnlichen Inhalts ist die Anmerkung zu der Bedingung, die D. Q. seinem Knappen für den Fall stellt, dass D. Q. Sanchos Willen nachgeben solle, sich in die Sierra Morena zurückzuziehen; die Bedingung war, niemand zu sagen, dass er aus Furcht vor der Santa Hermandad geflohen sei, sondern nur, um Sanchos Bitten zu willfahren. Dies findet Gayton wiederum sehr 'politickly' (S. 128). Daher auch das Misstrauen gegenüber dem, was nach Cervantes nur die Auswüchse der überhitzten Phantasie Don Quijotes ist. Gayton nennt die phantastischen Darlegungen D. Q.'s über Dulcinea's Wesen und Geschlecht (I. Teil, Kap. 13) schlankweg Lügen, in denen er von Sancho unterstützt werde: Sancho, though he was not train'd up to second his Masters lyes, yet he had as good a quality, which was to hold his peace and let them passe (S. 57).

Sogar Don Quijotes beste Absichten werden von Gayton missdeutet. Einmal vergleicht er überhaupt die fahrenden Ritter gerne mit Landstreichern. S. 28: Vagrants, under which Squire-Errants, if not Knight-Errants might very well be comprehended. — Während D. Q. (I. Teil, Kap. 21) Bedenken trägt, Sancho die Erlaubnis zu erteilen, das Reitkissen des Barbiers einzutauschen gegen Sancho's, und dies ihm dann nur für solange gestattet, bis D. Q. sich selbst Rat geholt habe aus den Ritterbüchern, erklärt Gayton D. Q.'s Verfahren folgendermassen: the Don herein . . . .

denyed to doe an act of injustice, or derogation from the Honour of Knight-Errantry; He Knight-Errant, if he steale in propria persona, is Uncalendred for ever, and his name expung'd the Ephemerides of King Arthur's Knights. But change is no robbery, so that be done likewise by the Squire, not the Knight: The Capucines boy takes money, not his Holy Master . . . (S. 113). Dass Gayton es liebt, D. Q. hier einen bewussten Diebstahl unterzuschieben, geht noch hervor aus der dritten Anm. von S. 262. Es ist hier davon die Rede, dass die Freunde D. Q.'s den Streit zwischen ihm und dem Barbier, ob das Streitobjekt ein Reitkissen oder ein Sattel sei, dadurch geschlichtet haben, dass sie scherzhafter Weise haben abstimmen lassen, wodurch zu Gunsten D. Q.'s und Sancho's entschieden wurde. Die Stelle lautete im englischen Texte: Don Quixot spoke in this manner. Here is now no more to be done; let every one take up his owne goods &c. Wozu Gayton folgende Erklärung giebt: Those (goods) he meanes, which his friends had voted him, and so omnia benè: He is satisfied, they are his own, though he knew he stole them. How gratefull, and how pious, and above all, how carefull he is, against any review of the verdict, desiring Peters blessing (D. Q. sagte nämlich: á quien Dios se la dió, San Pedro se la bendiga), though he knew he had but newly robb'd Paul. So cunningly, or, profanely rather, he attributes all his successes to Heaven, though he went to the Devill for the Purchase.

Wie weit solche Schlauheit D. Q.'s nach Gayton gehen kann, beweist letzterer noch an zwei Beispielen. In der allgemeinen Verwirrung, die in dem Kampf im Wirtshaus entsteht (D. Q. I. Teil, cap. 45), ruft D. Q. plötzlich aus: Haltet ein, wenn ihr das Leben erhalten wollt. Gayton sagt dazu (S. 262): The trick of amusing is none of the worst in the pack: The Don's Policy is not to be slighted, who to avoid his owne, and his friends instant confusion, proclaimes a worse comming; which while every one desires to heare, and feares will ensue, the private constellation fals, and every one is providing against the publick. Die zweite Stelle bezieht

sich auf die höfliche, aber gezierte Antwort D. Q.'s auf Don Fernando's Vorschlag (I. Teil, cap. 37), D. Q. könne bereits am folgenden Tage seine unerhörten Thaten beginnen, um die micomiconische Prinzessin zu verteidigen. Zu dieser Antwort bemerkt Gayton: Marke now, who is more Courtier then the Don? who fairer or more mealy-mouth'd then the Knight of the Ill-'favour'd face? words I'll promise you very shrewdly plac'd, and to good advantage (for the trepidations about the rescue of the slaves, were not off the Don nor Sancho neither) and a friend in Court is better then money in Purse. This was a sure Proverb with the Don, and much of his direction (S. 239, letzte Anm.).

Objektiver sind Gayton's Äusserungen über Sancho; zwar hebt er nicht die sympathischen Züge in dessen Wesen hervor, aber er missdeutet sie darum auch nicht. Die komischen Züge decken sich im Wesentlichen mit der Schilderung des Cervantes, nur sind sie etwas stärker aufgetragen. Er freut sich daher, seine Feigheit aufzudecken (S. 28); er schildert ihn gerne als Fresser und vergleicht ihn in seinen Manieren mit dem Grobianus (S. 43). Schon oben haben wir ein Beispiel zitiert, das zeigt, wie Gayton auch gerne auf die bäuerische Schlauheit Sancho's Licht wirft. Die Anmerkungen über ihn verschwinden noch mehr wie die über Don Quijote unter der Menge von Gayton's Plaudereien.

Die Novellen des Originals giebt Gayton meist in Versen wieder; seine Wiedergaben sind aber ohne poetischen Wert.

Das Werk Gayton's, zuerst 1654 erschienen, wurde mit einigen Auslassungen unter dem Titel 'Festivous Notes upon Don Quixote' von John Potter 1768 und 1771 mit willkürlichen Änderungen neugedruckt. Ob die damalige Zeit etwas verloren hätte, wenn der Druck unterblieben wäre, lasse ich dahingestellt.

Samuel Holland.

Dieser sonst wenig bekannte Autor[1]) schrieb wie Cervantes eine Satire auf die Romane, welche verschiedentlich neu, aber jeweils unter geändertem Titel gedruckt wurde.

[1]) Über ihn findet sich Einiges in der Biographia Dramatica.

1656. Don Zara del Fogo, A Mock Romance. Written originally in the British Tongue and made English by a person of much honor, Basilius Musophilus.[1])

1657. Wit and Fancy in a Maze, or the incomparable Champion of Love and Beauty.[1])

1660. Romancio-Mastix: or a Romance on Romances . . . by Samuel Holland.[1])

1719. The Spaniard, or Don Zara del Fogo, translated from the original Spanish by B... M... With notes to explain the true meaning of the author.

Alle Ausgaben sind versehen mit einem Randkommentar des Verfassers. —

Will. Carew Hazlitt[1]) meint, aus Gründen, die er leider nicht angiebt, das Werk sei vor 1637 schon geschrieben. Wie dem auch sei, die Tatsache, dass ein Werk gegen die Ritterromane entsteht zu einer Zeit, als der D. Q. schon längst in England bekannt war, liess mich vermuten, dass der Engländer nicht ganz unbeeinflusst sei von Cervantes. Leider konnte ich aber das englische Werk nicht selbst in Augenschein nehmen; doch verdanke ich einem Freunde[2]) einige Notizen und die einzelnen Kapitelüberschriften. Ebenso hat er mir mitgeteilt, dass der Verfasser den D. Q. S. 178/9 der Ausgabe von 1656 zitiert: O Zara, Zara, these memorable Loves mentioned in those Authentick Histories of Parisimus, The Knight of the Sun, or *the Ingenuous Don Quixot-de-la-Mancha* upon the barren Mountains of Morenna, bewailing the disdain of the Lady Dulcina del-Toboso, are but Leaden Legends, compared with thy more solid sufferance, in whose brest the little God seems solely to have seated himself, as in some Magnificent Metropolis . . .

Der Inhalt lehnt sich insofern an Don Quijote an, als er den Heroismus und Idealismus des Helden persifliert. Zara hält sich für einen bedeutenden Ritter und zieht auf

[1]) S. W. C. Hazlitt, Handbook to the popular, poetical, and dramatic Literature of Great Britain, p. 280.

[2]) Herrn Dr. Max Bulle, dem ich auch an dieser Stelle meinen aufrichtigen Dank sage.

Abenteuer aus; zum Begleiter hat er einen einfältigen Menschen, Soto. Der Heroismus Zara's versteigt sich dazu, gegen Herkules kämpfen zu wollen, und den Kampf gegen mehrere Hundert Ritter aufzunehmen. Seine Ideale sind die der fahrenden Ritter: Minnekultus und Schutz der Beleidigten und Unterdrückten. Während aber der Charakter des Helden nach Don Quijote gebildet ist, sind die Mittel der Satire anderer Art als in dem spanischen Roman. Der Inhalt der Ritterromane wird nämlich nicht wie bei Cervantes dadurch verspottet, dass die phantastischen Vorstellungen des Helden mit der Wirklichkeit in Konflikt geraten, sondern umgekehrt dadurch, dass sie durch Ironie und Übertreibung ad absurdum geführt werden: Zara tötet einen mächtigen Bären und ein ander Mal fünfhundert Mann. Ironie liegt auch vor, wenn alle Phantasiegestalten der Ritterromane als wirklich existierende Wesen angenommen werden. So kommt Zara bald mit der Zauberin Lamia in Berührung, die ihm mannigfache Beweise ihrer Kunst giebt. Sie beschwört den Geist des Herkules, sie lässt sich und Zara in einem Wagen von zwei fliegenden Drachen nach der Unterwelt fahren, wo sie viele aus der Sage und der Geschichte bekannte Personen treffen. Auch besuchen sie das Elysium, wo sie viele berühmte englische Dichter erkennen. Soto stirbt im Laufe der Ereignisse, wird aber wieder zum Leben erweckt. Bei einem Sturm auf dem Meere werden Zara und Soto durch ein Seepferd gerettet und an einer Insel abgesetzt. Ein beflügeltes Schwein, das ihnen Lamia sendet, trägt sie ein ander Mal durch die Lüfte.

Nur sehr wenige Fälle kann ich aus dem mir zugänglichen Material herauslesen, die auch in den Mitteln der Satire Cervantesischer Art sind. Doch ist der Anfang des Werkes auf diese Weise verfasst. Als Zara sich mit Soto auf den Weg nach Abenteuern macht, kommt er in eine Schenke, der Wirt hält ihn zum Besten, und bevor Zara die Schenke verlässt, bekommt er die unerwartete Überraschung, dass er eine Rechnung zu bezahlen hat. Dass sein Heroismus sich dazu versteigt, gegen Herkules zu

kämpfen, zeigt dieselbe Tollkühnheit, wie sie Don Quijote eigen ist. Auch sind die Liebeserfahrungen Zara's so realistisch, dass sie uns denselben Abstand des Ideals, wie es in dem naïven Zara lebt, von der Wirklichkeit zeigen, wie dies bei allen Abenteuern Don Quijote's der Fall ist. Denn Zara, heisst es (Buch II, Kap. 5), macht eine seltsame Entdeckung, als er mit Lamia im Elysium ist, so dass er sich durchaus nicht mehr zureden lässt, länger bei seiner Geliebten, Lamia, zu verweilen. Die Eitelkeit, die Don Quijote eigen ist, tritt auch bei Zara hervor in seiner Liebe zu Madona-del-Simplicia. Seine Liebe wird aber verschmäht, worauf er in eine Raserei verfällt. Dabei schlägt er auch auf Soto ein, wobei sich dieser gegen seinen Herrn wendet. Auch Sancho hat sich ja dieses einmal erlaubt.

Aus den erwähnten Thatsachen geht somit hervor, dass Holland's Satire sich in den Mitteln im allgemeinen von Cervantes entfernt, dass er aber den Charakter des Helden nach Don Quijote gebildet hat.

Samuel Butler, Hudibras.[1])

(1663—1678.)

Die Engländer lieben es, Hudibras den englischen Don Quijote zu nennen. Wenn dies ein Lob für Butler sein soll, so tut man Cervantes Unrecht, soll es aber bedeuten, dass der Engländer den Don Quijote kopiert habe, so tut man Butler Unrecht. Stellen wir zunächst fest, welcher Art die Anleihen sind, die Butler bei Cervantes gemacht hat.

1. Die Hauptähnlichkeit mit Don Quijote liegt in der Einkleidung: ein einfacher Mann, Hudibras, von Hause aus ein Friedensrichter, fühlt sich plötzlich berufen, die Welt reformieren zu müssen. Wie D. Q. dies nach den Idealen der fahrenden Ritterschaft tun will, will Hudibras die Welt nach den Ideen des puritanischen Glaubens umgestalten.

2. Die Helden haben gewisse gemeinsame Züge; auch ist jedem von ihnen als Kontrast ein Begleiter entgegen-

[1]) Erwähnungen des D. Q. s. S. 54, 62, 65.

gesetzt. Doch ist Butler in letzterer Hinsicht nicht so konsequent verfahren wie Cervantes; das Nähere wird sich bei Besprechung von Hudibras' Begleiter, Ralph, ergeben.

3. Die Abenteuer beider Helden haben eine gewisse Ähnlichkeit, insofern jedes Mal ein gewöhnliches Ereignis zu Grunde liegt, das erst in der Phantasie der Helden zu einem aussergewöhnlichen Falle oder gar zu einer Missethat auswächst. Don Quijote greift auf diese Weise Unschuldige an und lässt Schuldige laufen; Hudibras wittert in unschuldigen, harmlosen Volksbelustigungen u. dergl. ein Unrecht und Werk des Teufels.

4. Ausser dieser allgemeinen Übereinstimmung in der Anlage, weisen beide Werke weitere Ähnlichkeiten im Einzelnen auf.

Für die Person des Helden ergiebt sich schon aus dem skizzierten Plane des englischen Werkes eine gewisse Ähnlichkeit mit D. Q. Beide Ritter unternehmen ihre Abenteuer teilweise aus Eitelkeit und Dünkel. Sie halten sich beide für bedeutende Ritter. Diesen Dünkel seines Helden hat Butler auch vielfach im Einzelnen in direkter Anlehnung an Cervantes dargestellt. Er schildert zunächst mit Cervantes das Äussere des Hudibras im Gegensatz zu dem, was Hudibras vorstellen will. D. Q.'s Gestalt ist lang, hager, und seine Kraft ist den Anforderungen des Rittertums nicht gewachsen; Hudibras hat sogar einen Höcker. Ferner ist beider Kleidung und Rüstung lächerlich, ihre Waffen alt und verrostet, ihr Streitross ein alter Klepper.

Weiter offenbart sich ihr Dünkel in der Befriedigung, die sie empfinden, wenn sie die äusserlichen Manieren des Rittertums nachahmen. Sie rufen beide vor Beginn des Kampfes ihre Geliebte an (vgl. Hudibr. A. III, 477 und D. Q. I. Teil, Kap. 13); Hudibras will den Namen seiner Geliebten in Baumrinden schneiden, wie D. Q. Verse auf Dulcinea in die Rinden schnitzt (Hud. B. I, 565 u. D. Q. I, c. 26). Thut D. Q. in der Sierra Morena durch allerlei Kasteiungen Busse, um sich die Geliebte gewogen zu machen, so ist auch

Hudibras der Ansicht, dass sich die Geliebten 'by blows their lovers felt' erweichen lassen (Hud. C. I, 83—92).

Ihr Dünkel wächst noch durch irgend welche, wenn auch noch so unbedeutende Erfolge, ja sie anticipieren schon ihren Ruhm. Bevor noch Hudibras sich in ein Abenteuer eingelassen hat, spricht er schon (A. III, 381) von seinem Ruhm als einer Tatsache; und D. Q. rezitiert auf dem Wege zu seinem ersten Abenteuer schon aus dem Buche, das die Geschichtsschreiber einst über sein Leben verfassen werden (I. Teil, Kap. 2). Als Hudibras einen kleinen Erfolg errungen hat, wird er über die Massen eingebildet (A. III, 381 ff.), und D. Q. wendet sich nach seinem Siege über den armen Biskayer an Sancho mit den Worten: ¿ has tú visto mas valeroso caballero que yo en todo lo descubierto de la tierra? ¿ Has leido en historias otro que tenga ni haya tenido mas brio en acometer, mas aliento en el perseverar, mas destreza en el herir, ni mas maña en el derribar? [1]) (D. Q. I, 10).

Beide Ritter glauben aber nicht allein körperliche Tüchtigkeit, sondern auch Vorzüge des Geistes zu besitzen, und hoffen, durch diese Vorzüge in den Herzen der von ihnen geliebten Damen Liebe zu erwecken. So sagt Hudibras (A. III, 387 ff.) von sich: What may not he confide to do that brings both love and virtue too? But Thou bringst valour too and wit Two things that seldom fail to hit. Dazu stimmt, was D. Q. (II. Teil, K. 58) seinem Knappen, der sich nicht erklären konnte, dass sich Altisidora in seinen Herrn verlieben konnte, auseinandersetzt, nämlich, dass er zwar keine Schönheit des Körpers besitze, wohl aber solche des Geistes und des Herzens, die ebensowohl Liebe erwecken könnten, wie die erstere.

Schliesslich spricht häufig in ihrem Verhältnis zu den Knappen der Dünkel aus ihnen. Sie betonen den Abstand, der zwischen Herrn und Knecht besteht; bei vermeintlicher Ursache zur Klage überschütten sie die Knappen mit Schimpfworten (Hudibr. B. II, 553—4: a scoundrel, An upstart sect'ry and a mungrel; vgl. damit die furchtbare Wut D. Q.'s, der

[1]) l. c. p. 246 b.

seinen Knappen mit folgenden Epitheta ornantia überschüttet: ¡oh bellaco villano, mal mirado, descompuesto é ignorante, infacundo, deslenguado, atrevido, murmurador y maldiciente![1] I. Teil, K. 46). — In solchen Fällen geraten die Ritter auch in einen furchtbaren Zorn, so dass sie am ganzen Leibe zittern und die Gesichtsfarbe wechseln (vgl. Hud. B. II, 541—44 und die obige Stelle aus D. Q. I, 46).

Ausser durch den Dünkel werden beide Ritter durch eine starke Phantasie und Sophistik charakterisiert, die es ihnen bei einem Missgeschick ermöglicht, sich über die Wirklichkeit hinwegzusetzen, oder sich in solchen Fällen damit zu trösten, dass sie ihrem Unglück eine ideale Seite abgewinnen. Hudibras tröstet sich, als er in den Block geworfen und geprügelt wurde, mit dem Gedanken (A. III, 1041): He that is valiant and dares fight, Though drubb'd can lose no honour by't; und D. Q. sagt I. Teil, K. 15), nachdem er von den Yanguesern verbläut worden ist, zu Sancho: . . Digo esto, porque no pienses que puesto que quedamos desta pendencia molidos, quedamos afrentados.[2]) . . Während aber D. Q. meist nur doch Hoffnung auf eine bessere Zukunft getröstet wird, liebt es Hudibras, sich ganz in Sophistereien zu ergehen; A. III, 1051 ff. stellt er auf diese Weise seinen erbärmlichen Zustand noch als einen Vorzug hin: For as we see th'eclipsed sun By mortals is more gaz'd upon Than when, adorn'd with all his light He shines in serene sky most bright, So valour in a low estate Is most admir'd and wondered at. Einigermassen lässt sich damit vergleichen, wenn D. Q., in einem Käfig fortgeführt, meint, derartige Verzauberungen würden nur berühmten Rittern zu teil. —

Haben wir bisher auf die Ähnlichkeit geachtet, die zwischen D. Q. und Hudibras besteht, so müssen wir nun auf die grosse Verschiedenheit beider sehen, die so bedeutend ist, dass man sich trotz der erwähnten Berührungen kaum zwei verschiedenartigere Charaktere denken kann.

---

[1]) D. Q. l. c. p. 340 a. Siehe auch einige Zeilen weiter.
[2]) D. Q. p. 256 b.

Beide Helden werden auf ihre Abenteuerfahrten nicht allein durch Ehrgeiz und Dünkel getrieben, sondern auch durch gewisse Ideale. D. Q.'s Ideale sind die, die in einer schönen, aber phantastischen Poesie niedergelegt sind, und erfordern zu ihrer Ausführung Mitgefühl mit der unterdrückten Menschheit und Aufopferung für dieselbe. D. Q. opfert sich diesen Idealen und offenbart dabei ein kindliches und edles Gemüt. Ja selbst in seinem Glauben an die Phantasterei der Ritterromane zeigt sich eine liebenswürdige Naïvetät.

Hudibras' Ideale sind die einer düsteren und unfreundlichen Lebensanschauung. Harmlose Volksbelustigungen hält er für eine Erfindung des Satans. Aber nicht nur seine Ideale sind anderer Art als die D. Q.'s, sondern auch sein Verhalten gegenüber den von ihm gewählten Idealen. Er predigt eine strenge Moral; aber seine moralischen Begriffe sind verwirrt; er steckt in einer derartigen Heuchelei und Sophisterei, dass er sich einreden kann, er brauche keinen Eid zu halten. — D. Q. aber glaubt nicht nur an seine kindlichen Ideale, er bleibt ihnen auch treu. Ist Hudibras nicht der Mensch, der er zu sein vorgiebt, so ist der fahrende Ritter, den D. Q. vertreten will, erst durch D. Q. zur Thatsache geworden. Mit D. Q. haben wir daher Mitleid und achten ihn; gegen Hudibras haben wir nur Spott und Hohn. Dieser fundamentale Unterschied ist grösser als die erwähnte Ähnlichkeit; man kann daher sehr schwer begreifen, warum einige Engländer auf die geringe Ähnlichkeit so grosses Gewicht legen, warum gar Warton von 'Don Quixote and *his English copy* Hudibras' (s. S. 31) redet.

Verfolgen wir nun die Ähnlichkeit, die zwischen Ralph und Sancho besteht! Zunächst ist zu betonen, dass im Ganzen Ralph eine ebenso selbständig neue Figur ist, wie Hudibras. Auch er ist ein Sektierer, wie sein Herr, und vertritt die Anschauungen der Presbyterianer wie Hudibras die der Puritaner. Sancho hat keine derartig selbständige Rolle neben D. Q. Moralisch betrachtet, ist Ralph seinem Herrn sehr ähnlich, vielleicht übertrifft er ihn noch in Sophistereien und schurkenhafter Gesinnung. Sancho aber ist ebenso gutmütig wie sein

Herr. Während Ralph seinen Herrn heimtückisch verlässt, bleibt Sancho seinem Herrn trotz dessen Thorheiten stets treu.

Gegenüber dieser Verschiedenheit des Charakters sehen wir aber doch in Ralph einige Male Eigenheiten Sancho's. Dies ist im Ganzen der Fall in der Rolle, zu seinem Herrn in Gegensatz zu treten, und zwar meist, sofern dieser seinen Dünkel als Ritter hervorkehrt. Auch Sancho bekämpft in der nämlichen Weise die Anschauungen seines Herrn. Diesen Gegensatz zwischen Herrn und Knecht finden wir einige Male im Hudibras mit ähnlichen Mitteln, wie im D. Q. dargestellt.

Während Hudibras, von Liebe geplagt, in der Frühe aufwacht und sich schwere Gedanken macht, erfahren wir, dass Ralph ruhig in den Tag hinein schläft und er seinen Herrn nicht hört: . . first with knocking loud and bawling He rous'd the squire, in truckle lolling (B. II, 39—40). Vielleicht ist dieses eine Reminiscenz aus D. Q. II. Teil, K. 20, wo D. Q. bei Morgengrauen aufwacht und im Hinblick auf den sorglos schlafenden Sancho eine Rede hält, in der er seiner eigenen Unruhe, in die ihn sein Ehrgeiz bringe, die Sorglosigkeit seines Dieners gegenüberstellt, welchen er schliesslich durch einen Schlag mit der Lanze seinem Schlummer entreissen muss.

Wie Sancho, so giebt auch Ralph, wenn er geprügelt worden ist, seinem Schmerze Ausdruck und stellt sich dadurch in Gegensatz zu seinem Herrn, der gewöhnlich die Erbärmlichkeit seiner Lage nicht anerkennt. A. III, 751 ff.: The blows and drubs I have receiv'd Have bruis'd my body and bereav'd My limbs of strength; unless you stoop And reach your hand to pull me up, I shall lie here and be a prey To those who now are run away.

Wir haben erwähnt, dass Hudibras auch in misslichen Lagen es liebt, mit Hülfe von Sophismen sich über sein Unglück hinwegzusetzen, und dass sich auch D. Q. im Unglück häufig durch idealistische Hoffnungen über die Wirklichkeit hinwegtäuscht. In solchen Fällen ist es die Rolle Ralph's und Sancho's, ihre Herren bald grob, bald fein an die Wirklichkeit zu mahnen. Auf den oben erwähnten Sophismus

Hudibras': For as we see th'eclipsed sun ... etc. antwortet Ralph nüchtern: How great I do not know We may, by being beaten, grow, But none that see how here we sit Will judge us overgrown with wit (A. III, 1037 ff.). Ähnlich ist der Gegensatz zwischen D. Q. und Sancho, wenn jener, nachdem er eben in der Schenke verprügelt worden ist, seinen Knappen fragt: ¿qué mayor contento puede haber en el mundo, ó qué gusto puede igualarse al de vencer una batalla, y al de triunfar de su enemigo? Ninguno sin duda alguna .., und ihm Sancho erwidert: Así debe de ser ... puesto que yo no lo sé; solo sé que despues que somos caballeros andantes, ó vuestra merced lo es (que yo no hay para qué me cuente en tan honroso número), jamas hemos vencido batalla alguna [1]) ... (D. Q. I. Teil, K. 18).

Nachahmungen des Don Quijote im Einzelnen.

I. Komik des Kampfes. In der humoristischen Schilderung der Kämpfe des Hudibras scheint sich Butler mehr als in jeder andern Hinsicht an Cervantes anzuschliessen.

Zunächst ist die Veranlassung zum Kampfe, wie im D. Q., eine komische. Hudibras sucht sich selbst eine Ursache, ohne von einem Gegner gereizt worden zu sein. Ferner sieht er in dem Handeln harmloser Leute, so in deren unschuldigen Belustigungen, ein Unrecht, das er vernichten müsse. Darauf richtet er eine Rede an seine Gegner, in der er ihnen ihr angebliches Unrecht vorhält und sie auffordert, von ihrem Vorhaben abzustehen. So stellt auch D. Q. seine Bedingungen für den Fall, dass er seine Gegner nicht angreifen solle. Cervantes schildert nun die verblüffende Wirkung einer solchen Rede auf die Angeredeten, oder auch die humoristisch-gemütliche Aufnahme dieser Rede seitens der Gegner. Das erstere ist das Gewöhnliche, das letztere begegnet etwa I. Teil, Kap. 4 in dem Abenteuer mit den Kaufleuten. Butler hält sich mehr an die erste Art und lässt (A. II, 687 ff.) die gereizten Gegner in einer Rede den Helden mit Spott überschütten.

[1]) D. Q. p. 261 a.

Die humoristische Wirkung von Hudibras' Rede auf seine Gegner sehen wir B. II, 815, wo letztere den Helden nicht ausreden lassen, sondern ihre Ungeduld zum Ausdruck bringen, indem sie ihm ein Ei ins Gesicht werfen.

Nach der Gegenrede kommt es zum Kampfe. Die Waffen des Hudibras gleichen, wie erwähnt, im allgemeinen denen D. Q.'s, nämlich darin, dass sie alt und rostig sind, im einzelnen hat hier Butler neue Züge hinzugefügt, die das Aussehen des Ritters noch grotesker machen, als das D. Q.'s ist; so hat Hudibras nur einen Steigbügel, auch nur einen Sporn; im Gegensatze zu D. Q. ist er auch mit einer, freilich unbrauchbaren, Schusswaffe versehen. Die Waffen der Gegner bestehen, wie die der Gegner D. Q.'s, in Knütteln, Steinen und Schmutz.

Die Gegner sind in beiden Werken in der Überzahl. Abweichend von D. Q. ist, dass Hudibras sich in den Kampf mit einem Weibe, die Trulla, einlässt. Butler nahm hier, wie er A. II, 394—5 andeutet, Veranlassung, D'Avenant, als dem Verfasser des Gondibert mit dessen Kämpfen von Heldinnen, einen Hieb zu versetzen.

Der Kampf selbst wird von Butler ausführlicher geschildert, er wogt auch länger hin und her, als im D. Q. Einige Momente in demselben aber erinnern an D. Q. Hudibras bleibt (A. II, 977 ff.) eine Zeit lang bewusstlos, wie D. Q. in dem Abenteuer mit den Yanguesern (I. Teil, K. 15). So komisch der Kampf ist, so tragisch hätte er werden können. Gegen Ralph wird (A. III, 491) ein solcher Stein geschleudert, dass Ralph getötet worden wäre, wenn der Stein sein Ziel erreicht hätte. Hudibras wird von seinen Gegnern in die Höhe geschleudert und sein Gehirn wäre auseinandergespritzt, wenn er nicht auf das weiche Fell eines Bären gefallen wäre A. II, 863). So waltet auch über D Q. ein günstiges Geschick, um ihn oder auch seine Gegner nicht eines schmählichen Todes sterben zu lassen. — Tragikomisch ist es auch, wenn Ralph (A. III, 651), 'like a sack' über sein Pferd hängend, aus dem Kampffeld reitet; Butler sagt, wie 'stout king Richard', indem er auf eine Ballade über Richard III.

anspielt; wir können auch sagen, 'wie D. Q.', der ja auch nach Sancho's Vergleich wie ein Sack über den Esel hing, als er von den Yanguesern verprügelt worden war.

Das Ende des Kampfes führen die Gegner meist durch List herbei. Einmal allerdings fliehen sie, um ihrem entlaufenen Bären nachzueilen, das Feld Hudibras räumend. Und Hudibras ist auf diesen 'Sieg' ebenso stolz wie D. Q., vor dem der Barbier, dem er das Barbierbecken abgewann, floh (D. Q. I. Teil, K. 21). Sonst sind aber die Listen der Gegner häufig. A. II, 835 steckt einer dem Pferde des Hudibras Disteln unter den Schwanz, um es wild zu machen. Ähnlich geht es den Pferden des Hudibras und des Ralph B. II, 830. Dies ist derselbe Scherz, den sich einige Strassenjungen in Barcelona mit Rozinante erlaubten (D. Q. II. Teil, K. 61). — B. II, 831 ff. ist der Erfolg der List der, dass die Pferde aus Schmerz mit ihren Reitern forttraben; dasselbe erlebte Don Quijote (II. Teil, K. 11), als der Spassmacher einer Komödiantentruppe mit Blasen auf Rocinante einhieb, so dass der wild gewordene Klepper seinen Reiter wegtrug, ohne dass dieser, wie er beabsichtigte, sich vorher rächen konnte; so kann auch Hudibras in dem erwähnten Falle sich in keinen Kampf einlassen.

Ausser den erwähnten Kämpfen will sich Hudibras einmal noch (B. II, 565) in einen Kampf einlassen, und zwar mit seinem eigenen Knappen. Er wird aber durch einen immer stärker werdenden Lärm noch im letzten Augenblick daran verhindert; so wird auch D. Q. (I. Teil, K. 52) durch das Geläute einer heranziehenden Büssertruppe davon abgelenkt, einen Kampf mit einem Ziegenhirten auszufechten.

Das Ergebnis des Kampfes gleicht wieder den Kämpfen im D.Q. A. III werden Herr und Knecht besiegt und in den Block gelegt. A. II, 983 ff. siegen sie, aber ihre Siegesfreude steht in keinem Verhältnis zu ihrer Beute. Sie führen einen einbeinigen Fiedler als Gefangenen, dessen Fiedel als Trophäe mit sich fort. Ihre Freude und ihr Stolz gleicht der Freude und dem Stolz D. Q.'s über die Eroberung des Barbierbeckens, den er für den Helm Mambrin's hält.

II. Die Geisselung, die die Witwe von Hudibras als Zeichen von dessen Liebe zu ihr verlangt, ist, wie auch schon Samuel Johnson (Lives of the Poets: Butler) annahm, ein Motiv aus D. Q. Auch Sancho soll sich zur Entzauberung der Dulcinea eine gehörige Tracht Prügel geben (II. Teil, K. 34). Der Unterschied ist demnach der, das im Don Quijote der Knappe, im Hudibras der liebende Ritter selbst sich prügeln soll. Indem Hudibras die Geisselung von sich auf Ralph abwälzen will, und Ralph sich dessen weigert, hat Butler eine weitere Szene des D. Q. vor Augen gehabt. Hudibras greift auf die Weigerung seines Knappen diesen an. B. II, 483: But since no reason can confute ye I'll try to force you to your duty; As e'er we part, I shall evince it, And curry, if you stand out, wether You will or no, your stubborn leather. Auch D. Q. fällt seinen Stallmeister an, um ihm selbst die Geisselung zu teil werden zu lassen (D. Q. II. Teil, K. 60); und wie Sancho sich gegen seinen Herrn wehrt, so erhebt auch Ralph die Hand gegen Hudibras zur Abwehr.

Reminiscenzen aus D. Q.

scheinen zu sein:

1. A. I, 325. Die Frage wird erörtert, ob die fahrenden Ritter auch gegessen hätten: Dies erinnert an die Auseinandersetzung, die D. Q. seinem Stallmeister über diesen Punkt macht (I. Teil, K. 10).

2. C. I, 347. For knights are bound to feel no blows From paltry and unequal foes. Denselben Gedanken hat D. Q. (I. Teil, Kap. 15): . . . no afrentan las heridas que se dan con los instrumentos que acaso se hallan en las manos, y esto está en la ley del duelo escrito por palabras espresas.[1]) Dazu ist zu nehmen I. Teil, K. 8: Así es la verdad, respondió Don Quijote; y si no me quejo del dolor, es porque no es dado á los caballeros andantes quejarse de herida alguna . . .[2])

---

[1]) D. Q. p. 256 b.
[2]) p. 242 b.

3. A. III, 187 ff. Orsin, der Bärenführer, ruft nach seinem davongelaufenen Bären, er redet ihn dabei in einer Weise an, als ob er mit einem Menschen redete. Dies erinnert an Sancho's Gespräche mit seinem und über seinen gestohlenen Esel (I. Teil, K. 24, 30; II. Teil, K. 53, 55).[1])

Thomas D'Urfey, The Comical History of Don Quixote,
Comedy in three parts, 1694.

Die drei Teile enthalten eine Dramatisierung einzelner Abenteuer des Ritters und einiger in den Roman verwobenen Geschichten anderer Personen. Im allgemeinen ist zu sagen, dass D'Urfey sich, was die Novellen anbelangt, streng an Cervantes anschliesst. Die Person Don Quijotes figuriert nur als komische Figur darin, sein Charakter ist deshalb auch nicht tief erfasst noch herausgearbeitet.

I. Teil.

Es sind folgende Abenteuer D. Q.'s dramatisiert:

1. Der Kampf gegen die Windmühlen: Akt I, Sz. 1 — aus D. Q. I. Teil, Kap. 7.
2. D. Q. bei den Hirten. D. Q. verteidigt die Schäferin Marcella gegen die Hirten: Akt II, Sz. 2 — aus D. Q. I. Teil, Kap. 12.
3. D. Q. erobert sich ein Barbierbecken, das er für den Helm Mambrin's hält: Akt III, Sz. 2 — aus D. Q. I. Teil, Kap. 21.
4. D. Q. befreit Galeerensträflinge, wird schlecht von ihnen belohnt: Akt III, Sz. 2 — aus D. Q. I. Teil, Kap. 22.
5. D. Q. in der Sierra Morena; findet dort Cardenio: Akt IV, Sz. 1 — aus D. Q. I. Teil, Kap. 23.

Die Nebenhandlung wird gebildet durch die Geschichte des Cardenio, der, durch Don Fernando um seine Geliebte, Luscinda, betrogen, den Verstand verloren hat und in der Sierra Morena herumschweift, und durch die Geschichte der Dorothea, die von Don Fernando, ihrem Geliebten, verlassen

[1]) In Bezug auf Hudibras-Nachahmungen vgl. Retrospective Review III, S. 317—335, wo 16 solcher Werke charakterisiert werden.

worden ist. Die Lösung vollzieht sich ungefähr wie im D. Q. Dorothea ist mit dem Pfarrer Perez in der Schenke, als Don Fernando mit Luscinda, die er aus dem Kloster, wohin sie vor ihm geflohen war, entführt hat, ankommt. In der Schenke will er sie vergewaltigen, Dorothea aber eilt herbei und gewinnt ihren früheren Geliebten wieder zurück (vgl. D. Q. I. Teil, Kap. 36). Der Unterschied gegenüber der Erzählung bei Cervantes liegt darin, dass bei dieser Versöhnung Cardenio noch nicht zugegen ist. Aber Cardenio wird auch hier schliesslich von den drei Verliebten nebst dem Pfarrer und dem Barbier aus der Sierra Morena geholt und seiner Geliebten, Luscinda, zugeführt (Akt IV, Sz. 1).

Die beiden Geschichten sind durch die Begegnung in der Sierra Morena verknüpft, wo die Suchenden bei Cardenio auch D. Q. finden, der dadurch aus dem Gebirge weggebracht wird, dass sich Dorothea für die Micomiconische Prinzessin ausgiebt.

Hinzugefügt hat D'Urfey:

1. Akt I, Sz. 2: Teresa, die Frau Sancho's, und seine Tochter Mary the Buxom erscheinen in der Schenke, um Sancho zurückzuholen, wobei Zank entsteht.
2. Akt II, Sz. 1: Der Wirt mit seiner Frau nebst dem Pfarrer (!) und dem Barbier verhöhnen D. Q. mit Ritterceremonien, tanzen und springen um ihn herum.
3. Akt V, Sz. 2: In einer Schenke führen Fernando, Dorothea, Luscinda, Nicholas, der Barbier u. s. w. vor D. Q. ein Schauspiel auf, in dem Montesinos, Urganda etc. eine Rolle spielen. — Der Inhalt des Schauspiels ist entlehnt aus D. Q. II. Teil, Kap. 23.
4. Mehrere Gesänge der befreiten Sträflinge und Cardenio's.

II. Teil.

Dieser Teil umfasst hauptsächlich die Abenteuer D. Q.'s bei dem Herzogspaar. Der Herzog heisst bei D'Urfey Ricardo.

Zur Darstellung kommen:

1. D. Q. wird als Ritter empfangen: Akt I, Sz. 2 : D. Q. II. Teil, Kap. 30;
2. D. Q.'s Streit mit dem Kaplan, der bei D'Urfey den Namen Bernardo führt: Akt I, Sz. 2 : D. Q. II. Teil, Kap. 32;
3. Die Verzauberung der Dulcinea wird dargestellt; Sancho soll sich dreitausend Schläge geben, damit sie wieder entzaubert werden könne: Akt II, Sz. 2 : D. Q. II. Teil, Kap. 34;
4. Prinzessinnen, denen der Zauberer Mambruno hat Bärte wachsen lassen, erscheinen vor dem Herzogspaare und D. Q.: Akt III, Sz. 2 : D. Q. II. Teil, Kap. 39. Im D. Q. sind es Dueñen anstatt der Prinzessinnen;
5. Ein sprechender goldener Kopf täuscht D. Q.: Akt III. Sz. 2 : D. Q. II. Teil, Kap. 62;
6. Sancho als Statthalter; als solcher richtet er in derselben Weise wie im D. Q. II. Teil, Kap. 45 : Akt V, Sz. 2;
7. D. Q., von einem verkleideten Ritter Screech-Owl besiegt, muss ein Jahr lang seine Abenteuerfahrten aufgeben: Akt V, Sz. 2; der Ritter wird hier von einem Pagen des Herzogs dargestellt. Dies entspricht D. Q. II. Teil, Kap. 64, wo wir erfahren, dass D. Q. von dem Baccalareus Carrasco als Ritter von dem Weissen Mond besiegt wird und dieselbe Verpflichtung auf sich nimmt, wie hier bei D'Urfey.

In zwei Szenen lässt D'Urfey auch die Frau Sanchos und seine Tochter auftreten, und zwar Akt IV, Sz. 1, wo beide zu dem Gouverneur Sancho wollen, und Akt IV, Sz. 3, wo sie den Gouverneur begrüssen. In der Quelle geschieht dies nicht, die Familie wird dort nur benachrichtigt, dass Sancho Gouverneur geworden sei (II. Teil, Kap. 50).

Neben den Abenteuern D. Q.'s und Sanchos läuft eine kurze Handlung, die unter Schäfern spielt, her, deren Namen z. T. an die Schäfer im I. Teil des D. Q., Kap. 11 u. 12 erinnern. Marcella, die Hauptperson unter diesen, hat auch ihren Charakter nach der gleichnamigen Hirtin im D. Q. empfangen;

sie wird im Personenverzeichnis als eine „young beautiful shepherdess of Cordova, extremely coy and averse to men at first, but afterwards passionately in love with Ambrosio“ geschildert. Ambrosio, auch Student wie in der Quelle, wird als „a great Womanhater“ angegeben (Personenverzeichnis zum I. Teil der Komödie) und, abweichend von der Quelle, zum Verwandten des Herzogs gemacht. Auf Marcella hat es ein gewisser Diego, „a rough ill-natured, vicious Fellow, Master of the Duke's Game, and chief Shepherd“, abgesehen, er macht einen Anschlag, Marcella zu vergewaltigen, wird aber von Ambrosio belauscht (Akt I, Sz. 1), und als er seinen Anschlag ausführen will, von Ambrosio daran verhindert (Akt II, Sz. 1); von dieser Zeit an läuft Marcella beständig hinter Ambrosio her (Akt III, Sz. 1).

III. Teil.

In diesem Teil (5 Akte) sind folgende Abenteuer D. Q.'s wiedergegeben:

1. D. Q. vor dem Löwenkäfig: Akt I, Sz. 1 : D. Q. II. Teil, Kap. 17;
2. Die Hochzeit Camachos; doch ist D. Q.'s Teilnahme dabei etwas anders erzählt als in der Quelle: Akt I, Sz. 1 stachelt der durch den reichen Camacho um seine Braut, Quitteria, betrogene Basilius den Ritter auf, die Hochzeit seines Nebenbuhlers mit Quitteria zu verhüten. In der Quelle findet sich dieses Komplott nicht. Akt II, Sz. 2 lässt sich Carrasco, der aus der Quelle bekannte Baccalareus, der bei dem englischen Komödienschreiber als Freund des Basilius erscheint, mit scheinbar durchbohrtem Leibe unter die Hochzeitsgäste bringen, dann springt er in der allgemeinen Verwirrung plötzlich auf, ergreift Quitteria und führt sie weg, während D. Q. die sich Widersetzenden zurücktreibt. In der Quelle führt Basilius selbst die List aus, sich scheinbar mit einem Dolche zu durchbohren. Auch ist die Wendung der List eine andere: er gibt vor, im Sterben zu liegen, will aber nicht eher beichten, als bis sich Quitteria

noch in letzter Minute mit ihm habe trauen lassen. Um ihm die Seligkeit nicht zu verscherzen, geht Camacho darauf ein; als aber der Trauakt vollzogen ist, springt Basilius auf und beansprucht nun Quitteria für sich zur Frau (D. Q. II. Teil, Kap. 20);

3. Altisidora, die aus D. Q. bekannt ist, erscheint bei D'Urfey als Confidante der Quitteria, und kokettiert mit D. Q., der aber standhaft an seiner Dulcinea festhält: Akt III, Sz. 2 : D. Q. II. Teil, Kap. 46. Altisidora setzt ihren Scherz fort: Akt V, Sz. 1;

4. Das Puppenspiel von Gayferos und Melisendra, vorgeführt von Gines de Passamonte. D. Q. vergisst sich, zieht das Schwert und zerschlägt das Puppenspiel. Als er seinen Irrtum einsieht, verspricht er, dem Besitzer alles zu zahlen: Akt IV, Sz. 2 : D. Q. II. Teil, Kap. 26;

5. Merlin mit Dulcinea erscheint D. Q. und tadelt, dass Sancho sich noch nicht gegeisselt habe, um Dulcinea zu entzaubern. D. Q. will seinen Stallmeister selbst geisseln, Sancho aber überwältigt seinen Herrn: Akt V, Sz. 1 : D. Q. II. Teil, Kap. 60;

6. D. Q., auf dem Sterbebette, macht sein Testament: Akt II, Sz. 2 : D. Q. II. Teil, Kap. 74.

Ausser der Haupterzählung enthält dieser Teil der Komödie einige Szenen, in denen Teresa, Sanchos Frau, Mary, seine Tochter, und Jacques, „a clownish Country Fellow, Hind to Camacho, and to be married to Marie the Buxome", auftreten. Die Hochzeit von Jacques und Mary wird gefeiert Akt III, Sz. 2; Sancho betrinkt sich dabei. Auch Teresa kommt Akt IV, Sz. 1 betrunken auf die Bühne.

Martinus Scriblerus.

Im Jahre 1714 vereinigten sich mehrere, zum Teil hervorragende Schriftsteller und wits zu dem sogenannten Scriblerus-Club. Swift, Pope, Arbuthnot, Fortescue, Gay, Congreve, Parnell, der Bischof Atterbury gehörten ihm an, auch Addison wird von einigen als Gast des Clubs genannt, der Lord Oxford nahm regelmässig an den Sitzungen teil. Man

beabsichtigte, gemeinsam eine Satire gegen die lächerlichen Seiten des Gelehrtentums zu verfassen. Doch löste sich der Club noch in demselben Jahre auf, ehe der Plan ausgeführt war. Durch spätere Durchführung der in dem Club aufgestellten Ideen sind jedoch mehrere Prosawerke auf uns gelangt, die einen gelehrten Pedanten, Martinus Scriblerus, zum Helden oder meistens zum angeblichen Verfasser haben. Auch ein Werk Parnells, Life of Zoilus, gehört durch die Ähnlichkeit der Tendenz hierher. Von wem die übrigen Schriften herrühren, ist heute nicht mehr festzustellen. Aus Aussagen Popes geht hervor, dass er selbst, Swift und besonders Arbuthnot einen grossen Anteil an den einzelnen satirischen Schriften haben. Heutzutage findet man die meisten der hierher gehörigen Schriften in die Werke eines jeden der drei genannten Schriftsteller aufgenommen. Die meisten kleineren erschienen zuerst 1727 und 1732 in den *Miscellanies in Prose and Verse* von Pope und Swift. Das umfangreichste, aber unvollendete Werk dieser Art, *Memoirs of Martinus Scriblerus*, wurde erst 1741 im zweiten Band von Popes Werken veröffentlicht.

In allen Schriften begegnen wir der Figur des Pedanten Martinus Scriblerus. Dieselbe war, wie sich noch deutlicher zeigen wird, als eine Nachahmung des Don Quijote beabsichtigt. In den einzelnen Schriften ist aber diese Verwandtschaft nicht in demselben Grade deutlich. Wollte man die Schriften, die mit dem Namen des Martinus Scriblerus verknüpft sind, hinsichtlich ihrer Beziehung zu Don Quijote sichten, so könnte man sie einteilen 1. in solche, die nicht allein die Figur des spanischen Helden, sondern auch die vollständige Anlage des Werkes, d. h. besonders die Form der humoristischen Abenteuer nachahmen; 2. in solche, in denen nur der Held in allgemeinen, charakteristischen Grundzügen nachgeahmt wird; 3. in solche, in denen auch der Held immer mehr an Verwandtschaft mit Don Quijote verliert, bis er zu einer selbständigen Figur, oder auch nur zu einer fingierten Person geworden ist, hinter der sich der wirkliche Verfasser, Pope ist es immer, versteckt, um durch sie literarische Gegner anzugreifen. In dieser Anordnung sind die

Memoirs of the extraordinary Life, Works, and Discoveries of Martinus Scriblerus (1741)

an erster Stelle zu nennen. Sie werden Pope, Swift und Arbuthnot gemeinsam zugeschrieben. Der Anteil der einzelnen lässt sich natürlich nicht bestimmen; doch kann man wohl mit Sicherheit die Abfassung der Kapitel über medizinische Gegenstände John Arbuthnot zuschreiben, der bekanntlich ein hervorragender Arzt war. Die Memoirs sind, wie erwähnt, unvollendet geblieben; nur den 1. Teil besitzen wir, der aus einer Introduction und 15 Kapiteln, die letzten durchaus skizzenhaft gehalten, besteht. Das Werk hat eigentlich zwei Helden: von Kapitel 1—7 Cornelius Scriblerus, von Kap. 8 an dessen Sohn Martinus Scriblerus. Cornelius Scriblerus ist ein deutscher Gelehrter aus der Stadt Münster, der mit seiner Frau, die in London eine Erbschaft antreten will, nach dieser Stadt übersiedelt. Dort kommt Martinus zur Welt. Bei der Erziehung seines Sohnes findet Cornelius Gelegenheit, seine Verehrung für das Altertum zum Ausdruck zu bringen, und sein ganzes gelehrtes Wissen zu offenbaren. Nachdem Martinus zum Manne herangereift ist, betätigt er sich selbst in den Wissenschaften, für die ihm sein Vater die Vorliebe geweckt hat. Der satirischen Tendenz des Werkes gemäss benutzen die Verfasser diesen Rahmen der Lebensgeschichte der beiden Gelehrten, um zu zeigen, wie viel Absurditäten in solchen Gelehrtenköpfen stecken können. Altertumskunde, Philosophie, Medizin, Naturwissenschaft müssen neben anderen kürzer behandelten Wissenschaften herhalten. Die Helden werden als Pedanten geschildert, denen es nur darauf ankommt, ihren Kopf mit allem möglichen Wissensstoff vollzupfropfen, ohne alle Rücksicht auf praktischen oder idealen Wert, die aber trotzdem und gerade durch ihre ungeheuerliche Wissensvermehrung jedes Urteilsvermögen verlieren.

Hinsichtlich der Frage nach Quelle und Vorbild des Werkes stellte Samuel Johnson [1]), der dieser Satire im besonderen nicht wohlgesinnt war, die Behauptung auf, dass

[1]) siehe Lives of the Poets: Pope.

es eine Nachahmung der anonymen (einem gewissen *Berdelot* zugeschriebenen) *Histoire de Mr. Oufle* (1711) sei. Dies ist jedoch zurückzuweisen. Der französische Roman ist eine Nachahmung des Don Quijote, die in der nämlichen Weise die Bücher über Zauberei, Geistererscheinungen und ähnlichen Inhalts verspottet, wie Cervantes' Werk die Ritterromane lächerlich macht. Von diesem Inhalt des französischen Romans entfernt sich das englische Werk ganz bedeutend. Auch andere französische Werke kommen nicht in Betracht, wenigstens lässt sich keine Beeinflussung sicher nachweisen. Am ehesten dürfte man an *Le Barbon* von *Louis-Guez de Balzac* denken, der auch einen pedantischen Verehrer des Altertums zum Helden hat, der sogar in einigen Zügen zu der Figur des Cornelius Scriblerus stimmt: er hat ebenso wie dieser eine grosse Vorliebe für den Edelrost der durch das Alter geweihten Dinge, und, wiederum wie Cornelius, führt er durch alle möglichen Nebenlinien seinen Stammbaum auf berühmte Philologen der Renaissance wie Scaliger u. a. zurück. Aber wenn auch die Tendenz des Werkes das englische beeinflusst haben sollte, so würde der Einfluss des französischen Werkes kaum über diese allgemeine Anregung hinausgehen: auch die erwähnten Züge brauchen nicht hierher zu gehören, da sie ebenso gut lebenden Vorbildern abgeschaut sein können. Zudem ist der Barbon in einem so larmoyanten Ton geschrieben, dass man ihm eine Anregung zu den frischen, kecken Memoirs kaum zuschreiben kann.

Mannigfaltiger aber sind die Beziehungen der englischen Satire zu der spanischen. Betrachten wir zunächst die Helden! Das Wesentliche der beiden komischen Figuren, des Cornelius und des Martinus Scriblerus, ist wie bei Don Quijote die merkwürdige Vereinigung von Absurditäten mit erhabenem Streben und gewissen geistigen Fähigkeiten, die man ihnen schon wegen ihrer vielseitigen Bildung nicht absprechen darf. Diese eigentümliche Mischung ist auch in den Memoirs in den Mittelpunkt des Interesses gestellt; und wenn die Verfasser derselben in der Ausstattung ihrer Helden mit erhabenen Zügen nicht direkt so weit gehen, dass sie

geradezu hervorragend edle Seiten an ihnen aufdecken, so erklärt sich dies eben daraus, dass trotz allen Strebens, die Helden über das Niveau gewöhnlicher komischer Figuren zu erheben, die Haupttendenz bewahrt bleiben musste, eine Satire auf den Pedantismus zu schreiben, d. h. auf eine öde Form gelehrter Betätigung, der man eben nur wenige liebenswürdige Seiten abgewinnen konnte; im Gegensatz hierzu stehen die von Don Quijote erwählten Ideale, die sowohl an sich höchst poetisch sind, als auch den Ritter, der sie erwählt hat, mit hellem Glanze von Liebenswürdigkeit umstrahlen. Aber trotzdem bildet auch in den Figuren der englischen Helden die merkwürdige Verbindung der Komik mit Eigenschaften, die gewöhnlich von Komik frei zu sein scheinen, das wesentliche Moment. Und gerade diese Art von Komik ist echt cervantesisch. Aber nicht allein in dieser abstrakten Weise haben sich die Verfasser dem spanischen Dichter angeschlossen, sondern sie haben sich auch viel spezieller der nämlichen Mittel bedient, die Cervantes verwendet. Betrachten wir einmal die rein komischen Züge der englischen Helden! Diese äussern sich vielfach in der nämlichen Weise wie bei Don Quijote. Schon die äussere Gestalt des Martinus, wie sie in der Introduction beschrieben wird, erinnert an den spanischen Ritter, dessen äussere Erscheinung Cervantes in eigenartige Beziehung zu seinem phantastisch-idealen Innern setzte. Wie das Wesen Don Quijotes auch in seiner lächerlichen Ausstaffiierung zum Ausdruck kommt, so ist dies auch bei Cornelius in ähnlicher Weise der Fall, der einmal, ohne es zu ahnen auf höchst phantastische Weise ausgeputzt, vor fremden Menschen erscheint, um die versöhnende Macht der antiken Musik, die er einer Leier entlocken will, an zwei zankenden Äpfelhändlerinnen zu erproben. Noch grösser wird die Ähnlichkeit mit Don Quijote natürlich dadurch, dass auch die englischen Helden für Ideale eintreten, und diese durch die Art der Betätigung in lächerlicher Weise verzerren. Doch sind ihre Ideale nicht so bestimmt gesetzt wie die Don Quijotes. Dieser kämpft nur für ein Ziel, die fahrende Ritterschaft. Die

beiden Scribleri aber betätigen sich derart in allen möglichen Wissenschaften, dass man kaum von *einem* Ideal reden kann. Eine wirkliche Ähnlichkeit mit der idealen Begeisterung Don Quijotes hat nur die Betätigung des Cornelius in der Altertumskunde: hier wird er von seiner Vorliebe für das Altertum in der Weise angetrieben, dass, wie Don Quijote das Rittertum, er das Altertum in Sitten und Gebräuchen wieder erstehen lassen möchte. Allgemein aber haben die Betätigungen der Scribleri dennoch wieder Ähnlichkeit mit den Bestrebungen des spanischen Helden durch die Art ihrer Auffassung der Ideale. Fasst zwar Don Quijote seine Ideale in ihrem wesentlichen Kern richtig auf, so empfindet er andererseits doch schon eine grosse Genugtuung in der äusserlichen Nachahmung des Rittertums, so wenn er glaubt, die ritterliche Einnummung mache ihn zum Ritter, oder die Gewohnheit, vor dem Kampfe den Namen der Geliebten anzurufen u. dergl. Dieselbe äusserliche Auffassung von den Wissenschaften verraten fortwährend die beiden Scribleri, die in der beständigen kritiklosen Aneignung von Wissensstoff und der schablonenhaften Nachahmung gelehrter Forschungsarbeit einen hohen Grad von Befriedigung empfinden. Noch besser lassen sich einzelne Beispiele dieser Art, die wiederum der Vorliebe des Cornelius für das Altertum entspringen, dem Wesen Don Quijotes an die Seite stellen, so wenn Cornelius darüber hoch erfreut ist, dass sein Sohn im Gesicht eine Warze hat, weil auch Ciceros Gesicht von einem derartigen Gebilde geziert wurde, und wenn er demselben Sohne bei der Geburt einen Schild zur Wiege geben will, weil nach Theocrit auch Herkules bei der Geburt in einen Schild gelegt wurde, und dergl. mehr.

Zu wirklichen Zügen Don Quijotes werden aber auch die genannten komischen Seiten der englischen Helden erst durch die Verbindung derselben mit Eigenschaften, die sie weit über gewöhnliche komische Figuren erheben. Zunächst ist hier zu erwähnen, dass sie trotz aller Beschränktheit über ein gewisses Mass geistiger Fähigkeit verfügen, sonst könnten sie unmöglich die grosse Menge verschiedenartiger Wissensstoffe nicht in sich aufnehmen. Ist dieses schon eine Haupt-

eigenschaft, die erlaubt, sie Don Quijote an die Seite zu stellen, so wird die Verwandtschaft noch deutlicher durch die Begeisterung, die sie ihren Idealen entgegenbringen. Wie Don Quijote geradezu durch den Grad seiner Begeisterung allein charakterisiert wird, so können wir auch die Begeisterung der englischen Helden für ihre Ideale als deren Hauptcharaktereigenschaft ansehen. Wie bei Don Quijote erscheint auch ihre Begeisterung im Wesentlichen unter folgenden Formen: 1. Sie manifestiert sich in langen, schwungvollen Reden über die verschiedensten wissenschaftlichen Gegenstände oder auch über die Helden selbst. Diese Reden charakterisieren sich durch eine Überfülle von gelehrtem Wissen, das im Drange der Begeisterung für die Sache herangezogen wird, und durch gewaltigen, gelehrten Apparat von Syllogismen, die sogar vor bewusster Paradoxie nicht zurückscheuen. 2. Sie offenbart sich auch in der äusseren Form der Reden, die sich alle durch ihr hohes Pathos auszeichnen: rhetorischer Schmuck und altertümliche Wortformen sind wie in Don Quijotes Reden sehr beliebt, zahlreiche Inversionen, grosse Perioden sind häufig wiederkehrende Stilmittel. 3. Die Begeisterung der Helden drängt sie dazu, auch andere für ihre Sache begeistern zu wollen. Wie Don Quijote mit dem Pfarrer, dem Barbier, Carrasco u. s. w. disputiert, so tut dies Cornelius mit seinem Schwager Albertus. 4. Nicht allein mit Reden, sondern auch mit der Tat treten die Helden für ihre Sache ein und scheuen, wenn nötig, auch nicht vor grossen Hindernissen zurück. Doch ist zu erwähnen, dass die englischen Helden bei weitem nicht die Tollkühnheit des spanischen Ritters besitzen, auch versuchen sie nie einen Kampf mit Waffen. Nur einmal offenbart Martinus Scriblerus dieselbe zähe Hartnäckigkeit, die für Don Quijote charakteristisch ist: In der Einleitung wird erzählt, Martinus habe einst erfahren, dass einer spanischen Dame an der Innenseite des rechten Schenkels ein Muttermal wachse, das in bestimmten Perioden blühe. Um dies merkwürdige Phänomen selbst in Augenschein nehmen zu können, nährt er Jahre lang seine Neugierde, macht er weite Reisen, besticht er die Duegna der Dame und setzt sich der Ver-

folgung durch den argwöhnischen Ehegatten aus, nachdem er die Dame im Bade hat überraschen können. — Damit sind wir auf die Abenteuer der Helden gekommen.

Nur sehr wenig haben die Verfasser es vermocht, ihre Helden nach dem Vorbild des Don Quijote in Abenteuer zu verwickeln. Konflikte mit andern Personen sind sehr spärlich. Vielfach bleibt es bei einem Versuch: so will Cornelius seinem Sohne die Milz entfernen lassen und bringt dadurch seine Frau in grosse Erregung, die dann durch ihren Bruder den Gelehrten wieder von seinem Vorhaben abbringen lässt. Wenn es zum Konflikt kommt, so endet er natürlich humoristisch, wie dies in dem bereits erwähnten Abenteuer mit den Äpfelhändlerinnen der Fall ist, die den Cornelius durch Bewerfen mit Äpfeln und Schmutz vertreiben (Kap. 7).

Von Kapitel 8 an ist bis auf eine später zu erwähnende Ausnahme auf alle Abenteuer verzichtet. Die phantastischen Gedanken und Pläne der Helden werden von nun an in längeren Reden, die ihnen zugeschrieben werden, niedergelegt. Auch hierfür ist Don Quijote mit seinen Reden über das Rittertum u. ähnl. Vorbild gewesen. Das Charakteristische dieser Reden ist auch hier, dass starke Absurditäten oder Banalitäten mit einem starken Aufgebot von gelehrtem Wissen und syllogistischem Apparat erwiesen werden sollen, kurzum das gewöhnliche Verfahren des Don Quijote, einen ganz gewöhnlichen Fall zu einem absonderlichen aufzubauschen. Dennoch scheint mir aber das spanische Vorbild dem englischen Werke insofern überlegen zu sein, als es in den Reden Don Quijotes die für ein literarisches Kunstwerk notwendige Basis für ein leichtes und ungezwungenes Erkennen des Absurden nicht verliert; während man nicht jedem Menschen zumuten kann, dass er die logischen Fehler oder die absurden Behauptungen in den anatomischen und andern Abhandlungen der Memoirs sofort erkennen soll. Hier mag Dr. Johnson Recht haben, welcher (l.c.) von den Memoirs behauptete, dass die darin erwähnten Fehler des Helden kein allgemeines Interesse hätten, weil sie von niemand oder nur wenigen begangen würden. —

Wir haben nun noch die übrigen Personen der Memoirs

in Bezug auf ihre Vorbilder in dem spanischen Roman ins Auge zu fassen. Wie Cervantes seinen Helden dadurch charakterisiert, dass er ihm einen Menschen gegenüberstellt, der die entgegengesetzten Vorzüge und Fehler besitzt, so ist auch (allerdings nur in wenigen Kapiteln) dem Martinus in der Person des Crambe ein Gegenpart an die Seite gestellt. Crambe wurde dem Martinus von dessen Vater zum Studiengenossen beigegeben. Dieser Crambe offenbart sich, wie Sancho Pansa, der hoch fliegenden Begeisterung des Martinus gegenüber als ein grob realistisch und prosaisch-nüchtern denkender Mensch, der seinen Kameraden und späteren Herrn sehr häufig durch eine derbe Bemerkung aus seinen phantastischen Träumen in die Wirklichkeit zurückruft. Auch ist diesem selben Crambe die Lust zu derben und plumpen Scherzen eigen, die zusammen mit der Schwerfälligkeit seines Wesens und seiner Ausdrucksweise an Sancho erinnern. Dieser Schwerfälligkeit ist in dem englischen Werke in ähnlicher Weise die Impulsivität des Martinus gegenübergestellt und zu einer Vereinigung von Charakter- und Situationskomik verwendet wie im spanischen Roman. Genau wie Don Quijote über Sancho, so gerät Martinus über Crambe in Wut, weil er sich Spässe mit ihm erlaubt, so fordert er ihn unter Drohungen auf, das von ihm in einem Wortwitze oder in Wortverstümmelungen aufgegebene Rätsel einer Situation kurz und bündig zu lösen; so schüchtert er diesen ein, dass er nur noch vorsichtiger und umständlicher in seinen Reden wird, und, genau wie Don Quijote, muss er nach um so längerem Warten sein Ungestüm zurückhalten und den schwatzhaften Crambe ruhig ausreden lassen, wenn er überhaupt das Gewünschte noch erfahren und mit Crambe fertig werden will. —

Noch zwei andere Personen haben Ähnlichkeit, wenn auch nur geringe, mit Personen, welche in dem Roman des Cervantes vorkommen. Die Frau des Cornelius und Mutter des Martinus Scriblerus erinnert in ihrer Besorgnis, in die sie über die Torheiten ihres Mannes gerät, an die Frauen im Don Quijote, die Nichte und die Haushälterin des spanischen

Ritters. Wie diese in ihrer Besorgnis über die von neuem ausbrechende Narrheit des Don zu dem Baccalaureus eilen, damit dieser dem Ritter das Vorhaben ausrede, so eilt die Mrs. Scriblerus zu ihrem Bruder Albertus, damit dieser seinen Schwager durch vernünftige Gründe bewege, auf seine Absicht zu verzichten, dem jungen Martinus die Milz entfernen zu lassen. Wie nun der Baccalaureus den Ritter foppt, so tut dies auch Albertus mit Cornelius, und indem er seinem Schwager teilweise recht gibt und teilweise ihm widerspricht, veranlasst er diesen zu einer Menge von Gegenreden, in denen er sich so ganz nach Wunsch des Schwagers recht warm in seinen Unsinn hineinreden kann, so dass auch hier dieselbe Komik entsteht, wie in den entsprechenden Kapiteln des Don Quijote. —

Zum Schlusse seien noch einige Abenteuer und Situationen erwähnt, die mit solchen des spanischen Romans grössere Ähnlichkeit haben. Cornelius will der Amme seines Sohnes gewisse Speisen verbieten, weil er deren schädlichen Einfluss auf die Milch der Amme und damit auf den Säugling fürchtet. Indem ihr Cornelius eine Speise nach der andern entziehen will, sieht sich die Amme dem anfänglichen Reichtum gegenüber schliesslich in eine derartige Dürftigkeit versetzt, dass wir deren Situation wohl mit der Sanchos als Statthalter von Barataria gegenüber dem ihm zum Leibarzt beigegebenen Pedro Rucio vergleichen können. — Wegen der Spasshaftigkeit Crambes, die seinem Herrn so lästig wurde, sollte Crambe aus seinem Dienste entlassen werden. Dieser bittet so rührend für sein Vergehen um Verzeihung, dass Martinus milde gestimmt wird. Diese ganze Situation ist aus Don Quijote entlehnt, der, aus ähnlicher Ursache über Sancho entrüstet, aus demselben Grunde ihm verzeiht und ihn im Dienste behält. — Ferner sei noch eine Episode aus den Memoirs erwähnt, die sich einer ähnlichen aus Don Quijote an die Seite stellen lässt. Als der junge Martinus einst ein Bein gebrochen hat, will er dieses durch Hersagen einer Zauberformel, die Plinius überliefert hat, heilen. Zu seinem grössten Erstaunen aber hilft das Rezept nichts. In ähnlicher Lage

befindet sich Don Quijote, als Sancho zur Linderung seiner körperlichen Schmerzen, die Folgen von Rippenstössen und allzu starken Bastonnaden, den von seinem Herrn verschriebenen Heiltrank nach dem Rezept eines Ritterromans erfolglos einnimmt. Nur ist der leicht bewegliche spanische Ritter gleich mit einer Erklärung über dieses Versagen seiner unfehlbaren Quelle bei der Hand — Sancho ist eben kein Ritter —, während der englische Antiquar von dieser seltsamen Unzuverlässigkeit seiner Autorität doch etwas unangenehm berührt wird. —

Bis hierher war der Vergleich des englischen Werkes mit seinem spanischen Vorbild genauer zu führen. Es erübrigt sich nur noch, den Inhalt der letzten Kapitel zu skizzieren, um dabei gleichzeitig einige Fragen aufzuwerfen, die sich an die Memoirs anknüpfen, und festzustellen, wie sich einige der noch übrigen Abhandlungen des Scriblerus-Club um das Hauptwerk gruppieren.

Die letzten Kapitel der Memoirs sind z. T. recht skizzenhaft gehalten; dies ergab sich teilweise daraus, dass sie dem als Torso liegen gebliebenen Werk kurz vor der späteren Veröffentlichung erst zur einheitlichen Abrundung beigefügt wurden; teilweise sollten diese Skizzen auch auf selbständige, bereits vorhandene Abhandlungen hinweisen. Ausführlicher sind Kapitel X bis XII, wo Martinus' medizinische Betätigungen erörtert werden — erörtert in der Tat, und nicht in Abenteuern dargestellt, wie dies im Don Quijote der Fall ist. In dieser Hinsicht weicht das englische Werk von der zweiten Hälfte an von dem spanischen Vorbilde immer mehr ab. Die Abenteuer, die schon am Anfang im Vergleich zu dem unerschöpflichen Reichtum des spanischen Romans ziemlich spärlich waren, verschwinden eigentlich ganz und gar, und an ihre Stelle tritt eine abstrakte Darstellungsweise, der der allgemein gebildete Leser nur mit vollem Verzicht auf ästhetischen Genuss folgen kann, und die daher die beabsichtigte komische Wirkung im allgemeinen verfehlt. Als einzige Ähnlichkeit mit dem spanischen Roman bleibt auch

von dem Wesen der Helden zuletzt nur noch der phantastisch-begeisterte Grundzug für hohe Ideale im allgemeinen zu erkennen, mit dem sich dann eine entsprechend feierliche Redeweise paart. — Noch in höherem Masse gilt das zuletzt Gesagte von den übrigen Schriften, die sich an den Namen des Scriblerus anknüpfen. Zu einigen dieser Schriften wird übergeleitet durch die Endkapitel der Memoirs.

Kap. XIII derselben, betitelt The Double Mistress (übrigens nur in einigen Ausgaben der Memoirs abgedruckt), schildert uns noch zuletzt ein einziges längeres Abenteuer des Martinus, nämlich wie dieser durch seine Vorliebe für das Aussergewöhnliche getrieben wurde, sich in ein jungfräuliches Mädchen zu verlieben, das mit seiner Zwillingsschwester zusammengewachsen ist. Der ganze phantastische Charakter des Don Quijote mit der hartnäckigen Durchsetzung seines Willens kommt bei diesem Abenteuer zur vollen Entfaltung, und in cervantesischer Weise wird die Komik des Abenteuers durch die Gegenhandlung der von dem Helden aufgereizten und geschädigten Gegnerschaft gesteigert. Der ehemalige Impresario des Wunderpaares sucht nämlich eine Ungiltigkeitserklärung der Ehe durchzusetzen. In dem deshalb angestrengten Prozess müssen natürlich delikate Fragen über den ehelichen Verkehr, die ihre komische Wirkung nicht verfehlen, aufgeworfen werden. Vor allem aber nimmt die Art der Prozessführung im allgemeinen das Interesse des Verfassers gefangen, der sich bemüht, auch diesen gelehrten Beruf zum Gegenstand der Belustigung seiner Leser zu machen. Einzelheiten interessieren uns hier nicht; das Resultat des Prozesses ist, dass Martinus das eheliche Zusammenleben mit seinem merkwürdigen Ideal aufgibt und als einzige Entschädigung für die vielen Aufreibungen des Prozesses eine ausserordentliche Bereicherung seines juristischen Könnens mit nach Hause nimmt. Diese drängt ihn, sich selbst auf diesem Gebiete zu betätigen, und er schreibt die unter dem Titel

„Stradling versus Stiles“

veröffentlichte Abhandlung. Diese Schrift soll von *Fortescue*

geschrieben sein. Der humoristische Inhalt hat folgende Grundlage: Sir John Swale, of Swale-Hall, in Swale Dale, fast by the River Swale, Kt. hatte in seinem Testament dem Mr. Matthew Stradling alle seine schwarzen und weissen Pferde vermacht. Nun hinterliess der Testator sechs schwarze, sechs weisse und sechs scheckige Pferde. Die Frage ist daher, ob Stradling auch Anspruch auf die scheckigen Pferde habe. Diese Streitfrage wird in einer in altertümelndem Englisch und Französisch geschriebenen Abhandlung pro und contra erörtert, mit starkem Aufgebot aller juristischen Spitzfindigkeiten. —

Durch einen Zufall wird, wie die Memoirs Kap XX berichten, Martinus auf die philologische Kritik gewiesen. Die Neigung des Crambe, Fremdwörter wegen der Ähnlichkeit des Klanges zu verwechseln, führt Martinus dazu, diese Fähigkeit in sich auszubilden, um sie zur Herstellung von Textemendationen antiker Werke nützlich zu verwenden. Er hat dies versucht in der lateinisch geschriebenen Abhandlung, die den Titel führt:

Virgilius Restauratus, seu Martini Scribleri, summi critici, Castigationum in Æneidem Specimen.

Verspottet ist darin, wie bereits aus dem Gesagten ersichtlich ist, die philologische Textkritik, die, nur um den eigenen Scharfsinn zu zeigen, an Stelle der alten Lesart eine neue setzt, welche durch eine leichte lautliche Variation gefunden wird. —

Merkwürdig ist Kap. XIV. In diesem wird von den Reisen des Martinus summarisch berichtet, und durch unzweideutige Anspielungen werden

Gulliver's Travels

mit den Reisen des Martinus identifiziert. Am Schlusse des Kapitels wird in nicht misszuverstehender Weise Martinus und Gulliver in eine Parallele gesetzt, und die Ideale des ersteren in Gullivers „Love of Mankind, that invincible Regard to Truth, that Passion for his dear Country, and that particular attachment to the excellent Princess Queen Anne“

wiedererkannt. Nach der ganzen Tendenz der Travels of Gulliver kann dies nur so viel bedeuten, dass Gulliver in seiner Auffassung vom Menschengeschlecht und von menschlichen Einrichtungen, die er vor seinen Reisen hatte, ebenso sehr für eingebildete Werte eingenommen war, wie Martinus Scriblerus hinsichtlich seiner wissenschaftlichen Ideale, oder, was dasselbe wäre, wie Don Quijote hinsichtlich seiner ritterlichen Ideale. — Meiner Meinung nach stammt dieses Kapitel der Memoirs von Pope, der es liebte, das Swiftsche Werk stets in abhängige Beziehung zu den Memoirs of Scriblerus zu bringen[1]). Die Erklärung, die noch zu Swifts Lebzeiten gegeben wurde, ist für uns deshalb von Interesse, weil sie Gullivers Travels durch die Vermittelung der Memoirs mit dem Werke des Cervantes, das den Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchung bildet, in Beziehung bringt. Aber diese angebliche Beziehung der beiden Romane ist trotz Popes Behauptung nicht aufrecht zu erhalten. Die Satire des Swiftschen Romans richtet sich keineswegs gegen die Person des Helden, wie dies in den Memoirs oder in dem Werke von Cervantes der Fall ist, sondern gegen Menschenart und menschliche Einrichtungen, während gerade diese von den Verfassern der Memoirs und von Cervantes nicht angegriffen, sondern eher gegen die Entweihung, die sie unter den Händen ihrer Helden erfahren, in Schutz genommen werden. Und selbst wenn Swift in seinem Helden wegen seiner, allen Menschen gemeinsamen Überschätzung des Menschengeschlechts eine Ähnlichkeit mit Don Quijote gesehen haben sollte, so wäre dies deswegen belanglos, weil er diese Verwandtschaft seines Helden nicht in seinem Werk hervorgekehrt hat; nirgends hat er seinem Helden die Züge verliehen, die es rechtfertigen, Gulliver in eine Parallele zu Don Quijote zu bringen. Und deswegen ist auf eine literarische Abhängigkeit der Travels of Gulliver von den Memoirs

[1]) So überliefert uns Spence (Anecdotes, Sect. I, 1728—10, Ausg. der Library of Old Authors vol. 19, S. 8) folgenden Ausspruch Popes: It was from a part of these memoirs that Dr. Swift took his first hints for Gulliver.

of Scriblerus oder von Don Quijote in dieser Hinsicht kein Gewicht zu legen. Dagegen haben wir mehr Recht, nicht den Helden Gulliver, aber die Einwohner der fliegenden Insel Laputa dem Martinus Scriblerus und somit Don Quijote an die Seite zu stellen. Diese sind von der allein selig machenden Kraft der mathematischen Wissenschaften derart überzeugt, dass sie sich schon zur Abmessung der Rinderbraten mathematischer Instrumente bedienen: dies ist derselbe Aufwand der aussergewöhnlichsten Mittel gegenüber den alltäglichsten Verhältnissen, wie wir ihn in Don Quijotes Gebaren fortwährend sehen, der beispielsweise auch den höchsten Grad der Galanterie vor einer Bäuerin aufwendet, oder sich durch die Vorstellung eines nahenden Kampfes derart aufregt, dass er im Schweisse badet. Auch die Ideen der Projektenmacher in demselben Reiche erinnern in ihrer Phantastik an Don Quijote; aber die Hauptsache, die auflodernde Begeisterung für die Ideen und die daraus hervorgehende hartnäckige Verfechtung derselben, die Don Quijote eigen sind, fehlt hier sowohl wie in den vorher erwähnten Beziehungen der Travels zu Don Quijote. —

Wir haben nun noch kurz die anderen Abhandlungen zu besprechen, die mit dem Namen des Martinus Scriblerus verknüpft sind. Dabei ist die Bemerkung, die wir im Laufe dieser Betrachtung schon gemacht haben, noch stärker zu betonen, nämlich, dass die ursprünglich beabsichtigte Beziehung zum Don Quijote immer loser wird, indem sie sich auf allgemeine Charakterzüge des Helden beschränkt, und die Verwickelung des Helden in Abenteuer, die im Don Quijote so beliebt ist, in den englischen Werken ganz verschwindet. Die einzige Ähnlichkeit des Martinus mit Don Quijote liegt nunmehr darin, dass beide Helden sich für einen phantastischen oder direkt unsinnigen Gegenstand im höchsten Grade begeistern, und dass sich diese Begeisterung bei Martinus in ähnlicher Weise äussert wie bei Don Quijote. In dieser Art ist mit dem spanischen Roman verwandt die Abhandlung:

Martinus Scriblerus *Περι Βαθους*: or, of the Art of Sinking in Poetry.

Diese Schrift erschien zuerst 1727 in den Miscellanies von Pope und Swift und hat sicherlich Pope zum Verfasser. Nächst den Memoirs kommt hier die Verwandtschaft des Helden mit Don Quijote am besten zum Ausdruck. Martinus Scriblerus ist hier wiederum dargestellt als ein von Begeisterung für ein Ideal erfüllter Held, dem er mit aller Energie Geltung verschaffen will. Alles, was er für seine Sache vorbringt, offenbart einen mit vielem Wissen ausgestatteten Gelehrten und geschickten Dialektiker, nur eines ist schwach, das ist die von ihm auf den Schild erhobene Sache selbst. In der vorliegenden Abhandlung betrifft diese Sache ein neues Kunstideal: da er glaubt, dass die von Longinus theoretisch behandelte erhabene Poesie seiner Zeit nicht mehr Genüge tue, predigt er das neue Evangelium von der tiefen, der niedrigen Poesie. Die Gesetze dieser neuen Kunst bestimmt er, indem er sich der Kategorien des Longinus bedient und dieselben nach seinem Bedarf verschiebt. Das Wesentliche dieser „niedrigen" Poesie soll sein das Banale, das Fehlen von allem Gedankenvollen, die Abkehr vom gesunden Menschenverstand. Gleichzeitig erläutert er seine Gesetze an zahlreichen Beispielen, die er gewissen Bahnbrechern der „niedrigen" Poesie entnimmt. Darunter sind neben vielen anderen besonders Sir Richard Blackmore, der sich herausgenommen hatte, Popes Gedichte der Immoralität zu zeihen, Ambrose Philips, Theobald, der bekannte Gegner Popes, und viele heute ganz unbekannte Autoren; merkwürdig ist, dass sich unter den nicht feststellbaren Citaten nach Spence auch mehrere aus Popes Jugendgedichten, die nicht auf uns gekommen sind, finden sollen, was eine Selbsterkenntnis Popes offenbaren würde, die sich nicht sehr leicht mit seiner zur Genüge bekannten Eitelkeit und Selbstvergötterung vereinigen liesse. — Wenn wir Martinus Scriblerus in seinem nach allen Regeln der Dialektik vorgetragenen und entwickelten Gedankengang folgen, so vernehmen wir deutlich

das Wesen des Don Quijote, sofern es eine hohe Begeisterung für eine unwürdige Sache offenbart. Und eigentlich noch zahlreicher als in den Memoirs sind in dieser Abhandlung gerade die Übereinstimmungen in äusseren Eigenheiten der Helden. Dies zeigt sich vor allem in dem pathetischen Stil ihrer Reden, mit deren kühnen Perioden, den zahlreichen emphatischen Hervorhebungen, mit der bis zur Komik gesteigerten Vorliebe für altertümelnde Formen und Wendungen. Dennoch ist trotz dieser Verwandtschaft des Wesens der beiden Helden eine grosse Verschiedenheit zwischen Martinus und Don Quijote zu konstatieren. Während Don Quijotes Begeisterung trotz aller Narrheit, mit der sie verknüpft ist, psychologisch vollkommen verständlich ist, da sie einem wirklich schönen, wenn auch unrealisierbaren Ideal gilt, können wir nicht verstehen, wie sich ein Mensch, der sich in andrer Hinsicht nicht gerade als schwachsinnig erweist, mit allem Feuer für eine Sache eintritt, die er selbst mit Epithetis wie „hässlich, banal, gemein“ u. s. w. benennt. Wenn einem Menschen der Wert seiner Sache in der Weise klar ist, verstehen wir ihn nicht mehr; sein Zustand gehört ins Pathologische und verliert alles Interesse für uns. Erst dann wird eine solche Person wieder verständlich, wenn wir die quijotischen Züge, die uns anfangs entgegentreten, ganz vergessen und hinter ihnen nur ein Täuschungsmittel des Autors sehen, der hinter der Maske einer solchen Figur seine literarischen Gegner mit Hilfe der *Ironie* lächerlich machen will, und nicht sowohl dadurch, dass er all das Absurde, das er an seinen Gegnern sieht, auf eine wirklich denkbare Person, die als Vertreter der gegnerischen Sache zu denken wäre, überträgt. — Während sich der Verfasser dieser Schrift noch im Grunde bemüht, die letztgenannte, kunstvollere Form zu gebrauchen, treten andere Abhandlungen deutlich als rein ironische Streitschriften, die also auf einen bestimmt charakterisierten Helden verzichten, hervor. Darunter ist zu rechnen die Abhandlung, die Pope seiner *Dunciade* vorgedruckt hat, betitelt:

Martinus Scriblerus to the poem.

Diese Abhandlung richtet sich gegen die bekannten Gegner Popes, besonders gegen Cibber. Hier ist das Wesen des in den früheren Abhandlungen beschriebenen Martinus Scriblerus ganz verschwunden. Hier kann man die Begeisterung, womit der angebliche Verfasser für eine mit nackten Worten als lächerlich bezeichnete Sache eintritt, nicht als Eigenschaft einer wahrhaften Person von Fleisch und Blut auffassen, sondern als direkte Ironie. — In demselben Stile ist die andere Abhandlung vor der Dunciade verfasst, die, „Richardus Aristarchus of the poem" betitelt, nicht Martinus Scriblerus zugeschrieben wird. — Durchaus ironisch ist auch der

Grub Street Journal

aufzufassen, in welchem Knights of the Bathos scheinbar ihre Waffen gegen die Feinde Popes richteten, in der Tat aber dessen eigene Sache verteidigten. Als die hauptsächlichsten Mitarbeiter an diesem Journal werden John Martyn und Dr. Richard Russel genannt; aber Pope konnte trotz anfänglichen Leugnens seine Mitarbeiterschaft nicht in Abrede stellen. Die Idee des Werkes teilt er in einem Briefe an Gay vom 23. Oktober 1713 mit. Über den Inhalt kann ich hier nichts Näheres mitteilen, da mir das Werk unzugänglich war. —

Noch zwei Abhandlungen sind zu erwähnen, die den Namen des Martinus Scriblerus tragen. Sie verspotten beide den kombinatorischen Scharfsinn des Gelehrten. In der Abhandlung

On the Origin of Sciences

(nach Popes Behauptung von ihm, Parnell und Arbuthnot verfasst)[1]) versucht Scriblerus, den Ursprung der Wissenschaften auf das fabelhafte Zwergvolk der Pygmäen zurückzuführen. Wie in anderen bereits erwähnten Werken, so erinnert das Wesen des Scriblerus mit seiner Begeisterung für den Gegenstand, seinen phantasievollen Kombinationen

[1]) S. Spence's Anecdotes, Ausgabe in Bohn's Library S. 201.

durch die er die unbestimmtesten Andeutungen und entlegensten Dinge in den Werken antiker Autoren mit einander zu kombinieren weiss, und die Art, wie er sich in die lächerlichsten Behauptungen mit Eifer hineinredet, durchaus an Don Quijote. Ähnlicher Art ist die Schrift

Annus Mirabilis, or the wonderful affects of the approaching conjunction of the planet Jupiter, Mars, and Saturn.

Darin wird, wie in der vorhergehenden Schrift, wiederum durch Kombination der unzusammenhängendsten Angaben eine wissenschaftlichte Behauptung aufgestellt, und zwar wird auf den 29 Dezember 1722 folgendes vorausgesagt: the metamorphical conjunction, a word which denotes the mutual transformations of sexes (the effect of that configuration of the celestial bodies), the human males being to be turned into females, and the human females into males. Doch liegt in dieser Schrift das Interesse auch gleichzeitig auf dem sarkastischen Inhalt, in der die Form der astrologischen Weissagung nur als Deckmantel benutzt wird, um allerlei humoristische Vergleiche zur Verspottung verschiedener Stände und Einrichtungen aufstellen zu können, in der Art, dass beispielsweise behauptet wird, dass die Kammermädchen wegen ihrer Intriguensucht bei der Verwandlung zu Ministern würden. —

In späterer Zeit wurde die Figur des Scriblerus nochmals zum Gegenstand eines komischen Epos gemacht von Richard Owen Cambridge, der 1751

The Scribleriad, an heroic poem in six cantos

veröffentlichte [1]).

Nichts mit Scriblerus zu tun hat dagegen Parnell's

Life of Zoilus and his Remarks on Homer's Battle of the Frogs and Mice.

Obwohl Parnell, wie erwähnt, Mitglied des Scriblerus' Club war, und obwohl seine Satire sich gegen einen gelehrten

[1]) war mir unzugänglich.

Beruf und dessen Missbrauch richtete, hatte er dennoch in seiner Schrift nicht einen gelehrten Pedanten im Auge wie Scriblerus, der trotz aller, wenn auch noch so unsympathischen Dummheiten ein harmloser Mensch ist. Parnell wollte dagegen die gewissenlosen Kritiker treffen, die trotz besserer Überzeugung und aus reinem Neid die Werke grosser Dichter in den Staub ziehen durch schlankweg falsche Behauptungen, Unterschiebungen von Ansichten, die der Dichter nicht gehabt hat, durch Missdeutungen, durch Ironie, Parodie u. dgl. Für einen solchen Inhalt konnte Parnell auch keine humoristische Darstellung brauchen und schlug daher einen Ton an, der der ernsten Sache zukam: er wollte Zoilus nicht als Zielscheibe seines Witzes gebrauchen, sondern seine Verächtlichkeit überzeugend nachweisen. Mit Don Quijote hat also diese Satire daher nichts gemein. Nur sei erwähnt, dass die Preface zu Parnells Werkchen an die schöne Vorrede des Don Quijote erinnert. Die erzählende Person erinnert bei Parnell ganz deutlich an den von Cervantes erwähnten Freund, der dem Dichter die Verwendung der billigen Mittelchen anrät, durch die die Werke eines Autors einen gelehrten Anstrich erhalten und deshalb vom Publikum bewundert werden. So erzählt auch Parnell von dem Besuch, den er einem grossen englischen Übersetzer des Homer (gemeint ist natürlich Pope, der noch im Folgenden mit den übertriebensten Lobhudeleien überschüttet wird) gemacht habe. Er habe diesen bei seiner Übersetzungsarbeit angetroffen und ihm den Vorteil angepriesen, den die reichliche Verwendung von Mottos, Zitaten und fremd klingenden Namensformen u. dergl. gewähre, aber sein Freund habe dies Ansinnen stolz von sich gewiesen. —

Zum Schlusse sei noch einer Äusserung *Addisons* Erwähnung getan, die vielleicht mit dem Scriblerus-Club in Zusammenhang zu bringen ist. Addison, der, wie erwähnt, den Mitgliedern des Clubs nahe gestanden hat, sagt in Nr. 446 des Spectator wörtlich: I have sometimes thought of compiling a system of ethicks out of the writings of those corrupt poets, under the title of Stage Morality. But I have

been diverted from this thought by a project which has been executed by an ingenious gentleman of my acquaintance. He has composed, it seems, the history of a young fellow, who has taken all his notions of the world from the stage, and who has directed himself in every circumstance of his life and conversation, by the maxims and examples of the fine gentlemen in English comedies. Wir sehen hier ganz deutlich das Cervantesiche Kunstmittel, einen Helden darzustellen, der sich nach dem Vorbilde richtet, das ihm die in einer bestimmten Literatur auftretenden Personen bieten. Da der Scriblerus-Club seine Satire gegen jeden Auswuchs der wissenschaftlichen und künstlerischen Betätigung richten wollte, so scheint es nicht ausgeschlossen, dass der Freund Addisons, der auf dieselbe Weise gegen die dramatische Litteratur vorgehen wollte, in diesem Kreise zu suchen ist. Ob der Plan wirklich ausgeführt worden ist, scheint zweifelhaft, obwohl Addison direkt behauptet, dass das Werk geschrieben worden sei. Jedenfalls ist es nirgends gedruckt worden. Der Schluss der zitierten Stelle lautet: If I can prevail upon him to give me a copy of this new fashioned novel, I will bestow on it a place in my works, and question not but it may have as good an effect upon the drama, as Don Quixote had upon romance. In Addisons Schriften habe ich weiter nichts von diesem Plane gelesen. —

Die Personalsatire im Scriblerus-Club.

Als Verfasser von Personalsatiren in diesem Kreise von Schriftstellern ist nur Pope zu nennen. Unter mehreren Werken dieser Art von ihm interessiert uns auch nur

The Narrative of Dr. Robert Norris, concerning the strange and deplorable Frenzy of Mr. John Dennis, an officer of the Custom-house (1713).

Dennis, Kritiker und auch Verfasser von Tragödien und Komödien, hatte 1712 eine scharfe Kritik gegen Addisons

Cato veröffentlicht unter dem Titel *Remarks upon Cato, a Tragedy.* Pope, dem viel an Addisons Freundschaft lag, erwiderte diese Schrift mit der oben erwähnten Satire, ohne aber bei dem vornehm denkenden Addison dafür Dank zu ernten. In der Tat übertrifft die Satire an Schärfe, wenn man in Betracht zieht, dass sie gegen eine bestimmte, noch lebende Person gerichtet war, alle Vorstellung. Dennis ist darin direkt als ein Wahnsinniger dargestellt, der fortwährend seine Anfälle hat und in diesen besonders über den Cato von Addison wütet. Der Inhalt ist im Wesentlichen folgender: Die Wirtin des Dennis eilt eines Tages in ihrer Verzweiflung über den Krankheitszustand ihres Mieters zu dem Arzt Dr. Norris und bittet ihn um seinen ärztlichen Rat. Nach langer, umständlicher Unterredung mit der Frau erkennt Dr. Norris, dass Dennis geisteskrank ist. Er begibt sich mit ihr zu dem Patienten. Bei diesem sind ein Freund des Dennis und der Verleger seiner Werke, mit Namen Lintot. Gerade bei dem Erscheinen des Arztes hat Dennis einen neuen Anfall. Norris sucht ihn zu besänftigen; nach Art eines Geisteskranken aber will Dennis den Arzt nicht an sich heranlassen, und als er dessen gute Absicht erkennt, behandelt er ihn sogar mit einer Art mitleidigen Spottes. Als sich der Anfall des Kranken steigert, bindet ihn der Arzt mit Hilfe Lintots fest, aber der Freund des Dennis befreit ihn, worauf dann der Arzt von beiden mit den alten Schmökern, meist Schriften des Dennis selbst, die im Zimmer herumliegen, derartig bearbeitet wird, dass er schleunigst die Flucht ergreift. — Wie der Titel des Werkes sagt, ist es in Form eines Krankheitsberichtes des Dr. Norris abgefasst, das Gespräch, das der Arzt und die übrigen Anwesenden bei dessen Besuch mit dem Kranken führen, ist in Dialogform wiedergegeben.

In diesem Berichte erkennen wir deutlich zwei Situationen wieder, die solchen im Don Quijote nachgebildet sind: 1. der Besuch der Wirtin bei Dr. Norris, welcher dem Besuch entspricht, den die Nichte und die Haushälterin des Don Quijote bei Samson Carrasco machen, damit dieser ihnen folge und

auf Don Quijote besänftigend einwirke, dass er die Absicht eines Auszugs aufgäbe (Anfang des II. Teils); 2. der Besuch des Dr. Norris und der erwähnten Bekannten des Dennis aus Anlass seiner Krankheit, welcher dem Besuche des Pfarrers, des Barbiers und Sanchos entspricht, den die drei dem Don Quijote aus Anlass von dessen Krankheit machen (II. Teil, 1. Kap.). Ferner sind mehrere Personen in der Popeschen Satire mit Zügen von Personen aus Don Quijote ausgestattet.

Dennis ist als ein mit vielem Wissenskram ausgestatteter Verrückter, der aber noch über so viel Klarheit verfügt, dass er sich seiner eigenen Sache mit grosser Energie, wenn auch nach zeitweiligen Unterbrechungen, annehmen kann, eine Nachbildung des Don Quijote. Besonders ist die Ähnlichkeit durch Dennis' energische Selbstverteidigung, durch seine längeren, feierlich-pathetischen Reden mit ihrem Aufgebot von gelehrtem und oft pedantischem Wissen und ab und zu auftauchenden treffenden Bemerkungen erreicht Gibt schon dies der Komik seiner Person das Gepräge, das ihn Don Quijote an die Seite stellt, so wird diese Ähnlichkeit noch durch sein hohes Selbstbewusstsein, das sich, wie erwähnt, bis zum mitleidigen Lächeln über die vermeintlichen Irrtümer anderer steigern kann, und die grosse Reizbarkeit in seinem Dünkel, die, wie auch bei Don Quijote, in Tätlichkeiten ausartet, erhöht.

Der Gentleman, der als Freund des Dennis beschrieben wird, soll von dem Wahnsinn des letzteren schon etwas angegriffen sein; er folgt ihm daher in allen seinen Intentionen wie Sancho seinem Herrn.

Mr. Lintot, der Verleger, ist aber noch mehr als die soeben genannte Person eine Nachahmung des Sancho. Auch Lintot hat sich wie Sancho durch die Hoffnung auf einen grossen Gewinn verleiten lassen, sich in den Dienst eines verrückten Menschen zu stellen. Die Folge davon ist, dass er ebenso wie Sancho schlechter dran ist als früher; die Bücher des Dennis finden keinen Absatz, und Lintots Geschäft erleidet einen starken Rückgang. Dabei erinnert Lintot in seiner Naïvetät und Offenherzigkeit, die dazu dienen,

die Entstellungen des Wirklichen in Dennisens Phantasie blosszustellen, ganz offenkundig an Sancho.

Die Wirtin hat Ähnlichkeit mit den Frauen im Don Quijote: sie zeigt dieselbe Besorgnis um ihren Mieter, wie die Nichte und die Haushälterin um Don Quijote; wie diese in ihrer Besorgnis zu Samson Carrasco, so eilt die Wirtin des Dennis zum Arzt.

Der Arzt Norris kann insofern mit Personen im Don Quijote, beispielsweise mit dem Wirte des ersten Teils (Kap. 17—18), zusammengestellt werden, als er, obwohl zeitweise von dem Wahnsinn seines Klienten überzeugt, denselben dennoch zur Rechenschaft ziehen will und auf Rache an demselben sinnt, sobald seine eigene Person beleidigt worden ist.

Der Einfluss des Don Quijote auf Henry Fielding

(1707—1754).

a. Im Drama.

Don Quixote in England.

1733.

Das Stück umfasst drei Akte und enthält 15 Lieder. Es ist, wie die Vorrede berichtet, von Fielding bereits während seiner Studienzeit in Leyden (1727) begonnen und ausgeführt worden. Dann liess es der Verfasser mehrere Jahre liegen, bis er sich auf den Wunsch mehrerer Freunde dazu entschloss, es auf die Bühne zu bringen. Zu diesem Zweck fügte er mehrere Szenen hinzu. Nach seiner eigenen Angabe ist die 3. Szene des V. Aktes eine von diesen später entstandenen. Sie enthält die Unterredung des Bürgermeisters mit Don Quijote über die bevorstehende Parlamentswahl.

Der Inhalt ist wenig einheitlich. Als Haupthandlung kann man etwa folgendes hervorheben: Sir Thomas Lovelands Tochter, Dorothea, soll gegen ihren Willen mit einem reichen Squire, namens Badger, verheiratet werden. Sie

liebt jedoch den armen Fairlove und hat mit ihm ein Stelldichein in dem Wirtshaus des Herrn Guzzle verabredet. Zufällig sind dort auch Don Quijote und sein Knappe Sancho angelangt. Don Quijote führt ähnliche Streiche aus wie in dem spanischen Roman: Wiederum lebt er in dem Wahn, in einem Schloss abgestiegen zu sein, und weigert sich, Kost und Unterkunft zu zahlen. Ebenfalls dort finden sich Dorotheas Vater und der für sie zum Gemahl bestimmte Squire Badger ein. Dorothea wird von ihrem Vater entdeckt; der betrunkene Squire Badger aber benimmt sich derartig ungebührlich gegen sie wie gegen ihren Vater, dass letzterer seine Tochter ihm schliesslich verweigert und Fairlove zu seinem Schwiegersohn macht. An dem Zustandekommen dieser Einwilligung ist Don Quijote stark beteiligt.

Diese Handlung dient aber nur der dramatischen Entwicklung. Im Mittelpunkt des Interesses steht nichtsdestoweniger Don Quijote. Die Erlebnisse des Ritters in England sind wohl als unmittelbare Fortsetzung der letzten spanischen Abenteuer, wie des Kampfes mit Carrasco, gedacht, unbeachtet der Schlusskapitel (Kap. 64 des II Teiles: Tod Don Quijotes); man vgl. D. Q.'s Worte im II. Akt, 3. Sz.: ... you have heard of my ill success in my last adventure ... that was not my fault! eine Stelle, die im Stück selbst keinen Bezug hat.

D. Q.'s Narrheit kommt zunächst zur Darstellung in mehreren Episoden im Sinne des Cervantes: Sie zeigen den Ritter in seinem Bestreben, den Orden der fahrenden Ritterschaft neu zu beleben, indem er eintritt für die Unterdrückten und indem er den Minnekultus dieser Ritter pflegt. Dabei begeht er ähnliche Narrheiten wie in der Quelle, indem er überall Riesen erblickt und Verzauberungen vermutet.

Den Ritter aber von dieser einen Seite aufzufassen, erscheint Fielding als durchaus oberflächlich. Er bemüht sich, dem Charakter D. Q.'s gerechter zu werden, indem er ihn der Reihe nach mit fast jeder männlichen Person vergleicht. Dies ist auch der eigentliche Inhalt des Stückes, die Fabel dient, wie gesagt, nur der Notwendigkeit, einen dramatischen

Abschluss herbeizuführen. Dieser eigentliche Inhalt idealisiert die Persönlichkeit D. Q.'s in folgenden Vergleichen:

1. Don Quijote im Vergleich mit der Gesamtheit der Menschen. Akt II, 1 teilt Sancho seinem Herrn mit, dass man ihn allgemein für einen Narren halte. D. Q. betont nun seinen Charakter gegenüber dem der anderen Menschen in folgender Rede: Sancho, I am not concern'd at the evil opinion of men. Indeed, if we consider who are their favorites, we shall have no reason to be so fond of their applause. Virtue, Sancho, is too bright for their eyes, and they dare not behold her[1]). Hypocrisy is the deity they worship. . . . Look through the world. What is it recommends men but the poverty, the vice, and the misery of others? This, Sancho, they are sensible of: and therefore, instead of endeavouring to make himself better, each man endeavours to make his neighbour worse. Each man rises to admiration by treading on mankind. Riches and power accrue to the one by the destruction of thousands. These are the general objects of the good opinion of men; nay, and that which is profess'd to be paid to virtue is seldom more to any thing than a supercilious contempt of our neighbour. What is a good natur'd man? Why, one, who seeing the want of his friend, cries, he pities him! Is this real? No; if it was he would relieve him. His pity is triumphant arrogance and insult: it arises from his pride, not from his compassion. Sancho, *let them call me mad; I'm not mad enough to court their approbation.*

Über die Ungerechtigkeit der Menschen spricht er sich noch aus Akt I, 2: ... gaols in all countries are only habitations for the poor, not for men of quality. If a poor fellow robs a man of fashion of five shillings, to gaol with him: but the man of fashion may plunder a thousand poor, and stay in his own house.

---

[1]) vgl. D. Q. II, Kap. 2, wo der Ritter sich das Urteil der Welt über ihn ähnlich erklärt: Mira, Sancho, ... donde quiera que esta la virtud en eminente grado es perseguida.

2. Bestimmter aber erhebt sich der Charakter Don ijotes im Vergleich mit dem Bürgermeister (Akt II, Sz. 3). r Bürgermeister des Ortes hat gehört, dass ein Ritter n Quijote angekommen sei, und ohne rechte Kenntnis von n Wesen des Manchaners begibt er sich sofort zu ihm in s Wirtshaus in dem Glauben, er könne nur deswegen gemmen sein, um für eine Wahl zum Parlament zu werben. n hofft der Mayor durch Hoffnungen, die er dem Ritter f eine Kandidatur machen will, möglichst viel Geld zu ressen, und nennt schon die Summen, die die Gegenndidaten anbieten. Anfänglich scheint dem unerfahrenen n Quijote die Sache sehr willkommen; in dem Augenblick er, wo er die Absichten des Bürgermeisters durchschaut, pört er sich über den Angriff auf seine lautere Gesinnung d ruft ihm wütend zu: Ha! caitiff! dost thou think I would ndescend to be the patron of a place so mercenary? If services cannot procure me the election, dost thou think at my money should make me their knight? What should get by undertaking the protection of this city and castle, t dangers, difficulties, toils and enchantments? Hence m my sight! or by the peerless Dulcinea's eyes, thy blood ll pay the affront thou hast given my honour. — Was it this that I was chosen in full senate the patron of la ncha? Gods! to what will mankind degenerate! where t only the vile necessaries of life, but even honours, which ould be the reward of virtue only, are to be bought with ney.

3. Hübsch ist die Gegenüberstellung des Don Quie und des Squire Badger (Akt II, Sz. 5). Don Quijote chte gerne das Leben und Treiben der englischen Junker nnen lernen. Nun, der Squire Badger ist gerade der htige! Als Geistesverwandter des Squire Western kennt nur zwei Beschäftigungen: Jagen und Trinken. Anfänglich rt Don Quijote voller Neugierde zu, während Badger sich t grossem Behagen in der Schilderung seiner Jagdabenteuer geht. Dann aber stellt er seine Beschäftigung treffend der s englischen Standesgenossen gegenüber: Hunting is a

manly exercise, and therefore a proper recreation. But it is the business of a knight-errant to rid the world of other sorts of animals than foxes.

4. In ähnlicher Weise wird Don Quijote dem Sir Thomas gegenüber gestellt und gezeigt, dass da, wo das Herz allein zu urteilen hat, Don Quijote die sogenannten vernünftigen Menschen bei weitem übertrifft. Dies geschieht in der 14. Szene des III. Aktes. Dorothea hat einen plötzlichen Einfall des Ritters, Dulcinea von Sancho holen zu lassen, in der Weise ausgenutzt, dass sie sich dem Knappen gegenüber für die Schöne von Toboso ausgab. Sancho hat ihr geglaubt, worauf Dorothea sich in den Schutz des Ritters begeben konnte. Dies geschieht gerade zu der Zeit, wo Sir Thomas seine Tochter mit Gewalt zur Heirat mit dem Squire Badger zwingen wollte. Aber glücklicher Weise hatte der letztere kurz vorher sein wahres Wesen — in vino veritas — offenbart. Nun fehlt mir noch die bestimmte Überredungskunst eines ehrlichen Menschen, wie Don Quijote, um den Vater von seinem törichten Vorhaben abzubringen. Kurz und bündig beweist er ihm, welch unvernünftige Tat er vorhatte: Do you marry your daughter for her sake or your own? If for her's, sure 'tis something whimsical, to make her miserable in order to make her happy.

5. Zum Schluss müssen sich noch zwei weitere Gäste, ein Arzt und ein streitsüchtiger Advokat, der soeben eine Prügelei mit einem Gaste hatte, mit Don Quijote vergleichen lassen. Beide streiten darum, ob Don Quijote ins Irrenhaus oder ins Gefängnis gehöre, weil er die Kutsche, in der sie soeben angekommen sind, nicht durch das Tor lassen wollte, da er in dem Kutscher einen Zauberer erblickte, der in der Kutsche seine Opfer fortführe. Der Arzt hält Don Quijote für einen Narren; der Ritter unterbricht ihn: I have heard thee, thou ignorant wretch, throw that word in my face, with patience. For alas! could it be prov'd, *what were it more than almost all mankind in some degree deserve?* Who would doubt the noisy boist'rous squire, who was here just now, to be mad? Must not this noble knight

here have been mad, to think of marrying his daughter to such a wretch? You, doctor, are mad too, though not so mad as your patients. The lawyer here is mad, or he would not have gone into a scuffle, when it is the business of men of his profession to set other men by the ears, and keep clear themselves.

Die übrigen Personen, die dem spanischen Original entnommen sind.

a) Sancho. Nicht so originell wie den Don Quijote hat Fielding den Knappen des Ritters, Sancho, gezeichnet. Die einzelnen Züge, durch die er charakterisiert wird, sind fast alle dem spanischen Original entnommen. Sancho folgt seinem Herrn, um eine zweite Insel zu bekommen; er ist schon von der Narrheit seines Herrn derart angesteckt, dass er glaubt, er brauche einem Wirte nichts zu bezahlen (I, 1). Dabei macht er sich doch über seinen Herrn lustig und täuscht ihn mit Hilfe von dessen Glauben an Zauberer (Akt III, 2). Er zeigt sich stets in der Küche und vermeidet das Kämpfen (Akt III, 1). Nur dafür, dass er aus Hunger stiehlt (III. Akt, Schlussszene), gibt es kein Beispiel in der Quelle.

Dabei ist nicht vernachlässigt, ihn auch von seiner gutmütigen Seite zu zeigen. Dies geschieht, wenn er einmal (Akt III, 6) seine Sprechweise D. Q. gegenüber mit den Worten verteidigt: An ill phrase may come from a good heart. Ebenso vernehmen wir seine mit Naïvetät gemischte bäuerische Schlauheit. Akt II, Sz. 1 bittet er D. Q. um eine Gastwirtschaft und meint dazu: it is a very thriving trade among the English. Ebenda gibt er Don Quijote auf dessen Bemerkung ‚Virtue is its own reward' die naïv schlaue Antwort: Your worship may have a relish for these rewards, perhaps; but to speak truly, I am a poor plain man, and know nothing of these fine things. — Sein Ausspruch (Akt III, Sz. 11): 'I begin to think this house or castle is chanted; nay, I fancy the devil lives in it, for we had nothing but battles since we have been here', stammt aus D. Q. I. Teil, Cap. 45.

Auch die eigenartige Sprechweise hat ihm Fielding gelassen. So verwendet er zum Ärger seines Herrn die Sprichwörter allzu häufig. Er verstümmelt die Fremdwörter; in Betreff seiner Vergleiche in seiner Rede charakterisiert D. Q. selbst einmal seine Sprechweise mit den Worten: Sancho, thou wilt never leave debasing the greatest things in thy vile phrase (Akt III, Sz. 6). Auch dieses in der Quelle.

b) der Wirt Guzzle. Er entspricht im allgemeinen dem Wirt, der in Kap. 16 ff. des I. Teils des Romans geschildert ist. Hauptsächlich ist benutzt der Ärger und die Wut über den Schaden, den Don Quijote durch sein Schuldenmachen und sein tolles Treiben dem Wirt zufügt.

c) Dorothea erinnert einmal selbst daran, dass sie denselben Namen trägt, wie das Mädchen, deren Geschichte wir im I. Teil des spanischen Romans erfahren.

Quelle der Fieldingschen Auffassung des Don Quijote. — Auch Cervantes schildert Don Quijote als liebenswürdigen, ja als idealen Menschen. Auch er vergleicht ihn öfter mit andern Menschen, die bei diesem Vergleich schlecht weg kommen. Aber dennoch finden wir einen zwiefachen Unterschied gegenüber der Art seiner Schilderung bei Fielding:

a) Fielding stellt seinen Helden in *moralischer* Beziehung *allen* anderen Menschen ausdrücklich gegenüber;
b) diese Menschen besitzen bei Fielding alle irgend einen moralischen Fehler, und nur Don Quijote ist der einzige uneigennützige, tugendhafte Mensch.

Wie anders verfährt doch Cervantes! Wenn er seinen Helden mit andern Menschen vergleicht, so geschieht dies etwa, um seine geistigen Fähigkeiten hervorzuheben (etwa im Gespräch mit Don Diego de Miranda, II. Teil, 16. Kap.), oder um zu zeigen, dass andere Menschen, die sich für viel klüger hielten als Don Quijote, doch nicht weit von seiner Narrheit entfernt waren (II. Teil, Kap. 70): ... no estaban los Duques dos dedos de parecer tontos, pues tanto ahinco ponian en burlarse de dos tontos ...). Also, einmal sind

nun derartige Vergleiche sehr vereinzelt bei Cervantes, dann aber betreffen sie immer nur die Verstandes-, nicht die Charakterseite des Helden. Bei aller Betonung der guten Absichten des Helden legte doch Cervantes im Grunde den Hauptreiz seiner Erzählung, im Gegensatz zu Fielding, darin, zu zeigen, wie der für das Gute begeisterte Ritter so viel Schaden stiftet: Galeerensträflinge befreit er, friedliche Hirten stört er in ihrer ruhigen Arbeit und tötet ihre Schafe. Dieses ganze Verhältnis zu den Menschen ist bei Fielding geändert: Don Quijote ist der allein Gute, der eigentlich Vernünftige, und die andern sind schlecht und unvernünftig, weil sie die Anschauung des Rechts von ihrem egoistischen Standpunkt aus verdrehen. Jetzt tritt Don Quijote nicht mehr störend unter eine friedliche Bevölkerung, sondern er greift ein, weil er das tatsächlich vorhandene Unrecht nicht ertragen kann, und führt auch eine glückliche Lösung herbei.

Diese Abweichungen scheinen mir auf einer literarischen Beeinflussung zu beruhen. Im Grunde genommen gleicht der Fieldingsche Don Quijote eher dem Misanthrope von Molière als dem Don Quijote des Cervantes. Genau wie der Fieldingsche Held befindet sich auch Molières Alceste inmitten einer verdorbenen Gesellschaft, die an Stelle des Rechts den Egoismus gesetzt hat; und Alceste ist wie der englische Don Quijote die einzige sittliche Person, die für Wahrheit und Recht begeistert ist, in deren Gefühl Selbstsucht und Gerechtigkeit noch nicht verwechselt sind. Und wie diese Eigenschaften die beiden Helden erheben, so nötigen sie uns auch durch die ihnen gemeinsame Hartnäckigkeit und das Ungestüm, mit dem sie ihre Ideale verteidigen, ein Lächeln ab. — Vielleicht kann man durch diese Beziehung zum Misanthrope auch die pessimistische Stimmung des Fieldingschen Helden erklären, wie sie uns in der mitgeteilten Erklärung, die er dem Sancho über die Menschen im allgemeinen gibt, entgegentritt. Bei Cervantes würde man vergebens nach Äusserungen suchen, die eine ähnlich schwarze Ansicht über die Menschen verrieten.

Dass aber eine derartige Beeinflussung Fieldings durch Molière nichts auffälliges ist, ergibt sich besonders aus der Tatsache, dass Fielding als Dramatiker sich sehr stark von Molière beeinflussen liess, dass er mehrere Stücke des Franzosen in seiner eigenen Sprache bearbeitete. Unter diesen befindet sich allerdings nicht der Misanthrope. Aber auch von diesem Stück begegnen wir gelegentlich Spuren in den Dramen Fieldings. Die auffälligste scheint in seinem ersten Lustspiel (aus dem Jahre 1728) „Love in Several Masques" erkennbar zu sein. Hier lässt sich Wisemore unbedenklich mit Alceste vergleichen. Wie Alceste so ist Wisemore ein Mensch, der verlangt, dass die Menschen nach Recht und Billigkeit denken sollen: in Sachen der Liebe soll das Verdienst des Liebenden, nicht, wie Alceste sich ausdrückt, der lange Nagel am kleinen Finger des Gecken; in Streitfragen das Recht entscheiden. Auch er besteht wie Alceste hartnäckig auf diesem seinen Ideal und erregt wegen dieser Hartnäckigkeit bei seiner Umgebung Lachen; auch er erfährt, dass die jetzige Gesellschaft die idealen Werte, an denen sein kindliches Gemüt festhält, umgewertet hat. Dies alles deutet auf Alceste und ist mit einem ebenso deutlichen Hinweis auf Don Quijote ausgesprochen in der Antwort, die dem Wisemore aus dem Munde der Lady Matchless auf obige Meinungsäusserung zu teil wird: ha! ha! ha! thou knowest, thou romantic hero, that right is a sort of *knight-errant, whom we have long since laughed out of the world.* Merit is demerit, constancy dulness, love an out-of-fashion Saxon word, which no polite person understands (4. Akt, 2. Sz.)[1]). Somit haben wir hier auch eine unzweideutige Stelle, die auf Don Quijote die Eigenschaften des Misanthrope überträgt. —

Die dramatische Behandlung des Stoffes. — Fieldings Lustspiel, in jungen Jahren begonnen, zeigt seine frühe geistige Reife an und verkündigt seine spätere Grösse

[1]) Fielding's Works, ed. J. P. Browne, London 1871 (10 vol.), vol I, p. 143.

seine originelle Behandlung des Überkommenen und sein erfindungsreiches Schaffen von Neuem.

a) Er hat es verstanden, Don Quijote in den Mittelpunkt des Dramas zu versetzen, indem er dessen Wesen in scharfer Prägnanz hervorhob. Don Quijote ist nicht mehr, wie in den früheren dramatischen Bearbeitungen von Beaumont und Fletcher und von D'Urfey, eine lustige Figur, die das Publikum unterhalten muss, sondern er ist ein ernster, einheitlicher und dramatischer Charakter.

b) Fielding hat es weiter verstanden, für seinen Helden eine seinem Wesen angepasste Handlung zu ersinnen. Jetzt steht er nicht mehr ausserhalb der eigentlichen Handlung, in der er nur eine Episodenfigur wäre, wie in den früheren dramatischen Bearbeitungen. Sondern jetzt greift er nach allen Richtungen in die Handlung ein, und sei es auch nur in der Weise, dass er jeder einzelnen Person gegenübertreten und im Vergleich mit ihr seine Eigenheit behaupten muss.

Was die Handlung und die Charaktere angeht, die nicht aus Don Quijote stammen, so zeigt sich auch hier Fieldings spätere Grösse im Keime. Dies zu untersuchen, ist nicht meine Aufgabe. Ich will nur erwähnen, dass man, meines Erachtens mit Recht, in dem Squire Badger einen Vorläufer des Squire Western gesehen hat.

Als Mangel des Stückes kann man es bezeichnen, dass die Handlung nicht einheitlich genug ist. Fasst man die Liebesgeschichte als die Haupthandlung auf, so wird diese beständig unterbrochen durch Episoden; z. B. durch die mit dem Bürgermeister oder dem Squire Badger, oder durch eine solche, in der Don Quijote einen ankommenden Postwagen, in welchem er Verzauberte vermutet, überfällt. Alle diese Episoden dienen nur dazu, das Wesen Don Quijotes im Gegensatz zu möglichst vielen Personen zu charakterisieren, wie dies in abstracto der eigentliche Inhalt des ganzen Stückes ist.

Noch weniger Glück hat Fielding mit den komischen Abenteuern des Ritters. Indem er ihn beständig idealisiert, ist eigentlich kein Raum für die rein phantastische Seite des

Helden. Alles, was Don Quijote in dieser Beziehung unternimmt, steht in geringem Zusammenhang mit der eigentlichen Handlung des Stückes und bietet somit wenig Interesse; und dies umso weniger, als hierin Fielding alles Cervantes entlehnt hat. Hierher gehören: die Entsendung des Sancho nach Toboso, um Dulcinea zu holen; der Überfall auf Squire Badger, der seine Geliebte das schönste Mädchen genannt hat; die Zertrümmerung der Fensterscheiben, hinter denen Dorothea ein Lied singt, in dem sie sich als Gefangene ausgibt, um den Ritter zu täuschen; der erwähnte Angriff auf die Postkutsche u. s. w.

b. Im Roman.

Dass Fielding auch als Romanschriftsteller von Cervantes ausgegangen ist, ist eine längst bekannte Tatsache, und er selbst hat es bekannt, indem er auf das Titelblatt seines „Joseph Andrews“ (1742) die Bemerkung setzte: *Written in the manner of Cervantes, author of Don Quixotte.* Diese Erklärung ist in alle Literaturgeschichten übergegangen, aber ohne dass man versucht hätte, Art und Umfang des Einflusses genau zu bestimmen und abzugrenzen. Näher betrachtet, ist diese Erklärung durchaus nicht so ohne weiteres einleuchtend, und die Verwunderung einiger Literarhistoriker über Fieldings eigene Aussage scheint ziemlich erklärlich. Man hat deshalb auch wohl Fielding gegen ihn selbst in Schutz genommen und seine Originalität umso stärker betont; man sagte sich, dass wohl die eine oder andere Situation in dem Roman an eine ähnliche in dem spanischen Roman anklinge, dass aber der Roman als Ganzes in Betracht gezogen werden müsse und als solcher keine durchgängige Beeinflussung von Cervantes her zeige[1]). Nun wird man zugeben, dass Fielding sich um einger geringfügiger Anklänge im einzelnen allerdings nicht einen Nachahmer von Cervantes hätte nennen wollen. Auch kann es nicht richtig sein, wenn Arthur Murphy

[1]) W. Hazlitt: Lectures on the English Comic Writers, 3. Aufl., London 1841, S. 229: There is very little to warrant the common idea that Fielding was an imitator of Cervantes.

Fieldings Worte dahin deutet, als ob dieser auf eine engere Verwandtschaft des Parson Adams, der Hauptfigur im Joseph Andrews, mit Don Quijote nach der Seite des Komischen hätte hindeuten wollen. Murphy sagt von diesem Fieldingschen Helden:

> . . . that habitual absence of mind which is his predominant foible, and which never fails to give a tinge to whatever he is about, makes the honest clergyman *almost* a rival of the renowned Don Quixotte; the adventures he is led into, in consequence of this infirmity, assuming something of the romantic air which accompanies the knight-errant, and the circumstances of his forgetfulness tending as strongly to excite our laughter as the mistakes of the Spanish hero. I will venture to say that, when Don Quixotte mistakes the barber's basin for Mambrino's helmet, none reader ever found the situation more ridiculous and truly comic than Parson Adams' travelling to London to sell a set of sermons, and actually snapping his fingers, and taking two or three turns round the room in ecstasy, when introduced to a bookseller in order to make an immediate bargain, and then, immediately after, not being able to find those same sermons, when he exclaims, "I profess, I believe, I left them behind me!" [1])

Mit dieser unbestimmten Andeutung einer Verwandtschaft [illegible]r Helden in den beiden Romanen, wie sie Murphy gibt, [illegible]nnen wir uns nicht begnügen. Das, was Murphy selbst [illegible]m Vergleich heranzieht, nämlich Adams' Zerstreutheit und [illegible]on Quijotes Irrsinn, zeugt für sich dafür, wie unvereinbar [illegible]ide Figuren sind. Wollte man nun alle Situationen beider [illegible]omane genau vergleichen, so würde man allerdings einige [illegible]den, die man in Parallele zu einander bringen könnte, aber [illegible]s wären in der Tat so wenig, dass man kaum von einem [illegible]efer gehenden Einfluss des einen Schriftstellers auf den [illegible]anderen sprechen könnte. Sollen wir aber Murphys Worte

[1]) Arthur Murphy: Essay on the Life and Genius of Henry Fielding. Abgedruckt in Fielding's Works, hrsg. v. James P. Browne, London 1871, 10 vol., Bd. I, p. 57.

so verstehen, dass „das wahrhaft Komische“ (truly comic) einzelner Szenen allein das Cervantesiche Vorbild verrate, so können wir dies wegen der Unbestimmtheit des Begriffs nicht annehmen. Gab es vor Fieldung nur in Cervantes' Don Quijote „wahrhaft Komisches“? — Dennoch ist die Erklärung Fieldings, durch die er seine eigene Abhängigkeit von Cervantes bezeugt, keine leere Phrase. Es besteht in der Tat eine solche tiefer gehende Verwandtschaft zwischen beiden Schriftstellern, nur darf man sie nicht in dem suchen, was man so häufig als einzige Art der Beeinflussung anspricht, nämlich in der direkten Entlehnung von Motiven und Charakteren. Es gibt auch eine tiefer gehende Anregung, der die Schriftsteller viel mehr an eigener Förderung verdanken, als der direkten Entlehnung gewisser Ideen oder Motive.

Wenn wir diese Beeinflussung nun feststellen wollen, so darf man vorausschicken, dass als Ausgangspunkt für unsere Untersuchung mit Murphy u. a. jedenfalls die Person des Parson Adams zu nehmen ist[1]). Betrachten wir diese Gestalt in allen möglichen Situationen, in denen sie in dem Roman auftritt, auch in solchen, die keinen direkten Vergleich mit denen des Don Quijote zulassen, so begegnet uns eine Eigenschaft dieser Situationen, die uns so echt Cervantesisch anmutet und die wir in englischen Romanen vor Fielding

[1]) Dies sei besonders im Hinblick auf die Erklärung von Franz Bobertag gesagt, der in einem Aufsatz, „Zur Charakteristik Henry Fieldings“ (Englische Studien I, S. 343 ff.), die Behauptung aufstellt, Fielding habe seinen Begriff des Komischen, den er in der Vorrede zu Joseph Andrews entwickelt, aus der Komik des Don Quijote abstrahiert. Fielding stellt hier als Quellen des Lächerlichen (ridiculous) Eitelkeit (vanity) und Heuchelei (hypocrisy) auf. Bobertag meint nun, Fielding habe Don Quijote als einen eitlen Menschen aufgefasst, der infolge dieser Grundeigenschaft schliesslich um seinen Verstand gekommen sei. — Hätte Bobertag Fieldings Lustspiel „Don Quixote in England“ gelesen, dann hätte er gesehen, welch andere Auffassung Fielding von dem guten Manchaner hatte. Wir brauchen hier nur auf den entsprechenden Abschnitt dieses Buches zu verweisen.

kaum antreffen, wenn sie uns auch jetzt noch so vertraut ist, nämlich die, dass der Held, der sich beständig in komische Situationen verwickelt, gleichzeitig irgend einen, unsere Liebe und Verehrung erweckenden Charakterzug offenbart. Um einzelne Beispiele zu geben, die absichtlich so gewählt sind, dass sie deutlich zeigen, dass Fielding, auch ohne bestimmte Züge für seinen Helden aus Cervantes zu entleihen, sich mit ihm in dieser allgemeinen Darstellungsweise begegnet, seien folgende Situationen erwähnt: Adams fällt einmal auf seiner Wanderung in der nächtlichen Dunkelheit einen Abhang hinunter, und Fielding sagt dabei ausdrücklich, die Begleiter des Pfarrers würden sich kaum des Lachens enthalten haben, wenn sie hätten sehen können, in welch komischer Weise der ungelenke Pfarrer den Abhang hinunter gerollt sei. Als Adams aber unten ankommt, stellt er sich rasch auf die Füsse und ruft seinen Begleitern ein lautes „Hallo!“ zu — um ihnen alle Besorgnis zu nehmen, dass er Schaden gelitten hätte (Buch III, Kap. 21). — Ein ander Mal fährt Squire Booby mit Joseph und Fanny auf der Landstrasse; da sieht der Squire einen Mann über Feld kommen, der ihn durch seine hastige Gangart und die Unordnung, in die dadurch seine Kleidung gerät, zum Lachen bringt. Seine Begleiter erkennen in dieser Person bald den Parson Adams, und als er herbeikommt, teilt er mit, dass er auf dem Weg war, seine unschuldig verleumdeten Schützlinge, die soeben ins Gefängnis geworfen werden sollten, vor Gericht zu verteidigen (Buch IV, Kap. 5). — In diesen Beispielen sind sicherlich keine bestimmten Entlehnungen aus Don Quijote nachzuweisen. Und dennoch ist jedes Mal die Wirkung, die diese Situationen auf den Leser machen, die nämliche wie im Don Quijote und entspringt aus dem Beisammensein von idealen und komischen Zügen des Wesens der Helden. Dies hat meines Erachtens Fielding gemeint, als er erklärte, seinen Roman in der Weise des Cervantes geschrieben zu haben, und dies lässt sich vollkommen mit der Auffassung vereinigen, die Fielding von dem spanischen Ritter in dem Lustspiel, dessen Held dieser ist, entwickelt.

Das Wesentliche schien dort für Fielding darin zu liegen, dass Don Quijote trotz aller Phantastik ein Mensch von edlem Kern ist, dessen komische Züge nicht mehr Mangel an Vernunft verraten, als die Handlungen mancher egoistischer Menschen, die wir für geistig normal ansehen. — Charaktere aber, die derartige Gegensätze von erhabenen und komischen Zügen in sich vereinen, nennen wir *objektiv humoristisch*. Darum können wir kurz sagen, dass Fieldings Nachahmung des Cervantes in der Darstellung solcher humoristischen Charaktere zu suchen ist. Er wollte sicherlich nicht in Adams dem Don Quijote einen Geistesverwandten an die Seite stellen, dazu fehlt dem ehrwürdigen Pfarrer ein gleich hoher Grad von Phantastik; sondern Fielding wollte nur, nach dem Vorgange des Cervantes, solche im tiefsten Kern ihres Wesens gute Menschen darstellen, die aber in ihrem äusseren Gebahren oft ungeschickt, in ihren Anschauungen oft rückständig sind, in ihrem Handeln oft fehlgreifen, die auch hier und da eine menschliche Schwäche, Eitelkeit u. dgl., zeigen, die aber immer unsere Sympathie haben. —

Dass diese allgemeine Art von Nachahmung nicht ausschliesst, dass Fielding mitunter auch im einzelnen mit Cervantes geht, ist selbstverständlich: die allgemeinen Züge des objektiven Humors sind bei beiden sogar im wesentlichen dieselben, nur die Mischung ist eine andere. Wir können, wenn wir von ganz individuellen Zügen absehen und das Wesen der Helden möglichst abstrakt betrachten, verschiedene Linien entdecken, auf denen sich die humoristischen Züge der Helden bewegen, und die es ermöglichen, den Fieldingschen humoristischen Heldentypus dem Cervantesischen besonders anzureihen. Auch hier gehen wir vom humoristischen Charakter aus und fragen uns, in welcher Weise sich in den Helden der Dichter erhabene und komische Züge zum Humor durchdringen.

Zunächst müssen wir vorausschicken, dass beide Schriftsteller Helden von Bildung, ausgestattet mit nicht geringen geistigen Fähigkeiten und in sozial nicht ganz untergeordneter Stellung gewählt haben. Es ergibt schon eine gewisse Ähnlichkeit der humoristischen Wirkung, wenn solche Menschen

nun mit komischen Zügen ausgestattet werden. Dazu kommt eine gewisse Ähnlichkeit der Lebensgeschichte: beide Helden haben in einsamem Dorfe gelebt, wo sie nichts von dem Getriebe der Welt kennen gelernt haben. So zeigt auch eine Vergleichung ihrer Gemütseigenschaften, dass der Grundkern ihres Wesens derselbe ist: sie haben ein für alles Gute und Edle warm schlagendes Herz, und ihr Gemüt ist unverfälscht geblieben; ja sie sind sich noch deswegen besonders nahe verwandt, als ihre guten Eigenschaften sich mit einer Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit offenbaren, dass wir sofort erkennen, dass sie ihnen angeboren und nicht etwa die Frucht der Erziehung sind. Darum handeln sie auch stets mit wohltuender Freudigkeit so edel und liebevoll und zeigen, dass sie nicht einer rauhen, quälenden Werkheiligkeit zu Liebe Gutes tun oder tun wollen. Dabei aber fehlt ihnen jedes Gefühl pharisäischer Selbstgefälligkeit; niemals rühmen sie sich ihrer guten Taten, ja ihr kindliches Gemüt sieht meist gar nicht, wo ihr eigentlicher Vorzug liegt. Stolz und gar Eitelkeit offenbaren sie zwar, aber er bezieht sich auf etwas anderes als ihr gutes Herz, meist nämlich auf irgend welchen eingebildeten Vorzug. Deutlich zeigt sich dies bei Don Quijote, der andern Menschen beistehen will, aber dies allein als Ritter zu vollbringen glaubt. Bei Adams haben wir keinen bestimmten Ehrgeiz, aber eine kleine Eitelkeit, beispielsweise auf seine Gelehrsamkeit oder auf eine spezielle gute Einsicht, die er gezeigt, kann auch er ab und zu dennoch nicht unterdrücken. Zeigen sich so gute Gemütseigenschaften und komische Eitelkeit nebeneinander, so betonen doch unsere Verfasser, dass die guten Seiten als allein massgebend zu betrachten seien. Genau so sollen wir das gute Wollen nicht vergessen über dem Mangel an Können. Beide Helden wollen stets Gutes, ihnen fehlt aber zuweilen die rechte Einsicht oder sie werden, wie Don Quijote, durch einen lächerlichen Ehrgeiz in falsche Bahnen gelenkt. Diese Abirrung von dem guten Wollen kann so weit gehen, dass sie ohne ihre Absicht den andern Menschen schaden oder schaden können. Kommt aber im Don Quijote diese Schädigung anderer öfter zu stande,

so lässt Fielding mit einer gewissen optimistischen Weltauffassung dennoch weit öfter die gute Absicht in Erfüllung gehen und bewahrt seinen Helden noch durch den glücklichen Ausgang vor einer schiefen Auffassung seiner Motive.

Noch deutlicher wird die Verwandtschaft des Adams und des Don Quijote als humoristische Helden durch einen Vergleich ihres Temperaments. Beide sind kämpferische Naturen, zeigen Unerschrockenheit vor dem Gegner und Mut in der Verteidigung. Doch ist dies nicht ohne Komik. Don Quijote kämpft aus nichtiger Ursache, seine Gegner sind meist im Recht, weil sie ein von ihm gestelltes unvernünftiges Ansinnen nicht erfüllen können. Adams kämpft oder vielmehr schlägt sich zwar nicht ohne gereizt zu sein, doch wirkt auch er meist schon deswegen komisch, weil er seine Kraft dabei überschätzt; so will er einmal einem jagdfertig ausgerüsteten Squire, der das Hündchen der Tochter Wilsons aus reiner Bosheit erschossen hat, mit einem Knotenstock zu Leibe. Besonders aber trägt der Kontrast, in dem sein geistlicher Stand zu seinen „Raufereien“ steht, das Nötige zur Komik bei. Bei beiden Helden kommt schliesslich noch die Komik der Kampfesweise hinzu. — Aber es ist nicht reine Komik, die aus diesem Temperament spricht, denn wiederum ist das Grundmotiv ein erhabenes Wollen. Die kämpferische Art entspringt bei beiden Helden nur aus einer unwiderstehlichen Begeisterung für das Gute oder für bestimmte Ideale. Sie können nicht ruhig mit zusehen, wie diese ihre Ideale von andern in den Staub gezogen werden, und unwiderstehlich und stürmisch treten sie dafür ein. — Dass in solchen Kämpfen Adams öfter in Situationen gebracht wird, die dem Don Quijote angemessener erscheinen als dem englischen Geistlichen, zeigt umso mehr die Beziehung Fieldings zu Cervantes. Gerade für das Derbe zeigt Fielding nach seinem Vorbild eine gewisse Vorliebe, die ihn vor jeder Sentimentalität und Verhätscheluug des Humoristischen bewahrt, welche wir des öfteren bei andern englischen humoristischen Schriftstellern antreffen.

Eine weitere Ähnlichkeit des Humors beider Helden

liegt in deren träumerischem Wesen. Unablässig sind sie in Gedanken mit ihren Idealen beschäftigt, und über dieser Träumerei vergessen sie ganz die Wirklichkeit. Es will noch wenig bedeuten, wenn sie dabei ihre Kleidung in komischer Weise in Unordnung geraten lassen. Aber dem Don Quijote wird dadurch alles um ihn her visionär; und wenn Adams auch nicht so weit den Boden unter den Füssen verliert, so ist er dennoch so in seinen Gedanken verloren, dass er eine Reise macht, um Predigten drucken zu lassen, und am Ende erst merkt, dass er sie vergessen hat. Auch die Ähnlichkeit der Konflikte, die bei beiden Menschen aus dieser Träumerei entspringen, deuten auf ähnliche Veranlagung. Wie Don Quijote in dem Glauben lebt, ihm müsse in jedem Gasthaus die vorzüglichste Verpflegung unentgeltlich zu teil werden, so lässt sich auch Adams aufs Beste verpflegen oder lässt sein Pferd mit dem Befehl zurück: 'to be fed as well as they could feed him' (Buch III, Kap. 2), und dabei vergisst er beständig, dass er keinen Heller zur Bezahlung bei sich hat.

Schliesslich ist noch eine Hauptquelle des Humors in beiden Romanen die geringe Kenntnis der Helden von der Welt, besonders von deren schlechten Seiten. Aufgewachsen fern von dem Getriebe der Grossstadt, haben sie sich ein unschuldiges Herz bewahrt, und es ist köstlich zu sehen, wie sich mitunter die Raffiniertheiten der Welt in ihrem kindlichen Vorstellungskreise wiederspiegeln. Don Quijote ist zwar schon durch seine umfassende Belesenheit mit manchen bedenklichen Seiten des Lebens vertraut geworden; aber auch ihn verstrickt öfter ein Mangel an derartiger Weltkenntnis in komische Situationen; beispielsweise in der Begegnung mit den Galeerensträflingen. Diese täuschen den Ritter durch ihr Verbrecherjargon, so dass er ihre offen zugestandenen Verbrechen für gute Taten hält. So versteht auch Adams nicht hinter dem verblümten Ausdruck den wahren Sachverhalt, weil ihm eben die Sache an sich unbekannt ist, als ihm der von seinem schlechten Lebenswandel bekehrte Wilson (III. Buch, 3. Kap.) erzählt, dass er in seinen Ausschweifungen von einem Arzt den Rat erhalten

habe, sich auf einen Monat auf sein Zimmer zurückzuziehen, worauf Adams meint: I think ... the advice of a month's retirement and reflection was very proper: I should rather have expected it from a divine than a surgeon. — Aus diesem Mangel an Weltkenntnis erklärt sich auch die Vertrauensseligkeit, die die Helden zu andern Menschen haben, und daher auch die Täuschungen, die sie erleben. Adams sowohl wie Don Quijote werden von übermütigen Menschen genasführt. Während aber die Schuld bei diesen Täuschungen Don Quijote in demselben Masse trifft wie diejenigen, deren Spielball er ist, so hat auch hierbei Fielding die Schuld seines Helden gemildert. Wenn Don Quijote glaubt, dass das Herzogspaar dem Sancho eine Insel geben würde, so hat er selbst diese Täuschung durch seine Ritterphantastik herausgefordert. Adams dagegen trifft wenig Schuld, wenn er den Worten eines reichen Gutsherrn glaubt, der ihm Gastfreundschaft für eine Nacht und eine spätere gute Pfarre mit allen materiellen Vorteilen verspricht und ihn in allem nur foppt; aus dieser Vertrauensseligkeit spricht allein das einfache, kindliche Gemüt des Pfarrers, der nie andere Menschen getäuscht hat und deswegen auch von andern dies nicht erwartet. Aber auch in Don Quijote sprechen ähnliche Gemütsanlagen mit. Und wie Adams, so preist auch Don Quijote die Zeit, in der die Menschen noch in einfachen Sitten lebten und sich wie Brüder liebten, das goldene Zeitalter (Joseph Andrews IV. Buch, 3. Kap. und Don Quijote I. Teil, 11. Kap.). Und als Menschen jener Zeit muten beide uns an in zwei Situationen, die sich aus den beiden Romanen vergleichen lassen. Don Quijote findet einmal in der Sierra Morena eine beträchtliche Summe Geldes, kein Mensch ist zu sehen, dem sie gehören könnte; nur ein Verrückter springt oben auf dem Berg herum; Sancho rät, einen Weg einzuschlagen, auf dem sie dem Menschen nicht begegnen können; Don Quijote meint darauf, schon deswegen, weil sie auf den Gedanken gekommen seien, dass dieser Mensch der Besitzer des Geldes sein könnte, seien sie auch schon verpflichtet, ihn um jeden Preis aufzusuchen (I. Teil, 23. Kap.). Dieselbe Gesinnung offenbart

Adams bei einer ähnlichen Situation: Die Familie Wilson, deren Gastfreundschaft der Pfarrer genossen hat, hatte ihm ein Packet mitgegeben. Als er es unterwegs öffnet, findet er darin ein Goldstück. Sein kindliches Gemüt kann sich dies nicht anders erklären, als dass es aus Versehen in das Packet gekommen sei, und will den weiten Weg wieder zurück machen, um es abzugeben, als ihn sein Begleiter, Joseph Andrews, eines andern belehrt. —

Aus dem bis hierher geführten Vergleich zwischen Adams und Don Quijote ergibt sich, dass trotz eines ganz verschieden gearteten Wesens beide im Grunde genommen dieselben Grundzüge des Charakters besitzen. Ferner ergab sich, dass Fielding alles Komische seines Helden im Vergleich zu Cervantes milderte, um die idealen Züge umso deutlicher durchleuchten zu lassen.

Nicht unwichtig erscheint es mir auch, nochmals zu wiederholen, dass Fielding bei der Darstellung des objektiven Humors stets bemüht war, erhabene und komische Züge seines Helden in jeder einzelnen Situation tatsächlich zum Humor zu vereinigen: es handelt sich also nicht um ein unvermitteltes einfaches Nebeneinander solcher entgegengesetzten Züge, sondern um ein wirkliches Durchdringen derselben. Diese Bemerkung scheint für die Zeit des Aufkommens dieses Humors nicht überflüssig, da noch nach Fielding ein weniger künstlerisches Verfahren häufig war, wo der humoristische Held im Einzelnen komisch wirkt, und die Leser erst durch die Betrachtung seiner gesamten Persönlichkeit die erhabenen Grundzüge seines Wesens zu erkennen im Stande sind. —

Wenn wir aber den humoristischen Helden verstehen wollen, müssen wir auch das Milieu betrachten, innerhalb dessen sich sein humoristischer Charakter offenbart. Wir fragen uns darum jetzt, inwieweit Fielding auch in dieser Hinsicht mit Cervantes zusammengeht. Dabei begegnen wir sofort einer bedeutenden Abweichung: Don Quijote lebt in einer Umgebung, die ihm, wenn sie ihn auch mitunter zum Besten hält, wohl will, oder die, wenn sie ihm ernsthaft

feindlich gesinnt ist, von ihm gereizt worden ist, oder wenn sie ganz schlecht ist, höchstens seine Narrheit ausnutzt. Anders bei Adams: Die Leute, die sich über ihn lustig machen, sind gefühllose, ja gefühlsrohe Menschen, die äussere Vornehmheit mit oberflächlicher Bildung ganz gut vereinigen können, und die, obwohl sie über ihn lachen zu können glauben, doch nicht an seine wahrhaft vornehme Gesinnung heranreichen. Woher diese Abweichung? Ist sie selbständig erfunden oder blickt hier eine literarische Beziehung durch? — Wir haben schon bei Betrachtung des Cervantesischen Einflusses auf das Fieldingsche Drama gesehen, dass ein ähnlicher Gegensatz zwischen Held und Umgebung vorhanden war und derselbe eine Vorstufe hatte im Misanthrope des Molière. Dieser Franzose hatte auch seinen das Lachen der Hofleute erregenden Alceste mit seiner von Wahrheit und Aufrichtigkeit durchdrungenen Gesinnung der oberflächlichen, verdorbenen Charakterbildung seiner Gegner gegenübergestellt. Blickt nun nicht auch in dem Fieldingschen Roman der Einfluss dieses Dramas durch? — Aus dieser Verschiedenheit zwischen Fielding und Cervantes ergibt sich nun ein weiterer Unterschied der beiden Romane: liebt es Cervantes, seinen Helden in eine liebliche Landschaft mit sonnigem Himmel zu versetzen, wo meist eine harmlose, zufriedene Bevölkerung ihrer einfachen, friedlichen Beschäftigung nachgeht, so schildert Fielding gerne die Reisen zur Nachtzeit, erzählt von heimtückischen Überfällen, von Wegelagerern, rohen Jägern u dgl. Dieses ganze Kolorit wäre somit nur eine Folge des Molièreschen Einflusses. — Doch in einer Hinsicht folgt Fielding dem Franzosen nicht: der Misanthrope wird überall durch die Verderbtheit seiner Umgebung äusserlich besiegt und in seinen heiligsten Gefühlen gemartert; Adams dagegen geht aus allen Nachstellungen und Widerwärtigkeiten, deren er eine so grosse Menge erfährt, schliesslich siegreich hervor. An diesem Punkte blickt der Cervantesische Optimismus durch, der den Don Quijote aus allen noch so gefährlichen Lagen schliesslich befreit. Während Alceste voller Weltüberdruss ist, werden Don Quijote und

Adams von einem unverwüstlichen Glauben an den Sieg des Guten getragen. — Doch hatte vielleicht das Molièresche Drama noch das eine Gute für Fielding, dass sein satirischer Inhalt, der im wesentlichen den Kampf zweier Parteien darstellt und darum in der Tat viel dramatischer ist als die optimistische Darstellung des Cervantes (bei dem die Gegner im Grunde genommen ohne innere Feindschaft sind), ihm die Richtung geben konnte zu einer innerlich abgeschlossenen Handlung des Romans, die dem spanischen Werk abgeht. —

Zwischen dem Helden und seinen Gegnern steht im spanischen Roman die Figur des Sancho, der dem Helden äusserlich folgt und sich doch ebenso oft innerlich von ihm lossagt. Auch Fielding hat, wenn auch nur schwach, an Sancho erinnert, wenn er dem Adams den Joseph Andrews zum Begleiter gab. An diese Verwandtschaft erinnert die ganze Stellung des Joseph im Roman; er ist vor allem nötig, um dem Pfarrer auf den Wanderungen ein andächtiger Zuhörer zu sein, wenn er seine idealistischen Reden hält. Wie Sancho bei solcher Gelegenheit, hört auch Joseph mit Begeisterung zu; wie der spanische Bauer, so lässt aber auch er mitunter eine Bemerkung fallen, die deutlich zeigt, dass sich der Pfarrer vergebens bemüht hat, den einfachen Menschen auf seinen schwärmerisch-idealistischen Standpunkt zu erheben, oder aber er folgt dem Sancho in der Weise, dass er den der Welt entrückten Pfarrer mit einem nüchternen Wort an die nackte Wirklichkeit erinnert. So zeigt sich auch die echte Gesinnung eines Sancho in Joseph, der in guter Zeit mit Begeisterung und Beifall an den Worten des Meisters hängt, in der Not aber alle guten Reden vergisst und zu murren und zu klagen beginnt, wenn er von Adams zum Gottvertrauen ermahnt wird. — Dies sind im allgemeinen die Züge, die den Joseph dem Sancho an die Seite zu stellen berechtigen; es bedarf aber fast kaum der Bemerkung, dass diese Beziehungen der beiden Gestalten nur verhältnismässig selten zum Durchbruch kommen und gewöhnlich Joseph sich als selbständige Gestalt Fieldingscher Prägung erweist. —

Wenn wir bisher die Fieldingsche Nachahmung des Cervantes in der Darstellung des objektiven Humors, das heisst des humoristischen Helden, erblicken zu müssen glaubten, so wird niemand diese Behauptung dadurch umgestossen halten, wenn wir nun im folgenden auch einige Beziehungen Fieldings zu Cervantes im subjektiven Humor oder in der humoristischen Darstellungsweise aufdecken: beide entspringen ja aus einer und derselben Wurzel; nur dass bei Fielding der objektive Humor den Kern der Nachahmung bildet. — Wie Cervantes liebt es Fielding mitunter, in liebenswürdiger Weise mit seinen Lesern zu scherzen; er schraubt ihre Erwartung eine Zeit lang aufs Höchste und löst sie dann in Nichts auf; er führt eine pathetische Rede mehrere Zeilen lang aus und leitet dann plötzlich — in eine nüchterne Wendung hinüber, oder er empfiehlt das gute Wirtshaus, wo seine Helden abgestiegen seien, oder weist auf einen Gegenstand hin, der in eine Beziehung zu den Helden gestanden hat und vielleicht noch zu sehen ist usw. So foppt er öfter den Leser bald im Text, bald in den launigen Kapitelüberschriften. In dieser Darstellungsweise war ihm Cervantes vorangegangen.

Noch weniger schliesslich wird jemand als Kern der Nachahmung des Cervantes bei Fielding einen Punkt der Romantechnik ansehen wollen, der der Vollständigkeit halber hier erwähnt werden muss: derselbe besteht darin, den Gang der Handlung des Romans durch eingeschaltete Erzählungen novellistischen Charakters zu unterbrechen. In dieser Hinsicht waren schon viele französische Romanschriftsteller des 18. Jahrhunderts dem Beispiel des Cervantes gefolgt; es wäre besonders auf den viel gelesenen Roman Gil Blas von Lesage hinzuweisen.

Inwiefern kann Fielding nun auch für seine übrigen Romane als Nachahmer des Cervantes bezeichnet werden?

Die Beantwortung dieser Frage dürfte nach dem bisher Gesagten nicht allzu schwer sein. Wiederum, behaupte ich,

ist es der Humor, und zwar der objektive Humor oder der humoristische Held, den Fielding in Anlehnung an Cervantes auch hier darstellt. Zunächst wird jedem Leser die Verwandtschaft gewisser Gestalten in den übrigen Romanen mit dem Typus eines humoristischen Helden, den Parson Adams vertritt, einleuchten. Es sind folgende Charaktere:

a) im Tom Jones

Squire Alworthy. Dieser teilt mit Parson Adams die Herzensgüte und wirkt wie der Pfarrer in seiner lebhaften Begeisterung für das Gute und Edle komisch. So passiert es ihm, dass gerade in dem Moment, wo er wieder einen Akt von Menschenfreundlichkeit vollzieht, seine Kleidung in phantastische Unordnung gerät; dass er in seiner Freude über einen kleinen Findling, dessen er sich annimmt, nicht merkt, dass andere diese seine Güte missbrauchen. Echt quijotischer Humor ist es auch, wenn wir ihn, von andern getäuscht, seine Wohltaten auf Unwürdige verteilen sehen, um es Würdigen zu entziehen, ohne dass wir ihm deswegen eigentlich böse sein können, weil wir allein das fein gesponnene Netz von Intriguen der schlechten Menschen am besten durchschauen.

b) in Amelia

Dr. Harrison. Dieser, ein Pfarrer, ist ebenso eine herzensgute Person wie Alworthy und Adams. Auch er gerät bei jedem Gedanken an das Gute und Edle christlicher Menschenliebe in kindliche, aufrichtige Begeisterung. Aber gerade sein Eifer nötigt uns beständig ein Lächeln ab, einmal durch die kindliche Freude, die er dabei an den Tag legt, aber auch deswegen, weil sich oft damit eine gewisse Kurzsichtigkeit verbindet, die sogar so weit gehen kann, dass er ohne seinen Willen andern, denen er im Grunde genommen wohl will, schadet. Wie sein impulsives Temperament dabei mit ihm durchgehen kann, sein gutes Wollen mit wirklicher Komik verstrickt, dafür ein Beispiel: Eben hat ihm Robinson auf dem Totenbette gebeichtet, dass er dem

Advokaten Murphy behilflich gewesen sei, die Frau des Booth zu Gunsten von deren Schwester um ihre Erbschaft zu betrügen, wodurch über die betrogene Familie viel Unglück hereingebrochen ist, als Harrison plötzlich die Stimme des eben in das Haus getretenen Murphy vernimmt, der bei der Nachricht von Robinsons Beichte die Flucht ergreift. In demselben Augenblick lässt Harrison alles im Stiche, eilt an den verdutzt darein schauenden Anwesenden, die nicht wissen können, was dem Harrison durch den Sinn geht, vorbei auf die Strasse, vergisst dabei ganz, welche Komik sein Gebahren und seine Kleidung erregt, und hält nicht eher inne, als bis er Murphy eingeholt und schliesslich veranlasst hat, dass er der Gerechtigkeit übergeben werde.

Sergeant Atkinson. Dieser, ebenfalls ein naïver, guter Mensch, zeichnet sich vor allem durch eine rührende Anhänglichkeit und Aufopferungsfreudigkeit im Dienste des Captain Booth aus. Auch sein schöner Eifer, den er an den Tag legt, bringt uns die Erinnerung an Don Quijote und die Gestalten, die wir erwähnt haben. Und auch ihm gegenüber werden wir mit wehleidigem Humor erfüllt, wenn wir sehen, dass seine arglose Natur nicht fähig ist, zu erkennen, wie die Menschen um ihn herum ihn täuschen, wie ihn besonders seine Frau täuscht. Einmal hat Fielding für ihn auch eine direkte Szene aus Don Quijote entlehnt (IX. Buch, 6. Kap.): Atkinson hat von seiner Frau die Absicht des Colonel James erfahren, 'to attack the chastity of Amelia'. Dies beunruhigt den biederen Mann so sehr, dass er nachts phantasiert und den Colonel mit gezücktem Schwerte vor dem Bette der Amelia zu sehen glaubt. Er springt auf, packt — seine eigene Frau am Halse und schreit sie an: damn you, put your sword this instant, and leave the room, or by Heaven I'll drive mine to your heart's blood. Durch das Geschrei seiner Frau kommt er schliesslich zur Besinnung. Hier hat Fielding sicher die Szene Don Quijote I. Teil, Kap. 35 vorgeschwebt, wo der Ritter von Riesen träumt, aufspringt und — mit Weinschläuchen kämpft. —

Neben diesen wichtigeren Gestalten hat Fielding hie und da andere von untergeordneter Bedeutung gelegentlich mit solchen Zügen ausgestattet, die zu diesem Typus gehören; es erübrigt, auf diese Tatsache im allgemeinen hinzuweisen, umso eher, als bei diesen Gestalten oft Humor und gewöhnliche Komik nicht bestimmt zu unterscheiden sind. —

Diesem von den bis jetzt erwähnten Gestalten vertretenen Typus des humoristischen Helden steht nun ein zweiter gegenüber. Der erstere war dadurch gekennzeichnet, das sich mit den erhabenen Zügen des Charakters der Helden gewisse kleine komische Züge verbanden, die aus einer zu grossen Begeisterung, oder aus zu impulsivem Temperament, auch aus geringer Kenntnis der Welt und dergl. entsprangen, kurz, Züge, die alle den guten Kern der Menschen nur noch liebenswürdiger erscheinen liessen, die durch den Anflug von Komik eigentlich nur den kalten Schein der Heiligkeit von ihnen nahmen, um sie uns menschlich näher zu bringen. Ausser solchen Gestalten treffen wir aber auch andere an, die wir sehr wohl humoristische nennen können, weil sie die beiden charakteristischen Elemente des Humors in ihrem Wesen vereinigen, die aber sich dadurch von den übrigen unterscheiden, dass die komischen Züge ihres Wesens ernsthafte Schwächen des Charakters oder starke Verirrungen der Urteilskraft offenbaren, so dass diese komischen Züge ohne entsprechende gute Seiten entweder unsere Verachtung oder unseren Spott herausfordern würden. Ist dieser Typus auch durch Cervantes beeinflusst? Ohne Zweifel; eigentlich sind die Linien, die zu dieser Quelle führen, noch leichter zu ziehen, als es für den ersten Typus der Fall war. Das erste Beispiel, das wir aus Amelia anführen wollen, macht vollends keine Schwierigkeit:

Colonel Bath. Er ist von einer fixen Idee befallen, die darin zum Ausdruck kommt, dass er oft in dem harmlosen Wort eines andern leicht eine Ehrenkränkung sieht, und ihn nötigt, bei jedem Anlass sich zu duellieren. Diese groteskkomische Seite seines Wesens wird aber gemildert durch eine

ganze Reihe äusserst sympathischer Züge; vor allem eine rührende Liebe zu seiner Schwester, ein aufrichtiges Mitleid für Bedrückte und auch ein echtes, gesundes Ehrgefühl (neben dem krankhaften), das sogar den eigenen Bruder, der böse Absichten auf Booths Frau hat, nicht schont. Neben seiner grotesk-komischen Seite kann sein Wesen auch jene kleinen komischen Züge annehmen, die wir in dem ersten Typus allein wahrnehmen und die vor allem die Folgen eines gewissen Übereifers sind, den er in einer guten Sache an den Tag legt. Um sein ganzes Wesen zu charakterisieren, sei hier folgendes aus seiner Lebensgeschichte angeführt: Buch II, Kap. 8 erzählt Booth, wie er den Colonel eines Abends in einer äusserst phantastischen Kleidung überrascht habe. Diese hatte er sich aber nur in der Eile umgetan, um für seine kranke Schwester eine bestimmte Kost zuzubereiten. Bath empfand wohl, dass er einen komischen Anblick darbieten müsse und erklärte die Ursache. Booth meinte harmlos und als Kompliment für Bath, dass er ihn nicht in einer seinem Charakter besser entsprechenden Situation hätte finden können. Diese Antwort kann Bath nicht aus dem Sinn kommen, und nach einer schlaflos verbrachten Nacht kommt er am nächsten Tage in aller Frühe zu Booth mit der Absicht, letzteren zu fordern; nur mit der allergrössten Not lässt er sich beruhigen. — Bei dieser Naturanlage kann es nicht wundern, wenn Bath doch schliesslich in einem Duell fällt, und zwar durch einen Gegner 'who told the colonel he differed from him in opinion' (Buch XII, Kap. 9). —

Alles, was wir von Bath berichten konnten, spricht nicht gegen eine Verwandtschaft mit Don Quijote. Gegenteil, gerade der grotesk-komische Zug des krankhaften Ehrgefühls bietet in seiner Phantastik direkten Anklang den spanischen Ritter, mehr noch als die Gestalten, die unter dem ersten Typus zusammengestellt haben, und Fielding im Gegensatz zu Cervantes von jeder grotesken Phantastik frei gehalten hat. — Schwieriger allerdings ist es, den zweiten Typus in literarische Beziehung zu Don Quijote

zu bringen. Dieser wird repräsentiert durch Jones in dem gleichnamigen Roman.

Tom Jones ist kein Narr wie Don Quijote. Er ist gekennzeichnet durch einen bestimmten Charakterfehler, nämlich seine Wollust. Es fragt sich, ob diese Art seines Wesens der Komik an die Seite gestellt werden kann, die in Don Quijotes phantastischen Unternehmungen sich offenbart. Ohne Zweifel; erinnern wir uns nur nochmals der Art, wie Don Quijote in dem Lustspiel 'Don Quixote in England' den anderen Menschen gegenübergestellt wurde. Hier war gezeigt, dass alle, auch sogenannte vernünftige Menschen, die von irgend einem egoistischen Triebe geleitet werden, der sie von den Bahnen der Vernunft ableitet, mit demselben Rechte wie Don Quijote als Narren angesehen werden können; ja Don Quijote, der in sittlicher Beziehung durchaus uneigennützig denkt und nur durch eine überhitzte Phantasie irregeleitet wurde, schien als weniger lächerlich aus den Vergleichen mit solchen Personen hervorzugehen. Mit anderen Worten: Fielding betrachtet jede Abweichung von dem Sittlich-guten als Abirrung von der Vernunft So spricht er sich in dem Lustspiel *'The Coffee-house Politician'* (II. Akt, 12. Szene) aus: The greatest part of mankind labour under one delirium or other; and Don Quixote differed from the rest, not in madness, but the species of it. The covetous, the prodigal, the superstitious, the *libertines*, and the coffee-house politician are all Quixottes in their several ways. Hier ist die innere Beziehung des Tom Jones zu Don Quijote mit klaren Worten ausgesprochen: auch Tom Jones ist ein Don Quijote, weil er sich beherrschen lässt von seiner sinnlichen Leidenschaft, wie Don Quijote von seinen Wahnvorstellungen. In der Tat betrachtet Fielding die Leidenschaft Toms vom Gesichtspunkt der Vernunft: unvernünftig ist ihm diese Leidenschaft. Ohne sie hätte Tom sehr bald des schönsten Glückes teilhaftig werden können. Sophie Western möchte ihm dieses Glück wiederholt bringen, aber jedesmal tritt seine sinnliche Leidenschaft trennend zwischen sie und ihn. Ja, der Roman Tom Jones und nicht Joseph Andrews ist das eigentliche

Seitenstück zu Don Quijote insofern, als er eben einen Helden schildert, der unter dem Druck einer Leidenschaft ebenso sehr von einer komischen Situation in die andere fällt, wie Don Quijote, dessen Phantasie zusammen mit seinem Ehrgeiz ihn in ähnliche abwechslungsreiche Situationen verstrickt; im Joseph Andrews ist eine derartige Parallele nicht zu ziehen, da Fielding hier seinen Helden im Vergleich zu Don Quijote derart idealisierte, dass ihm jede Phantastik, die als Abirrung von dem Sittlich-guten anzusehen wäre, genommen wurde, und er nur auf die formale Übereinstimmung in der Art des Humors Gewicht legte. Diese letztere ist allerdings auch für Tom Jones durchaus wesentlich.

Nicht jeder Wollüstling, der in der Literatur dargestellt ist, lässt sich Don Quijote an die Seite stellen. Wenn die Leidenschaft des Tom Jones die Quelle der Komik ist, so fragt es sich noch, durch welche idealen Züge dieselbe zum Cervantesischen Humor erhoben wird. Es lassen sich hier ähnliche Linien aufdecken, wie bei Parson Adams.

1. Tom Jones ist ein durchaus guter Mensch. Ausser seiner Sinnlichkeit besitzt er keinen schlechten Zug; um so seltsamer muss es uns anmuten, dass er sich derart von seiner Leidenschaft beherrschen lässt. Aufrichtigkeit und Mangel jeder Boshaftigkeit sind seine beiden Haupttugenden. Diese fallen gerade in dem Milieu auf, in dem er sich befindet, da dort Falschheit und Verfolgung in hohem Grade herrschen. Aber Tom Jones ist weit davon entfernt, sich für den einzigen Heiligen unter diesen Wölfen zu halten, wozu er eigentlich ein Recht hätte. Im Gegenteil, er kennt in seiner kindlichen Reinheit seine eigenen Vorzüge gerade so wenig wie Adams oder wie Don Quijote. Seine Tugenden sind ihm etwas Selbstverständliches und Unbewusstes. Statt dessen wird ihm selbst der Glaube von seiner eigenen Schlechtigkeit beigebracht wegen kleiner jugendlicher Vergehen, die er schwer büssen muss, so seine im Grunde harmlose Neigung zum Wilddieben. So ist er von seiner Schlechtigkeit überzeugt, während er in gewinnender Bescheidenheit seine Vorzüge nicht sieht. Ja, diese Bescheidenheit seines Wesens ist zum Teil mit der Grund, weswegen er

so oft in sein sinnliches Laster verfällt. Er ist ein Findling, wird aber dennoch geliebt von Sophia Western, die er gerne selbst besitzen möchte, aber da er nicht so recht daran glauben kann, dass er als armer Findling von diesem holden Wesen geliebt werden könne, geht er bald seine eigenen Wege und verfällt stets wieder in seine niedere Minne.

2. Der Begeisterung und hartnäckigen Verfechtung der Ideale des Don Quijote und des Adams lässt sich bei Tom Jones vergleichen, wie er sich starr und hartnäckig seinen Gegnern widersetzt, die ihn von dem als richtig Erkannten abbringen wollen. Vornehmlich ist an die Szene zu denken, wo man ihm das Geheimnis abnötigen will, wer mit ihm gewildert habe. Da Tom Jones seinen Genossen, einen verheirateten Mann nicht brotlos machen will, so verharrt er hartnäckig im Schweigen und erduldet lieber eine grausame Behandlung, als dass er sein Geheimnis verriete. —

Auch die Phantastik der Begeisterung, die Don Quijote in so eminentem Grade eigen ist, blickt mitunter bei Tom Jones durch. So in seiner Liebe. Er begeistert sich für Molly, ein nicht gerade hübsches Mädchen, und das ihn noch dazu hintergeht, mit einem Feuer und einer Aufrichtigkeit, dass wir nur an die schlecht angebrachte Verehrung, die der Dulcinea von seiten Don Quijotes zu teil wird, denken können. Wie ein zweiter Don Quijote kämpft er auch einmal gegen die gesamte Dorfjugend, die die Molly beschimpft hat.

3. Auch insofern ist er ein Don Quijote (wie auch Adams sich in dieser Hinsicht mit dem Manchaner vergleichen liess), als er ähnliche Täuschungen erfährt von seiten anderer, wie dieser. Auch Tom Jones ist ein Charakter, der von jeder Arglist so weit entfernt ist, dass er eine solche auch nicht in anderen vermutet; am wenigsten natürlich in solchen, deren ganze Liebe er beanspruchen zu dürfen glaubt. Als Tom Jones schliesslich durch die Ränke seiner Gegner in die Welt hinausgestossen wird, verliert er noch zu allem Unglück seine letzte Barschaft. Der Wildhüter, den samt seiner Familie Tom Jones erst kurze Zeit vorher vor Elend

und Hunger bewahrt hat, findet sie und betrügt ihn darum, worauf er sich von ihm mit heuchlerischem Mitleid verabschiedet. Die Täuschungen, die Don Quijote erlebt, sind zwar nicht so unverschuldet wie diese hier. Aber Fielding, der stets auf die edlen Züge des Manchaners sah, die sich in solchen Situationen offenbaren, hat doch auch solche Täuschungen, wie sie beispielsweise das Herzogspaar ausführt, auch nur mit einer gewissen Wehmut angesehen. Und in dieser wehmütigen Stimmung hat er in *Coffee-house Politician* (III. Akt, 1. Sz.) den Ausspruch getan, der trefflich auf die Situation des Tom Jones passt: Good nature is Quixotism, and every princess Micomicona will lead her deliverer into a cage [1]).

4. Auch der Träumerei Don Quijotes und des Parson Adams lässt sich einiges in dem Wesen des Tom Jones an die Seite stellen. Wie die ersteren sich in Träumereien über ihre Ideale verlieren und sich selbst durch Ausserachtlassung ihrer Kleidung u. dgl. in komische Situationen verstricken, so begegnet uns bei Tom Jones einmal etwas Entsprechendes in der Szene, als er sich auf die Suche nach Sophia Western begibt. Diese war in dem Gasthof abgestiegen, wo auch Tom Jones wohnte, und hatte dort zu ihrem Entsetzen gehört, dass Tom Jones sich in Gesellschaft einer Dame höchst zweifelhaften Rufes auf einem Zimmer befinde. Sie eilt weg und lässt ihren Muff zurück. Am nächsten Morgen früh erfährt Tom Jones von dem Besuch der Sophia. Sofort ergreift ihn Reue, und er begibt sich auf den Weg, hinter Sophia her. Der Mond scheint noch, und nun fängt er an zu schwärmen von Natur und Liebe und Mond, indem er in komischem Aufzug sich den Muff auf den Arm gesteckt hat. Und wie Don Quijote in solchen schwärmerischen Situationen durch Sancho an die Welt der Wirklichkeit erinnert wird, so ruft auch den Tom Jones gerade in dieser Situation eine ähnliche Gestalt wie der spanische Knappe, der Barbier

---

[1]) Siehe auch den auf S. 48 auseinandergesetzten Anlass dieses Ausspruchs.

Partridge, durch seine prosaischen Bemerkungen in das nächterne Dasein zurück.

Damit haben wir gesehen, dass Fielding auch den Tom Jones in ähnlicher Weise zu einem humoristischen Helden gemacht hat, wie den Parson Adams, und beide dem Don Quijote nachgezeichnet sind. —

In Bezug auf die Gegner des Helden können wir uns kurz fassen. Sie lassen sich ähnlich charakterisieren, wie die des Adams. Da wir somit auch im Tom Jones einen humoristischen Helden haben, dem eine ganze Anzahl von vermeintlich guten Menschen, die den Helden vom Standpunkt einer heuchlerischen Kultur beurteilen, gegenübergestellt sind, so glaube ich auch hier den tiefgehenden Einfluss von Molières Misanthrope zu erkennen. —

In ähnlicher Weise wie Tom Jones hat Fielding später in Booth, dem Gemahl der holden Amelia, einen humoristischen Helden geschaffen. Wenigstens in den ersten Kapiteln tritt er uns als ein liebenswürdiger Wollüstling entgegen, der öfter seine Frau hintergeht und Anlass zu vielem Elend und Kummer für seine Familie wird, der sich aber trotzdem stets unsere Sympathie bewahrt.

Die Nachahmungen anderer Gestalten als Don Quijote.

Sancho. Sancho ist wohl sicher als Vorbild anzusehen in der Darstellung Partridges im Tom Jones. Partridge war erst Dorfschulmeister, dann Barbier. Als er mit Tom Jones zusammentrifft, glaubt er, eine vorübergehende Zwistigkeit mit Squire Alworthy habe Tom Jones aus dessen Hause vertrieben. Da Partridge nun Tom Jones für den Sohn und Erben des Squires hält, so bietet er sich Tom Jones als Begleiter an, in der Hoffnung, ihn zur Rückkehr bewegen zu können und dann eine anständige Belohnung von den versöhnten Parteien zu erhalten. Er folgt nun mit dem Schnappsack wie ein zweiter Sancho Pansa seinem Herrn. Er hat aber noch weitere Ähnlichkeit mit seinem Vorbild:

2. er verwendet wie Sancho Sprichwörter oder auch Citate, jedoch meist lateinisch, da er dessen als ehemaliger Schulmeister in bescheidenem Masse mächtig ist;

3. er ist geschwätzig; er unterbricht die Erzählung des Man of the Hill (Buch VIII, Kap. 11) mit einer eigenen. Die Geschichte, die er dabei zum Besten gibt, erzählt er mit derselben Umständlichkeit wie Sancho die seine (vgl. D. Q. II. Teil, Kap. 31);

4. er ist feige und furchtsam (s. Buch VIII, Kap. 10); er folgt seinem Herrn auf den Hügel, weil er sich fürchtet, in der Dunkelheit allein zu bleiben. Aus dem gleichen Grunde verhindert Sancho seinen Herrn, ihn zu verlassen (D. Q. I. Teil, Kap. 20);

5. er hat plumpe Manieren; ganz wie Sancho gibt er seiner Freude Ausdruck, indem er einige Luftsprünge macht (Buch XV, Kap. 12: vgl. D. Q. I. Teil, Kap. 30) [1]);

6. er versteht nicht die Ideale seines Herrn, ja er verdächtigt seinen Herrn als Narren (T. J. XII, 7). Während sein Herr an Liebe, Ehre usw. denkt, berechnet er stets seinen materiellen Vorteil;

a) Buch XII, Kap. 13: Tom Jones hat Geld gefunden, das der Miss Western gehört; er macht sich auf den Weg, es ihr zuzustellen. Partridge aber meint, sein Herr könne es selbst in London gut brauchen. Ähnlich ist das Verhalten Sanchos, als D. Q. in der Sierra Morena das Geld Cardenios findet (D. Q. I. Teil, Kap. 23).

b) Diese Denkweise findet ihren Ausdruck in seiner Sprache indem er zahlreiche Vergleiche aus seinen realistischen Vorstellungen verwertet. Z. B sagt Tom Jones in seiner Liebesschwärmerei zu Partridge: "Who knows, Partridge, but the loveliest creature in the universe may have her eyes now fixed on that very moon which I behold at this instant?" — Worauf ihm Partridge zur Antwort gibt: "Very likely, Sir, . . . and if my eyes were fixed

[1]) D. Q. l. c. p. 297 a: y diciendo esto, dió dos zapatetas en el aire con muestras de grandísimo contento.

on a good sirloin of roast beef, the devil might take the moon and her horns into the bargain."

7. Seine realistische Denkweise ist absichtlich auch der idealistischen Schwärmerei des Tom Jones gegenübergestellt, so wie Sancho als Vertreter der nüchternen Weltanschauung dem begeisterten Streben Don Quijotes gegenüber steht. Ein Beispiel dieser Art wurde bereits bei der Betrachtung des Tom Jones erwähnt.

Maritornes. Wie Fieldings Nachahmung des Don Quijote in der humoristischen Auffassung von dessen Wesen gipfelt, so zeigt sich, dass er von dieser Auffassung aus auch andere Personen des spanischen Romans zur Nachahmung herausgewählt hat. Ein solcher humoristischer Charakter von einem andern Typus ist die Maritornes, die asturische Magd. Nach ihr ist wohl Betty, eine Magd im Joseph Andrews, gezeichnet. Beide vereinigen in sich:

1. einen liederlichen Lebenswandel: vgl. Joseph Andrews Buch I, Kap. 17 u. 18; D. Q. I. Teil, Kap. 16;

2. und Nächstenliebe: Betty nimmt sich des zerschlagenen Joseph Andrews an, indem sie ihn pflegt, nach dem Arzt eilt und sogar aus ihrer Tasche einige Ausgaben für ihn bestreitet (Buch I, Kap. 12 u. 14). — Maritornes gibt dem geprellten Sancho Pansa als einzige Person, die Mitleid mit ihm hat, Wein zu trinken und bezahlt ihn mit ihrem eigenen Gelde. Cervantes sagt von ihr: . . . en efecto se dice della que aunque estaba en aquel trato tenia unas sombras y lejos de cristiana (D. Q. I. Teil, Kap. 17). —

Im Anschluss hieran sei noch erwähnt, dass Fielding gelegentlich gerne solche derben Figuren des niederen Volkes mit wenigen Zügen zu humoristischen Charakteren stempelt, oft in besonders drastischer Weise. Ein Beispiel aus Joseph Andrews sei noch angeführt. Es ist dies der Postillion im 12. Kapitel des 1. Buches. Nachdem eine Dame in der Kutsche sich aus Prüderie geweigert hatte, den von Räubern zerschlagenen und seiner Kleider beraubten Joseph nackt in die Kutsche zu lassen, gibt ihm der biedere, arme Postillion

seinen Mantel und stösst einen entsetzlichen Fluch aus, in dem er zum Ausdruck bringt, dass er lieber sein Leben lang in einem Hemde fahren wolle, als jemals einen Mitmenschen so elendiglich umkommen zu lassen. Die Passagiere, die alle eine Entschuldigung hatten, um dem Joseph nichts von ihrer Kleidung abgeben zu müssen, lassen dem Postillon wegen dieses Fluches eine derbe Zurechtweisung zu teil werden. In Paranthese erzählt Fielding noch knapp, dass der Postillon spätert deportiert worden sei, weil er eine Hühnerstange gestohlen habe.

Einzelnes aus Don Quijote.

Auf seiner Reise nach Coventry kommen Tom Jones mit Partridge (siehe Buch XII, Kap. 12) mit einer Zigeunerbande zusammen. Jones hat dabei Gelegenheit, die Ordnung, die unter diesen Leuten herrscht, zu bewundern. Auch der Gehorsam, den sie ihrem König leisten, erregt sein Erstaunen. Er hat Gelegenheit, mit diesem selbst zu sprechen. Dieser ist ein sehr freundlicher und herzlicher Mensch. Er macht Tom Jones mit der inneren Verfassung des Zigeunerstaates bekannt, rühmt seine pflichttreuen und anhänglichen Untertanen und setzt ihm den Geist seines Regiments auseinander. Es sei ein schwieriges Amt, zu regieren und Gerechtigkeit auszuüben; er habe sich oft gewünscht, ein Untertan zu sein, wenn er genötigt gewesen sei, zu strafen. Denn ihre Strafen, wenn es auch keine Todesstrafe bei ihnen gäbe, seien doch sehr streng; sie beruhten darauf, dass sie des Verbrechers Schamgefühl erregten, was eine sehr grosse Strafe sei und stets die besten Folgen gezeitigt hätte. — Er hat dann auch bald eine Gelegenheit, Urteil zu sprechen. Ein Zigeuner hat beobachtet, wie sein Weib und Partridge sehr intim wurden. Partridge wird vor den Zigeunerkönig geführt, und Tom will den beleidigten Ehegatten durch eine gewisse Geldsumme befriedigen. Sie sind schon über zwei Guineen handelseinig geworden, als der König das salomonische Urteil fällt, dass der Ehemann keinerlei Bezahlung erhalten dürfe, sondern vor seinen Genossen einen Monat lang ein Paar

Hörner tragen müsse; denn wenn es ihm um seine Hausehre zu tun gewesen wäre, hätte er die beiden, die er angeblich beobachtet hatte, verhindern können; die Frau solle ebenfalls während eines Monats nur mit einem ihrem Vergehen entsprechenden Namen genannt werden. —

Mit dieser ganzen Szene hat offenbar das 60. Kapitel des 2. Teiles des Don Quijote grosse Ähnlichkeit. Hier trifft der Ritter mit der Räuberbande des Roque Guinart zusammen und ist ebenfalls erstaunt über die gute Organisation und Zucht, die in der Bande steckt, und lernt den Edelmut des Räuberhauptmanns schätzen. Offenbar hat dies Kapitel Fielding einige Anregung zu obiger Schilderung des Zigeunerlebens gegeben.

Der Einfluss des Don Quijote auf Tobias Smollett.

(1721—1771.)

Smollett hat sein ganzes Leben lang den Einfluss des Cervantesischen Romans erfahren. Schon bevor er den Don Quijote im Jahre 1755 übersetzte (s. S. 19 ff.), hatte er mehrere Werke, darunter zwei Romane, veröffentlicht. Obwohl er sich in diesen Romanen zunächst als Nachahmer von Lesage, dem Verfasser des Gil Blas, offenbart, zeigt er dennoch darin unverkennbare Spuren seines Studiums des spanischen Werkes. Dies zeigt sich vor allem in der Einführung humoristischer Persönlichkeiten in seine Werke, humoristisch in dem Sinne des Wortes, den wir bereits bei Fielding kennen gelernt haben. Lesage kennt als echter Franzose seiner Zeit nur echt komische Charaktere — Smollett geht im allgemeinen diesem Vorbilde nach, aber er kennt schon in diesen seinen Erstlingswerken wirklich humoristische Gestalten. Nachdem er dann in seinem Roman Count Fathom (1752) nur episodisch mehrere Gestalten in rein grotesker Weise mit quijotischen Zügen ausgestattet hat, begibt er sich an die Übersetzung des Don Quijote (1755). Eine unmittelbare Frucht dieser Übersetzung war eine direkte Nachahmung des spanischen Romans in den 'Adventures of Sir Launcelot Greaves'. An

diesem Roman hatte er während seines dreimonatigen Aufenthalts im Schuldgefängnis gearbeitet und veröffentlichte ihn 1760 und 1761 im British Magazine. Aber auch damit ist er noch nicht zufrieden und versucht es in seinem letzten Roman, 'Humphry Clinker', noch einmal aus dem Vorbild Züge zu borgen für seine Helden. Smollett hat nun nicht wie Fielding sich hauptsächlich an Don Quijote allein gehalten, sondern er nahm Don Quijote und Sancho zu Vorbildern für seine Gestalten. Wir werden gut tun, den Einfluss nach diesen Gestalten zu betrachten, aber so, dass wir Launcelot Greaves als eine Nachahmung des ganzen Romans zuletzt für sich bringen.

a. Die Persönlichkeit Don Quijotes.

Gemäss der obigen chronologischen Dreiteilung können wir den Einfluss sich tatsächlich in drei Stufen vollziehen sehen: Zunächst sehen wir, wie Smollet einige seiner idealen Personen mit gewissen grotesken Zügen, wie sie Don Quijote eigen sind, ausstattet. Aber dabei bleibt Groteskes und Ideales unvermittelt nebeneinander bestehen. Wir sehen diese Menschen, die eben so komisch auf uns wirkten, im nächsten Augenblick sich rasch unsere Sympathie erwerben durch irgend einen edlen Zug ihres Charakters. Oder aber wir bedauern, dass Leute, die eben so würdevolles Auftreten zeigten, im nächsten Augenblick sich von einer durchaus komischen Seite zeigen können. In dem bereits angeführten Count Fathom gar schildert er seine quijotischen Helden ohne alle ideale Züge, rein grotesk. — Danach versucht es Smollett, in der Weise diese Unausgeglichenheit zu vermeiden, dass er den ganzen Cervantesischen Roman nachahmt, indem er ihn in eine andere Sphäre überträgt. Dies gelingt ihm, aber seine Nachahmung erinnert Schritt für Schritt an das Vorbild. Erst auf der letzten Stufe schafft er eine originelle Gestalt, bei der sich die beiden Seiten des Humors durchdringend vereinigen. —

Wenden wir uns nun zu der Betrachtung dieser Gestalten. Genau wie Fielding in der Nachahmung des Cer-

vantesischen Humors im allgemeinen auch in der Charakterisierung seiner Helden im einzelnen sein Vorbild nicht verleugnen konnte, entleiht auch Smollett für seine Charaktere einzelne wesentliche oder unwesentliche Züge dem Helden des Cervantes. Ohne diese wäre es gerade bei ihm schwer, (namentlich in der ersten oben gekennzeichneten Periode), bestimmte Personen als Quijotes anzusprechen, wenn wir dies nicht ohne weiteres in dem allgemeinen Sinne tun wollen, den wir schon bei Fielding kennen gelernt haben. Aber auch hier helfen zum Glück eine Anzahl einzelner Züge, die bestimmt auf Don Quijote hinweisen, einen ähnlichen *humoristischen* Heldentypus nach dem Vorbild des Cervantes zu konstruieren, wie er Fielding eigen ist.

Thomas Bowling

in Roderick Random (1748) ist der Oheim des Titelhelden des Romans. Er ist Offizier auf einem Kriegsschiffe. Sein durchaus guter Charakter ist ausser Zweifel. Er nimmt den Neffen in seinen Schutz von dem Tage an, wo ihn dessen Grossvater wegen der angeblichen Mésalliance seines Sohnes, des Vaters Rodericks, mit der Charlotte Bowling verlässt und enterbt, nachdem auch der Vater lange vorher das Weite gesucht hat, um nach dem Tode der Mutter seines Kindes sich in der Welt eine Existenz zu gründen. Bowling schickt ihn auf die Universität und sorgt für ihn eine ganze Zeit. Aber er selbst gerät mit dem Kapitän seines Schiffes, Oakum, in Streit, an dem letzterer die Schuld trug, verletzt ihn in einem Duell, und, da er glaubt, ihn getötet zu haben, ergreift die Flucht. Er entkommt nach Frankreich, wo ihn Roderick später in tiefem Elend findet und ihn unterstützt. Bowling kommt dann nach England und es gelingt ihm schliesslich, in die Stellung eines Kapitäns eines Handelsschiffes aufzurücken, in der er sich ein grosses Vermögen erwirbt. Er ist es auch, der den Neffen, dem er stets eine rührende Liebe hat angedeihen lassen, aus dem Londoner Schuldgefängnis befreit, ihn mit nach Brasilien nimmt, um

ihm Gelegenheit zu geben, sich ein Vermögen zu erwerben. Dort treffen beide mit dem Vater des Roderick zusammen.

Fast in jeder Szene, in der dieser prächtige Mensch auftritt, erregt er unser Lachen. So, wenn er den kleinen 'Rory' an die Hand nimmt, ihn vor den Grossvater führt und diesen an seine Pflicht gegenüber der Waise ermahnt, wenn er dabei jedes Ceremoniell verschmäht und mit ganz ungezierten, derben Worten seine Meinung äussert: Your servant, your servant. What cheer, father? what cheer? — I suppose you don't know me — may hap you don't. My name is Tom Bowling, and this here boy, you look as if you did not know him neither; 'tis like you may not. He's new rigged, i' faith; his cloth don't shake the wind so much as it wont to do (Bowling hat nämlich den Neffen mit neuen Kleidern versehen). 'Tis my nephew, d'ye see, Rodrick Random, — your own flesh and blood, old gentleman . . . In diesem Tone geht es weiter. So führt er auch den Neffen in das Sterbezimmer des Grossvaters und wiederholt seine Vorwürfe. — Als das Testament verlesen wird, begleitet Bowling die Worte des Vorlesenden mit einer Interjektion, die die ganze Versammlung entsetzt. — Solcher Szenen gibt es noch mehr. Was diesem Manne dabei (bei der Lektüre des Ganzen kommt dies ziemlich deutlich zum Durchbruch) einen quijotischen Anstrich gibt, ist sein Temperament, das ihn unwiderstehlich hinreisst zum Widerstand gegen diejenigen, die Unrecht tun, in Verbindung mit einer gewissen Phantastik, die in seinem derben seemännischen Auftreten liegt. Dieselben Momente sind auch gegeben in der Art und Weise, wie er Rache an dem Schulmeister nimmt, der Roderick nur aus dem Grunde, weil er wusste, dass der Grossvater den Jungen nicht leiden mochte, schlecht behandelt hat. Bowling verbindet sich mit seinem Neffen und einigen anderen Schuljungen, dringt in das Schulzimmer ein, bindet den Schulmeister und verprügelt ihn vor den Augen seiner Schüler in einer sehr demütigenden Weise. — Das gleiche Temperament offenbart sich auch in dem Streit mit seinem vorgesetzten Kapitän, wobei er sich, da es sich um Ehrensachen

handelt, bis zum äussersten reissen lässt (vgl. den Bericht im Kap. XXIV).

Aber er besitzt auch etwas von der leichtbeschwingten, optimistischen Phantasie Don Quijotes; wie der Manchaner auch in der grössten Not nicht anders glauben kann, als dass seine edlen Taten auch die richtigen materiellen Erfolge wie Statthalterschaften u. dgl. bringen müssen, die er sich in seiner Phantasie wunderbar ausmalt, so klammert sich auch Tom Bowling im Moment seines tiefsten Elends, als er in Frankreich zwei Tage nichts zu essen hatte, an die Freundschaft mit einem Büttel der Admiralität: he and one of the underclerks are sworn brothers, and that under-clerk has a good deal to say with one of the upper-clerks, who is very well known to the under-secretary, who, upon his recommandation, I hope will recommend my affair to the first secretary; and he again will speak to one of the lords in my behalf: so that you see I do not want friends to assist me on occasion. —

Der liebenswürdige Seemann hat sich leicht die Herzen der Leser gewonnen; man braucht nur an Charles Dibdin [1745—1814] zu erinnern, der ein Lied auf Tom Bowling gedichtet und in Musik gesetzt hat[1]).

Mit diesem Charakter ist enge verwandt

Commodore Hawser Trunnion.

Trunnion, eine Hauptfigur in Peregrine Pickle (1751), hat sich von seiner Stellung als Commodor eines Kriegsschiffes zurückgezogen und lebt in einem kleinen Städtchen. Er hat den Franzosen mehrere Seetreffen geliefert. Obwohl Weiberfeind, heiratet er noch im reiferen Alter die Schwester des Gamaliel Pickle, der es im Verein mit einem ehemaligen Offizier Trunnions gelingt, den Trunnion zur Heirat zu bewegen.

---

[1]) Übrigens soll Dibdin in dem bekannten Gesang *Tom Bowling* seinem Bruder Tom Dibdin ein Denkmal gesetzt haben. Aber der Name, sowie mehrere andere (Jack Ratlin usw.) sind nebst der seemännischen Phraseologie — Dibdin war kein Seemann — ohne Zweifel aus Smollett entnommen.

Da seine Schwägerin, die Frau des Gamaliel Pickle, eine fast unerklärliche Abneigung gegen ihren ältesten Sohn, Peregrine Pickle, hat, und der Vater des Knaben zu schwach ist, um sich seiner Frau zu widersetzen, nimmt sich Trunnion des verstossenen Menschenkindes an und überträgt in Ermangelung eines eigenen Sohnes alle seine Liebe auf ihn. Mit den Jahren wächst diese Liebe immer mehr und Trunnion kann sich von ihm trotz mehrfacher Streiche, die der Knabe sogar gegen ihn ausführt, und anderer Vergehen, nicht lossagen. Er schickt ihn nach Winchester auf eine Schule, lässt ihn in Oxford studieren, rüstet ihn mit allen Mitteln aus zu der damaligen Modereise nach Paris und setzt ihn schliesslich als Universalerbe ein. — In derselben Weise nimmt sich Trunnion auch der Schwester Peregrines an, die von ihren Eltern verstossen wurde, weil sie ihre Schwesterliebe zu Peregrine nicht verleugnen konnte. — Mr. Gauntlet, den Freund Peregrines, einen Offizier, der kein Geld hat sich eine Bestallung zu kaufen, will er vierhundert Pfund schenken; da er hört, dass dieser das Opfer nicht annehmem werde, geht er auf die List seines Neffen ein, zu erklären, er schulde seit langer Zeit die Summe dem Vater Gauntlets, der sie ihm einst vorgestreckt habe, dann ihm aber aus den Augen gekommen sei. — Noch andere schöne Züge aus dem Leben dieses Mannes könnte man anführen: so vor allem seine Anhänglichkeit an Jack Hatchway, der Offfzier an Bord von Trunnions Schiff war, im Seegefecht ein Bein verlor, und den Rest seiner Tage bei Trunnion verlebt. Noch einen Günstling, Tom Pipes, hat sich Trunnion aus der Zeit seines Seemannslebens mitgenommen und auch mit diesem verbindet ihn eine treue Freundschaft. Pipes war Bootsmannsmaat, jetzt nimmt er die Stelle eines Vorgesetzten der Dienerschaft Trunnions ein.

Auch Trunnion ist, wie Tom Bowling, mit einer Reihe echt komischer Züge ausgestattet, und zwar mehr noch, wie dieser, mit solchen von deutlich quijotischer Art. Dazu rechne ich nicht sowohl seine zahlreichen Rodomontaden, in denen er allerdings seine Taten phantasievoll vergrössert:

aber wie oft ist vor und neben Don Quijote ein solcher Eisenfresser dargestellt worden! Es gibt deutlichere Beziehungen zu dem Phantasieleben Don Quijotes bei Trunnion.

Zunächst ähnelt sein Geistesleben ganz dem des Manchaners: wie Don Quijote durch seine Phantasie in einer ganz andern Welt lebt, sodass er beständig Gestalten seiner Ritterwelt zu sehen glaubt, so geht Trunnion ganz in den Vorstellungen des Seelebens auf. Schon seine Sprache verrät dies. Auch Tom Bowling verwandte gelegentlich solche Vergleiche aus der Seemannssprache; aber Trunnion tut dies fast mit jedem Satz: your upper decks are damaged [= Dein Verstand ist nicht in Ordnung]; have you got any attorneys aboard [aboard = drinnen im Hause]. What business have you to come always athwart my hawse [= warum müssen Sie mir immer in die Quere kommen?], usw.

Noch bestimmter wird diese Verwandtschaft mit Don Quijote durch seine Lebensweise. Obwohl er sich auf festes Land zurückgezogen hat, lebt er dennoch in seinem Hause wie ein Seemann. Er schläft nicht in einem Bett, sondern in einer Hängematte. Als am Tage nach der Hochzeit seine Frau, ohne ihn von ihren Plänen in Kenntnis zu setzen, diese Matten durch Betten ersetzen lassen will, kommt Trunnion zufällig hinzu, als die Arbeiter die Betten aufschlagen. Er stellt sich ihnen entgegen, wird aber von ihnen als ein Irrsinniger angesehen und gebunden, bis er schliesslich von seiner Frau in Freiheit gesetzt wird. Auch sonst durchlebt er, in seiner Phantasie wenigstens, ein Seemannsleben. Als er sich am Tage seiner Hochzeit in die Kirche begeben will, reitet er auf einem feurigen Jagdpferd. Schon in der Nähe der Kirche angekommen merkt er plötzlich, dass sich der Wind beständig ändert, und er fängt an immerfort zu lavieren, als ob er ein Schiff zu steuern hätte. Dabei begegnet es ihm, nebenbei bemerkt, dass die Pferde plötzlich das Anschlagen einer Meute hören und anfangen mit dem Kommodor mehrere Stunden lang ohne einzuhalten davonreiten — eine wilde Jagd à la John Gilpin, dessen Vorläufer ohne Zweifel Trunnion ist. — Wie ein zweiter Don Quijote hält er sich

auch gerüstet für jeden beliebigen Überfall. Er hat sein Haus stets in kriegsfertigem Zustand: seine Leute halten Wache während der Nacht. Um das Haus zieht sich ein Graben mit einer Zugbrücke; im Hofe stehen beständig kleine Kanonen schussbereit. Diese kleine Festung ist am Orte allgemein bekannt unter dem Namen 'garrison'.

Warum aber ist er so gerüstet? Wer sind seine Feinde? Sie sind genau so phantastischer Art wie die Don Quijotes. Einmal sind es Gespenster, vor denen er sich als echter abergläubischer Seemann fürchtet. Unter den Seegeistern ist es wieder der gefürchtetste, Davy-Jones, der nach der Mythologie der Seeleute allen eitlen Geistern der Tiefe vorsteht, in den verschiedensten Gestalten erscheint, am Vorabend von grossen Stürmen, Schiffbrüchen und andern grossen Unglücksfällen sich auf das Takelwerk setzt. Zu einer ähnlichen Angstvorstellung wird bei ihm auch jeglicher Gedanke an seine Verwandten, obwohl diese seit seiner Jünglingszeit nichts von sich haben hören lassen. Diese Verwandten, besonders ein Oheim, sind die Ursache gewesen, dass er den Seemannsberuf ergreifen musste. Noch ein Knabe, hat er einst mit andern gewilddiebt, wurde eingefangen und hinter Schloss und Riegel gebracht. Damals stellte sein einflussreicher Oheim ihm in Aussicht, dass er sich für ihn nur dann verwenden wolle, wenn er sich bereit erkläre, sofort nach seiner Befreiung auf See zu gehen. In dieser Zwangslage gab er natürlich nach, er hat aber seit dieser Verstossung stets eine unüberwindliche Feindschaft in seinem Herzen gegen diese Verwandten genährt, und jede Erinnerung an sie treibt ihn in eine furchtbare Wut und Verfolgungssucht.

Wie Feinde verfolgt er auch Anwälte (attorneys). Diese Feindschaft erklärt sich daraus, dass er einstens durch sie in eine sehr grosse Geldstrafe genommen wurde, weil er einen seiner Offiziere geschlagen hatte.

Die ganze Phantastik seines Wesen offenbart sich dann erst recht, wenn er mit diesen seinen vermeintlichen Feinden in Berührung kommt. Eines Nachts fallen zwei Dohlen durch

den Schornstein in sein Schlafzimmer, wo sie grossen Lärm verursachen. Er glaubt sofort Gespenster seien bei ihm eingedrungen, springt aus dem Bett und schlägt ganz blindlings um sich, bis er alles im Zimmer in Stücken geschlagen hat. Tom Pipes feuert die Kanonen ab; das ganze Dorf wird dadurch in Aufruhr gebracht und glaubt nicht anders, als dass die Franzosen gelandet wären.

Als Hatchway, der sich gerne über seinen alten Freund und Vorgesetzten lustig macht, die Tiere, die die Ursache der Furcht Trunnions gewesen sind, im Zimmer findet, und den Kommodore damit aufzieht, wird Trunnion sehr böse und meint, er könne so gut wie einer Dohlen vom Teufel unterscheiden.

Wie verschiedene Menschen, die die Schwäche Don Quijotes erkannt haben, auf Mittel sinnen, sich auf seine Kosten zu ergötzen, so fehlt es auch Trunnion nicht an solch spasshaft angelegten Freunden. Zu diesen gehören vor allem Jack Hatchway und Peregrine Pickle, dann auch Tom Pipes. Einmal locken sie ihn in einen dunklen Raum, wo sie ihn plötzlich vor eine gespenstige Gestalt führen und sich an seiner Aufregung weiden. Dann wieder lassen sie durch einen auf Trunnions Namen gefälschten Brief einen Anwalt zu ihm bestellen, und als dieser erscheint und sich vorstellt, gerät Trunnion in solche Wut, dass er ihn mit einem Knüttel zu Boden streckt, dann in grosser Freude über seine Rache in ein anderes Zimmer geht, um dort zu speisen. Der Anwalt aber erscheint dort wieder vor ihm, um ihm mit einer gerichtlichen Verfolgung zu drohen, und Trunnion regt sich dermassen auf, dass er sich erst beruhigt, als die Anstifter den Anwalt in den Hof führen, wo sie ihn à la Sancho in einem Betttuch prellen. Schliesslich verabreden sich die übermütigen Freunde Trunnions mit einem Akziseeinnehmer, der einen Brief, angeblich von Trunnions Oheim, überbringen soll, worin dieser bei gleichzeitigen Vorwürfen über Trunnions früheres Betragen ihn bittet, sich für den Überbringer des Briefes in London zu verwenden. Die Wut, in die Trunnion bei der Lektüre dieses Briefes gerät, lässt sich nur mit ähnlichen

Anfällen Don Quijotes vergleichen. Unter einem Hagel von Schimpfwörtern und Vorwürfen gegen seinem Oheim zerreisst er den Brief in Fetzen und tanzt auf demselben herum. Als der Überbringer den Scherz nun weiter treibt und dem aufgeregten Trunnion Vorwürfe über eine solche Undankbarkeit gegenüber einem einstigen Wohltäter macht, befiehlt Trunnion dem anwesenden Pipes den Akziseeinnehmer an die Stäupsäule des Hofes zu binden, und der übermütige Pipes führt den Befehl aus, indem er dem Opfer ins Ohr flüstert, dass er auf keinen Fall seinem Herrn ungehorsam sein dürfe. Auch Hatchway lässt die Züchtigung zu, indem er sich absichtlich vorher entfernt, kommt dann aber nach einiger Zeit zurück, verwendet sich scheinbar für den Überlisteten und befreit ihn. Der Akziseeinnehmer wollte ursprünglich gerichtliche Klage erheben, nahm aber Abstand, als ihm Hatchway bedeutete, er würde dann selbst wegen Betrugs verfolgt werden. In ähnlicher Weise wird Trunnion noch das eine oder andere Mal von den Spassvögeln oder auch von andern getäuscht oder gefoppt; wir brauchen dies nicht alles anzuführen, da die Beziehungen zu Don Quijote nie so deutlich sind, wie in den angeführten Beispielen. Eine Szene (II. Teil, Kap. 2), sei deshalb noch angeführt, weil sie sich direkt an eine des spanischen Romans anlehnt: Hatchway liest aus einer Zeitung vor, dass ein, nach Trunnions Ansicht unbedeutender, Admiral zum Peer ernannt worden sei. An dieser Stelle springt der Kommodore auf und ruft kategorisch aus: Damn my heart and liver! 'tis a land lie, d'ye see; and I will maintain it to be a lie, from the spritsailyard to the mizen-top-sail-haulyards. — Damit vergleiche man das Gebahren und die Rede Don Quijotes, als Cardenio eben die irrsinnige Bemerkung ausgestossen hat, dass die Königin Madásima mit Meister Elisabath geschlafen habe (I. Teil, Kap. 24): Eso no, ruft er wütend aus, voto á tal..., y esa es una muy grande malicia, ó bellaquería por mejor decir: la reina Madásima fué muy principal señora... y quien lo contrario entendiere, miente como muy gran bellaco, y yo se lo daré á entender á pié y á caballo,

armado ó desarmado, de noche ó de dia, ó como mas gusto le diere [1]).

Doch wollen wir noch auf einige Kernpunkte der Abweichung Smolletts von Cervantes hinweisen: Während die phantasievollen Vorstellungen Don Quijotes aus einer naiven aber märchenhaft schönen Poesie geschöpft sind, bewegt sich Trunnions Phantasie ganz in dem Bereich eines bestimmten Berufs — seine Vorstellungen sind also mehr wunderlich, als erklärlich, mehr seltsam, als die Phantasie gewinnend. Auch spricht die Art, wie er zu seinen feindseligen Vorstellungen gekommen ist dafür, dass er aus Furcht oder Rache handelt, wenn er auch in den einzelnen Fällen durchaus keine tragischen Folgen herbeiführt. Don Quijote dagegen hat, so viel auch der Ehrgeiz bei ihm mitspricht, unverkennbar altruistische Beweggründe. — Während Don Quijote eine gute dialektische Disputierkunst besitzt, wird Trunnion eine 'inferior capacity of reasoning' zugeschrieben. Auch darauf ist aufmerksam zu machen, dass Don Quijote trotz allen zeitweiligen Ungeschicks sich eines artigen, ja sogar gezierten Benehmens befleissigt — Trunnion ist gemütlich vertraulich, in der Gereiztheit aber derb, offen, und sagt mit oft sehr drastischen Worten seine Meinung ohne alle Ziererei.

Die grösste Abweichung besteht aber in der Behandlung des epischen Stoffes: Don Quijote, wenigstens so wie wir ihn mit Vorliebe sehen, unternimmt alles aus sich selbst heraus: er selbst spiegelt sich Gefahren und Feinde vor — Trunnion erhält den Anstoss von aussen, durch seine spasshaften Freunde. —

Zum Schluss noch eine Bemerkung literarischer Art: In den Nachahmungen, die wir aufgezählt haben, begegnete uns stets ein Mann des seemännischen Berufs, und auch im folgenden müssen wir einen solchen Charakter heranziehen. Was allen diesen seemännischen Gestalten gemeinsam ist, ist eine schroffe Art, ihre Meinung zu sagen: sie nehmen, sozusagen, kein Blatt vor den Mund, und nichts ist ihnen

[1]) D. Q. l. c. S. 278 b.

unerträglicher, als die Ziererei oder das versteckte Betragen der Landratten. Diese ungefälschte Gesinnung ist der eigentliche Kern ihres Wesens. Dieser von Smollett gezeichnete Menschenschlag hat nun, meines Erachtens, viel Ähnlichkeit mit Wycherleys Plain Dealer (1667). In diesem Drama ist Manly — derjenige dem der Titel plain dealer zukommt — auch ein Kapitän. Er hat diesen Beruf gewählt, weil er das gefälschte Wesen der Gesellschaft nicht vertragen kann, und weil er es hasst, dass man ihm Schmeicheleien sagt, die nicht aufrichtig gemeint sind. Er selbst schwelgt geradezu in derben Ausdrücken und sagt besonders Hofleuten und Lords seine unverfälschte Meinung ins Gesicht. In diesem Stück bedienen sich auch die Matrosen zum Ausdruck ihrer gewöhnlichsten Ansichten öfter der Bilder aus dem Seeleben.

Mit diesem Typus von Menschen konnte sich sehr leicht der Charakter des Don Quijote vermischen. Vor allem war die Möglichkeit dadurch gegeben, dass auch Manly die Momente eines humoristischen Charakters in sich birgt: das Stück Wycherleys ist ja eine Bearbeitung des Misanthrope von Molière, also eines Stückes, von dem Fielding (wie ich versucht habe zu zeigen) viel für seinen Humor und seine humoristische Darstellung des Don Quijote gelernt hat. Ist nun schon der Misanthrope nahe verwandt mit Don Quijote insofern er in unerbittlicher Weise einen idealen, doch aussichtslosen Kampf gegen seine Umgebung führt, so hat Wycherley dem Manly noch einen Zug gegeben, der diese seine Verwandschaft zu dem spanischen Helden noch offenkundiger macht: Manly lässt sein Haus von seinen Matrosen umstellen, um jeden, der ihn besuchen will, abzuwehren; gerade als ob es sich um eine von Feinden bedrohte Festung handle, und er der Ritter wäre, der sein Ideal (die Aufrichtigkeit) verteidigen müsse — ein deutlich quijotischer Zug.

Was Smollett an diesem Charakter aber nicht gebrauchen konnte, war seine Ungeselligkeit: während Manly alle Menschen von sich stösst, liebt es Trunnion, in heiterer Gesellschaft zu sein; und ohne dass er sich mit Menschen entzweit, lässt er es

sich doch nicht nehmen, jedem, wenn es not tut, die Wahrheit zu sagen.

Wie aus der Darstellung des Charakters Trunnions hervorgeht, ist er ein humoristischer Held, insofern er zwar komische Züge in seinem Wesen die Menge hat, aber dennoch im Grunde seines Herzens ein wahrhaft edler Mensch ist. Dennoch aber muss man hervorheben, dass die quijotischen Züge, die ihm Smollett verliehen hat, in keinem Zusammenhang mit seinem guten Wesen stehen, für sich genommen also rein komisch, ja grotesk sind, höchstens wäre sein plain-dealing eine humoristische Eigenschaft an sich, da sie ihn in komische Situationen bringt und dabei gleichzeitig die Vorstellung einer idealen Charakteranlage erweckt. Aber gerade in dieser Hinsicht war wohl nicht der Don Quijote des Cervantes Quelle. Diese quijotischen Züge in ihrer reinen Phantastik kehren dann noch bei verschiedenen Gestalten in dem folgenden Romane Smolletts wieder und zwar diesmal so, dass ihnen nichts Ideales in dem Charakter entgegengesetzt wird; dies ist der Fall im Count Fathom.

Mehrere Personen im Count Fathom (1752).

In den Kap. 39—41 sind vier Personen, Insassen eines englischen Schuldgefängnisses, aufgezählt, die fast alle, wie Don Quijote, unter einer fixen Idee leiden und gleichzeitig den ganzen Stolz des Manchaners offenbaren.

a. Theodor, König von Corsika [1]).

Dass er, seines Reiches beraubt, in einem englischen Schuldgefängnis sitzen muss, hat ihm den Verstand geraubt. Dennoch aber sucht er die Rolle eines Feldherrn auch noch im Gefängnis weiterzuspielen, wie Trunnion die eines Kapitäns.

[1]) Gemeint ist offenbar Theodor von Neuhof, ein westfälischer Baron, der von den Corsen zum König ausgerufen wurde (1736), bald seines Trones verlustig ging, und später auch mehrere Jahre in einem englischen Schuldgefängnis zubrachte (1749—1756).

Er sitzt mit einem Major vor einer grossen Landkarte; auf derselben befinden sich Muschelschalen, welche Schiffe darstellen sollen. Beide inszenieren damit eine Seeschlacht, und der König verfolgt mit Brillen das Schauspiel (Kap. 39).

Der König hat trotz seiner aussichtslosen Lage noch die Hoffnung, dass 'affairs would speedily take such a turn in Italy as would point out to the English court the expediency of employing him again'[1]). Diese Art, sich in der Hofnung zu trösten, nennt Smollett selbst 'Quixotism' (Kap. 40).

b. Ein französischer Ritter.

Er sieht in allem, worin man ihm nicht folgt, eine Beleidigung. Als der Gefängniswärter ihm keinen Kredit mehr geben will, will er ihm durch Fathom eine Herausforderung bringen lassen.

Er hat wie D. Q. grosse Pläne, der Welt zu nützen. Er hatte einst 'many ingenious schemes to increase the glory and grandeur of France'[2]) entworfen. Er war aber durch Kardinal Fleury entmutigt worden, der eifersüchtig auf seine grossen Talente ihn ins Gefängnis warf: auch D. Q. erklärt seine Misserfolge mit dem Neid der Zauberer.

Aus dem Gefängnis befreit, verlässt er Frankreich — kein Prophet ist angenehm in seinem Vaterlande — geht nach England, und 'prompted by his philanthropy'[2]), bietet dort dem Ministerium „ein Hilfsmittel an, um viel Blutvergiessen zu vermeiden". Er schlägt vor, die Streitigkeiten zwischen der Königin von Ungarn und dem bayerischen Prätendenten (offenbar ist der Streit um die deutsche Kaiserkrone zwischen Maria Theresia oder vielmehr deren Gemahl Franz I. und Karl VII. gemeint) durch einen Zweikampf entscheiden zu lassen. Er selbst wollte sich als Kämpfer für den Bayer anbieten.

Man sieht, in dem französischen Ritter steckt der Wahnsinn D. Q.'s, die Welt mit Hilfe des Rittertums zu reformieren.

[1]) Smollett's Works, ed. J. P. Browne, vol., p. 274.
[2]) ibid. p. 277.

Wie D. Q. sich nach dem Misslingen seines Planes der Schäferdichtung widmen und als Schäfer leben wollte, so wandte sich auch der französische Ritter der Poesie zu, machte Verse und schickte sie wiederholt an den König, der schliesslich seiner überdrüssig ward und ihn ins Gewahrsam bringen liess. Daraufhin schickte er an Seine Majestät eine Herausforderung.

c. Sir Mungo Barebones.

Er besass, wie erzählt wird, 'a great fund of valuable knowledge', bekleidete früher auch verschiedene Ämter, in denen er sich eines grossen Ansehens erfreute. Da wird er, wie D. Q., durch die Lektüre gewisser Bücher verrückt. Er studierte hebräisch, hatte angeblich visionäre Unterhaltungen mit Moses auf dem Berge, erforschte den Sinn des hebräischen Wortes Elohim, und glaubte nach einer Stelle der Bibel, dass die Zeit gekommen sei, wo Juden und Heiden bekehrt würden (Kap. 40).

d. Captain Minikin.

Von Minikin wird erzählt, dass auch er an die Phantastereien des Mungo glaube. Ebenso ist er peinlich genau auf ritterliche Ehre bedacht und ist im Falle bereit, sofort einen Beleidiger zu fordern (Kap. 41). —

Die weitaus beste Nachahmung Smolletts von Don Quijote ist m. E. eine Gestalt im Humphry Clinker (1770):

Obadiah Lismahago.

Zunächst einiges aus seiner Lebensgeschichte: Von Geburt ein Schotte, trat Lismahago in englische Kriegsdienste, zunächst mit dem Rang eines Fähnrichs, und avancierte mit der Zeit zum lieutenant. Er wurde verwandt in zwei Kriegszügen der Engländer gegen die nordamerikanischen Indianerstämme. Bei Ticonderoga wurde er verwundet und fiel in die Hände von Indianern, die ihn skalpierten, ihm den Schädel zerschlugen und ihn für tot auf dem Schlachtfeld liessen. In einem französischen Hospital geheilt, entfloh er mit einem Fähnrich Murphy, um zu den Engländern zu stossen. Beide wurden

aber von Niami-Indianern ergriffen, welche beschlossen Murphy, den schöneren der beiden, ihrem Häuptling als Adoptivsohn zu schenken, weil dieser seinen eigenen Sohn in dem Kampfe verloren hatte, gleichzeitig sollte er die Braut des Verstorbenen heiraten. Lismahago aber sollte von ihrem Stamme geopfert werden. Während man sie durch die verschiedenen Dörfer führte, wurden sie von den Frauen und Kindern derartig gemartert, dass Lismahago am Ende der Reise mehrere Verstümmelungen aufzuweisen hatte, Murphy aber für die Rolle eines Ehegatten gänzlich untauglich war. Nun mussten beide die ursprünglich ihnen zugedachten Rollen vertauschen. Murphy hatte die entsetzlichsten Martern zu erdulden, bis er schliesslich von einem Indianer den Gnadenstoss erhielt. Lismahago musste die verlassene Braut heiraten. Diese hatte sich bei der Marterung des Murphy besonders hervorgetan. Sie wetteiferte auch mit den stärksten Kriegern im Verschlingen des Opferfleisches. Sie starb nach zwei Jahren. Ihr beider Sohn wurde später der Häuptling seines Stammes. Lismahago wurde inzwischen zum Häuptling der Badger ernannt; aber als der 'Sprecher' des Stammes in die Hände eines mit den Engländern befreundeten Stammes fiel, wurde Lismahago gegen ihn eingetauscht. Nach dem Frieden verkaufte dieser seine Offiziersstelle gegen Pensionierung. Er kehrte nach England zurück, nach dreissig Jahren, und hatte die Absicht in Frieden in seiner Heimat sich niederzulassen und mit seinen geringen Mittel ein bescheidenes Dasein zu führen.

In England lernt Lismahago die Reisegesellschaft kennen, von der uns der Briefroman Humphry Clinker erzählt. Nachdem er sich die Wertschätzung und Liebe der einzelnen Mitglieder der Familie Bramble erworben hat, verliebt sich die schrullenhafte alte Jungfer Tabitha Bramble in ihn, und beide werden ein Paar.

Es kann m. E. keinem Zweifel unterliegen, dass Smollett in Lismahago einen quijotischen Charakter sah.

Lismahago ist dreissig Jahre im Dienste des Vaterlandes tätig gewesen und hat nichts erreicht, als den Rang eines Offiziers. Dennoch ist er stolz. „Ich schulde niemand einen

Heller, ich kann mir ein reines Hemd, eine Hammelkeule und ein Bund Stroh kaufen; und wenn ich sterbe, werde ich genug hinterlassen, um die Kosten meiner Beerdigung zu bezahlen," sagt er zu Bramble. Mit Entrüstung weist er jede Schuld, dass er zu keiner höheren Charge hat gelangen können, von England ab: er hatte ja kein Geld, um sich eine solche zu kaufen; wenn die jüngeren Leute dies vermochten und ihn daher überholt haben, so waren sie eben die glücklicheren. Aber er ist auch nicht etwa enttäuscht worden; er ist nicht mit der Aussicht auf materiellen Gewinn in die militärische Laufbahn eingetreten. Sein Idealismus ist ihm etwas so Heiliges, dass er sehr böse werden kann, schon wenn man seine militärische Laufbahn in einem Atem mit den materiellen Interessen nennt. „Also", sagt Bramble, „Sie haben Ihre Jugend, Ihr Blut und Ihre Gesundheit inmitten der Gefahren, der Widerwärtigkeiten, der Greuel und des Ungemachs eines Krieges verbracht, und das alles wegen eines täglichen Soldes von drei bis vier Mark; eine Bezahlung, welche — —" Hier unterbricht ihn der Schotte mit Feuer: „Sie tun mir Unrecht, wenn Sie sagen oder denken, dass ich durch einen solch schnöden Gesichtspunkt getrieben worden bin. Ich bin ein Ehrenmann und habe den Militärdienst wie andere Ehrenmänner angenommen mit Hoffnungen und Gefühlen, die der ehrenhafte Ehrgeiz einflösst..." So heilig ist ihm diese seine Auffassung von seinem Dienst für das Vaterland, dass er darob die mitleidigen Gefühle anderer ganz verkennen kann.

Dieser Idealismus Lismahagos, so geläutert er auch ist, kann sehr wohl mit dem Don Quijotes zusammengestellt werden. Auch der Manchaner zieht ja aus, um Unterdrückten und Hilfsbedürftigen beizustehen, ohne allen Lohn von ihrer Seite zu erwarten, aber um viel Undank zu ernten. Allerdings kommt bei ihm hinzu die Phantastik des Unternehmens, und von Zeit zu Zeit auch ein Ausblick auf einen Lohn, der ihm durch irgend eine Schicksalsfügung zu teil werden muss; aber er weiss, dass seine Gesinnung vor allem eine uneigennützige sein muss, und wenn er sich die Erfüllung des Glücks

mitunter etwas zeitig herbeisehnt, so geschieht dies nur, um dem ungestümen Drängen Sanchos entgegenkommen zu können: „que mia fe, señor, el pobre está inhabilitado de poder mostrar la virtud de liberalitad con ninguno, aunque en sumo grado la posea“ [1]). Wie man aber auch Don Quijote auffassen mag, sicher ist es, dass Cervantes den Ritter in sehr vielen Fällen mit dem strahlenden Glanz des liebenswürdigsten und uneigennützigsten Idealismus umgeben hat, und diese Fälle haben Smollett vorgeschwebt, wenn er Lismahago als solch einen uneigennützigen Don Quijote, womöglich noch verklärter, geschildert hat; denn seinem Charakter fehlt jede Phantastik, aber dennoch ist er 'quijotisch' genug, denn der ureigenste Kern des Wesens Don Quijotes ist eben das kindliche Gemüt, das ohne Beirrung durch besondere Rücksichten nur an dem Ideal hängt; und dies ist auch die Quelle von Lismahagos Idealismus.

In dieser Weise betrachtet ist Lismahago diejenige Gestalt Smolletts, die unter allen seinen Nachahmungen Don Quijotes die tiefste Auffassung verrät. — Dieser Gestalt hat er aber neben seinem Hauptcharakterzug andere phantastische Einzelzüge gegeben, die eben insofern direkt quijotisch sind, weil sie unmittelbar dem spanischen Ritter mehr oder weniger deutlich entnommen sind.

Schon die äussere Erscheinung Lismahagos ist genau nach Don Quijote beschrieben und sein Pferd wird direkt Rocinante genannt (Brief Melfords vom 10. Juli aus Newcastle upon Tyne), wobei allerdings noch erwähnt werden soll, dass Lismahago dies Pferd deswegen so ausserordentlich schätzt, weil es das einzige Geschenk ist, dass er je in seinem Leben erhalten hat.

Wie Don Quijote besitzt Lismahago ein ceremoniöses Benehmen, eine spanische würdevolle Haltung, den 'garbo' Don Quijotes. Wie er nun trotz dem Streben, in seinem Äussern zu imponieren, in eine lächerliche Situation kam, wird genau nach Don Quijote II, Kap. 30 erzählt. Wie

[1]) D. Q. l. c. S. 348 a.

Don Quijote zum ersten Male vor dem Herzogspaar erscheint und beim Absteigen bekanntlich vom Pferde fällt, so passiert es auch Lismahago, dass er bei seinem ersten Erscheinen vor der Gesellschaft, in deren Kreis er bald aufgenommen wurde, im Sattel des Pferdes hängen bleibt und zu Boden fällt, dabei noch seine Perücke verliert und so seinen vernähten und mit Pflastern aller Art bedeckten kahlen Kopf entblösst. Oben am Fenster stehen Damen und schreien aus Furcht, er könne sich einen Schaden zugefügt haben. In seiner Erregung will er den Hausknecht, der ihm den Steigbügel nicht richtig gehalten hat, totschiessen (man erkennt in diesem Temperament leicht das spanische Urbild). Da schreien die Damen nochmals und er lässt von seinem Vorhaben ab. — In echt quijotischer Weise weiss er sich bei den Damen einzuführen: vielleicht hätten sich die Damen über seinen kahlen Kopf entsetzt, aber der Zustand desselben sei weder die Folge von Trunksucht, noch von Krankheit, sondern eine ehrenhafte Schramme, die er im Dienste für das Vaterland erhalten habe. — Eng damit verwandt ist die Affektation, wenn er etwas von seinen Kriegstaten erzählen soll, wobei er sich so stellt, als ob er es nur mit Widerstreben tue. Ebenso lässt er ganz nebenbei Bemerkungen fallen über seinen altberühmten Stammbaum und fügt in Selbstverleugnung hinzu: Sed genus et proavos, et quae non fecimus ipsi, vix ea nostra voco. Trotz aller Bescheidenheit, die er hier heuchelt, werden wir unten ein Beispiel finden, dass auch er einen durchaus quijotisch-dünkelhaften Ehrbegriff kennt, der sich in seiner Beurteilung seines Neffen kundgibt, der die Tochter eines Webereibesitzers geheiratet hat.

Von weiteren komischen Zügen, die von Don Quijote auf Lismahago übertragen sind, wäre zunächst seine Redeweise zu erwähnen. Lismahago besitzt wie sein Vorbild einen guten Vorrat an abstrusem Wissen, das er, wie der Manchaner, in oft recht komischer Weise anbringt (von Lismahago: a pack of knowledge, made up of the remnants of rarities). Schon wenn er ein lateinisches Wort oder auch eine lateinische Sentenz anbringt, müssen wir lächeln, weil

wir seinen Stolz über sein Wissen dabei heraushören; stets sind es kleine Spielereien, die, wie meistens, so ganz besonders bei ihm, unbeschadet des Gedankeninhalts hätten fortbleiben können. — In welch pedantischer Vollständigkeit er sein Wissen bereit hat, zeigt er in einem kleinen Disput mit Bramble. Die Schwester Brambles hat den Bruder eben mit Matt angeredet, worauf der Schotte artig fragt, ob er Matthias heisse. Als ihm Bramble nun mit einem barschen Nein antwortet (weil er wegen der Vorliebe der Puritaner für diesen Namen denselben nicht gerne hört), wird Lismahago ernst und erwidert: „Wenn ich gewusst hätte, dass Sie mir Ihren Namen nicht nennen wollten, hätte ich Sie nicht gefragt. Die Dame nannte Sie Matt, und ich glaubte, Sie meinte Matthias; vielleicht heissen Sie Methuselah, oder Metrodorus, oder Metullus, oder Mathurinus, oder Malthinnus, oder Matamores, oder . . .“ Hier unterbricht ihn der über diese gewissenhafte Vollständigkeit Lismahagos aufgeheiterte Bramble, erklärt ihm die Ursache seiner eigenen Ungeduld und nennt seinen Namen. Vielleicht hat Smollett hierfür die Aufzählung vorgeschwebt, die Don Quijote (II. Teil, Kap. 67) von arabisch-spanischen Fremdwörtern dem Sancho gibt, und die wegen ihrer schulmeisterlichen Exaktheit ebenso komisch wirkt. —

Wie Don Quixote, so lässt sich auch Lismahago gern in Disputationen ein, und hier steht beiden Helden neben der Fülle des Wissens ein gewisses Mass dialektischer Kunst zu Gebote. Gehen wir dabei von Lismahago aus, so finden wir, dass seine Behauptungen der landläufigen Ansicht von der Sache diametral entgegengesetzt sind, jedenfalls aber höchst verblüffend wirken. So behauptet und verteidigt er Sätze wie: dass Armut ein Segen für eine Nation sei, dass der Handel ein Volk ruiniere, dass Hafermehl dem Weizenmehl vorzuziehen sei; dass man in Edinburg ein besseres Englisch spräche als in London; dass die Schotten durch ihre Vereinigung mit England viel verloren, England dadurch viel gewonnen hat u. a. Viele von diesen Paradoxien entspringen natürlich der Liebe für seine (wir können auch

sagen Smoletts) schottische Heimat, obwohl er auch solche Paradoxien aufstellt, die zeigen, dass er kein Chauvinist ist. Über den allgemeinen Wert dieser Paradoxien lässt sich etwa folgendes sagen: Smolett vermied es absichtlich, irgend eine definitive Antwort auf diese zum Teil sehr schwierigen Fragen zu geben. Er tat dies nun sehr geschickt, indem er die Gegner Lismahagos selbst über ihren Disput mit Lismahago berichten liess, die sich weder für vollständig überwunden, noch weniger für Sieger erklären konnten. Er liess vielmehr die Sache unentschieden, so dass jede Partei zu ihrem Recht kam, in der Zuversicht, dass die Gedanken Lismahagos zu Gunsten seines Vaterlandes noch eher gewürdigt würden, wenn sie mit etwas Paradoxie gemischt wären, als wenn er als Schotte sie mit kategorischer Bestimmtheit für Wahrheiten erklärt hätte.

Diese Disputiersucht Lismahagos mit ihren schroffen Ansichten entbehrt natürlich nicht der Komik. Und zwar ist diese Komik, so ausgestaltet sie auch sein mag, in ihren Hauptlinien schon im Don Quixote enthalten. Auch Don Quijotes Ansicht vom Rittertum ist eine Paradoxie; der jedesmalige Gegner Don Quijotes erkennt sie auch als eine solche. Dann aber hört er wie der Ritter seine Ansicht mit aller dialektischen Schärfe und Begeisterung verteidigt, wie er alles mögliche Wissen dazu heranzieht, und der Gegner fängt an, an sich selbst irre zu werden. So geschieht es vornehmlich mit Don Diego de Miranda (II. Teil, Kap. 49—50). In derselben Weise werden Lismahagos Gegner, Jeremy Melford und besonders Matthew Bramble zunächst über die Behauptung verdutzt, glauben aber zunächst sehr leicht mit Lismahago fertig werden zu können, nun fängt dieser an seinen ganzen Apparat heranzufahren, und während er '*with all the enthusiasm of altercation*' seine Ansicht verteidigt, können sie ebenso wenig wie Don Diego de Miranda Falsches und Richtiges der gegnerischen Behauptungen unterscheiden; sie selbst vor allem wissen nicht mehr ein noch aus und möchten am liebsten sich ehrenvoll zurückziehen, wenn sie nur einen Ausweg wüssten. Aber (derart ist die Steigerung

bei Smollett) so oft sie dem Gegner entgegenkommen wollen, um so schwieriger wird ihre Lage; denn mit jedem allgemeinen Satz, den sie aussprechen, führen sie seiner polemischen Natur neue Nahrung zu (vgl. den Brief Brambles vom 20. Sept.).

Damit, dass Lismahago durch seine Paradoxien die Leser unterhält, ist eigentlich seine ganze Rolle in dem Roman erschöpft. Abenteuer, wie sie sein spanisches Vorbild erlebt, fehlen. Einige komische Erlebnisse wollen dabei nicht viel sagen; sie stehen auch in keinem besonderen Zusammenhang zu seinem quijotischen Wesen. Höchstens gilt dies von folgender kleinen Episode: Lismahago hat die Reisegesellschaft verlassen, um sich in Schottland umzusehen, was aus dem väterlichen Erbe geworden ist, weil er gehört hat, dass sein Neffe 'nur wenig befähigt sei, die Ehre der Familie aufrecht zu erhalten' (Brief Brambles vom 15. Juli). In seiner Heimat angekommen, erfährt er, dass sein Neffe die Tochter eines Webereibesitzers geheiratet hat und gemeinsam mit dem Schwiegervater dessen Geschäft fortführt. Lismahago ist darüber sehr betrübt; er kommt bei der Abenddämmerung vor die Weberei, hört den Lärm der Webeschiffchen und regt sich so auf, dass er fast seine Sinne verliert. Als zufällig der Neffe herauskommt, empfängt er ihn mit den Worten: „Entarteter Schurke! Du hast meines Vaters Haus zu einer Mördergrube gemacht." Nachdem er ihn mit der Peitsche gezüchtigt, verlässt er das Land (Brief Brambles vom 15. Sept.).

Wollten wir uns noch fragen, in welcher Weise sich Lismahago von Don Quijote am bedeutendsten unterscheidet, so fällt vor allem auf, dass in Lismahagos Wesen ein düsterer, etwas schwermütiger Zug steckt. Don Quijote ist trotz allen spanischen vornehmen Ernstes, mit dem er über die sonnigen Ebenen seiner Heimat reitet, ein optimistisch gestimmter Mensch, der sich durch keine Widerwärtigkeiten den Glauben an seinen schliesslichen Sieg rauben lässt. Freilich findet er auch stets gute Menschen, die sich seiner annehmen, und auch solche, die ihm fast eine Verwirklichung seiner Träume vorgaukeln. Anders Lismahago! Er lernt das Schicksal nie von einer rosigen Seite kennen. Er trägt zwar auch einen

Glauben in seiner Brust, der ihn erhebt; es ist der Gedanke, einer höheren Sache gedient zu haben. Aber spurlos sind die Erfahrungen seines Lebens an seinem Gemüte nicht vorübergegangen. Deutlich kommt in seinen Reden ein gewisser Atheismus zum Ausdruck. Auch eine düstere Lebensanschauung von Kampf und Entbehrung spricht in vielen seiner Paradoxien aus ihm. Schliesslich breitet sich allerdings auch über sein Gesicht Freude, als er in den Mitgliedern der Brambleschen Reisegesellschaft aufrichtige Freunde gewonnen hat und Bramble ihm seine, wenn auch altjungferliche, Schwester zur Frau gibt.

b) Die Persönlichkeit Sanchos.

Smollett hat auch versucht, die humoristische Stimmung nachzunahmen, die aus Sanchos Persönlichkeit entspringt. Er verfährt dabei wie bei der Darstellung Don Quijotes: er nahmt nicht die ganze Persönlichkeit Sanchos nach, sondern er greift aus der Cervantesischen Schilderung nur eine Anzahl von Einzelzügen heraus und überträgt sie auf Gestalten seiner eigenen Schöpfung. Die Auffassung des Sancho, die dabei durchblickt, deutet auf keine komisch-groteske, sondern wirklich humoristische. Eine Nachahmung scheint zu sein

Morgan,

eine Gestalt im Roderick Random (1748). Schon seine äussere Erscheinung spricht direkt für Sancho: Morgan ist klein, stämmig, hat eine Stumpfnase, einen sehr grossen Mund; kleine, feurige Augen. Er stammt aus Glamorganshire in Wales und ist Unterwundarzt an Bord des Kriegsschiffes Thunder.

Morgan ist ein edeldenkender, gefühlvoller und treuer Mensch. Er lebte, bevor er an Bord des Thunder kam, in guten Verhältnissen, wurde aber durch eine Sicherheitsleistung, mit der er einem Freunde aushelfen wollte, ruiniert. Dadurch kam er in grosses Elend, und aus dieser Zeit hat er für jeden unglücklichen Menschen ein grosses Mitleid sich

bewahrt: As for a shentleman in distress . . . I lofe him as I lofe my own powels[1]): for, Cot help me! I have had vexations enough upon my own pack — sagt er in seiner eigentümlichen walisischen Aussprache des Englischen. Als der Kapitän Oakum, ein grosser Tyrann auf dem Schiff, ihm zu verstehen gibt, dass er am liebsten keine Kranken an Bord seines Schiffes sähe, d. h. dass er es gern hätte, wenn Morgan die tatsächlich Kranken für gesund erklärte, nimmt sich Morgan in bestimmter Weise der Kranken an und lässt deutlich durchblicken, dass er gegen die Kranken keinerlei Unrecht zulassen wird: The lives of my creatures are in the hands of Cot alone. Dadurch zieht er sich die Feindschaft des Kapitäns und des Schiffsarztes, Dr. Macshane, zu, welch letzterer sehr unbarmherzig mit den Kranken verfährt. Morgan selbst wird zweimal gefesselt, schliesslich endgültig befreit, weil der Kapitän selbst fürchtet, bestraft zu werden. Morgan hätte gerne den Kapitän zur Rechenschaft gezogen, aber ein anderer Kapitän wird dem Schiff zuerteilt. Dieser neue Herr ist ein grosser Geck, der auch auf die Gesundheit seiner Person ausserordentlich ängstlich bedacht ist. Als Morgan sich bei ihm um die Stelle eines Schiffsarztes bewirbt, fürchtet der Kapitän unter den Handen des etwas grobkörnigen Morgan zu leiden und nimmt den Arzt, der mit ihm früher zusammen war, auf sein Schiff. — So hat der vom Schicksal nicht gerade verwöhnte Morgan sehr wenig Glück mit seinen Vorgesetzten, aber um so grössere Freundschaft und Liebe findet er bei den Schiffsleuten. Besonders sind es seine Kollegen, Roderick Random und Thompson, die zusammen mit ihm unter der Tyrannei Oakums leiden, sich gegenseitig unterstützen und trösten. Ein gewisser Jack Ratlin ist ihm speziell dankbar, dass er noch im Besitz beider Beine ist; durch die grosse Ignoranz und Gewissenlosigkeit des Schiffsarztes wäre ihm nämlich sonst anlässlich eines Beinbruches das Bein abgenommen worden. Während Roderick später auf ein anderes Schiff

[1]) Sancho fügt gern zu einem Substantiv 'de mis entrañas' hinzu, um anzudeuten, dass ihm die Sache oder Person besonders lieb sei.

übergeht, gelangt Morgan in die Heimat. Des Seelebens überdrüssig, wird er in Canterbury Apotheker. Dort entdeckt ihn nach Jahren zufällig Roderick und lässt sich seine weiteren Schicksale erzählen.

So gutmütig Morgan ist, so schwer ist es zunächst für die, die mit ihm in Berührung kommen, sich ihm zu nähern. Er ist äusserlich nicht sehr reinlich. Er ist sehr besorgt auf die Innehaltung der Mahlzeiten und weigert sich einmal, zu einem Kranken zu gehen, weil er noch nicht gegessen hat; liebt wie Sancho besonders Zwiebeln und Käse, die er sich nicht sehr peinlich rein zu verwahren scheint; er will sogar demjenigen, der ihm diese Genussmittel einmal entwendet hat, zur Rechenschaft ziehen; auch merkt man seine Vorliebe für dieselben an dem Geruch, den seine Kleidung verbreitet. Er kann, wie Sancho, von solchen Genussmitteln eine Analysis der Zusammensetzung geben, und wenn er sich begeistert, so geschieht dies in einer Lobrede auf den Käse, und er preist sein heimatliches Glamorganshire als Heimat des guten Käses. Ähnlich materieller Art waren ja auch die Ideale, für die sich Sancho begeistert aussprechen konnte.

Mit Sancho ist auch Morgan besonders darin einig, dass, weil er ein einfacher Mann ist, er deswegen nicht hintenangesetzt zu werden verdient. Gegenüber seinem Herrn und der Behandlung, die diesem von vornehmen Leuten (vgl. etwa das Herzogspaar) zu teil wurde, konnte sich Sancho erbosen, wenn man ihn so sehr vernachlässigen wollte. So ärgert sich Morgan, dass Thompson den Roderick Random ohne ihn zu fragen in dieselbe Tischgenossenschaft aufgenommen hat.

Aber ebenso besitzt Morgan wie gesagt das mitleidige Herz Sanchos; als er bei der eben erwähnten Gelegenheit hört, dass Roderick viel Unglück gehabt habe, ist dies gerade ein Grund, dass er sofort einlenkt und sich mit den Beteiligten versöhnt.

Diese seine Menschenfreundlichkeit erinnert dann besonders stark an Sancho, wenn sie, wie meist, in eine komische

Situation eng verknüpft ist, ohne dass diese ihr etwas von ihrem idealen Werte nehmen könnte. Schon das letzt angeführte Beispiel enthält solche leichte Komik, in der Raschheit, mit der sich der Umschwung seiner Stimmung vollzieht: soeben hatte er einen ernsten Streit, da wird er durch die Worte „Edelsinn und Mitleid“ (generosity and compassion) plötzlich entwaffnet. Eine echte humoristische Szene! — Aber noch öfter versucht Smollet eine solche Verknüpfung seiner Gutmütigkeit mit einer komischen Situation, und wenn er sich auch nur der Komik bedient, in die man durch Selbsttäuschung gerät. So hat Roderick einst eine sehr schwere Krankheit zu bestehen, an dem kritischen Tag aber wendet sich die Krankheit zum bessern. Morgan kommt an sein Bett, und da er ihn tot glaubt, hält er eine rührende Klagerede, in der er seine tiefsten Freundschaftsgefühle ausdrückt. Roderick hört dies alles mit an, stört ihn aber nicht, bis Morgan ihm den letzten Freundschaftsdienst erweisen will, indem er ihm Augen und Mund schliesst (Kap. 34).

Deutlich an Sancho erinnert auch der Umstand, dass seiner Sprache eine komische Färbung gegeben ist: einmal durch Waliser Dialektaussprache; mehr noch durch seine Versuche, zu Vorgesetzten feierlich zu reden, indem er in seinen Reden für einen Begriff möglichst viel Synonyme gebraucht (I most vehemently desire and beseech you, with all submission, to be pleased to condescend and vouchsafe to inquire into my behaviour and my deserts, which, under Cot, I hope, will entitle me to the vacancy of surgeon: Kap. 34). Vor allem aber sind es seine derben Vergleiche und Übertreibungen, die ganz an Sanchos Sprechweise und Vorstellungskreis erinnern: 'There he lies', sagt er mitten in der oben erwähnten Klagerede über den vermeintlich toten Freund, 'no petter than a lump of clay'. Ein ander Mal ruft er aus: Cot have mercy upon my senses! I pelieve the enemy has poarded us in a stink-pot. Oder: I pelieve we have cot upon the confines of Lucifer . . . u. a. m.

Ausser im Roderick Random tritt Morgan auch einmal, allerdings episodenhaft, im Peregrine Pickle auf. Dies-

mal aber hat ihm der Verfasser wohl eher quijotische Züge geben wollen. Als der Titelheld des letzteren Romans auf dem Wege nach Dover in einem Wirtshaus Halt macht, hört er plötzlich in einem benachbarten Zimmer Lärm. Er und seine Begleiter treten hinein und überraschen einen kleinen Mann — es ist Morgan —, wie er einen andern überwältigt. Auf Befragen erzählt Morgan in aller Naivetät, dass sein Opfer ihm allerlei Zaubereien vorgemacht habe, die ihm den Glauben beigebracht hätten, dass dieser Mann mit dem Teufel im Bunde stehe; jetzt wolle er ihn der Gerechtigkeit überliefern. Nur schwer wird er von Peregrine belehrt. — Als die Ankömmlinge erfahren haben, dass er derselbe Morgan sei, von dem Roderick Random in seinem Roman erzählt, hält er es für nötig, sich über die ihm zu teil gewordene komische Schilderung in einer längeren Rede zu rechtfertigen. Auch hier ist es wiederum die sentimentale Besorgnis, man könne ihn nicht nach seinem wirklichen Wert einschätzen, die er mit Sancho gemein hat. Allerdings würde die Rede selbst wohl über Sanchos Fähigkeiten hinausgehen, schon wegen der darin verwerteten Kenntnisse: as Got is my saviour, I think he (= Roderick, der angebliche Verfasser des Ich-Romans) had no evil intention in his pelly; and though there be certain persons, look you, who, as I am told, take upon them to laugh at his discriptions of my person, I do affirm and maintain, and insist with my heart, and my ploot, and my soul, that those persons are no petter than ignorant asses, and that they know not how to discern and distinguish, and define true ridicule, or, as Aristotle calls it, the *to geloion*, no more, look you, than a herd of mountain goats; for I will make pold to observe, and I hope this goot company will be of the same opinion, that there is nothing said of me in that performance which is unworthy of a Christian and a shentleman[1]).

Man könnte noch darauf aufmerksam machen, dass die Berufung Morgans auf eine Darstellung seiner Person in

[1]) Anklänge an diese Rede in den Reden Sanchos (3. Kap. des II. Teils) über die ihm wiederfahrene Darstellung im I. Teil.

einem literarischen Werk einen Vorgang hat im zweiten Teil des Don Quijote, wo beide Helden sowohl von der Darstellung ihrer Charaktere im ersten Teil des Cervantes, wie auch in dem unechten Don Quijote (s. S. 25) reden.

Interessant ist die Rede Morgans noch besonders deswegen, weil sie die Leser deutlich auf die Momente hinweist, die über den rein komischen Charakter hinaus zum humoristischen hingehen. —

In dieser Nachahmung Sanchos leuchtet deutlich die Auffassung Smollets durch, dass er in Sancho vor allem gesehen haben möchte, einen Menschen in bescheidener Stellung, sozial unselbständiger Lage, der sich aber deswegen nicht verachtet wissen will; der weiss, dass er ein Mensch ist, wie jeder andere und vielleicht besser als seine Unterdrücker, da er wenigstens ein menschlich fühlendes, mitleidiges und gutmütiges Herz hat.

Wenn wir dies als das Wesen der Smollettschen Auffassung des Sancho bezeichnen können, so gelangen wir dazu, noch mehrere andere seiner Gestalten als Nachahmungen Sanchos bezeichnen zu dürfen. In der Tat sehen wir, wie bei Smollett die Menschen in bescheidener sozialer Stellung anfangen, von rein komisch-grotesken Rollen, die sie bisher übernommen haben, in würdigere, humoristische Situationen versetzt zu werden, wo ihre guten menschlichen Seiten auch zur Würdigung gelangen. Allerdings hatte auch Fielding solch biederen Menschen in bescheidenen Lebenslagen Gerechtigkeit zu teil werden lassen; und zwar war er vom Charakter des Don Quijote aus dahin gelangt. Als er den Sancho darstellt in der Person des Partridge (s. S. 153 – 155), da blieb wenig übrig, als eine burleske Figur ohne humoristische Vertiefung. Der Grund lag für Fielding offenbar darin, dass er dem sentimentalen Charakter nicht sympathisch gegenüberstand; gewiss seine Gestalten, wie der Postillon (s. S. 155 bis 156), waren gute Menschen, sie zeigten es mit der Tat, aber sie merkten es selbst nicht, oder rühmten sich darum nicht, dass sie besser wären, als die vielen feinen Leute, die nichts gutes getan hatten; es war ihnen so selbstverständlich, sie

mussten so handeln. Fort also mit der Sentimentalität! — Anders Smollett: er kommt durch Sancho zu einer tieferen Auffassung der geringen Leute. Seine Gestalten würden gern mehr tun, als sie tatsächlich tun; aber es fehlt ihnen an Einfluss, vielleicht auch an Einsicht. Aber darum haben sie doch ein aufrichtiges gutes Gemüt und dies soll man nicht verachten In dieser Weise sind noch einige Figuren Smolletts behandelt.

Hugh Strap,

eines Schuhmachers Sohn, kommt vor im Roderick Random (1748). Von ihm hebe ich folgendes hervor: Er ist ein Schulkamerad Rodericks. Er erlernte das Barbierhandwerk. In London kommt er mit Roderick zusammen, als sich Roderick in seinen Laden begibt. Während er ihn rasiert, überzeugt er sich durch einige Fragen, dass er seinen alten Schulfreund vor sich hat, mit dem ihn stets eine herzliche Freundschaft verband, und in seiner Erregung seift er ihm das ganze Gesicht ein (Kap. 8). Auf seinen Vorschlag gehen die Freunde zusammen nach London. Er trägt wie Sancho das Ränzel hinter dem geistig bedeutenderen Freund her. Er ist ein äusserst furchtsamer Mensch und möchte, wie Sancho, am liebsten, dass alle Menschen in Frieden lebten. Als sie unterwegs mit einem bramarbasierenden Captain Weazel zusammenkommen, zittert Strap stets, wenn dieser das Schwert zieht, wie Espenlaub. Nachts gerät er aus Versehen in das Bett des Kapitäns, wo bereits dessen Frau schläft. Als er durch den Ehegatten geweckt wird, will er fast seine Sinne verlieren, denn er glaubt sich verzaubert (vgl. Sancho bei der Verwechslungsszene, die die Quelle für Smollett ist: D. Q. I. Teil, Kap. 16). In seiner Unschuld sagt er: I take God to witness she's a virgin for me. Am nächsten Morgen wird er von Weazel gefordert; aber das Schwert ist nicht seine Waffe, ebenso wenig wie die der Sanchos, dagegen 'wrestle or box' (Kap. 11. u. 12). In London angekommen, suchen sie eine Person auf, an die Strap Empfehlungen besitzt. Nachdem die beiden Fremdlinge in der grossen Stadt nur Widerwärtig-

keiten gefunden haben, fängt Strap an Reue zu empfinden, wie Sancho, nachdem er seine Erwartungen schon nach kurzer Zeit vernichtet sieht: God send us well out of this place; we have not been in London eight-and-forty hours, and I believe we have met with eight-and-forty thousand misfortunes. We have been jeered, reproached, buffeted, pissed upon, and at last stripped of our money; and I suppose by and by we shall be stripped of our skins. Indeed, as to the money part of it, that was owing to our own folly; Salomon says, Bray a fool in a mortar, and he will never be wise. Ah! God help us, an ounce of prudence is worth a pound of gold. Nicht allein die Sprichwörter, die er verwendet, deuten auf Sancho, sondern der ganze Inhalt der Rede[1]). — Als Roderick diese Rede missdeutet, gibt ihm Strap seine eigene Börse (Kap. 15). Als Roderick in London andere Bekanntschaften macht, wird er des biedern Strap überdrüssig. Strap erhält zu dieser Zeit ein Angebot als valet-de-chambre bei einem vornehmen Herrn. Er selbst will sich aber nicht von Roderick trennen, dieser aber redet ihm zu. Strap erkennt die veränderte Gesinnung seines Freundes, und unter einem Tränenstorm trennt er sich von ihm (Kap. 20). In der französischen Stadt Rheims trifft dann nach langer Zeit Roderick seinen alten anhänglichen Freund: Roderick befindet sich in einer elenden Lage; Strap ist inzwischen durch die Gunst seines Herrn zu einer ansehnlichen Summe Geldes gekommen. Als sie sich zum ersten Mal treffen, ist die Rührung Straps ausserordentlich; Roderick erzählt: he leaped upon me in a transport of joy, hung about my neck, kissed me from ear to ear, and blubbered like a great schoolboy who had been whipped. Dann erinnert er sich, wie Roderick ihn aus London hat gehen lassen, und er macht ihm in sentimentaler Weise seine Vorwürfe. Als er merkt, dass Roderick ihn dabei missversteht, versichert er ihn seiner herzlichen Gefühle auch mit der Tat. Er verwendet sich für den Freund, befreit ihn von seinem Söldnerdienst im französischen Heer und flösst ihm, damit

[1]) Vgl. etwa D.Q. I, 18: despues acá todo ha sido palos y mas palos, puñadas y mas puñadas, llevando yo de ventaja el manteamiento...

beide in die Höhe kommen, einen ebenso abenteuerlichen Plan ein, wie ihn Don Quijote und Sancho verfolgen: Roderick soll von nun an den gentleman spielen und nach einer reichen Partie Umschau halten. Seine ganze eigene Habe im Werte von etwa dreihundert Pfund stellt er ihm für seine Pläne zur Verfügung. Er selbst will dem Freunde als valet dienen, so dass er ihm die Kosten eines Dieners, des Rasierens und der Livree (da Strap von früher her solche besitzt) erspart; — ähnlich vielseitig musste ja auch Sancho sein (Kap. 44). So ziehen sie nach England. Roderick als der abenteuerliche Herr, Strap als sein getreuer Knappe (er wird tatsächlich oft 'squire' genannt). Strap teilt Freud und Leid redlich mit dem Freund. Wenn er vernimmt, dass sein Freund Fortschritte gemacht hat auf dem Wege zu seinem Ziele, wird er ausser sich vor Entzücken; wie Sancho gibt er bei dieser Gelegenheit seiner Freude dadurch Ausdruck, indem er Luftsprünge macht, mit den Fingern knipst und in Jubelrufe ausbricht: The day's our own! The day's our own! Aber ebenso rasch ist er niedergeschlagen und verwirrt, wenn er von den Geldausgaben oder Geldverlusten des Freundes hört; er hat ja keine Ahnung davon, wie hoch die Ausgaben in den Kreisen sind, in denen Roderick verkehrt (Kap. 47).

Dennoch kennt seine Anhänglichkeit und Fürsorge für den Freund keine Grenzen. Ein hübsches Beispiel dafür, voll echten Humors ist folgendes: Roderick erhält eine Forderung und nimmt sie an. Strap hört davon, und da er nichts so sehr fürchtet als einem Kampf, geht er zu einem wachthabenden Offizier und verlangt die Festnahme Rodericks. Als er findet, dass dieser schon zum Kampfplatz geeilt ist, begibt er sich mit einem Korporal und einer Reihe Musketiere dorthin. Als die beiden Gegner nach einer gütlichen Beilegung vollkommen versöhnt über die Landstrasse ziehen, kommt ihnen die kleine Truppe entgegen, und Strap bezeichnet sogleich seinen Mann, der sofort festgenommen, nach der Aufklärung des Sachverhalts wieder in Freiheit gesetzt wird. Ähnlicher Art ist folgende Szene: Roderick glaubte eines Tages Grund zu haben, dass seine Geliebte, Narcissa, einen

andern Anbeter begünstige. Er kommt darauf in voller Wut nach Hause, und da er das Feuer in seinem Zimmer fast ausgelöscht findet, stürzt er über den armen Strap, kneift ihn ins Ohr, dass dieser vor Schmerz heult. Nachdem Roderick sein Unrecht eingesehen und um Verzeihung gebeten hat, wird er zur Narcissa gerufen, die seine Eifersucht gemerkt hatte. Aber Strap, der durch das Toben seines Herrn besorgt worden ist, folgt ihm auf den Spuren in den Garten des Hauses nach, und wollte die Nachbarschaft alarmieren, wenn Roderick nicht im geeigneten Augenblick gekommen wäre. Dieser aber erkennt ihn nicht in der Dunkelheit und, da er ihn für einen Spion hält, zieht er sein Schwert, hält aber inne, als er an der Stimme des laut schreienden Strap seinen Freund erkennt.

Als Roderick schliesslich ins Schuldgefängniss wandern muss, nimmt Strap wieder eine Barbierstelle an, um seinen Freund zu unterstützen und, wie er hofft, so viel zu sparen, dass er ihn in Freiheit setzen kann. Aber Tom Bowling, der von dem Unglück seines Neffen hört, gelingt dies eher. Auch nimmt Bowling den Neffen mit auf sein Schiff nach Südamerika. Selbst jetzt besteht Strap darauf, mitgenommen zu werden. Bowling nimmt ihn auch an als Steward (Kap. 63). Als sich Roderick verheiratet, erhält Strap von dessen Vater fünfhundert Pfund zu einer Farm und wird Verwalter des Landgutes des Vaters Rodericks. Er verheiratet sich mit Miss Williams, einem gefallenen Mädchen, das durch Rodericks Zureden und Unterstützung vor langer Zeit schon ihren unmoralischen Lebenswandel aufgegeben hatte und jahrelang in treuem Dienste bei seiner zukünftigen Frau und deren Tante gewesen war.

In dieser Gestalt ist es vor allem die rührende Anhänglichkeit und Treue, die uns in derselben humoristischen Weise wie bei Sancho in vielfacher Beleuchtung dargestellt werden. Smollett denkt dabei offenbar an den Sancho, der da sagte, er habe noch nie etwas Gutes von seinem Herrn bekommen und noch nichts Vernünftiges gesehen, aber er sei doch jedesmal wieder zu ihm zurück gekommen, wenn

er sich von ihm habe trennen wollen; er habe nicht anders gekonnt. Ähnlicher Art ist der Kern der folgenden Gestalt:

Tom Pipes,

ein ehemaliger Bootsmannsmaat des Commodors Trunnion (in Peregrine Pickle) offenbart in ähnlicher Weise wie Strap die Sanchoschen Tugenden der Anhänglichkeit und Gutmütigkeit in Verbindung mit gewissen komischen Eigenheiten.

Es kommt hauptsächlich die Zeit in Betracht, in der er mit Peregrine Pickle in Berührung ist. Zunächst hat er eine Zeitlang mit dem jungen munteren Peregrine eine Anzahl lustiger Streiche ausgeführt; während dieser Zeit hat er sich sehr an den Neffen seines alten Vorgesetzten gewöhnt. Dann wird er ihm zum Begleiter mitgegeben für dessen Studienzeit. Während dieser Zeit wird er einmal als Liebesbote verwandt: er soll ein Gedicht von Peregrines eigener Verfasserschaft an dessen Geliebte Emilia Gauntlet bringen. Pipes verbirgt den Brief so gut in seinen Schuhen, dass er vor seinem Ziele merkt, dass der Brief gänzlich zerrissen ist. Pipes ist in ähnlicher Verlegenheit wie Sancho (I. Teil, Kap. 26), der auf seinem Wege zur Dulcinea entdeckt, dass er das Liebesgedicht seines Herrn verloren hat. Eine ähnliche bäurische Schlauheit beseelt nun den Pipes, wie sie Sancho in anderen Situationen wohl beschleicht: er geht zu einem Schreiber, der ihm einen neuen Brief aufsetzen muss (I. Teil, 11. Kap.). Dieser fällt so aus, dass er die Ursache zu langer Entfremdung zwischen den beiden Liebenden wird, bis Pipes schliesslich eines Tages zu einem Geständnis gezwungen wird, das er mit Sanchoscher Einfalt ablegt. —

Als Peregrine seine Modereise nach Paris antritt, soll Pipes nach den Anordnungen Trunnions durch einen französischen Lakai ersetzt werden. Pipes zeigt seit diesen Bestimmungen eine grosse Niedergeschlagenheit. An dem Tage, als Peregrine von den Bewohnern der 'garrison', dem Hause Trunnions, früh morgens Abschied nehmen will, erscheint Pipes nicht. Man sucht ihn vergebens in seinem Bett. Als Peregrine über den Kanal fährt, entdeckt er den

alten Seemann auf dem Schiff, in dem Augenblick, als er den Schiffsleuten während eines tobenden Sturmes Anweisungen erteilt. Natürlich nimmt ihn Peregrine jetzt wiederum zu sich.

Aus der Zeit der französischen Reise sind folgende Erlebnisse des Pipes hervorzuheben: In Lille weigert er sich in einer Gesellschaft von Zechern auf das Wohl Ludwigs XIV. zu trinken und erregt dadurch sehr grosses Ärgernis. Der Streit wird zur Entscheidung Peregrines gebracht. Aber auch vor ihm bleibt der alte Seemann, der seinem Vaterlande so lange gedient hat, bei seiner Weigerung. Er will sogar nicht einmal um Entschuldigung bitten. Nun wird er von Peregrine entlassen. — Aber er kommt seinem Herrn wieder näher in der Rolle eines Schutzengels: In Rheims hat Peregrine eine Liebesaffäre mit einer verheirateten Frau, Mrs. Hornbeck. Pipes erfährt zufällig von dem Diener des Herrn Hornbeck, dass dieser einen Anschlag gegen Peregrine plant. In dem Augenblick, als Peregrine in sein Verhängnis gehen will, stellt sich ihm Pipes entgegen, redet ihn seemännisch derb an, um jeden Zweifel darüber zu zerstreuen, dass er aus reiner Liebe zu Peregrine kommt, und nicht aus Eigennutz: mayhap you think I want to curry favour, that I may be taken in tow again; if you do, you have made a mistake in your reckoning. I am old enough to be laid up, and have wherewithal to keep my planks from the weather. . . . In der Tat überzeugt sich Peregrine selbst von der Gefahr, in der er geschwebt und selbstverständlich nimmt er ihn wieder in Gnaden auf (Kap. 52[1]). — Zurückgekehrt nach England erlebt Pipes bald den Tod seines alten Gönners, des Kommodors Trunnion. Er beweint ihn in kindlicher Rührung: Well fare thy soul! old Hawser Trunnion; man and boy I have known thee these five-and-thirty years, and sure a truer heart never broke biscuit[1]). Many a hard gale hast thou weathered, but now thy spells are all over, and thy hull fairly laid up. A better commander I'd

[1]) Bei diesem Satz glaubt man Sancho zu hören.

never desire to serve; and who knows but I may help to set up thy standing rigging in the other world?

Wir haben oben ein pathetisches Beispiel der Anhänglichkeit und Liebe Pipes für Peregrine angeführt, ebenso fehlt es nicht an komischen. — Peregrine hat sich die Gunst seiner Geliebten verscherzt, er ist untröstlich und glaubt tatsächlich, dass sie alle Liebe zu ihm aus ihrem Herzen verbannt habe. Da glaubt Pipes auf recht pfiffige Weise die schöne Emilia zu einem Geständnis ihrer Liebe zu bringen. Er eilt in das Haus und teilt atemlos und unter grosser Verstörtheit durch mehr Gesten als Worte mit, dass sich sein Herr aus Liebeskummer erhängt habe. Emilia fällt in Ohnmacht, er unterstützt sie so lange, bis sie sich etwas erholt hat und überlässt sie dann der Sorge ihrer Schwägerin. Er selbst ist überglücklich über den guten Erfolg seiner List und will seinen Herrn mit der guten Nachricht beglücken; da muss er natürlich bittere Vorwürfe und Drohungen, statt eines Lobes in Empfang nehmen; denn Peregrine ist durch diese List in ein sehr schlechtes Licht gesetzt worden, da der Bruder der Emilia ihn noch unter den Lebenden gefunden hat (II. Teil, Kap. 7).

Wie Strap, so muss auch Pipes seinen Herrn im Schuldgefängnis sehen, und wie Strap teilt er nicht nur die Freuden, sondern auch die Leiden seines Herrn. Er ermutigt ihn in seiner Niedergeschlagenheit: once the vessel is ashore, what signifies talking? We must bear a hand to tow her off, if we can ... Er bietet ihm sein ganzes Geld an; doch Peregrine ist stolz, er weigert sich etwas anzunehmen, ja er sagt ihm, dass er sich jetzt auch keinen Diener halten könne und dass Pipes die 'garrison' aufsuchen müsse. Aber gerade eine Trennung kann Pipes nicht vertragen; er wirft nun seine Banknoten ins Feuer, die Peregrine rasch aufrafft und ihm mit Trostesworten einhändigt. Aber Pipes geht mit Kummer weg (Kap. 18).

Pipes kommt wieder, diesmal mit dem Lieutenant Hatchway, dem jetzigen Inhaber des Hauses Trunnions. Er bietet ihm das Geld zu seiner Befreiung an. Aber auch

dies schlägt Peregrine aus. Hatschway und Pipes mieten sich bei dem Vorsteher des Gefängnisses ein, um ihrem Freunde stets nahe zu sein. Als sie sehen, dass ihre guten Vorschläge nicht geachtet werden, denken sie Rache zu nehmen an dem Urheber ihres Verdrusses. Als solchen vermutet nämlich Pipes ein altes misanthropisches Männchen, der der Vertraute Peregrines geworden ist. Dieser Mann, glaubt Pipes, beeinflusse Peregrine in der Weise, dass er auf ihre guten Absichten nicht eingehe. Als dieser Mann — Crabtree mit Namen — eines Tages an ihnen vorbeigeht, erfasst ihn Hatchway beim Kragen und will ihn zur Pumpe schleppen, um ihn mit einem Bad zu segnen, das Männchen schreit aber derart, dass Peregrine, der auf einen solchen Seemannsstreich schon vorbereitet ist, ihm zur Hilfe eilt. Die Folge ist für die Seeleute umso betrübender: sie müssen das Haus ihres Schützlings verlassen. Aber sie halten sich dennoch beständig in der Nähe des Gefängnisses auf, als ob sie nicht von dem Freunde lassen könnten. Hier findet sie eines Tages der Bruder der Emilie, der auf der Suche nach dem Freunde ist. Dieser besucht Peregine, und eine Versöhnung mit den Seeleuten kommt aus freiem Entschluss Peregrines zustande.

Humphry Clinker,

der Held in dem gleichnamigen Roman aus dem Jahre 1770.

Die Lebensgeschichte Clinkers ist kurz folgende: Er ist ein armer Bastardsohn, verlor frühzeitig noch seine Mutter, deren Bemühungen, den Vater ihres Sohne aufzufinden, wegen der Namensänderung des Mannes vergeblich geblieben waren.

Humphry kommt in die Lehre zu einem Grobschmied. Dieser stirbt bevor die Lehrzeit Humphrys zu Ende ist. Wegen Mangels an Mitteln zu einem neuen Beruf verdingt er sich als Aushilfskutscher, wird schwer krank und zehrt so seine geringen Ersparnisse auf; sein kleiner Hausrat an Wäsche und Kleidungsstücken wandert aufs Leihamt. Da nimmt ihn Bramble als Postilion an. Aber Clinkers Kleidung ist so defekt, dass sie nicht einmal seine Blösse genügend bedeckt.

und bei Mrs. Tabitha Bramble, die in den von Clinker geführten Wagen zu sitzen kommt, Ärgernis erregt.

Bramble fragt den Burschen wegen seiner jämmerlichen Kleidung aus, erfährt die Ursache seiner Armut und schenkt ihm eine Guinee. Clinker löst seine versetzten Sachen aus und kehrt reinlich gekleidet zurück. Aber Tabitha will ihn durchaus entlassen und Bramble, ihr Bruder, gibt nach. Als aber die Reisegesellschaft an ihrem nächsten Ziel anlangt, erwartet sie der entlassene Clinker und erklärt Bramble, er könne sich von seinem Wohltäter nicht trennen. Gerührt nimmt ihn Bramble auf und Clinker zeichnet sich durch grosse Treue und Anhänglichkeit in Brambles Diensten und pietistische Frömmigkeit aus. Durch ein zufällig gesprochenes Wort, das den früheren Namen Brambles verrät, wird schliesslich entdeckt, dass Humphry Clinker der natürliche Sohn Brambles ist.

Diese äussere Lebensgeschichte an sich ist es nun nicht, was eine Verwandtschaft mit Sancho verriete. Wohl aber führt Smollett seinen Helden in einer ganzen Anzahl von Situationen vor, in denen das Sanchosche Wesen durchleuchtet. Alle diese Situationen gipfeln in einer deutlich beabsichtigen humoristischen Wirkung, gerade wie die Smollettschen Nach-Nachahmungen Don Quijotes. Während die humoristische Wirkung, die den Manchanischen Ritter zum Vorbilde hat, aus einem mächtigen idealen Tatendrang des Helden fliesst, leitet sich dieselbe bei den Nachahmungen Sanchos aus dessen bescheiden unterwürfigem und sympathisch einfältigem Wesen her. Gerade dieses einfältig gute Naturell Sanchos ist es, das Smollett hier noch mehr wie bei den andern Gestalten, die wir erwähnt haben, zum Kernpunkt seiner Nachahmung gemacht hat, ja man muss sagen, dass er Cervantes gegenüber es von den mehr grobkörnigen Zügen, die Sancho daneben noch anhaften, befreite.

Prüfen wir diese allgemein skizzierte humoristische Darstellungsweise näher, so finden wir noch im besonderen folgende Berührungslinien:

1. Bei Gelegenheit der Schilderung des schlechten Äussern wird sofort der gute Kern des Menschen enthüllt. So wird Clinker zuerst eingeführt als ein schäbiger Landbursche mit dürftiger Kleidung. Dieses Äussere gibt dann die Veranlassung der Erkundigung Brambles nach den Lebensschicksalen, wobei wir erfahren, dass Clinker stets ein braver, bescheidener Mensch gewesen ist, der durch verschiedene Schicksalsschläge in diese Not geraten ist. Gleichzeitig erfahren wir, wie er sein Schicksal mit grosser Geduld und Bescheidenheit ertragen hat.

2. Indem er ein einfältiges Wesen an den Tag legt, offenbart er gleichzeitig damit unbewusst ein kindliches, gutes Gemüt. Derart ist vor allem seine Anhänglichkeit an Bramble geschildert. Dass dieser Mann ihm, dem unbekannten, schäbigen Burschen eine Guinee schenkt, rührt ihn so, dass er, obwohl aus dem Dienst gejagt, ihm nacheilt und erklärt, er könne nicht anders, er müsse Bramble dienen. — Verschiedentlich bekommt Clinker wegen seines einfältigen Wesens und anderer Ursache heftige Worte zu hören, aber stets bleibt er unterwürfig und demütig, so dass er gerade durch solch bescheidenes Benehmen die über ihn Erzürnten entwaffnet.

3. Er besitzt mannigfache einfältige Manieren, aber sie wirken nie einfach burlesk, sondern stehen in innigem Zusammenhang zu seinem guten Innern. Er nimmt z. B. so innigen Anteil an Freud und Leid, das seinen Mitmenschen oder ihm zu teil wird, dass seine Gefühle sich mit aller Gewalt, die der Natürlichkeit eigen ist, offenbaren müssen. Hierfür könnte man sehr zahlreiche Stellen anführen; ich erwähne nur folgende: Als Bramble ihm eine Guinee schenkt, steht er da 'his mouth wide open'; als sich Bramble und seine Schwester versöhnen, reibt Clinker seine Hände aus Freude darüber; Bramble wird von ihm vom Ertrinken gerettet, den Körper auf den Armen tragend, kommt er 'howling most piteously all the way'; als Bramble zu sich kommt, 'laught er und weint er, als ob er den Verstand verloren hätte'; bei der Entdeckung, dass Bramble sein Vater ist, macht er Sprünge wie ein Verrückter.

4. Seine Herzenseinfalt erscheint andern so unbegreiflich, ıss er, wie Sancho, in den Verdacht kommt, entweder ein :hurke oder ein Narr zu sein. Ja, sie kann ihn sogar Gefahr bringen. So will er sich, als ein bekehrter Pietist, ı Bewusstsein seiner Sündhaftigkeit nicht unschuldig nennen, s er vor Gericht sich gegen die Anklage, einen Strassen-ıub begangen zu haben, verantworten soll.

Alle diese Formen des Humors siud so häufig bei Sancho, ıss wir sie nicht mit Zitaten aus Cervantes zu belegen 'auchen. Eine Szene wollen wir wegen besonderer Anklänge ı Cervantes noch für sich anführen: Als Bramble den her-eigeeilten Clinker endgültig in Dienst nehmen will, fragt er ın, welche Verrichtungen er leisten könne. Sofort zählt linker in bunter Fülle eine Anzahl niedriger Beschäftigungen ıf, was sehr komisch wirkt, aber doch dieselbe hübsche, :scheidene Naivetät verrät, die Clinker eigen ist. Ganz ınlich ist die Art und Weise, wie sich Sancho verschiedener ähigkeiten rühmt bei Cervantes.

Andererseits bedarf es wohl keiner Erwähnung, dass nollett selbständig noch einige andere humoristische Momente r Gestalt hinzugefügt hat; eine Quelle für solche ist be-nders Clinkers Streben, im pietistischen Sinne als Prediger fzutreten, um andere zu bekehren.

) *The Adventures of Sir Launcelot Greaves (1760-61).*

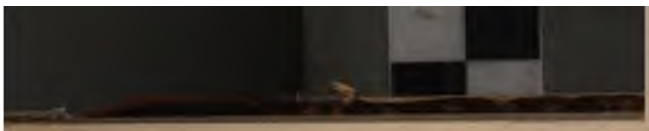
Inhalt.

Vier Reisende werden durch einen heftigen Regenschauer :wungen, in dem Gasthof zum Black Lion Obdach zu suchen. sind dies der abgedankte Kapitän Crowe, sein Neffe, der attorney n Clarke, ein Wundarzt Fillet und ein von der Polizei verfolgter litischer Hetzer namens Ferret.

Kapitän Crowe hat soeben etwas aus seinem Leben erzählt, sie alle durch wiederholte laute Rufe erschreckt werden. Crowe d Clarke werden von der furchtsamen Wirtin und deren Tochter lly gebeten, ja nicht zu öffnen, da sie ein Gespenst vermuten. r abergläubische Seemann und sein kindlicher Neffe sind leicht erzeugt. Nur der stets zum Widerspruch geneigte Ferret hält ne Rede gegen Aberglauben, in der es auch an Ausfällen gegen ie Regierung nicht fehlt. Inzwischen hat der ungestüm Klopfende

die Tür erstürmt, worauf Ferret sofort in einen Speiseschrank kriecht: Crowe und Fillet setzen sich in Verteidigung, während Clarke die erschrockene Wirtin nebst Tochter 'out of mere compassion' zur Sicherheit in den Keller bringt. Auf Dolly hatte er schon den ganzen Abend ein Auge geworfen.

Der Mann, der so zudringlich geklopft hatte, erscheint in voller Waffenrüstung. Auf seiner Schulter trägt er ein dickes Bündel; bei näherem Zusehen ist es der Körper eines anscheinend leblosen Menschen. Der Fremde entschuldigt höflich seine Zudringlichkeit, schützt seine Notlage vor. Beim Durchschreiten eines Flusses sei sein 'Knappe', wie er den noch immer leblosen Mann nennt, mit samt dem Pferde weggefegt worden, und mit Mühe gerettet, habe derselbe bis jetzt noch kein Lebenszeichen von sich gegeben. Der Wundarzt nimmt sich des Ertrunkenen an, der bald Lebenszeichen von sich gibt. Sein Herr ist inzwischen auf die Suche nach seinem Pferde gegangen. Der Gerettete scheint schon über fünfzig Jahre alt zu sein, ist unter Mittelgrösse, dick, nicht besonders schön. Zum Bewusstsein gekommen, schaut er sich in dem Zimmer um und ruft nach 'Gilbert' (dies der Name seines Kleppers). Der Barbier beglückwünscht ihn zu seiner Rettung, die er nächst Gott seinem Herrn zu verdanken habe. Der Angeredete ist aber nicht sehr dankbar gestimmt; er meint, er wisse wem er zu danken, und wem er sein Lebtag zu fluchen habe. Auch Fillet, der ihn zur Ader gelassen, findet keine besondere Anerkennung: denn er habe ihn seines Lebensbalsams beraubt und ihm nicht soviel Blut gelassen, um eine ausgehungerte Fliege fett zu machen. Auch Ferret, der inzwischen aus seinem Versteck hervorgekrochen ist, wird angefahren. Der Gerettete legt dann eine Probe seines gesunden Appetits ab und wird darauf zu Bett gebracht. Bald kommt sein Herr zurück. Er ist ein Dreissigjähriger, gross und stark, von schönem Äussern und feinen Formen. Sein Auge funkelt mit einer Lebhaftigkeit, die darauf schliessen lässt, dass sein Verstand zerrüttet sei. Er erbietet sich, die Neugierde der Gäste über seine Persönlichkeit zu befriedigen. Er habe den Entschluss gefasst, den alten Orden der fahrenden Ritterschaft zu erneuern, um alle Art von Unrecht aus der Welt zu schaffen. Doch unterscheide er sich von seinem Vorgänger, Don Quijote, darin, dass er die Dinge der Welt so sähe, wie sie wirklich seien. Ferret meint, er könne dann leicht nach Bridewell, also ins Arbeitshaus, kommen. Der Ritter flammt auf, und Ferret flüchtet; sofort darauf aber legt sich die Wut des Ritters, er entschuldigt sich sogar wegen seines Temperamentes und verspricht, Ferret ruhig anhören zu wollen. Dieser fängt an auf Regierung und Land, Heer und Ministerium, auf den Krieg zu schimpfen.



Der Ritter nimmt sein Vaterland gegenüber solchen Angriffen im Schutz, spricht seine Verachtung aus gegen die Verbreiter solcher Ansichten, unter denen ein gewisser Ferret der schlimmste sei. Darauf abermalige Flucht Ferrets in den Speiseschrank. — Der spassige Fillet wendet das Gespräch wieder auf das Rittertum, ermutigt den neuen Gast zu seinem Unternehmen und weist ihn auf die Notwendigkeit hin, als fahrender Ritter eine Geliebte zu haben. Darauf verfällt der Ankömmling in ein tiefes Nachdenken und seufzt. Da kommt die Wirtin und bittet ihn, da er ganz durchnässt sei, sich in das für ihn bereitete Zimmer zurückzuziehen. Auch Tom Clarke kommt wieder in das Wirtszimmer zurück und erklärt, dass er über den seltsamen Gast Auskünfte geben könne, dass Clarke sogar Patenkind des Ritters sei und Clarkes Vater steward im Hause des Ritters gewesen sei.

Launcelot — dies ist der Name des merkwürdigen Mannes — ist der Sohn des Sir Everhard Greaves. Der Sohn zeichnete sich schon in der Jugend durch einen Hang zur Einsamkeit aus, er hatte keine Kameraden, nur mit Pferden liebte er sich zu tummeln. Vor allem aber war ihm die Gesellschaft der höheren Kreise, die er in dem väterlichen Hause kennen lernte, verhasst. Dagegen suchte er die Armen auf und spendete schon frühzeitig Unsummen Geldes für Taten der Barmherzigkeit. Dem Vater missfiel dies Wesen seines Sohnes sehr; er schickte ihn nach London, damit er dort lerne, „wie lustig es sich leben lässt". Aber in dem dortigen Elend fand Launcelots Nächstenliebe nur um so reichere Nahrung.

Um diese Zeit starb der Nachbar seines Vaters, der Squire Darnel, das Haupt einer Familie, die immer mit Sir Everhard Greaves in der Vertretung des Parlamentssitzes für Ashlenton rivalisierte. Beide Familien hatten sich schliesslich äusserlich versöhnt und dahin geeinigt, dass sie sich abwechselnd in diese Ehre teilen wollten. Aber der Bruder und Erbe des verstorbenen Squire Darnel wollte diese Abmachung umstürzen. Da erschien der junge Launcelot und sicherte seinem Vater durch eine geschickte Rede vor den Wählern den Parlamentssitz. Nun hatte Squire Darnel eine sehr hübsche Tochter hinterlassen, die der Vormundschaft ihres Oheims unterstellt war. Schon lange hatte Launcelot ein Auge auf sie geworfen, als sich eine Gelegenheit zur Annäherung bot. Einst fuhr sie mit ihrer Mutter in einem Wagen allein, als die Pferde plötzlich scheuten und durchgingen. (Hier wird die Erzählung unterbrochen, da sich Clarke durch Ferret so weit reizen lässt, dass sie beide in einen Kampf geraten.) Miss Darnel und ihre Mutter schweben in grosser Lebensgefahr, schon stehen die Pferde vor einem Abgrund. In dieser

äussersten Not springt Launcelot herbei und hemmt noch glücklich die Pferde. Dies war natürlich der Anlass zu einer Versöhnung zwischen den Damen und Launcelot. Die Mutter der Dame starb kurze Zeit danach und nahm noch sterbend dem Ritter das Versprechen ab, sich mit ihrem Schwager zu versöhnen. Aber letzterer war allen Versuchen dieser Art unzugänglich. Er brachte seine Nichte bald darauf an einen entfernten, von Launcelot nicht entdeckten Ort. Ein Zweikampf zwischen Launcelot und dem neuen Squire Darnel war die Folge dieses Betragens, wobei letzterer sehr schwer verwundet wurde. Launcelot machte auf Veranlassung seines Vaters noch eine Reise nach dem Kontinent, kehrte aber nach dem baldigen Tod des Sir Everhard zurück und hörte, dass Miss Darnel sich mit dem reichen Squire Sycamore vermählen solle. Er selbst erhielt einen von Aurelia geschriebenen Brief, in dem sie sich lossagte. Seit dieser Zeit wuchs seine Melancholie beständig und ebenso sein Hang, in den Werken der Mildtätigkeit und in der Beschützung der Unterdrückten seine einzige Befriedigung zu finden. Was er damals unternahm, grenzte aber schon öfter an das Quijotische; so zwang er einst *vi et armis* den Sohn eines reichen Farmers, die Tochter eines armen Hüttenbewohners zu heiraten, die dieser verführt hatte.

Eines Tages nahm Launcelot die alte Waffenrüstung, die einem seiner Urgrossväter gehört hatte, von der Wand und säuberte sie. Zu jener Zeit suchten ihn öfter ein anderer Ritter mit zwei Begleitern auf, und alle vier zogen am Vorabend des Tages des heiligen Georg nach einer Kapelle, und dort vollzog Launcelot seine Waffenwache, worauf er am nächsten Morgen von dem Begleiter zum Ritter geschlagen wurde; dieses Ereignis wurde durch gleichzeitigen Trompetenstoss verkündet. Sein Pferd erhielt bei dieser Gelegenheit den Namen Bronzomarte. Ein alter Bauer mit Namen Timothy Crabshaw — wir erkennen in ihm den vom Tode des Ertrinkens Geretteten wieder — wurde zum Knappen gewählt. Dieser begleitete den Ritter auf einem äusserst störrischen Pferde mit Namen Gilbert. Schon am zweiten Morgen erlebten beide ein Abenteuer. Crabshaw, der sah, wie Hunde einen Hasen verfolgten, machte sich hinter ihnen her und lenkte sie von der Spur ab. Die Jäger kamen bald herzu und schwangen behende die Peitsche über dem armen Knappen, der von seinem Herrn Unterstützung erwartete. Dieser aber, der wohl einsah, auf wessen Seite das Unrecht war, ermunterte noch die, die sich Genugtuung verschafften. Über das Benehmen seines Herrn empört, kehrte Crabshaw auf der Stelle nach Hause zurück. Am nächsten Morgen aber holte er seinen Herrn wieder ein, und es soll nicht ausgeschlossen sein, dass seine Frau einen hervorragenden Anteil an

dieser Sinnesänderung gehabt habe. In dem Augenblick, wo Crabshaw zu seinem Herrn stiess, befand sich dieser in ein anderes Abenteuer verwickelt. Mitten auf dem Felde umgaben ihn etwa vierzig Rekruten mit einem Trommler, der aus Übermut das Pferd des Ritters durch heftiges Trommeln scheu machte (vgl. D. Q. II,11). Launcelot forderte seinen Knappen auf, den Frevler zu züchtigen. Dieser folgte, ward aber mit einem Hagel von Steinen empfangen; der Ritter kam ihm zu Hilfe, und die Gegner sahen keinen weiteren Ausweg, als den Friedensrichter zu holen und beide verhaften zu lassen. Als man aber hörte, wess Standes Launcelot sei, ward er befreit. Dann zogen beide nach Haus. — So weit die Erzählung Clarkes, deren letztes Ereignis einen Monat vor der jetzigen Begegnung mit dem Ritter zurückliegt.

Crowe ist von der Erzählung so gefesselt, dass er den Entschluss kundgibt, auch seinerseits ein fahrender Ritter zu werden. Sein Neffe bittet ihn flehentlichst, davon abzustehen; doch ohne Erfolg. Fillet, der lustige Barbier, aber bestärkt ihn in seinem Vorhaben und weiss auch den Neffen dafür zu gewinnen, indem er ihm versichert, der Oheim werde gerade erst durch die Erfahrungen von seinem tollen Plan recht geheilt werden. Darum fordert er den Kapitän auf, sich Waffen zu verschaffen und heute Nacht noch, als dem Vorabend des Martinstages, in einer nahe gelegenen Kapelle die Waffenwache zu halten; er selbst wolle sein Pate sein. Dabei hat er den stillen Gedanken, sich auf Kosten des Crowe zu amüsieren, indem er dem abergläubischen Seemann durch allerlei Spuk Furcht einflösst. Crowe geht in das Gemach Sir Launcelots, holt dessen Waffen, packt sie zu einem Bündel zusammen und trägt sie auf den Schultern in die Kapelle.

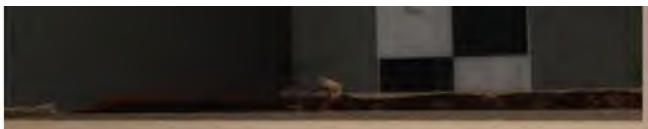
Der Anschlag des Barbiers Fillet, den Kapitän durch Schreckgespenster zur Umkehr zu bewegen, erreicht seinen Zweck nicht. Clarke und Ferret, die es unternommen hatten, als Gespenster zu fungieren, kehren zurück. Clarke sucht das Bett der Dolly auf, gelangt aber in das des Crabshaw, der ihn als vermeintlichen Dieb festhält und das ganze Haus zusammenschreit (vgl. Don Quij., Teil I, Kap. 16). Der Irrtum klärt sich auf. Launcelot, der ebenfalls aufgewacht ist, fordert seinen Knappen auf, sich anzukleiden und seine Waffen herbeizuschaffen. Crabshaw wendet sich in seiner Verlegenheit an Ferret, den er für einen Zauberer hält, der auch wisse, wo die Waffen seien. Ferret, in der Hoffnung, Unheil anstiften zu können, verrät, dass sie in der Kapelle sind. In Begleitung des Wirtes begibt sich nnn Crabshaw dorthin. Sie holen die Waffen vom Altar, in der Dunkelheit geraten sie aber aneinander und lassen die Waffen fallen, worauf sie ohne dieselben entfliehen. Als Launcelot stürmisch die Waffen verlangt,

wird ihm der Sachverhalt von Clarke aufgeklärt, der bittet, den Oheim doch von seinen Absichten abzubringen. Dies wird ihm versprochen, und der Oheim aus der Kapelle geholt. Crowe bittet um Verzeihung, und Launcelot macht ihn auf die Gefahren und Mühsale des fahrenden Rittertums aufmerksam, auch darauf, dass der fahrende Ritter eine Geliebte haben müsse. Nun ist zwar Crowe der Meinung, dass ein Seemann eigentlich nicht heiraten solle, aber wenn es für den fahrenden Ritter nötig sei — nun, so könne etwa Bet Mizzen, ein altes Weib, das früher auf seinem Schiff gewöhnliche Dienste verrichtete, dafür gelten.

Launcelot bricht noch in der Nacht mit seinem Knappen auf. Bei Anbruch des Tages befreit Launcelot eine Dame, die in ihrem Wagen von zwei Räubern überfallen worden war. Während sich Launcelot auf die Verfolgung des einen Räubers macht, stiehlt der andere dem Crabshaw das Pferd. Letzterer gelangt laut wehklagend in das nächste Dorf. Dort wird es ihm von dem Diener der befreiten Dame zugestellt. Auch Launcelot kommt hinzu, vergisst aber, nach dem Namen der Dame zu forschen, die keine andere ist, als Miss Aurelia Darnel, die von ihrem Oheim unter dem Vorgeben, sie sei geistesgestört, zu einer verwandten Dame gebracht werden sollte, nachdem der Oheim, um sich in den Besitz des Vermögens seiner Nichte zu setzen, auch dem Squire Sycamore ihre Hand verweigert hatte.

Bald darauf erlebt der Ritter ein Abenteuer mit zwei politischen Parteien. Die Kandidaten beider Parteien halten eine Rede, in der jeder natürlich seine eigenen vermeintlichen Vorzüge hervorhebt und den Gegner beschimpft. Launcelot will die Fehler beider aufdecken, die Leute glauben aber einen dritten Kandidaten vor sich zu haben, und beantworten seine Rede mit einem Hagel von Steinen und Schmutz. Crabshaws Pferd stecken sie Ginster unter den Schwanz, wodurch sie den Reiter in nicht geringen Ärger versetzen (vgl. Don Quijote II, Kap. 61).

Sie treffen nun auf eine andere Volksmenge. Vor derselben steht Ferret und preist den Inhalt einer Flasche als Medizin an. Da er sich in seiner Rede mancherlei Ausfälle gegen die Regierung und England erlaubt, wird er am Schluss verhaftet. Er bittet nun Launcelot, ihn zu befreien. Dieser lächelt dazu, folgt aber hinter der mit Ferret abziehenden Menge her, um den Ausgang abzuwarten. Am Gefängnistor ruft ihn plötzlich Clarke, der ihm erzählt, dass Crowe es sich nicht habe nehmen lassen, als fahrender Ritter auszuziehen. Dann habe er im Walde eine Kutsche angetroffen, in der eine Dame wider ihren Willen von einer zweiten Insassin festgehalten worden sei. Crowe habe sie befreien wollen, doch ohne Erfolg, schliesslich hätten sie Schläge erhalten und zu



Lohne das Gefängnis. Die Dame, die mehrere Male den Namen Launcelot ausgerufen habe, sei Aurelia Darnel gewesen. Plötzlich hört Launcelot, der in das Gefängnisgebäude gefolgt war, seinen Knappen schreien. Er bemerkt, dass man ihn in den Block gelegt hat. Hinter ihm aber hat man plötzlich die Gefängnistür geschlossen, und er befindet sich jetzt plötzlich als Gefangener dort. Dies alles ist geschehen auf eine Verleumdung durch Ferret.

Die Mitgefangenen erzählen Launcelot die Missetaten des Richters. Er selbst lässt sich vor den Richter führen. Dieser will die Gefangenen entlassen, als er hört, von welchem Range sein angeblicher Verbrecher ist. Launcelot aber besteht auf strickte Befolgung des vorgeschriebenen Gesetzesweges. Der Richter bittet um Schonung. Launcelot verspricht ihm, so weit seine eigene Person in Frage käme, von einer Verfolgung abzustehen. Aber er könne dies nicht auch in betreff der armen Gefangenen, die der gewissenlose Richter ins Elend gebracht habe. Nach langer Auseinandersetzung einigt er sich mit Launcelot dahin, dass alle, denen Unrecht geschehen ist, reichliche Entschädigungen erhalten und er selbst auf sein Amt verzichtet.

Über den Erfolg seines Vorbildes erfreut, bestärkt sich Crowe noch mehr in dem Vorsatz, fahrender Ritter zu werden. Noch einmal unternimmt es Launcelot, den Kapitän von seinem Vorhaben abzubringen. Wie der Baccalaureus im Don Quijote sich als Ritter zu Don Quijote begibt, um ihn durch eine Besiegung zu zwingen, vom Rittertum abzulassen, nötigt Launcelot aus demselben Grund Crowe, Crowes Dame für die schönste zu erklären; er sieht darin einen willkommenen Anlass, ihn deswegen zum Zweikampf zu fordern, weil Launcelots Dame dadurch beschimpft sei. Doch gibt er ihm Zeit, sich inzwischen neue Waffen zu verschaffen, Ort des Kampfes soll die nächste grössere Stadt sein. Sein heimlicher Gedanke ist dabei natürlich, ihn in dem Kampfe zu besiegen und als Sieger ihm die Bedingung aufzuerlegen, von seiner Ritterlaufbahn abzustehen. Crowe ist über diese Forderung ganz betrübt, er meint, er habe Launcelot doch nie etwas zu Leide getan. In dem Wirtshaus zum Weissen Hirsch, wo sich Launcelot mit seiner Gesellschaft aufhält, wohnte ohne Wissen des Riters auch Aurelia, unter dem Namen einer Miss Meadows. Nachdem Launcelot zwei Lehrlinge, die, als Offiziere verkleidet, es versucht haben, in ihr Zimmer einzudringen, entlarvt und bestraft hatte, war Aurelia und ihre Begleiterin abgereist. Als ihm die Wirtin eine vergessene Brieftasche der angeblichen Miss Meadows gibt, die 230 Pfund enthält, will er das Geld der Besitzerin sofort zustellen, nachdem er von dem Postillon, der das Fräulein weggefahren hatte, durch eine kleine Bestechung erfahren hat, dass die Dame auf dem Wege

nach London sei und wo sie abgestiegen ist. Aureliens Aufenthalt bei der verwandten Dame war nämlich von Squire Sycamore entdeckt worden. Deswegen nahm sie der Oheim wieder zu sich. Aber unterwegs fand sie im Wirtshaus zum Black Lion Gelegenheit, sich mit Dolly zu verständigen und es gelang beiden, mit Hilfe eines Bedienten zu entkommen.

Launcelot entdeckt nun selbst, dass die angebliche Miss Meadows niemand anders ist als seine geliebte Aurelia. Der Brief, den sie an ihn geschrieben haben sollte, war eine Fälschung. Mitten in seiner Freude hört er plötzlich Hilfrufe. Ein Bedienter meint, auf der Landstrasse werde jemand wahrscheinlich ermordet. Launcelot springt auf sein Pferd; es ist Abend. Nachdem er an den Ort gekommen ist, scheinen die Rufe plötzlich von einer andern Richtung zu schallen; er folgt der neuen Spur und immer wieder ertönt es ihm von einer andern Seite. So wird er die ganze Nacht irregeleitet und erst am andern Morgen findet er seinen Knappen Crabshaw auf dem Boden liegend, neben ihm sein Pferd Gilbert. Gefragt, wie er hierher komme, sagt Crabshaw, die Teufel hätten ihn hierher gebracht. Lange Zeit kann Launcelot keine vernünftige Antwort aus ihm herausbekommen, bis er schliesslich erfährt, dass Crabshaw am vorhergehenden Abend von drei maskierten Männern durch die ganze Gegend von einer Stelle zur andern gebracht worden sei, bald im Trab, bald im Galopp, bis sie ihn an der Stelle hätten liegen lassen, wo ihn sein Herr antraf. Launcelot lässt ihn in dem nächsten Gasthaus behandeln, er selbst aber eilt, besorgt um Aurelia, in das Gasthaus, von dem er ausgegangen war, und von dem er sich dreissig Meilen entfernt hatte.

Durch Drängen erfährt nun Launcelot von dem Wirt und der Wirtin, dass Miss Darnel und Dolly entführt worden seien. Ein Postbote übergibt ihm jedoch einen Brief der Dolly, in dem diese ihm mitteilt, dass sie Gelegenheit finden werde, ihren Aufenthalt zu entdecken. Er holt den wiederhergestellten Crabshaw und begibt sich auf den Weg nach London. Unterwegs sieht er zwei Männer im Kampfe mit einer ganzen Schar von Leuten. Er befreit die beiden unglücklichen Kämpfer: Crowe und Clarke.

Crowe hatte nämlich die Leute — eine Anzahl von Farmern, die von einem Jahrmarkt heimkehrten — angegriffen, weil sie nicht bekennen wollten, dass Besseilda Mizzen das schönste Fräulein der Welt wäre, zumal er seine Forderung durch seine Seemannssprache so verschleiert hatte, dass die Bauern sich veralbert glaubten. Nach Befreiung der beiden wollen die Bauern einen Prozess wegen Landfriedensbruch anstrengen, aber durch die Vermittelung des Friedensrichters und Launcelots wird der Streit schliesslich trotz der Hartnäckigkeit eines verstockten Bauern beigelegt.

Sycamore steigt in demselben Gasthof ab, wo Launcelot ist. Er verabredet nun mit seinem Schmarotzer Dawdle, den Launcelot im Zweikampf zu bekämpfen, weil er der Ansicht ist, Launcelot liesse sich à la Don Quijote durch eine Besiegung das Versprechen abnehmen, auf Aurelia zu verzichten. Er sendet eine Forderung; aber Launcelot ist empört, dass man ihn für verrückt hält; er nimmt daher die Forderung nicht an. Dagegen ist Crowe von der Aussicht auf einen Zweikampf ganz hingerissen und sucht sich Dawdle zum Gegner aus. Er dringt noch in derselben Nacht in dessen Schlafzimmer, und als Dawdle feige zurückschreckt, beruhigt ihn der biedere Seemann darüber, dass er kein Gespenst sei. Dawdle will einer Forderung ausweichen, aber Sycamore kommt hinzu, und es wird verabredet, dass die beiden Parteien paarweise kämpfen sollen. Aber auch die zweite Forderung wird von Launcelot abgewiesen. Launcelot bricht auf.

Sycamore holt Launcelot ein, der sich jetzt endlich zum Kampfe bewegen lässt. Aber im letzten Augenblick bekommt Sycamore Furcht; er will vom Kampfe abstehen, um, wie er sagt, es Aurelia nicht anzutun, dass er ihr den Mann erschlage, der ihr vielleicht lieber ist als er selbst; er will daher die Entscheidung doch der Aurelia überlassen. Jetzt gibt aber Launcelot nicht nach: der Kampf muss gefochten werden. Sycamore fällt beim Anprall der Pferde aus dem Sattel. Inzwischen hat Dawdle das Pferd seines Gegners, des Captain Crowe, durch Aufschlagen mit Blasen scheu gemacht, wodurch der Besitzer des Pferdes wider Willen aus dem Schlachtfeld getragen wurde[1]). Dawdle lässt seinen Herrn im Stich, als dessen Sache schief geht. Launcelot verspricht dem Sycamore, ihm zu einer ehrenhaften Werbung um Aurelia freies Spiel zu lassen, bei unlauteren Absichten jedoch würde er sofort auf dem Plan erscheinen. Launcelot erreicht die Stadt Bugden. Am nächsten Morgen will er aufbrechen, als Dolly erscheint und erklärt, sie sei von Mr. Darnel verabschiedet worden und wisse nicht, wohin ihre Herrin gebracht worden sei.

Launcelot glaubt, dass der Oheim Aurelia in ein Gefängnis gebracht habe. Er besucht solche und hat reichliche Gelegenheit, seine Mildtätigkeit zu beweisen. Bald darauf wird er in einen Hinterhalt gelockt und in ein Irrenhaus gebracht. Der Urheber war, wie sich später herausstellt Sycamore. Crowe und Crabshaw begeben sich nun zu einem Zauberer, der ihnen sagen soll, was aus Launcelot geworden sei. Dieser erklärt, Launcelot sei tot. Durch Clarke wird ein Inserat in einer Tageszeitung erlassen, worauf sich der Kutscher meldet, der Launcelot zum Irrenhaus gebracht hat. Launcelot wird mit gerichtlicher Unterstützung

[1]) Vgl. Don Quijote, Teil II, Kap. 11.

sofort befreit. In dem Irrenhaus befindet sich auch Aurelia, die Launcelot während seiner Internierung an ihrer Stimme erkannte. Es fällt ihm nun nicht schwer, auch sie sofort der Freiheit wiederzugeben Bei ihrer ersten Wiederbegegnung erneuern sie das Geständnis ihrer Liebe, und Aurelia klärt das Missverständnis des Briefes, der Launcelot so viel seelische Erregung verursacht hatte, auf: der Brief war eine Absage — an Sycamore; der Oheim hatte ihn aber abgefangen und an die Adresse Launcelots gelangen lassen.

Der Oheim der Aurelia ist durch eine plötzliche Lähmung an den Rand des Grabes gekommen. Er lässt Aurelia um Verzeihung bitten. Sie erhält einen neuen Vormund und, nachdem die kurze Zeit bis zu ihrer Volljährigkeit verflossen ist, verheiratet sie sich mit Launcelot. — Launcelot hatte die Absicht, an Sycamore Rache zu nehmen, aber dieser hatte bereits mit Dawdle, der sich ihm wieder angeschlossen hatte und der eigentliche Urheber der gegen Launcelot geführten Intrigue war, England verlassen. —

Crowe und Crabshaw unternahmen noch einen Zug gegen den Wahrsager, der den Kapitän gefoppt hatte mit der Ankündigung seiner Verheiratung mit einem Dienstmädchen und der Crabshaw weissagte, dass er einst wegen Diebstahls gehängt werden würde. Da die Aussage über das Schicksal des Ritters nicht stimmte, so glauben sie auch nicht dem, was über sie prophezeit worden ist, und wollen sich an dem Weissager rächen. Dieser ist eben seiner Schulden wegen in die Hände der Justiz gefallen und hat auch eine Strafe wegen Betruges zu gewärtigen. Als aber die beiden Betrogenen gegen ihn auftreten, weiss er sie durch die Andeutung, dass er dem Kapitän etwas Wichtiges mitzuteilen habe, zu bewegen, für ihn die Bürgschaft zu seiner Befreiung zu hinterlegen. Sie tun es schliesslich. In den Kreis der Freunde geführt, entpuppt sich der Wahrsager als Ferret. Er bekennt sich als den Bösewicht, als der er im Laufe der Geschichte erschienen ist, und will auch jetzt nichts von Wohlwollen oder Grossmut wissen, sondern nur unterhandeln: er weiss, wie Crowe ein ihm zustehendes Erbteil bekommen kann, und fordert nun ein Entgegenkommen. Man verspricht ihm eine ansehnliche Rente und natürlich Abstandnahme von der Klage auf Betrug, und er erklärt, dass er heimlich mit der Tante Crowes, die diesen enterbt habe, verheiratet sei, und dass er nach englischem Recht als Eheherr seinen Einspruch erheben würde. —

Bald wird die Hochzeit Launcelots und der Aurelia gefeiert, und auch Clarke, der zum Verwalter der Besitztümer Launcelots ernannt worden ist, verheiratet sich mit Dolly. Allerdings rückt die angebliche Mutter der Dolly jetzt erst mit der Mitteilung heraus,

dass beide Geschwister seien, da sie einst Dolly von dem Vater Clarkes erhalten habe. Aber ein ihr übergebenes Schriftstück, das erst bei der Hochzeit des Mädchens geöffnet werden sollte, enthüllt, dass sie die Tochter eines Oheims Launcelots ist. — Ferret, der eine Zeitlang an dem Glück seiner Mitmenschen Teilnahme empfunden hatte, verfällt bald wieder in seinen alten Menschenhass und begibt sich nach London, als einem reichen Feld, wo er seinem Charakter genügen könnte.

Die Personen im Sir Launcelot Greaves.

I. Sir Launcelot Greaves.

Sir Launcelot hat nur sehr geringe Beziehung zu Don Quijote. Sein Name (greaves = Beinschienen) erinnert an den spanischen Ritter, dessen Name ungefähr dasselbe bedeutet. Ferner gehört Don Quijote zu den Landjunkern, Launcelot ist ein englischer knight. Auch besitzen beide Bildung; ebenso die edlen Motive, Unterdrückten Beistand zu leisten. Der bedeutendste Unterschied zwischen beiden liegt darin, dass Launcelot in seinen Abenteuern durchaus vernünftig bleibt: er sieht die Dinge wie sie sind und unternimmt nichts Unbilliges noch Tollkühnes. Damit steht jedoch im Widerspruch, dass er zu einer Zeit, wo das Rittertum längst aufgehört zu existieren, es für notwendig hält, sich als fahrenden Ritter auszugeben, dass er sich den Zeremonien des Ritterschlags in ziemlich grotesker Weise fügt, seinem Pferde nach der Art der fahrenden Ritter einen Namen beilegt, und dass er sich einen Knappen wählt, der in keiner Weise an die Vertreter dieses Standes der Ritterzeit erinnert. Man kann tatsächlich behaupten, das es Smollett nicht gelungen ist, eine Erklärung für diese Ungereimtheit in dem Wesen seines Helden zu geben. Darin, dass Smollett sagt: It was his (Launcelot's) opinion that chivalry was a useful institution, while confined to its original purpose of protecting the innocent, assisting the friendless, and bringing the guilty to condign punishment — einem Satz, den übrigens Smollett auch in der Vorrede seiner Don Quijote-Übersetzung aufstellt — kann ich für diesen Widerspruch keine Erklärung finden.

Was nun Smollett tatsächlich von dem inneren Wesen Don Quijotes auf seinen Helden übertragen hat, ist sehr unbedeutend.

Von besonderen Charakterzügen Launcelots ist ihm einmal das hitzige Temperament, das Don Quijote auszeichnet, beigelegt; obwohl er sich gewöhnlich sehr gelassen zeigt. Im 2. Kap. aber lesen wir doch, in welche Wut er geraten kann. Der bösartige Ferret macht die hämische Bemerkung, „der Ritter könne noch einmal für seine Abenteuer in Bridewell enden". Sofort flammt die Wut Launcelots auf, er greift nach seinem Schwerte und stürzt auf Ferret los. Wie sich nun Don Quijote häufig noch im letzten Augenblick besinnt, so verraucht auch Launcelots Hitze noch rechtzeitig, ehe er sich zu einer Gewalttat hat hinreissen lassen. Und wenn er diesen plötzlichen Umschlag mit den Worten erklärt: „the sudden gush of passion is now over", so will er damit denselben Gedanken ausdrücken, wie Don Quijote, der einst Sancho wegen seines ungebührlichen Lachens jähzornig strafte und sich dann mit den Worten entschuldigte: los primeros movimientos no son en mano del hombre[1]).

II. Captain Crowe.

Crowe stimmt in mancher Beziehung besser als Launcelot zu Don Quijote, weil er auch Torheiten in der Art derer des Don Quijote begeht, indem er z. B. von einer Anzahl Bauern verlangt, seine Geliebte für die schönste Dame der Welt zu erklären. Innerlich betrachtet entfernt er sich aber ebenso sehr wie Launcelot von dem spanischen Ritter. Warum er seine Ausfahrten als Ritter unternimmt, ist nicht recht ersichtlich; er hat nur wirre Vorstellungen vom Nutzen einer solchen Tätigkeit für die Menschheit; vor allem aber glaubt er eine Beschäftigung gefunden zu haben, die ihm, dem abgedankten Kapitän, Gelegenheit genug gibt, seinen Mut zu zeigen. Er kennt die Ritterromane nur äusserst oberflächlich, erst

[1]) D. Q. I. Teil, Cap. 20. Obras d. Cerv. l. c. p. 268 a, auch I. Teil, Cap. 30. Obras d. Cerv. p. 298 a.

im Gefängnis liest er die Abenteuer von Valentine and Orson. Daraus erklärt sich zum Teil, dass die Ritterideale nicht in ihm so leben, wie in Don Quijote, und dass wir notwendig auf das Phantasiespiel Don Quijotes verzichten müssen. Es erscheint ihm nur als etwas Äusserliches, wenn er als fahrender Ritter eine Geliebte haben muss. Weit davon entfernt, in dieser Geliebten das Urbild aller Schönheit und Tugend zu sehen, wie Don Quijote, drückt er ganz offen seinen Zweifel an der makellosen Tugend derjenigen aus, die er sich, durch andere gedrungen, zur geistigen Beschützerin gewählt hat[1]). Da dieser Glaube nicht in ihm lebendig ist, so kann er auch Misserfolge nicht ertragen: als er in den Kampf mit den Bauern, die seine Geliebte für die schönste Dame der Welt erklären sollen, unterliegt, verzichtet er auf seine Geliebte fortan; indem er sich an Launcelot wendet, der ihn von den Bauern befreit, sagt er in seiner Seemannssprache: 'this is the second time you have holp me off, when I was bump ashore. Bess Mizzen, I must say, is no more than a leaky bumboat, in comparison of the glorious galley you want to man. I desire that henceforth we may cruise in the same latitudes, brother; and I'll be d—d if I don't stand by you as long as I have a stick standing, or can carry a rag of canvas'[2]). Im allgemeinen scheint es sogar, dass der Verfasser auf diese Person des öfteren gerne Züge Sanchos überträgt, und zwar Sanchos, von dessen besserer Natur genommen; während er sich das Grobkörnige dieser Gestalt für Crabshaw vorbehielt.

Im Gegensatze zu Don Quijote ist Crowe von keinem heftigen Temperament; statt der Hitze triumphiert meist eine eigenartige Sanchosche Gutmütigkeit. Dies zeigt sich, als er Dawdle, den Begleiter Sycamores, welch' letzterer Sir Launcelot zum Zweikampf gefordert hatte, aufsucht, um auch für sich einen Gegner zu haben. Dawdle stellt sich, als ob er einen Geist sähe. Crowe glaubt ihm und redet den zum

---

[1]) Kap. 13.
[2]) Kap. 16.

Kampfe auserwählten Gegner mit den Worten an: '... If you are afeard of goblins, brother, put your trust in the Lord, and he'll prove a sheet anchor to you'. Die Berührung mit Sancho ist hier umso deutlicher, als auch Sancho gegenüber seinem ihm zugedachten Gegner Tomas Cecial (II. Teil, Kap. 14), ähnlich gutmütig bleibt, indem er sagt, er könne doch nicht mit einem kämpfen, mit dem er gegessen und getrunken habe.

So wie hier, ist noch öfter Crowe's Gutmütigkeit, die stark an Sancho Pansa erinnert, als ein charakteristischer Zug seines Wesens betont; ein weiterer ist seine weitgehende Furcht vor Gespenstern, die er mit andern Seemannscharakteren Smolletts gemein hat. Aber er hat Mut genug, jeder Gefahr zu begegnen.

In seinem Hass gegen Grossmutter und Tante, die ihn seines Vermögens beraubt haben, gleicht er dem biederen Trunnion; er empfindet eine innere Genugtuung bei dem Gedanken, dass diese Verwandten in der Hölle rösten.

Captain Crowe ist übrigens sehr gut humoristisch dargestellt in Situationen, die sein gutes Gemüt trotz aller Komik offenbaren. Ein Beispiel dieser Art ist, als er den Launcelot in der Irrenanstalt entdeckt, ihm gratulierend die eine Hand reicht, mit der andern aber den Arzt, den er für den Verbrecher an Launcelot hält, am Kragen durch das Zimmer schleift.

III. Timothy Crabshaw.

Crabshaw, der Knappe Sir Launcelots, ist durchaus Sancho nachgebildet, aber nur nach dessen derberen Seiten, die womöglich noch stärker aufgetragen werden.

Die Kap. 2 beschriebene Gestalt Crabshaws lässt dies schon erkennen.

Crabshaw folgt seinem Herrn wie Sancho in der Erwartung von Belohnung. Er ist ungeheuer furchtsam und feige[1]). Er sucht in dem Kampfe nach der Beute[2]) und zeigt

[1]) Kap. 8.

[2]) Kap, 19 (vgl. Don Quijote I. Teil, Kap. 8).

sich besorgt um die Mahlzeiten [1]). Mit seinem Pferde spricht er, wie wenn er zu einem Menschen redete. Dabei ist die Szene, wo er sein verlorenes Pferd wiederfindet [2]), der entsprechenden im D. Q. (I. Teil, Kap. 30) nachgebildet, wo Sancho seinen geraubten Grauen wiedersieht.

Der bedeutendste Unterschied zwischen Crabshaw und Sancho liegt wohl darin, dass Sancho im Grunde genommen ein gutmütiger Mensch ist, nur aus Schalkhaftigkeit sich über seinen Herrn lustig macht; dass aber Crabshaw öfter eine 'mischievous disposition' zugeschrieben wird (s. Kap. 5, wo auch ein Beispiel dieser Art gegeben wird). Kap. 19 heisst es von ihm: he had by this time imbibed such a tincture of errantry, that he firmly believed himself and his master equally invincible, and this belief, operating upon a *perverse disposition*, rendered him as quarrelsome in his sphere as his master was mild and forbearing. Er spricht von seinem Herrn als einem Narren, macht sich Vorwürfe, dass er ihm gefolgt ist, versucht ihn mit Hilfe von Zaubervorstellungen zu täuschen. Alles dies tut Sancho allerdings auch, aber in Situationen, wo er mehr Grund hat, als Crabshaw. Und hat sich Sancho einmal losgesagt, so tut ihm das später von Herzen weh, er kommt wieder zu ihm, weil er zu anhänglich ist an seinen Herrn. Crabshaw kommt wieder, weil seine Frau ihn treibt.

Wie Sancho, so verwendet auch Crabshaw in seiner Rede die Sprichwörter in überladener Fülle. Auch holt er seine Vergleiche wie sein spanischer Kollege aus seinem bäurischen Vorstellungskreis; so kritisiert er einmal die Rüstung des Kapitäns: it becomes him as a sow doth a cart-saddle (Kap. 8). Aber solche Vergleiche führt er fast stets, Sancho doch nur selten im Munde. — Wie es von Sanchos Bemerkungen heisst, dass sie als Einfalt und als Bosheit zugleich gelten könnten, so charakterisiert Ferret den Crabshaw mit den Worten, er wisse nicht, ob er es mit einem

[1]) Kap. 13.
[2]) Kap. 8.

Schurken oder einem Narren (Kap. 2) zu tun habe. Crabshaws Reden haben so starke Ähnlichkeit mit denen Sanchos, dass man unschwer eine Menge von Aussprüchen Sanchos als unmittelbare Quelle für die Crabshaws bezeichnen könnte.

Seltsam ist die Kenntnis der Ritterromane, die Smollett dem Crabshaw zugesteht, wenn er ihm einmal ein 'Gelübde beim Pfau' aussprechen lässt (Kap. 9), was übrigens das einzige Motiv ist, das Smollett selbständig aus den Ritterromanen zu denen, die bereits Cervantes verwertet hatte, hinzugefügt hat.

IV. Fillet.

Dass in der Gestalt des Wundarztes Fillet Züge des Barbiers im Don Quijote benutzt sind, geht aus der Analyse des englischen Werkes ohne weiteres hervor. Mehr als die erwähnten Beziehungen kommen in der episodenhaften Rolle, die der Gestalt zugeteilt ist, nicht vor.

V. Sycamore und Dawdle.

Obwohl die beiden als Ritter und Knappe gegen Launcelot ausziehen, haben sie keinerlei Beziehung zu Cervantes' Gestalten. Dagegen spricht vieles dafür, dass Smollett bei ihnen an Hudibras und Ralph gedacht hat. [Der Hudibras wird im Roman selbst öfter erwähnt, zum Beispiel bei der Ausrüstung Crowes.] Besonders spricht dafür der Umstand, dass Sycamore nicht selbst kämpfen, sondern seinem Knappen den Kampf aufnötigen will [Hudibras will die ihm zugedachten Streiche dem Dawdle als seinem Vertreter aufnötigen], ferner die Entzweiung beider und schliesslich die Wiederversöhnung auf Grund eines schurkenhaften Planes, den Dawdle seinem Herrn eingibt — Motive, die im Hudibras eine Rolle spielen.

Die Abenteuer

haben, wie die Analyse ergeben hat, mitunter deutliche Anklänge an das spanische Vorbild. Allerdings ist es Smollett in keiner Weise gelungen, eine solche Fülle und Mannigfaltigkeit, über die Cervantes verfügt, auch nur annähernd

zu erreichen. Einer Situationskomik, die besonders grosse Ähnlichkeit mit einer solchen im Don Quijote zeigt, sei noch hier gedacht. Kap. 15 wird erzählt, wie ein Barbier Crabshaw halb rasiert sitzen lässt. Einen ähnlichen Anblick bietet Sancho II. Teil, Kap. 32: das Dienstpersonal wäscht ihn mit schmutziger Lauge, er will sich dies nicht gefallen lassen und erscheint, ein schmutziges Tuch auf der Brust, lärmend vor dem Herzogspaar.

An die Stelle der Abenteuer ist bei Smollett allmählich die Entwicklung der Liebesgeschichte Launcelots und der Aurelia getreten, die in äusseren Momenten (Flucht der Geliebten, Verfolgung ihrer Spuren durch den Geliebten, Auffindung einer Banknote, die der Geliebten gehört, u. ä.) sich an Tom Jones anlehnt.

Der Einfluss des Don Quijote auf Laurence Sterne

(1713—1768).

Wenn man vom Einfluss des Cervantes auf die englische Literatur sprechen hört, so wird gewöhnlich in erster Linie Laurence Sterne genannt. Dazu hat man aber kein Recht. Der Einfluss war nicht so tiefgehend wie etwa bei Fielding und Smollett und ist dabei so versteckt, dass man auch nirgends einer klaren Beschreibung und Abgrenzung des literarischen Einflusses begegnet.

Ist Sterne überhaupt von Cervantes angeregt worden zur oder bei der Abfassung seiner *Life and Opinions of Tristram Shandy*?[1]) Der Hauptcharakter dieses Buches stellt es in eine ganz andere literarische Tradition. Dem Inhalt und der Form nach verrät sich das Buch als ein Geistesverwandter des Gargantua mit seinen grotesken Schilderungen und Einfällen, ja auch mit allen Eigenschaften des grotesken Stils, und Warburton hat mit Recht Sterne den *English Rabelais* genannt. Nach der formalen Seite hat das Buch sicherlich noch sein Vorbild in der *Anatomy of*

[1]) Die neun Bände erschienen zuerst: 1. und 2. 1759, 3. und 4. 1761, 5. und 6. 1762, 7. und 8. 1765, 9. 1767.

Melancholy (1621) von *Robert Burton*, die in der in England zur Blüte gelangten Literatur der *gossipy books* eine hervorragende Stelle einnimmt. Zweierlei konnte hier Sterne vor allem lernen: das Paradieren mit gelehrtem Wissen, mit einer mehr oder weniger deutlichen Wendung ins Groteske und die ewigen Abschweifungen vom Thema. Aber sein Vorbild womöglich noch zu überbieten, war Sternes Streben, und er hat es erreicht und, obwohl er sicherlich diese seine Leistung als seine grösste *Originalität* ansah, dadurch seinen meisten Lesern die Lektüre verdorben. Dass seine Eigenart als Schriftsteller auch nach seiner Meinung in dieser Schreibart aufgeht, spricht er deutlich in Sätzen aus, wie: digressions, incontestably, are the sunshine; — they are the life, the soul of reading! — take them out of this book, for instance, — you might as well take the book along with them . . .; oder: writing, when properly managed (as you may be sure I think mine is) is but a different name for conversation.

Diese Stilart ist aber nichts anderes als ein Bestandteil des grotesken Humors, jener Gemütsstimmung, die gerade aus der Verbindung der heterogensten Elemente ihre Kraft zieht. Aus dieser Stimmung heraus musste sich die Stilart der ewigen Abschweifungen entwickeln, und jener Sternesche Stil ist somit der eigentliche Ausdruck des grotesken Humors.

Gehört nun Sternes Werk in die *groteske* Literatur, so scheint wenig Raum für eine Beziehung zu dem *humoristischen* Werke des Cervantes zu bleiben. Und doch ruft Sterne einmal aus: my *dear* Rabelais, and my *dearer* Cervantes! Wer so den einen Verfasser über den andern stellt, kann sich nicht ganz dem Einfluss des bevorzugten entzogen haben. Zunächst liesse sich daran erinnern, dass auch der Don Quijote nicht ohne groteske Züge ist. Aber was gerade in dieser Hinsicht bei Sterne an Cervantes erinnern könnte, ist ohne Zweifel zumeist auf Rabelais zurückzuführen. So kennt Cervantes gerade so wie Rabelais[1]) die langatmigen Aufzählungen, die lediglich durch ihre Fülle komisch wirken.

[1]) Trotz Schneegans, Geschichte der grotesken Satire, S. 470.

Und bei der folgenden denken wir daran, dass Don Quijote in seinen grossen Wutausbrüchen seinen Knappen des öfteren mit ganz ähnlichen Benennungen belegt hat: blockheads, numskulls, doddypoles, dunderheads, ninny-hammers, goose-caps etc. etc.[1]) Aber auch gerade an dieser Stelle führt er den Gargantua als Quelle an. Dennoch können wir im folgenden sehen, dass Sterne auch gewisse groteske Züge aus dem Don Quijote entnimmt.

a) Der Einfluss auf die Technik.

Schon wenn wir Sternes eigenen, in seinen Werken zerstreuten Äusserungen folgen, finden wir, dass er sich in bestimmten Fällen der Technik an Cervantes anschliessen will. Er schreibt: I am persuaded that the happiness of *Cervantic humour* arises from this very thing of describing silly and trifling events with the circumstantial pomp of great ones. An andern Stellen nennt er diese für Cervantes charakteristische Darstellungsweise komischer Szenen 'Cervantic gravity' (Buch III, Kap. 10): Uncly Toby hat die Bemerkung gemacht: injuries come only from the heart. Darauf heisst es: For this reason, continued my father, with the *most Cervantic gravity*, I have the greatest veneration in the world for that gentleman, who in distrust of his own discretions on this point, sat down and composed (that is at his leisure) fit forms of swearing suitable to all cases, from the lowest to the highest provocations which could possibly happen to him, — which forms being well considered by him, — and such, moreover, as he could stand to, he kept them ever by him on the chimney-piece within his reach, ready for use[2]). Hier haben wir gleichzeitig ein Beispiel für den Begriff, den Sterne übrigens selbst vollkommen deutlich beschrieben hat: Der Vater erzählt eine durchaus komische

[1]) Vgl. etwa D. Q. I, Kap. 46: ó bellaco villano, mal mirado, descompuesto é ignorante, infacundo, deslenguado, atrevido, murmurador y mal diciente etc.

[2]) Sterne Works, ed. J. P. Browne, London 1873 (4 vol.) vol. I, S. 182—183.

Sache, aber dazu kommt eine Menge von Einzelheiten, die in uns die Vorstellung einer ernsten Sache erwecken: so seine eigene Ruhe und sein Ernst, dann aber die Beschreibung des Mannes, der sich zu solch einer komischen Sache, wie die Sammlung aller möglichen Flüche für seinen eventuellen Bedarf, gemächlich hinsetzt, sie klassifiziert und schliesslich aufschreibt, sie bereit legt, um sie im Notfall zur Hand zu haben. Unschwer ist auch der Sachverhalt zu erkennen an folgender Stelle (I. Buch, Kap. 19), wo Walter Shandy mit allem Scharfsinn, Ernst und Hartnäckigkeit für die seltsame Behauptung eintritt, dass der Name Tristram ein unheilbringender sei. Bei dieser Gelegenheit heisst es: The hero of *Cervantes* argued not the point with more *seriousness*, — nor had he more faith, — or more to say on the powers of necromancy in dishonouring his deeds, — or on Dulcinea's name in shedding lustre upon them, than my father had on those of Trismegistus or Archimedes, on the one hand, or of Nyky and Simkin, on the other. How many Caesars and Pompeys, he would say, by mere inspiration of names, have been rendered worthy of them! And how many he would add, are there, who might have done exceeding well in the world, had not their characters and spirits been totally deprived and Nicodemus'd into nothing [1]). In diesem Beispiel erfahren wir, dass kein anderer als Don Quijote selbst das Vorbild für diese Darstellungsweise war: der Manchaner mit seinen Reden, deren Behauptungen unsinnig sind, die aber einen solchen Aufwand von Beweismaterial und dialektischer Kunst darbieten, dass selbst Leute wie der Pfarrer minutenweise in Zweifel geraten, ob Don Quijote wirklich verrückt sei. —

Dieses Cervantesische Kunstmittel, das, wie aus der vorliegenden Arbeit ersichtlich, schon mehrere Male von den englischen Schriftstellern erkannt wurde und besonders den Ansporn gab zur Abfassung der Scribleriaden, erscheint nun hier wiederum bei Sterne. Und zwar ist der Umfang der Verwendung mit den obigen Beispielen nicht erschöpft. Wir müssen annehmen, dass sich Sterne dieses Mittels bewusst

[1]) Works, I, S. 53.

war bei fast allen Reden, die der Vater Shandy hält, denn seien sie von diesem bewusst oder unbewusst komisch, für den Leser jedenfalls enthalten sie jene beiden Momente, die Sterne als Cervantesische Art bezeichnet. Wir dürfen sogar annehmen, dass Sterne auch an vielen anderen Stellen Cervantes in dieser Weise nachahmte, wenn es auch natürlich unmöglich ist, solche Stellen einzeln aufzuzählen. Ich bemerke nur noch, dass Sterne gerne selbst auf diese Verbindung von Ernstem mit Komischem hinweist in Bemerkungen wie: That there are, quoth my father *with a most affected gravity*[1]). — My father *smiled inwardly, but not outwardly*; — The subject being rather too *serious* . . .[2]) In folgendem ist auch noch eine deutliche Darstellung der Sache selbst enthalten: All that I maintain here, is, that in this one, of the influence of Christian names, however it gained footing, *he was serious*; — he was all uniformity; — he was systematical, and like all systematic reasoners, he would move both heaven and earth, and twist and torture everything in nature to support his hypothesis[3]). (Buch I, Kap. 19.) —

b) Der Einfluss auf die einzelnen Gestalten.

Keine Sternesche Gestalt lässt sich zwar als das direkte Nachbild einer Gestalt aus Don Quijote bezeichnen, aber mehrere haben doch so viel Einzelzüge aus dem spanischen Werk in sich aufgenommen, dass sie eine gewisse Geistesverwandtschaft mit den Gestalten dieser Quelle nicht verbergen können.

Walter Shandy, der Vater Tristrams, ist vor allem durch eine Zwischenstufe mit Don Quijote in Beziehung zu setzen. Es ist ein Gelehrter, der viel Kleinkram von Wissen, und besonders von abstrusem Wissen, in sich aufgenommen hat, der vor allem eine besondere Vorliebe für ganz absurde Behauptungen hat und diese im Gespräch mit andern so hartnäckig und dialektisch gewandt verteidigt, dass in der oben geschilderten Weise bei allem absurden Fonds der Rede der Anschein einer ernsten Sache erweckt wird, in deren

[1]) Works, vol. I, S. 137. (Buch II, Kap. 17: The Sermon.)
[2]) ibid. vol. I, S. 143. [3]) ibid. vol. I, S. 56.

Bann die Zuhörer und auch die Leser gezogen werden. In allen diesen Punkten ähnelt Walter Shandy dem Martinus Scriblerus, der nach den grotesken Zügen des Don Quijote gebildet ist. Wir werden bekannt gemacht mit der Bibliothek des Walter Shandy, in der sich ganze Abteilungen von Abhandlungen über die Gestalt der Nasen, solche über Hosen und dergl. befinden. Wie Scriblerus will Walter Shandy auch wissenschaftliche Werke, so über Erziehung seines Sohnes, eine Tristrapaedia, schreiben. Allerdings wächst der Sohn zum Jüngling heran, ehe das Werk fertig ist. Vor allem wirkt aber Walter Shandy echt quijotisch in seinen Reden, sofern sie in einer eigenartigen Weise Wissen, Wissenschaft und Phantastik verbinden.

Ferner kann kein Zweifel darüber sein, dass Sterne in der Gegenüberstellung von Walter Shandy und Toby Shandy eine ähnliche Kontrastierung beabsichtigte, wie Cervantes mit seinem ungleichen Paare Don Quijote und Sancho. Wie Sancho seinem Herrn gegenüber den nüchternen Verstand betont, so Toby den absurden Spekulationen seines Bruders gegenüber die unbefangene Kindlichkeit. Dies kommt zum Ausdruck, wenn Toby gegenüber den sophistischen Spitzfindigkeiten die Sache ohne Umschweif beim richtigen Namen nennt. In my plain sense of things, my uncle Toby would answer, — *every such instance is downright murder*, let who will commit it. — There lies your mistake, my father would reply; — for in foro Scientiae there is no such thing as murder; — *'tis only death*, brother[1]). So lässt sich auch der nüchtern denkende Bauer Sancho durch keine Phantasie Don Quijotes die Sache anders vormachen, als sie in der Tat ist. — Wie Don Quijote sich vergeblich bemüht, seinen realistisch denkenden Knappen auf die Höhe seiner idealen Anschauungen zu erheben, so müht sich Walter Shandy unsäglich ab, seinen Bruder in den Kreis seiner philosophischen Deduktionen zu ziehen. Wie auf seiten der Belehrenden sich viel Anstrengung findet, so zeigen auch die beiden Belehrten viel guten Willen, aber nachdem sie eine ganze Weile mit

[1]) Works, vol. I, S. 70 (= Buch I, Kap. 21).

scheinbarem Verständnis zugehört haben, entfällt ihnen plötzlich eine Wendung, die verrät, dass die ganze Belehrung umsonst war. Und regelmässig macht sich an diesem Punkte bei Walter wie bei Don Quijote eine ungeheuere Entrüstung Luft (vgl. für Sterne Buch III, Kap. 41). — Dies ist der Verlauf einer ganzen Reihe von Gesprächen im Tristram Shandy wie im Don Quijote. —

Abgesehen von diesem gegensätzlichen Verhältnis zu seinem Bruder hat Uncle Toby noch eine Reihe von concreten Zügen aus dem spanischen Roman erhalten, teils solche Sanchos, teils solche Don Quijotes. An Sancho erinnert vor allem, wie aus dem soeben Gesagten hervorgeht, eine gewisse Schwerfälligkeit, sich in den Gedankengang anderer zu versetzen. Ebenso teilt er mit Sancho die Schwerfälligkeit, sich auszudrücken. Auch von Sterne ist dies als Quelle komischer Situationen ausgebeutet worden (Buch II, Kap. 1). — Don Quijote lässt er sich in folgender Weise an die Seite stellen: Er ist ein alter Soldat, der infolge seiner Verwundung bei Namur den Abschied nahm. Aber in seiner Phantasie lebt er den ganzen Feldzug (gemeint ist der spanische Erbfolgekrieg) mit. Und dieses Phantasieleben, wenn es auch nichts von der Grossartigkeit Don Quijotes besitzt, erinnert doch stark an den spanischen Ritter. Wie oft ertappen wir den biederen Mann, wie seine Phantasie mit den kriegerischen Ereignissen und Vorstellungen beschäftigt ist! Wird soeben im Kreise der Shandys und ihrer Freunde ernsthaft über ein bestimmtes Thema gesprochen, so können wir sicher sein, dass nach einer Weile Uncle Toby durch irgend ein Missverständnis (ein doppelsinniges Wort oder dergl.) veranlasst, das Gespräch auf sein 'hobby-horse' wendet oder deutet. Wenn wir dem lieben Uncle Toby so in dem Gedankengang folgen, den er während solcher Reden gemacht hat, so haben wir ohne Zweifel ein Recht, an das ähnlich geartete träumerische Innenleben Don Quijotes zu denken. Dann kommt es auch bei Uncle Toby zuweilen vor, dass er bei einer lebhaften Schlachtenschilderung sich mitten in die Schlacht versetzt glaubt und alle kämpferischen Bewegungen plötzlich mit-

macht (Buch V, Kap. 21) oder alle Anordnungen trifft, als ob er in dem fremden Lande Krieg führe (Buch VI, Kap. 33). — Mehr spielerisch zu nennen ist allerdings die Art, wie Uncle Toby sich dafür Ersatz zu schaffen sucht, dass er nicht mehr am Kriege teilnehmen kann. Wie Don Quijote besitzt er eine Spezialbibliothek, nämlich eine solche über Befestigungskunst (II. Buch, 3. Kap.). Darin hat er so lange studiert, bis sein Gedankenkreis sich nur noch in solchen Vorstellungen bewegt. Durch seinen ehemaligen Korporal Trim wird er nun angeregt, seine Kenntnisse praktisch zu verwerten. Nachdem er von seiner Wunde geheilt ist, verlässt er das Haus seines Bruders, bei dem er Pflege erhalten hat, um seinen Plan zu verwirklichen. Die Umstände, unter welchen er auszieht, sind unter offenbarer Anlehnung an Don Quijotes Auszug beschrieben: he broiled with impatience to put his design in execution; — and so, without consulting further with any soul living; . . . he privately ordered Trim, his man, to pack up a bundle of lint and dressings, and hire a chariot-and-four to be at the door exactly by twelve o'clock that day, when he knew my father would be upon 'Change. — So leaving a banknote upon the table for the surgeon's care of him, and a letter of tender thanks for his brother's — he packed up his maps, his books of fortification, his instruments, etc. and by the help of a crutch on one side, and Trim on the other, — my uncle Toby embarked for Shandy-Hall[1]) (Buch II, Kap. 5). — Hier, auf dem alten väterlichen Stammsitz, verwandelt er

[1]) Works, l. c. vol. I, p. 97—98. Die Stelle bei Cervantes (I. Teil, 2. Kap.) lautet: Hechas pues estas prevenciones no quiso aguardar mas tiempo á poner en efecto su pensamiento, apretándole á ello la falta que él pensaba que hacia en el mundo su tardanza, . . . Y así sin dar parte á persona alguna de su intención, y sin que nadie le viese, una mañana antes del dia (pues era uno de los calurosos del mes de julio) se armó de todas sus armas, subió sobre Rocinante, puesta su mal compuesta celada, embrazó su adarga, somó su lanza, y por la puerta falsa de un corral salió al campo con grandísimo contento y alborozo de ver con cuanta facilitad habia dado principio á su buen deseo.

den Rasenplatz seines Hauses in ein Festungsterrain und stellt mit Trim die ganzen Belagerungsarbeiten her, wie er sie bei Gelegenheit der Belagerung einer Festung aus den Zeitungen konstruieren kann. Bei jeder neuen Meldung wird von beiden Soldaten der ganze Fortschritt der Belagerung miterlebt. Dies will natürlich nichts heissen im Vergleich zu der grandiosen Phantasiearbeit Don Quijotes, ist aber doch geistesverwandt damit. Dass es aber mitunter zu einer ähnlichen Selbsterhitzung der Phantasie auch bei den englischen Soldaten kommt, ist nach dem Vorhergesagten verständlich, wenn sie auch weit hinter Don Quijotes Temperament zurückbleibt. — Wie sehr Uncle Toby in diesen Vorstellungen aufgeht, ergibt sich auch daraus, dass er ganz fern liegende Dinge in Beziehung zu seinem strategischen Beruf zu bringen weiss. So rüstet er sich zu seiner Werbung um die Witwe Wadman wie zur Belagerung einer Festung: sein Bruder Walter ruft aus, als er ihn mit Trim an das Haus der Witwe heranrücken sieht: By all that's strange, they are besieging Mrs. Wadman in form, and are marching round her house to mark out the lines of circumvallation! [1]) (Buch IX, Kap. 8). — Wie Don Quijotes Ritterlaufbahn mit seiner Besiegung durch den Ritter mit dem weissen Mond endet, und er später mit grossem Weh an dieses Ereignis zurückdenkt, so setzt auch der Friede von Utrecht der Beschäftigung Tobys mit seinem hobby-horse ein Ziel und — to the end of his life he never could hear Utrecht mentioned upon any account whatever, — or so much as read an article of news extracted out of the Utrecht Gazette, without fetching a sigh, as if his heart would break in twain [2]) (Buch VI, Kap. 31). —

Einige wenige Züge Sanchos scheint der ehemalige Corporal Trim erhalten zu haben. Er steht in einem ähnlichen Verhältnis zu Uncle Toby wie Sancho zu Don Quijote. Einmal äusserlich: wie Sancho die verschiedenartigsten Dienste für seinen Herrn verrichten soll, so dient

[1]) Works, vol. II, S. 229.
[2]) ibid. S. 56.

auch Trim als 'valet, groom, barber, cook, sempster, and nurse'. Dann aber innerlich: beide fühlen sich mit ihren Herren in enger Freundschaft verbunden. Hören wir aus den Reden, die zwischen Walter Shandy und Uncle Toby gewechselt werden, die Anstrengung heraus, die Don Quijote und Sancho machen, um sich zu verstehen, so erwecken die Reden zwischen Uncle Toby und Trim die Erinnerung an die Szenen, in denen Don Quijote und Sancho allein draussen auf einem einsamen Weg aus aufrichtigster Herzensfreundschaft heraus sich ihre Wünsche und Hoffnungen offenbaren. Zwei Paare etwas schrullenhafter Menschen, die von niemand anders verstanden werden, die sich aber gegenseitig durch das Gefühl verstehen! Unverkennbar ist dies Verhältnis der beiden Personen nach Cervantesischem Vorbild gestaltet, wenn wir die vertraulichen Reden betrachten, die sie mit einander führen. Sancho heitert seinen betrübten Herrn auf durch Erzählungen (I. Teil, 20. Kap.); dasselbe wird von Trim berichtet; sein Herr sagt von ihm: Thou hast many excellencies, Trim ... and I hold it not the least of them, as thou happenest to be a story-teller, that, of the number thou hast told me, *either to amuse me in my painful hours, or divert me in my grave ones*, — thou hast seldom told me a bad one[1]). Wenn auch Don Quijote mit Sancho nicht so zufrieden ist, so ist doch auch dessen guter Wille zu loben. Das ist aber nicht das Einzige: es kommt noch hinzu das liebevolle Eingehen der Herren auf das von ihren Dienern Gesagte, die freundliche Belehrung, die nachsichtige Beurteilung, die guten Ratschläge, auch die gelegentlichen Zurechtweisungen: alles dieses gibt dem Verhältnis der beiden Paare das Gepräge. Noch einige wenige Striche hat Sterne hinzugefügt, um Trims Bild dem Sanchoschen ähnlich zu machen. Wie Sanchos Reden durch eine eigenartige Sprache auffallen, so auch die Trims durch die immer wiederkehrende Einfügung von 'your honour'. Beide sind sehr geschwätzig, wenn sie einmal zu reden anfangen. Von Sancho ist dies zur Genüge bekannt; von Trim heisst es: set his tongue a-going, — you had no

[1]) Works, vol. II, S. 171 (Buch VIII, Kap. 19).

hold of him. — Eines ähnlichen Umstandes ihres Lebens rühmen sich beide: Aufgefordert, eine Predigt vorzulesen, weist Trim die Bedenken, die ein Zuhörer hinsichtlich seiner Fähigkeit hat, stolz mit den Worten zurück: An 'please your honour . . . I *officiated* two whole campaigns in Flanders, *as clerk to the chaplain* of the regiment [1]) (Buch II, Kap. 15). Und Sancho meint, er werde sich dereinst als Statthalter schon Autorität verschaffen können, 'porque por vida mia que un tiempo *fuí muñidor de una cofradía*, y que me asentaba tan bien la ropa de muñidor, que decian todos que tenia presencia para poder ser *prioste* de la misma cofradía (Teil I, Kap. 21). —

In diesen hauptsächlich komischen Zügen, die wir von den Sterneschen Gestalten aufgezählt haben, erschöpft sich allerdings nicht der ganze Einfluss des Cervantes auf diese Gestalten. Daneben ist noch ein tieferer Einfluss in der *humoristischen Darstellung* zu suchen, die sich nicht nur auf die wenigen aufgezählten Züge, sondern auf die Gestalten als vollkommenen Individuen erstreckt. Als Einleitung zu diesem Punkt wollen wir erst die Frage beantworten, welche persönliche Auffassung Sterne von den Hauptgestalten des spanischen Romans verrät.

Zunächst fällt uns die fast überschwängliche Huldigung auf, die Sterne Don Quijote zu teil werden lässt. Mit dem Manchaner vergleicht er einen seiner lautersten Charaktere, den parson Yorick, mit dem er sich selbst hatte schildern wollen (I. Teil, 10.—12. Kap.). Yorick opfert sich auf für seine Mitmenschen; ausführlich wird besonders folgender Zug von ihm erwähnt: er leiht sein schönes Pferd seinen Nachbarn, die aber nicht sehr säuberlich mit dem Tiere umgehen, so dass Yorick sich fast alle 10 Monate ein neues Pferd anschaffen muss. Endlich kommt er zu der Erkenntnis, dass er das Geld, welches er so verausgabt, auf viel bessere Weise seinen Mitmenschen zu gute kommen lassen könnte, und er behält sein letztes abgemagertes Pferd und kauft sich kein neues. Nun wundern sich die Menschen, wie der Pfarrer

[1]) Works, vol. I, S. 127.

auf einem abgemagerten üblen Klepper reiten kann, 'who, to shorten all description of him, was full brother to Rosinante, as far as similitude congenial could make him; for he answered his description to a hairbreadth in every thing. Er selbst gibt in seiner ihm eigenen launigen Weise die verschiedensten Gründe an, nur den verschweigt er, dass er es eben tue, um Mittel zu gewinnen, anderen Gutes zu tun, damit er sich nicht selbst zu loben braucht. An dieser Stelle vergleicht Sterne seinen Helden mit Don Quijote: I have the highest idea of the spiritual and refined sentiments of this reverend gentleman, from this single stroke in his character, *which* I think *comes up to any of the honest refinements of the peerless knight of La Mancha.* Man sieht, edler kann man den tollen Ritter nicht auffassen. Und wenn noch vor Sterne besonders Fielding in ähnlicher Weise für Don Quijote eingetreten war, so bemerken wir doch bei Sterne eine neue persönliche Note in seiner Stellung zu dem Manchaner, das ist seine grenzenlose Verehrung und das Gefühl einer inneren Verwandtschaft mit ihm; unmittelbar nach obiger Stelle heisst es weiter: the knight of la Mancha, whom, by the bye, with all his follies, *I love more, and would actually have gone farther to have paid a visit to, than the greatest hero of antiquity.* Des öfteren identifiziert er sich selbst mit ihm und spricht von dem veredelnden Wert eines quijotischen Wesens: I must always have a Dulcinea in my head; *it harmonizes the soul*[2]). In der Sentimental Journey sagt er, als er Maria in Moulines aufsuchen will: 'Tis going, I own, like the knight of the Woeful Countenance in quest of melancholy adventures. — I know not how it is, but *I am never so perfectly conscious of the existence of a soul within me, as when I am entangled in them*[3]). Und dies ist begreiflich, setzt er doch selbst in der Analysis des Charakters Yoricks auseinander, wie ihm nichts mehr zuwider ist als *'the cold phlegm and exact regularity of sense and humours'*, und dass er 'an invincible dislike and opposition in his nature

[1]) Works, vol. I, S. 21. [2]) ibid. vol. IV, S. 233.
[3]) ibid. vol. IV, S. 405.

to gravity' habe. Dies alles weist darauf hin, wie tief Sterne das komische Wesen Don Quijotes mit seinem sittlichen Kern in Einklang zu bringen wusste.

Bezeichnend für Sterne ist es ferner, dass er gleichzeitig auch mit dem Wesen Sanchos sympathisiert; fast steht ihm dieser noch näher als Don Quijote. Während er Aussprüche des letzteren niemals zitiert, kommen Sanchosche Worte umso öfter bei ihm vor. Als Yorick auf dem Totenbette liegt, zeigt er seinen Kopf dem Freunde mit den Worten: 't is so bruised and misshapen with the blows which ***** and *****, and some others have so unhandsomely given me in the dark, that I might say with Sancho, that, should I recover, and "mitres there upon be suffered to rain down from Heaven as thick as hail, not one of them would fit it" [1]). Ein ander Mal: I am as honest as the king (as Sancho Pança says), only not so rich (Letter LIV) [2]). Desgleichen erwähnt er noch rühmend die schöne Rede Sanchos über den Schlaf und andere Aussprüche [3]). Der allgemeine Charakter dieser Aussprüche ist eine absurde Naivetät in Verbindung mit schöner Herzenseinfalt. Neben dieser Einfalt war es aber vor allem noch die Sentimentalität, das Zurücktreten des Verstandes vor dem Gefühl, die Sterne bei Sancho mächtig anzog. Auch hier entdecken wir wieder ganz persönliche Beziehungen zwischen Sterne selbst und Sancho. Wie Sancho seinen Esel herzt, mit ihm spricht und ihn vor Schlägen bewahrt, so erzählt auch Sterne von demselben Tier (7. Buch, 32. Kap.): ... 't is an animal ... *I cannot bear to strike*; — there is a patient endurance of sufferings, wrote so unaffectedly in his looks and carriage, which pleads so mightily for him, that it always disarms me; and to that degree, that *I do not like to speak unkindly to him*: on the contrary, meet him where I will ... *I have ever something civil to say to*

[1]) S. D. Q. I, 7, wo Sancho von seiner Frau sagt: tengo para mí que aunque lloviese Dios reinos sobre la tierra, ninguno asentaria bien sobre la cabeza de Mari Gutiérrez.

[2]) Works, vol. IV, S. 227. Wo aber sagt Sancho solches?

[3]) S. vorl. Arb. SS. 30 u. 61.

him on my part; and as one word begets another . . . I generally fall into conversation with him; and surely never is my imagination so busy as in framing his responses from the etchings of his countenance [1]). Dann beschreibt er ausführlich den Inhalt seiner Unterredung. An anderer Stelle von ähnlicher Situation erwähnt Sterne ausdrücklich Sancho [2]).

Aus alle dem geht deutlich Sternes grenzenlose Verehrung des Komischen, insofern es gleichzeitig eine vollendet gute Charakteranlage verrät, hervor; und ebenso sicher, dass Sterne diese Mischung vor allem im Wesen Don Quijotes und Sanchos vollzogen sah. Aber aus den einzelnen Beispielen erkennen wir auch, wie sich das komische Element zu Gunsten des erhabenen ausserordentlich verflüchtigt: es ist tatsächlich unmöglich zu präzisieren, worin Sterne schliesslich die Quelle der *Komik* Don Quijotes erkannte, wenn er ihn in der oben bezeichneten Weise mit Yorick vergleichen kann. Wir sahen nur, dass er hinter der Komik einen ausserordentlich erhabenen Charakter, hinter der äusseren unvollkommenen Form den idealen Gehalt suchte. Daraus ergibt sich auch, dass die Verwandtschaft von Sterneschen Gestalten mit Don Quijote und Sancho nicht sowohl in bestimmten, gemeinsamen Zügen, sondern vielmehr in der *formalen* Übereinstimmung nach seiten des *objektiven Humors* zu suchen ist. Diese rein formale Seite ist auch der Grund, dass Sterne, ähnlich wie sich selbst mit Don Quijote und Sancho vergleichend, seinen Gestalten bald Züge der einen, bald der anderen Gestalt geben kann. Eine solch rein formale Nachahmung aber kann unmöglich in alle Einzelsätze hinein verfolgt werden. Wenn man auch die einzelnen Fälle von konkreten Entlehnungen und Nachahmungen buchen kann, so muss man sich dennoch stets gegenwärtig halten, dass ein durchgreifenderer Einfluss nebenbei besteht, der sich auch da geltend macht, wo konkrete Züge nicht auf das Vorbild hinweisen. — Als objektiv humoristische Gestalten können nur in Frage kommen Walter Shandy, Uncle Toby und Trim.

[1]) Works, vol. II, S. 26.

[2]) S. vorl. Arb. S. 61.

Von den genannten gehört am wenigsten hierher Walter Shandy. Bei dieser Gestalt macht Sterne nur in der Weise eine Anstrengung zu dieser Darstellung, dass er neben der Schilderung des grotesken Wesens auch auf die idealen Züge des Mannes hinweist: my father had a much more acute and quick sensibility of nature, attended with a little soreness of temper. Though this never transported him to any thing which looked like malignancy; — yet in the little rubs and vexations of life, 't was apt to show itself in a drollish and witty kind of peevishness: — He was, however, frank and generous in his nature; — at all times open to conviction; and in the little ebullitions of this subacid humour towards others, but particularly towards my uncle Toby, whom he truly loved, — he would feel more pain, ten times told . . . than what he ever gave. — Vergegenwärtigen wir uns somit in jedem einzelnen Fall, wo Walter Shandy in seiner mürrischen Laune andern wehe tut, dass dies gegen sein besseres Gefühl geschieht, so müssen wir wohl über seine ihn beherrschende Reizbarkeit lächeln, aber in diese unsere Stimmung mischt sich Mitleid und Anerkennung, wenn wir bedenken, wie die von ihm geschaffene Situation ihn selbst peinigt. — Kunstvoller ist allerdings der Humor, der sich unmittelbar aus der Situation ergibt, wo Komisches und Erhabenes eine unlösliche Verbindung eingehen, wo es gewissermassen keiner Gedächtnisanstrengung des Lesers bedarf, um sich die richtige Stimmung selbst zu erzeugen. Diese Kunstform kommt kaum bei Walter Shandy, umso häufiger aber bei Uncle Toby und Corporal Trim vor. Einige Beispiele mögen genügen: Walter Shandy zitiert einst auswendig die Betrachtungen eines antiken Autors bei Gelegenheit einer Reise in Griechenland. Da dies in der Ich-Form geschieht, meint Uncle Toby, es seien die eigenen Bemerkungen seines Bruders, und fragt darum nach dem Datum der Reise. Als nun Walter ihm zur Antwort gibt 'vierzig Jahre vor Christus', wird Uncle Toby verwirrt und, in dem Glauben, sein Bruder habe momentan den Verstand verloren, fängt er an, im stillen für ihn zu beten. — Bekannt ist die Szene, in der Uncle

Toby durch eine summende Biene belästigt wird, sie fängt und dann — das Fenster öffnet und sie fliegen lässt: I'll not hurt a hair of thy head: — go, . . . go, poor devil, get thee gone, why should I hurt thee? — This world surely is wide enough to hold both thee and me. — Etwas weniger würdevoll, aber immer noch deutlich humoristisch ist auch Trim geschildert, der besonders durch seine Herzenseinfalt und Weichherzigkeit in ähnlicher Weise wie Sancho komisch wirkt, aber immer gleichzeitig in einer ihn ehrenden Weise. Zum Vergleich verfolge man den Eindruck, den die von Trim vorgelesene Rede über das Gewissen auf ihn selbst macht: in dieser Rede wird auch von den Qualen gesprochen, die ein im Namen der Religion Verfolgter erdulden muss. Da Trims Bruder in Portugal ein ähnliches Schicksal erleiden musste, weil er ein jüdisches Mädchen geheiratet hat, so glaubt Trim bei der Lektüre das Bild seines Todespein erduldenden Bruders vor sich zu sehen, und von Satz zu Satz steigert sich Angst und Erregung in ihm: er wird bleich, Tränen stürzen ihm aus den Augen, bis ihm schliesslich das Blatt aus der Hand fällt, und der von Mitleid ergriffene Walter Shandy ihn mit den Worten beruhigt: Why, Trim, . . . this is not a history; — 't is a sermon thou art reading. Auch sonst fehlt es nicht an fein humoristischen Szenen, in denen Trim ein echtes, unverfälschtes Gemüt hinter irgend einer leicht komisch wirkenden Form verbirgt, oder besser gesagt es durch eine solche offenbart. Man kann schliesslich sagen, dass ebenso wie von Uncle Toby auch von Trim eine humoristische Stimmung auf den Leser übergeht in jeder noch so kleinen Schilderung dieser Gestalten. Man muss im einzelnen betrachten, wie sie denken, fühlen, handeln und sprechen, so überkommt den Leser ein für alle Mal diese Stimmung. Wollte man den Ursprung dieser Stimmung analysieren, so begegnen uns eine Menge rührender Herzenseigenschaften, die sich in den Gestalten mit irgend einer kleinen Komik verbinden, so dass man nicht fertig würde, im einzelnen jede humoristische Stimmung zu beschreiben. Alle idealen Einzelzüge lassen sich aber auf einen Grundkern

zurückführen, nämlich auf eine vollkommene Herzensgüte und solch ein unverfälschtes kindliches Gemüt, wie es eben nur bei echt humoristischen Gestalten wie Don Quijote und Sancho zur Darstellung kommen kann, weil sich solche Eigenschaften in ihrer vollsten Lauterkeit nur zu gerne von selbst mit leichten komischen Zügen verbinden. —

Der Sternesche Humor unterscheidet sich aber von dem Cervantesischen in formaler und inhaltlicher Hinsicht. Der formale Unterschied hängt mit Sternes Stil im allgemeinen zusammen und besteht darin, dass Sterne das humoristische Element seiner Gestalten selbst stark hervorhebt, gewissermassen mit dem Finger darauf deutet, damit die Leser ja nicht bei aller Komik das Erhabene übersehen, und so kommt er dazu, das Humoristische sozusagen zu verhätscheln. Anders verfährt Cervantes! Er lässt das Humoristische durch sich selbst wirken, weist vielleicht stärker noch auf das komische Element hin und wird in keiner Weise sentimental. — Eng damit zusammen hängt der inhaltliche Unterschied: Während der Cervantesische Held ein frischer Mensch ist, der sich seiner wirklichen Vorzüge kaum bewusst ist — denn sein Selbstruhm hat andere, unberechtigte Quellen —, fühlen wir fast überall deutlich heraus, dass die Sterneschen Helden mehr oder weniger eine deutliche Vorstellung von ihrer Herzensgüte haben. Dies tritt schon in dem oben zitierten Beispiel hervor, wo Uncle Toby die ihn peinigende Fliege befreit; man beachte die Rede, die er dabei hält, wie er sozusagen seine eigenen Gefühle analysiert und sich ihrer freut. — Noch deutlicher ist die folgende Szene, deren Held Trim ist; Trim hat eben die zehn Gebote aufgesagt; Walter Shandy bezweifelt, dass Trim eine klare Vorstellung von seinen eigenen Worten habe: Prithee, Trim, quoth my father, turning round to him, — what dost thou mean by "honouring thy father and thy mother?" — Allowing them, an' please your honour, three half-pence a day out of my pay, when they are old. — And didst thou do that, Trim? said Yorick. He did indeed, replied my uncle Toby. So echt humoristisch diese Szene ist, so deutlich zeigt sie doch auch das eben berührte

Verfahren Sternes, wodurch sein Humor eine sentimentale Färbung erhält. Vielleicht ist auch für diese sentimentale Stimmung Sternes, die ja nicht nur aus dem Tristram Shandy bei ihm bekannt ist, ein Sanchoscher Einfluss anzunehmen, wenn wir nicht lieber sagen wollen, dass Sterne aus einer gewissen Wahlverwandtschaft sich zu Sancho hingezogen fühlte.

c) Einzelnes.

1. Diese letzerwähnte sentimental-wehmütige Stimmung blickt auch in einem Ausspruch durch, den Cervantes seinem fingierten Autor Cide Hamete in den Mund legt. Im 2. Teil, 48. Kapitel erklärt dieser angebliche arabische Verfasser, dass er den besten von seinen beiden Oberröcken, die er überhaupt besässe, hingegeben hätte, um den Don Quijote und die Dueña Rodriguez in einer komischen Szene belauschen zu können: por Mahoma que diera por ver á los dos asidos y trabados desde la puerta al lecho la mejor almalafa de dos que tenia. Diese Stelle, die Sterne möglichst noch sentimentaler interpretiert als Cervantes, hat er nicht allein selbst in seinem Life and Opinions of Tristram Shandy zitiert[1]), sondern er nimmt sie sich verschiedentlich zum Muster Man vergleiche folgende Stellen: Here pray, Sir, take hold of my cap: — nay, take the bell along with it, and my pantoufles too. Now, Sir, they are all at your service; and *I freely make you a present of 'em*, on condition you give me all your attention to this chapter[2]) — so redet Sterne seinen Leser im 18. Kapitel des 3. Buches an. — In dem Nachruf an Trim wird Sterne in ähnlicher Weise sentimental: Oh Corporal! had I thee, but now, — *now, that I am able to give thee a dinner and protection* — how would I cherish thee! . . . But alas! alas! alas! *now that I can do this* in spite of their reverences, — the occasion in lost, — for thou art gone[3]) . . . Ähnlicher Art ist das grossmütige Geschenk, das Walter

[1]) Works, vol. I, S. 193.
[2]) ibid. vol. I, S. 202.
[3]) ibid. vol. II, S. 49 (Buch VI, Kap. 25).

Shandy im Interesse von Kunst und Wissenschaft hergeben will: Heaven! thou knowest how I love them; — thou knowest the secrets of my heart, and *that I would this moment give my shirt* — Thou art a fool, Shandy, said Eugenius, for *thou hast but a dozen in the world*; — and 't will break thy set. No matter for that, Eugenius; *I would give the shirt off my back to be burnt into tinder*[1] . . . (Buch 6, Kap. 26). *What would I have given* for my uncle Toby to have whistled Lillebullero![2] (Buch 7, Kap. 40.) — Turn in hither, redet Sterne den 'Gentle Spirit of sweetest humour' an, I beseech thee! — *behold these breeches! — they are all I have in the world*; — that piteous rent was given them at Lyons[3] (Buch 9, Kap. 24). Sogar in seinen eigenen Briefen verwendet er ähnliche Redensarten: *I would have given, not my gown and cassock (for I have but one) but my topaz-ring*, to have seen the petits maitres et maitresses go to mass, after having spent the night in dancing (Brief CVI). —

2. In dem Brief, der die Nr. 131 trägt, schreibt Sterne: I will consider *Slop's fall* and my too minute description of it, but in generall I am persuaded that the happiness of Cervantic humour arises from this very thing of describing silly and trifling events with the circumstantial pomp of great ones. Die Erwähnung des Cervantes an dieser Stelle ist kein Zufall; in der Tat hatte Sterne bei der Beschreibung dieses kleinen Erlebnisses des Arztes Slop (Tristram Shandy Buch II, Kap. 9) eine ähnliche Szene im Don Quijote im Auge: Obadiah, der Diener der Familie Shandy, ausgesandt um Slop zu holen, galoppiert auf den gerade heranreitenden Arzt los, gibt ihm einen Stoss, dass Slop seine Peitsche fallen lässt und, als er danach greift, den Steigbügel verliert und vom Pferde gleitet, mitten in den tiefsten Schmutz hinein. — Die Komik, in die der durchaus eingebildete Slop gerät, ist die nämliche wie in dem Abenteuer, das von Don

[1] Sterne's Works, vol. II, S. 51.
[2] ibid. vol. II, S. 138.
[3] ibid. vol. II, S. 250.

Quijote (II. Teil, 30. Kapitel) erzählt wird, der durch Ungeschicklichkeit seines Knappen auch vom Pferde fällt und zwar vor den Augen des Herzogspaares.

3. Cervantes bot m. E. auch Anregung für die Abfassung des Briefes, den Walter Shandy in einer stillen Stunde seinem auf Werbung ausgehenden Bruder Toby schreibt. Man denke sich, ein Mann fühlt sich gedrängt, seinem Bruder, der gerade eben ausgegangen ist, kurz vor dessen Verheiratung alle guten Ratschläge einmal brieflich zusammenzufassen, von deren Befolgung das Heil des Ehemanns abhängen soll! Die Idee ist so durchaus eigenartig, dass ihre Verwandtschaft mit dem Brief, den Don Quijote an Sancho schreibt, als dieser auf die Statthalterschaft auszieht, und den Ratschlägen, die er ihm mündlich kurz zuvor gibt, nicht geleugnet werden kann (Don Quijote II. Teil, Kap. 42 u. 51). Zum näheren Vergleich sei noch angeführt, dass der ganze Ton der beiden Briefe mit ihrem gut gemeinten Idealismus, aber ihrer Fülle spasshaft wirkender Ideen ein durchaus komischer ist. In letzterer Hinsicht will ich nur ein Beispiel aus Walter Shandys Brief anführen; er sagt: suffer her (die Frau Tobys) not to look into Rabelais, or Scarron, or Don Quixote: — They are all books which excite laughter; and thou knowest, dear Toby, that there is no passion so serious as lust[1]). — Don Quijote sowohl wie Walter Shandy geben ihren Ratschlägen folgende feierliche Einleitung. Don Quijote: Primeramente, ó hijo, has de temer á Dios; porque en el temerle está la sabiduría, y siendo sabio no podrás errar en nada. Walter Shandy: In the first place, with regard to all which concerns religion in the affair, — ... I would remind thee of one [= office] (during the continuance of thy courtship) in a particular manner, which I have not omitted; and that is, never to go forth upon the enterprise, whether it be in the morning or the afternoon, without first recommending thyself to the protection of Almighty God, that he may defend thee from the evil one[2]).

[1]) Works, vol. II, S. 209 (Buch VIII, Kap. 34).
[2]) ibid. S. 208.

4. Als Sterne sich anschickt, die Erzählung von Uncle Tobys Liebeswerbung um die Witwe Wadman zu beginnen, schickt er folgende *Invocation* voraus (Buch 9, Kap. 24): Gentle Spirit of sweetest humour, who erst didst sit upon the easy pen of my beloved Cervantes! — Thou who glidedst daily through his lattice, and turnedst the twilight of his prison into noon-day brightness by thy presence, — tingedst his little urn of water with heaven-sent nectar, and, all the time he wrote of Sancho and his master, didst cast thy mystic mantle o'er his withered stump, and wide extendedst it to all the evils of his life, turn hither . . .[1]). Also er ruft den Geist an, der einst Cervantes beseelte, als er den Don Quijote schrieb. Allerdings lässt sich in der nun beginnenden Werbung um Mrs. Wadman gerade nicht nachweisen, dass irgendwie eine deutliche Beeinflussung durch den Don Quijote stattgefunden hätte.

5. In den Reden, die Uncle Toby über den Soldatenstand hält (Buch 7, Kap. 32 u. ö.), verspürt man deutliche Anklänge an die Reden Don Quijotes über dasselbe Thema (I. Teil, Kap. 37 u. 38). Die Verwandtschaft besteht allerdings nicht so sehr in einer wörtlichen Übereinstimmung, obwohl wir die deutliche Vorstellung haben, dass die Rede des einen ebenso gut von dem andern hätte gesprochen werden können; wohl aber ist der ganze Ton dieser Reden ein so eigenartiger, dass wir eine deutliche Beziehung herausfühlen. Dieser Ton ergibt sich aus der herzenswarmen Begeisterung der beiden, wie wir gesehen haben, im Grunde tief verwandten Naturen für ihren Soldatenberuf und aus dem Ernst ihrer Auffassung desselben; dazu kommt dann noch ein Anflug von zarter Komik, die in diesen auch bei Don Quijote (von seinen Schlussbemerkungen über das fahrende Rittertum selbstverständlich abgesehen) durchaus verständigen Reden in einem gewissen Halbdunkel unterströmt.

[1]) Works, vol. II, S. 249—250.

Werke, die sich nach Don Quijote benennen.

Derartige Werke erschienen gerade in England mehrfach. Alle, mit Ausnahme von Richard Graves' Spiritual Quixote (1773), sind mir unzugänglich gewesen. Ausserdem erschienen:

1673 (?). Don Quixot Redivivus, encountring a Barns-Door, or an Exact Narrative of the Rare Exploits of Captain Braines and Tom Coxcomb, etc. etc. (Die Verfolgung der Nonconformisten in Hampshire gab den Anlass zur Abfassung dieses Buches, das ich in modernen Buchhändlerkatalogen verzeichnet fand.)

1678. The Mock Clelia, or Madam Quixote, being a comical History of French Gallantries (zitiert nach Lowndes, Manuel of Engl. Bibl.), ist offenbar die Übersetzung von La Fausse Clélie, Histoire Françoise Gallante et Comique, Amsterdam 1671, die Subligny zugeschrieben wird und eine Parodie auf den Roman Clélie des Frl. de Scudéry ist (s. Quérard, La France Littéraire, IXe tome, Paris 1838).

1752. The Female Quixote, von Mrs. Lennox, einer Schwester Fieldings. Eine Skizzierung des Inhalts findet sich bei Dunlop, History of prose fiction[1]).

1761. Tarrataria, or Don Quixote the Second, a Romantic Poetical Medley, in two Cantos. By a Traveller of Distinction. (Erwähnt in Watt's Biogr. Brit.)

1763. Fizgigg, or the Modern Quixote. A Tale. (Angezeigt im Gentleman's Magazine für März 1763.)

1785. The Country Quixote, a Poetical, Political, Satirical Colliloquy. (Erwähnt von Watt.)

1789. The Amicable Quixote, or The Enthusiasm of Friendship. (Erwähnt von Watt.)

---

[1]) s. Dunlop-Liebrecht, Geschichte der Prosadichtungen, Berlin 1851, S. 334 b.

Richard Graves, The Spiritual Quixote.

Dieser Roman erschien anonym 1773 mit dem vollständigen Titel: The Spiritual Quixote, or, The Summer's Ramble of Mr. Geoffry Wildgoose. A comic Romance in three volumes.

In der Geschichte des Helden verspottet der Verfasser die religiösen Sekten, insbesondere die Methodisten. Die Stifter dieser Sekte, Whitfield und Wesley, treten auch darin auf, die Spaltung innerhalb der Sekte nach ihren Hauptvertretern wird hervorgehoben und die kleinliche Eifersucht derselben betont. Whitfield erblickt bei seiner Zusammenkunft mit Wildgoose in letzterem einen Nebenbuhler: 'as he found some few sparks of jealousy in his own breast, he was desirous of dismissing Wildgoose as soon as he decently could'.

In der Hauptsache wird die Sekte der Methodisten aber durch das Wesen des Helden, Wildgoose, lächerlich gemacht. Wildgoose ist ein Mann von Bildung und Erbe eines grossen Vermögens. Er ist auf sein Wissen sehr eingebildet, und als der Vikar des Ortes eine von Wildgoose geäusserte, spitzfindige Meinung lächerlich macht, fühlt sich Wildgoose in seiner Eitelkeit derart verletzt, dass er darauf ausgeht, sich von dem Vikar und dessen Religion zu trennen. Er liest die verschiedensten Bücher der englischen Sekten, besonders die der Methodisten, und kommt zu dem Entschlusse: . . . in imitation of Mr. Whitfield and his associates, to use his earnest endeavours, to revive the practice of primitive piety and doctrines of the Reformation, by turning missionary, and publishing his religious notions in every part of the kingdom[1]) (Buch I, Kap. 11).

Wildgoose verbindet sich, wie Don Quijote, mit einem Gefährten und begibt sich auf Abenteuer. Dies ist ein Schuster, Jerry Tugwell, der ebenfalls schon stark vom Methodismus angesteckt ist. Wie Don Quijote sich in allem nach dem

[1]) Ausg. von 1773, vol. I, p. 34—35.

Vorbilde der fahrenden Ritter richtet, so fragt Wildgoose bei allem, wie es Whitfield in der oder jener Gelegenheit gehalten habe. Als ihn Tugwell fragt, ob er irgend welche notwendigen Dinge mit auf die Reise nehmen soll, antwortet Wildgoose: Well . . . I do not recollect that either Mr. Wesley or Mr. Whitfield ever make any mention in their journals, that they took either money or clean shirts with them, nor whether they thought it lawful or unlawful to use any precaution of this kind [1]) (Buch II, Kap. 3), was ein deutlicher Anklang an eine ähnliche Äusserung Don Quijotes ist (vgl. Teil I, Kap. 3) Da er nie gelesen hat, dass die Apostel auf ihren Reisen geritten seien, so geht auch er zu Fuss [2]). In zweifelhaften Fällen erinnert er sich, dass die Stifter seiner Sekte in solcher Lage durch das Los entschieden, was sie tun sollten [3]) (Buch III, Kap 3).

Er befolgt aber auch alle noch so strengen Vorschriften seines Glaubens bis zur Lächerlichkeit. Auf seiner Wanderung schläft er einmal, in eine Bettdecke gehüllt, auf dem Fussboden, obwohl ein gutes Federbett für ihn bereit gemacht worden war, — weil sein Gefährte auf dem Heuboden hatte schlafen müssen [4]).

Wildgoose sieht natürlich seine religiösen Überzeugungen als das Höchste an, was der Mensch erreichen könne. Er findet einst seinen ehemaligen Studienfreund Rivers und ist ganz erbaut von seinem schönen Familienglück, aber er meint doch 'he wanted only the one thing needful to complete his felicity' [5]). So findet Don Quijote den Don Lorenzo, der ihm durch seine Kenntnisse Bewunderung entlockt hatte, gerade geeignet dazu, ein fahrender Ritter zu werden (D. Q. II. Teil, Kap. 18).

Er unternimmt es auch zuweilen, nicht nur durch Reden, sondern auch durch die Tat, wie Don Quijote, seine religiösen

[1]) Ausg. von 1773, vol. I, p. 51—52.
[2]) ibid. p. 54.
[3]) ibid. p. 53 u. ö.
[4]) Buch IV, Kap. 3, vol. I, p. 212.
[5]) Buch VI, Kap. 20, vol. II, p. 95.

Ideen andern aufzudrängen. Als Gast des Dichters Shenstone findet er dessen Herz zu sehr Idolen hingegeben, weil Shenstone sein Besitztum auf allerlei künstliche Weise ausgeschmückt hat. Wildgoose steht nachts auf, zerstört die Springbrunnen und Statuen usw. und verlässt mit seinem Diener das Haus (Buch IX, Kap. 8).

Sonst aber ist Wildgoose viel harmloser als Don Quijote; wenn er verspottet wird, so lässt er seine Gegner ruhig gewähren, da es seine christliche Duldungspflicht nicht anders zulässt. Ja, als er einst von einem Strassenräuber überfallen wird, mit der Aufforderung, das Geld oder das Leben! gibt er ruhig alles was er hat, nicht etwa aus Feigheit oder Furcht, sondern da er glaubt, dass ‚nothing . . . but the utmost necessity could possibly drive a man to such desperate acts of violence'[1]) (Buch VIII, Kap. 27).

Wie Cervantes durch die Reden des Don Quijote den Stil der Ritterromane verspottet, so tut dies auch Graves in den Reden seines Helden mit den methodistischen Predigten. Besonders findet Graves die Gewohnheit der Methodistenprediger lächerlich, ihre bildliche Ausdrucksweise unmittelbar an ihre jeweilige Umgebung anzuknüpfen. Diese Eigenheit sehen wir wiederholt verspottet, so Buch IV, Kap. 4: Wildgoose ist eben aus dem Bette aufgestanden; die Frau, bei der er als Gast war, hat einen Säugling auf dem Arm, dem sie Milch gibt, und meint, zu Wildgoose gewendet, er habe wohl nicht die ihm gebührende Nachtruhe gefunden, worauf Wildgoose erwidert: Ah — I sweetly leaned on my Saviour's bosom, and sucked out of the breasts of his consolation; and I can truly say, the banner of his love was spread over me the whole night[2]).

Tugwell,

der Begleiter des Wildgoose, gleicht in mancher Beziehung dem Gefährten Don Quijotes. Er ist bisher ein ehrsamer

[1]) vol. II, p. 278.
[2]) vol. I, p. 213.

Schuster gewesen, lässt sich aber von Wildgoose überreden und verlässt, ohne ein Wort zu sagen, seine Frau, um seinem neuen Herrn zu folgen. Gegenüber seinem ernsten Herrn ist er die lustige Person in dem Roman. Verschiedene Male macht er sich bei fremden Personen über seinen Herrn lustig (Buch X, Kap. 16 u. ö.), wie dies Sancho bei der Herzogin und sonst noch tut (D. Q. II. Teil, Kap. 33). Wenn er aber seinen Herrn für einen Narren hält, so muss er bekennen, dass er noch ein grösserer Narr sei, um einem Narren zu folgen[1]). Dasselbe gibt auch Sancho der Herzogin zu[2]).

Gegenüber den idealen Anschauungen seines Herrn erscheint Tugwell mit seinen dummen und prosaischen Ansichten. Buch II, Kap. 5 ergeht sich Wildgoose in einer Bewunderung der Landschaft: "I am always charmed with this fine prospect, though I have viewed it so many hundred times." Worauf Tugwell erwidert: "Yes ... one may see a number of miles here — that's sartain." Darauf folgt dieses Gespräch: "I don't think the beauty of a prospect depends upon the number of miles one may see", says Wildgoose, "but upon the number and distinctness of the objects, and the richness of the country." "Why, yes", says Tugwell, "to be sure the vale — is rich land — and most of it — worth forty shilling an acre — but then — it's plaguy dirty — in the winter."[3]) In derselben Weise hat auch Cervantes seinem idealen Don Quijote den prosaischen Sancho gegenübergestellt.

Eine der schönsten Aussprüche Sanchos, die Lobrede auf den Schlaf("bien haya el que inventó el sueño, capa que cubre todos los humanos pensamientos"[4]), etc.), ist wohl Vorbild

---

[1]) vol. III, p. 126.

[2]) vgl. II. Teil, Kap. 33, Obras p. 416 a: ... pues Don Quijote de la Mancha es loco, menguado y mentecato y Sancho Panza lo conoce, y con todo eso le sirve y le sigue ... sin duda debe de ser él mas tonto que su amo ... Par Dios, señora, dijo Sancho, que ese escrúpulo viene con parto derecho.

[3]) vol. I, p. 64.

[4]) D. Q. II, Kap. 68; Obras p. 475 b.

für Graves, wenn er Tugwell folgende Worte in den Mund legt: And blessed be that good Christian who first found out chimney-corners! (said Tugwell to himself upon spying the distant light of the inn to which they had been directed). Nothing is more comfortable, continued Jerry, than a pipe of tabacco in a chimney-corner, after wandring about in a dark night and in a strange country, as we have done. And if I can but meet with a bit of soft cheese and a radish, to close the orifice of the stomach (as the Exciseman used to say) I shall be as happy as the Great Mogul [1]). Doch ist leicht zu erkennen, wo das Gemüt schöner zum Ausdruck kommt.

Tugwell kommt schliesslich, wie Sancho, mit seinem Herrn nach Hause, besänftigt durch das erworbene Geld, das ihm Wildgoose einhändigt, seine erzürnte Frau und nimmt wieder sein Schusterhandwerk auf.

Die Abenteuer gleichen denen im D. Q. insofern, als der Held mit seinen Versuchen, fremde Menschen zu bekehren, überall Spott und schlechte Behandlung findet. Er wird samt seinem Gefährten meist mit Schmutz und dergleichen beworfen und muss unverrichteter Sache abziehen. Nur Tugwell lässt sich mitunter in eine Balgerei ein. Die Gegner, die sich Wildgoose auf diese Weise schafft, sind meist Wirtshausgäste; vielfach aber will er auch Volksbelustigungen stören [2]) und erinnert in diesem Bestreben an Hudibras; aber letzteres ist die einzige Ähnlichkeit, die zwischen Wildgoose und Hudibras besteht. — Einmal schreiben spottlustige Leute dem Tugwell seinen Namen auf den Rücken, so dass er an einem andern Ort zu seiner grossen Verwunderung seinen Namen aus dem Munde fremder Leute vernimmt (Buch VI, Kap. 21). Dasselbe passiert D. Q. in Barcelona (D. Q. II. Teil, Kap. 62).

[1]) vol. I, p. 207/8 (Buch IV, Kap. 3).
[2]) Etwa Buch II, Kap. 10.

Noch in anderer Beziehung scheint die Romantechnik des Cervantes auf Graves eingewirkt zu haben, nämlich insofern es der Engländer liebt, die Abenteuer seines Helden in eine Reihe heiterer und schöner Landschaften zu verlegen, wodurch dem gesamten Werke derselbe reizvolle Hintergrund gegeben werden soll, den Cervantes so wunderbar in sein klassisches Werk einzuflechten verstanden hat. Dies Bestreben Graves' ist das erste derartige in der Geschichte des Einflusses des Don Quijote und weist deutlich auf das Aufkommen der Romantik hin, zu dem Cervantes' Nachwirken auch in dieser Richtung beigetragen hat.

Nach dem Vorgange des Cervantes hat Graves in die Abenteuer seines Helden mehrere novellenartige Erzählungen eingefügt, die der Held aus dem Munde einer beteiligten Person vernimmt. Auf diese Weise lernt Wildgoose ein schönes Mädchen, Julia Townsend, kennen, in die er sich verliebt, und die hauptsächlich Veranlassung für ihn wird, sich einen vernünftigeren Lebenszweck zu suchen.

Rückblick auf die Geschichte des Einflusses.

Es erübrigt sich, noch einige zusammenfassende Bemerkungen zu machen, die im Laufe der Einzeluntersuchungen nicht zur Sprache kommen konnten. Die letzteren haben gezeigt, dass der Einfluss von dem unsterblichen Werke des Cervantes her gar mannigfacher Art sein konnte, weil eben dasselbe ein wahrhaftes Kunstwerk und darum unerschöpflich ist. Aber es ist doch auch deutlich erkennbar, dass diese vielfachen Anregungen, die von dem Don Quijote ausgingen, so individuell verschieden sie auch sein mochten, nach Zeitperioden enger zusammen gehören.

Am Anfang des Einflusses durch das ganze 17. Jahrhundert hindurch nehmen wir eine Auffassung wahr, die den Eindruck wieder gibt, den die Lektüre des Don Quijote etwa auf Kinder macht: Der Manchaner ist der tolle Ritter, der seine ergötzlichen Streiche ausführt, über die die Menschen so gerne lachen. Das Werk des Cervantes — ein gutes Unterhaltungsbuch, weiter nichts! Es ist die Zeit der Jestbooks. Klar ist dies ausgesprochen, z. B. bei Gayton, blickt in mannigfachen Vergleichen des Don Quijote mit närrischen Figuren der englischen Literatur durch, und kommt in Nachahmungen wie dem Knight of the Burning Pestle, dem Zara del Fogo und der Dramatisierung des spanischen Werkes durch D'Urfey zur Darstellung. In demselben Masse wie man den Ritter nach seiner intellektuellen Seite verkennt, so auch nach seiner moralischen. Wie man seine Torheiten hervorkehrt, so sucht man sie auch als Ausfluss einer niedrigen Seele zu erklären; man zieht sogar seinen Mut in Zweifel

und betont seinen Dünkel — (siehe wiederum Gayton). So kann es kommen, dass man ihn als einen durchaus unehrlichen Charakter hinstellt und er das Vorbild abgeben muss für Hudibras. — Dann kommt die Zeit der Ruhe und des feinen gesellschaftlichen Lebens in England, die es unter dem Einfluss der französischen Kultur und Literatur verlebt. Ein anderes Ideal beherrscht die Geister, das der Mässigung der Leidenschaften und des geistigen Strebens. Nun wird Don Quijote von diesem neu gewonnenen Gesichtspunkt aus betrachtet, und man beurteilt ihn nüchtern, als den Menschen, der von Natur aus gut veranlagt, sich nicht zu mässigen verstand und in diesem Überschwung eine groteske Figur ward. Diese Auffassung der Klassizisten wird teils deutlich ausgesprochen (S. S. 46), teils blickt sie in der Darstellung des Martinus Scriblerus durch, der nach Don Quijote gebildet ist, jenes Martinus, der ein Mann von grossem Wissen und Streben ist, der aber in seiner überschwänglichen Begeisterung zum Narren wird. — Der klassizistischen Nüchternheit mit ihren konventionellen Fesseln wird man bald müde; man ist zu lange schon vernünftig gewesen. Man sucht, den Menschen gerechter zu werden, indem man nicht einen intellektuellen, sondern moralischen Massstab zu Grunde legt. Auf diese Weise naht man sich auch denjenigen Gestalten, die, wie Don Quijote, bisher als Narren verschrien waren, und man erkennt, dass hinter deren Torheiten etwas Wertvolles, Erhabenes verborgen ist: die unverfälschte Natur; gerade ihre Narrheiten zeigen, dass sie von keiner Kultur und keiner Konvention verdorben worden sind. In dieser Verbindung verlacht man nicht das Komische, sondern man verehrt es: es ist die Zeit der Humoristen Fielding, Smollett, Sterne.

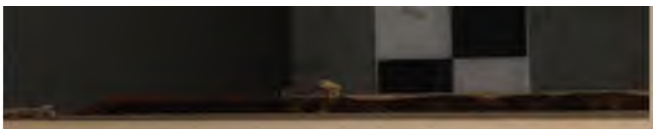
Auch Sancho, so schwankend gerade sein Charakter im Laufe der Zeit aufgefasst wurde, konnte nicht immer verkannt bleiben. Zuerst sympathisierte man zwar mit ihm in dem Masse, wie man seinen Herrn verspottete, weil man in ihm den Vertreter des gesunden Menschenverstandes sah. Eine derartige Auffassung blickt deutlich in der Nachahmung D'Avenants (s. S. 56 ff.) durch. Als man aber anfing, in

seinem Herrn einen idealen Charakter zu sehen, da war Sancho für viele nur der selbstsüchtige, materiell denkende Bauer; sogar Fielding hat ihn wesentlich von dieser Seite aufgefasst, und erst Smollett und Sterne sahen in ihm einen echt humoristischen Helden, in dem neben komischen Momenten auch gute Gemütseigenschaften vertreten waren.

Gegenüber dem starken Einfluss dieser Literaturepoche drängt sich die Frage auf, ob der Humor damit zum ersten Male in der englischen Literatur auftaucht. —

Dieser Frage gegenüber muss nochmals hervorgehoben werden, dass hier unter Humor nur der objektive Humor gemeint ist, d. h. der Humor als Objekt der Darstellung; dieser Humor bedingt einen Helden, der die jedem Humor wesentlichen Elemente von Erhabenem und Komisch-Nichtigem in sich vereinigt. Nicht gemeint ist hier der subjektive Humor der Betrachtungsweise und ebensowenig der Humor der Darstellung, zwei weitere Formen des Humors, bei denen die Erhabenheit nur in dem darstellenden Subjekt zum Ausdruck kommt, das sich über ein nichtiges Moment der Wirklichkeit erhebt. Die erstere von den beiden letzteren Formen erscheint schon früher in der englischen und überhaupt europäischen Literatur; als Hauptbeispiel nenne ich vor allem Burtons Anatomy of Melancholy, der so viel Humor besitzt, sich über sich selbst lustig zu machen. Für den Humor der Darstellung wäre derselbe Autor, fast mehr noch die ganze damals in Blüte kommende Gattung der Charakterbeschreibungen, der Oberbury, Hall u. a. zu nennen, in deren Gefolge die Mitarbeiter der moralischen Wochenschriften stehen. Ja auch vorher schon könnte man an den weitgehenden Einfluss von Ariost's Rasendem Roland erinnern, ein Werk, dessen Helden auch nicht objektiv humoristisch sind, dessen Autor aber durch seine Darstellung, nämlich in der Verknüpfung der Begebenheiten, die notwendigen Bestandteile des Humors an sich in der Aussenwelt aufzudecken weiss. In diese Klasse von Humor ist auch Goldsmiths Vicar of Wakefield zu rechnen, der auch kein objektiv humoristischer Held ist, sondern nur durch seine eigene Darstellung diese Gemütsstimmung mitunter(!) erweckt. Auch der

objektive Humor war nicht so ganz neu in der Literatur. Weniger bestimmt und durchgreifend in der antiken Literatur vorkommend, erscheint er am deutlichsten zunächst in der religiösen Literatur des Mittelalters (diese Form des Humors ist ja sozusagen ein Stück christlicher Menschenauffassung). Ich erinnere nur an die grosse Zahl humoristischer Legenden; beispielsweise enthält der „Gaukler unsrer lieben Frau" in der altfranzösischen Literatur einen solchen humoristischen Helden, der vor dem Bilde der Mutter Gottes, weil er ihr keine anderen Opfer darbringen kann, allerlei Tänze aufführt. — In der Profanliteratur sind die Beispiele viel seltener und unsicherer; oft könnte man die Bedingungen des objektiven Humors nachweisen, wenn nicht die Auffassung des Autors eine humoristische Stimmung ausschlösse. Vor allem aber läuft häufig eine Verwechslung der Arten des Humors unter. Man hat vor allem Shakespeare heranziehen wollen. In der Tat ist vieles in seinen Werken enge verwandt damit. Man kann an die sympathisierende Art erinnern, mit welcher er die tölpelhaften Nachtwächter in Much Ado About Nothing dargestellt hat, die gar als Werkzeug der Vorsehung fungieren können! Aber welche erhabenen Eigenschaften sprechen aus ihrer Tölpelhaftigkeit? Ein gewisser Grad von Schlichtheit und Ehrlichkeit, das ist zuzugeben. Die humoristische Stimmung wird aber nicht sowohl durch eine Verbindung ihrer erhabenen und komischen Eigenschaften erzeugt, als durch die kunstvolle *Darstellung* Shakespeares, der ihre Komik mit der dramatischen Handlung humoristisch-versöhnend verknüpft. — Auch noch weit entfernt vom objektiven Humor stehen Figuren wie Benedick in demselben Drama, der aber doch gerade in den komischen Situationen einen echten Kern ritterlicher Charakteranlage gleichzeitig offenbart. — Dagegen verrät schon der Hotspur in Heinrich IV. eine starke Verwandtschaft mit echt humoristischen Helden dieser Art, indem er unter einer komisch wirkenden Grobkörnigkeit eine schöne Ehrlichkeit offenbart (gerade wie etwa der Misanthrope oder der Plaindealer). Aber in welch geringer Zahl kommen solche Situationen vor! Andere Szenen, in denen er sich seiner eigenwilligen Frau widersetzt, ver-



raten nur, dass er subjektiven Humor besitzt. Ähnlich geht es mit anderen Gestalten. In der Taming of the Shrew ist die Kate objektiv humoristisch dargestellt nur in einer Szene — nämlich, als sie ihre Schwester Bianca auf die Bühne zerrt, und ungestüm in sie drängt zu erklären, welchen Anbeter sie wirklich liebe: hier ist die angebliche Zanksucht der Kate zurückgeführt auf einen erhabenen Charakterzug, nämlich eine ihr über alles gehende Ehrlichkeit. Aber in allen anderen Situationen offenbart sie nur die komische Seite ihres Wesens. — Wie man manche andere Gestalten Shakespeares unter die objektiv humoristischen hat rechnen können, ist oft unbegreiflich; z. B. Falstaff. Bei ihm sehen manche Ästhetiker das erhabene Element seines Wesens in der relativen Berechtigung, die seine sich auslebende Natur in dem allgemeinen Weltenlauf hat. Aber selbst wenn Shakespeare seinen Helden so aufgefasst haben sollte, so wäre damit doch nicht das humoristische Element in dem Charakter Falstaffs, sondern in der Betrachtungsweise des Autors zu suchen, das ganze wäre also wiederum ein Humor der Betrachtungsweise. — So sehen wir zwar mancherlei Ansätze zum objektiven Humor, aber nirgends eine durchgehende Darstellung desselben. Denn das muss man auch noch bedenken, dass, so viel andere Beispiele man noch heranziehen wollte, Shakespeare doch keines seiner Werke ausschliesslich dem objektiven Humor gewidmet hat. Leider muss man dies auch von sonstigen nachshakespearischen Werken sagen, die noch in Frage kommen, so vom Spectator. Einzelne Gestalten darin, vor allem Roger de Coverley, machen einen deutlichen Anlauf zum objektiven Humor und sind in der Tat durchgängig als objektiv humoristische Charaktere aufzufassen. Aber wie wenige Situationen bleiben übrig, um als solche angesprochen zu werden! Die dem Übermass so abholde nüchterne Zeit und die vornehme Natur Addisons hinderten schon an und für sich, dass ein Werk von der übersprudelnden Lustigkeit und den tollen Einfällen wie Cervantes' Don Quijote zustande kam. So war es denn

ganz natürlich, dass Cervantes' unsterbliches Werk allein in Frage kam, um in die englische Literatur eine neue Art von Heiterkeit einzuführen, als man sich an den strengen und lieblosen Formen der Ironie und der Satire nicht mehr erfreuen konnte. Und es wäre nicht schwer zu zeigen, wie von hier aus die neue Auffassung von Cervantes' Werk fruchtbar wirken musste, nicht nur auf die folgenden englischen Humoristen, wie Dickens, Thakeray u. a., sondern auch auf die kontinentale Literatur, die an Fielding, Smollett, Sterne anknüpfte: Jean Paul, Fritz Reuter usw.

Register.

Addison 62. 99. 118. 120. 243
Aglionby 9
Anton 54
Arbuthnot 99. 101. 116
Atterbury 99
Avellaneda 28—30

Baker 29
Balzac, Louis Guez de 102
Baretti 6
Baron 40
Beaumont and Fletcher 62. 63. 64. 72—77. 239
Berdelot 102
Bobertag 134 Anm.
Bowle 5
Braithwite 41
Brown, Thom. 9
Browne, Will. 3 Anm.
Burre 71
Burton 65. 212. 241
Butler 54. 62. 65. 85—95. 210

Cambridge, Rich. 117
Carteret 4
Chaucer 1
Cheek 9
Cibber 45. 116
Clemencín 5
Cleveland 43
Cockaine, J. 66
Collier, J. P. 3. 41
Congreve 9. 66. 99

D'Avenant 56—59. 68. 240
Defoe 27. 50
Dekker 53
Dennis 119—120
Dibdin 161 u. Anm.
Dillon 6
Drayton 42
Dryden 54. 62. 64
Duffield 14
D'Urfey 95—99. 239

Fielding, Henry 34. 35. 48. 49. 51. 55. 56. 62. 63. 66. 122—157
Fielding, Sarah 34
Fleay 40. 43
Fletcher (s. Beaumont)
Ford 53
Fortecue 99. 110

Garth 9
Gay 99
Gayton 77—82. 239. 240
Glapthorne 42. 65. 70
Godrington 9
Goldsmith 241
Gosse 39
Graves 233—238

Hall 241
Hazlitt, W. C. 3. 83. 132 Anm.
Heywood, Thom. 62
Hobbes 43
Holland, Sam. 82—85. 239
Hume 37. 68

Jarvis 13—19
Johnson, Sam. 35. 49. 60. 66. 69. 71
Jonson, Ben 41. 52. 62

Kelly 7. 8. 13. 28. 37
Knight of the Sun 2
Knox, Vices. 4
Köppel 38. 39. 72

Langbain 40
Lazarillo de Tormes (von Mendoza) 39
Lennox, Mrs. 232

Leonhardt 72
Lesage 28—30
Locke 33
The London Chanticleers 43
Lucian 32. 34

Marivaux 34. 39 Anm.
Martyn 116
Massinger 4 Anm. 42. 53. 68
May 41. 65
Mayans y Siscar 5
Middleton 52
Molière 129—130. 142. 168
Motteux 8—13. 23. 27 Anm. 2. 44. 59—60
Murphy 233

Navarrete 5 Anm. 25
Navarro 9

Overbury 3 Anm. 41. 241
Ozell 13

Parnell 99. 116. 117—118
Pellet 9
Pellicer 5. 6
Percy 1
Philipps 8
Pope 13. 29. 64. 69. 99. 101. 112. 114. 115. 116. 119

Quixot, Don — Redivivus 232
The Amicable Quixot 232
The Country Quixot 232
The Modern Quixot 232

Rabelais 30. 31. 34. 211. 212
Ramsey 71
Randolph 42
Rapin 25
Rauf Colyear 1
Rios, Don Vicente de Cos 6
Rowe 71
Russel 116

Savage 9
Seriblerus-Club 99—122. 240
Scudéry, Mad. de 232
Sergeant 9
Shakespeare 242—243
Shaftesbury 34
Sheer 9
Shelton 6—8
Shirley 53. 55. 65. 71
Smollet 19. 23. 51. 54. 55. 63. 64. 65. 69. 157—211
Spence 112 Anm.
Squire of low degree 1
Stanhope 9
Steele 27. 45. 46. 47. 60. 67
Sterne 30. 32. 49. 54. 61. 65. 66. 68. 70. 211—231
Stevens 8. 29
Subligny 232
Swift 34. 47. 99. 101. 111. 114

Taylor 71
Temple, Sir Will. 26. 30
Thrale, Mrs. 36
Tobler 39 Anm.
Todd 2
Turnament of Tottenham 1

Vanbrugh 52
Vega, Lope de 26

Waller 43
Warburton 211
Ward, Edw. 13
Warton, Joseph 32
Webster 52
Wilkins 52
Wilmot 23—25
Wilson 50. 52. 66. 67
Winstanley 40
Woodhouselee 19
Wycherley 9. 44. 168

Yardley 29

Druck von Carl Salewski in Berlin N.

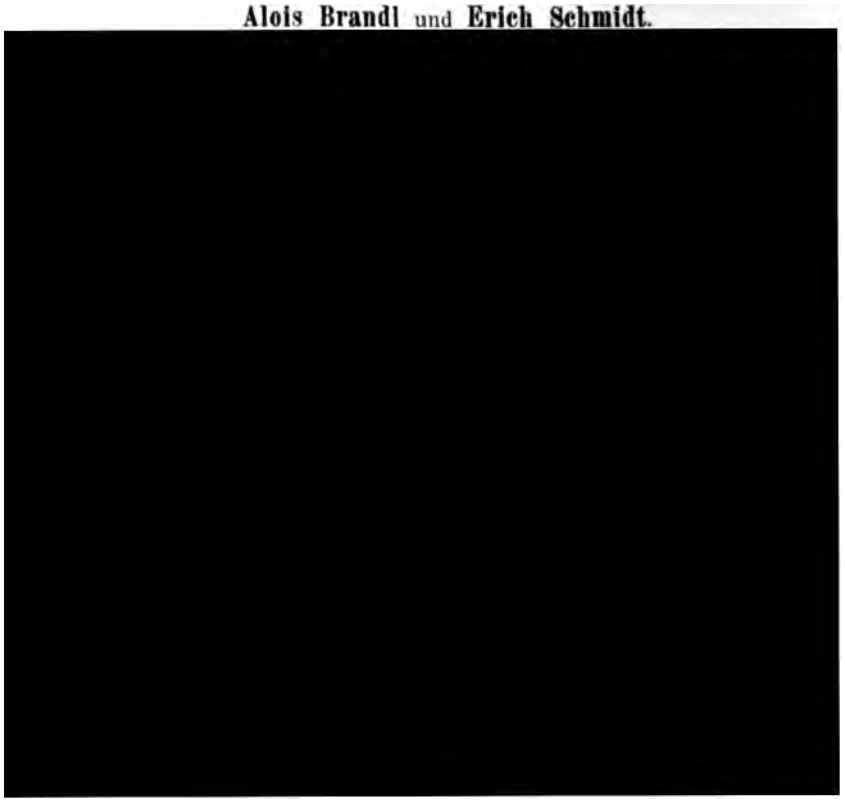
PALAESTRA.

Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie.

Herausgegeben

von

Alois Brandl und Erich Schmidt.



PALAESTRA XIV.

Wortkritik und Sprachbereicherung

in

Adelungs Wörterbuch.

Ein Beitrag

zur

Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache.

Von

Dr. Max Müller.

BERLIN.
MAYER & MÜLLER.
1903.

Der Gedanke an eine Sammlung des gesammten deutschen Sprachschatzes auf Grund aller germanischen Mundarten, an ein allgemeines deutsches Wörterbuch beherrschte die deutschen Forscher durch das ganze 18. Jh. — das gewaltige Werk, das noch jetzt als eine nationale Forderung[1]) auftritt, schien eine der neu erwachten Wissenschaft und Aufklärung würdige Aufgabe.

Was Schottel bereits um die Mitte des 17. Jh.s in seiner Sprachkunst und dann besonders in seinem Hauptwerk[2]) eingehend besprochen hatte, gestaltete sein Schüler Leibniz in den schon gegen Ende des 17. Jh.s geschriebenen, aber erst 1717 gedruckten „Unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache“[3]) zu einem deutlichen Plane. Weit über das praktische Bedürfnis hinaus, dem noch die letzte grosse lexikalische Arbeit des 17. Jh.s, das 1691 erschienene Wb. Caspar Stielers[4]) allein hatte dienen wollen, sollten die Mundarten und die stammverwandten Sprachen, die lebenden und die abgestorbenen, sowie auch die Kunst- und Handwerks-

---

[1]) Vergl. Herman Grimm, Thesaurus linguae germanicae, Preuss. Jahrbücher 76 (1894). S. 239 ff. (Fragmente. Berlin u. Stuttgart 1900. Bd. 1,113).

[2]) Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubt Sprache 1663, 10. Lobrede.

[3]) Vergl. Schmarsow, Leibniz und Schottelius. Die unvorgreiflichen Gedanken untersucht und herausgegeben. Strassburg 1877 (Q F 23). S. 21 f, 55 f. Vergl. dazu auch:

Harnack, Gesch. d. Kgl. Preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin 1900. Bd. I, 1,18. Anm. 1.

[4]) Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs, oder Teutscher Sprachschatz . . von dem Spaten, Nürnberg 1691.

ausdrücke gesammelt werden. Drei getrennte Werke sollten die gesammelten Schätze aufnehmen, das erste die lebende Sprache, das zweite die Kunstausdrücke, das dritte die Etymologie. Und jene streng historische Erforschung der germanischen Dialekte sollte nicht bloss zur Aufhellung der deutschen Altertümer und zur Erläuterung der lebenden Sprache dienen, sondern auch als Quellen der Bereicherung dieser stellte Leibniz bereits die alte Sprache und die Dialekte hin. Auch zur Bereicherung und Verschönerung durch Neubildungen sollte die Darstellung des gesammten auf den Gebrauch anerkannter Autoren und die Umgangssprache gegründeten Sprachschatzes führen. Im Zusammenhang mit diesen Forderungen sprach Leibnizens späterer Nachfolger in Hannover, Eckart in seiner Historia studii etymologici[1]) von seinen Vorarbeiten zu einem deutschen Wb., die er aber später ganz liegen liess. Auch er wollte streng historisch verfahren und eingehende Erklärungen deutscher Altertümer geben. Er stellte seine Vorarbeiten als so gründlich und umfassend dar, dass er fast den Rektor des Berliner Gymnasiums zum grauen Kloster, Johann Leonhard Frisch von dessen eigenem gleichartigem Unternehmen abgeschreckt hätte. Doch war es Leibniz[2]) noch gegönnt, von seinen kühnen Plänen wenigstens so viel in die That umzusetzen, dass er Frisch[3]) durch persönliche Ermunterung bewog, in der Arbeit fortzufahren. Musste Frisch sich auch in seinen Zielen beschränken, so lieferte er doch in seinem 1741 erschienenen „Teutsch-Lateinischen Wörterbuch“ ein so bedeutendes Werk, dass es unter Adelungs Quellen näher gewürdigt werden muss. Inzwischen war mit der Gründung der „Beiträge zur critischen Historie der deutschen Sprache“ (1732) zum ersten Mal ein wirklicher Mittelpunkt für die deutsche Sprach-

---

[1]) Hannover 1711. S. 323—32.

[2]) Vergl. Harnack a. a. O. S. 115 ff.

[3]) Vergl. die Vorrede zu seinem „Teutsch-Lateinischen Wörterbuch“. Berlin 1741.

forschung in Leipzig geschaffen worden und auf Gottsched[1]) richteten sich Deutschlands Augen. Er hatte auf würdige Erhaltung der Werke deutscher Dichter alter und neuer Zeit gedrungen und so zuerst die Forderung einer kritischen Festlegung des Quellenmaterials aufgestellt; er hatte durch seine grammatischen Arbeiten wesentlich zur Feststellung einer allgemeinen nhd. Schriftsprache beigetragen. So schien er berufen, mit Hilfe seiner Anhänger das grosse Werk zu vollbringen. Aber es blieb auch hier bei Versprechungen, Ermunterungen[2]) und überaus dürftigen Proben. So musste Lessing[3]) im Jahre 1759 in seinem Wb. zu Logau noch immer mahnen, dass ähnliche Wörterbücher über alle unsere guten Schriftsteller der erste nähere Schritt zu einem allgemeinen Wb. unserer Sprache sein würden und noch im Todesjahre Gottscheds (1766) rief Herder[4]) in den „Fragmenten über die neuere deutsche Litteratur" laut nach einem deutschen Johnson[5]), der die Landeskinder zähle und ordne. Lessing hatte, wie Johann Heinrich Voss[6]) berichtet, selbst eine Abhandlung über die Einrichtung eines deutschen Wb.s geschrieben, die aber mit den bereits begonnenen Sammlungen dazu verloren ging. In Zusammenhang damit steht Nicolais[7]) Plan. Er verdient Erwähnung[8]), weil er vorwegnimmt, was erst nach Adelung durch die Brüder Grimm erreicht wurde: alle Sprachperioden sollten gleichmässig berücksichtigt und beengende Sprachnormen vermieden werden.

[1]) Vgl. Waniek, Gottsched S. 216 ff, 269 ff, 643 ff.

[2]) Vergl. Schachinger, „Die Bemühungen des Benediktiners P. Placidus Amon um die deutsche Sprache und Litteratur" in den „Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner und Cistercienser Orden" Bd. 10,283.

[3]) Lachmann-Muncker 7,31.

[4]) Suphan 1,217 u. 158.

[5]) Dictionary of the english language. London 1755.

[6]) Krit. Blätter 1,444.

[7]) Voss, Krit. Bl. 1,444 u. Lessings Briefwechsel mit Nicolai S. 227.

[8]) Vergl. Scherer, Jacob Grimm. Berlin 1885. S. 311.

Zu Adelungs classischer sächsischer Periode stand er natürlich in bewusstem Gegensatz. Nah an Adelungs Zeit reichen die lexikalischen Arbeiten des Basler Gelehrten Spreng[1]), die einer besonderen Besprechung vorbehalten bleiben müssen. Nach Gottscheds Tode übergab der Leipziger Verleger Breitkopf, der schon einen Vertrag mit Gottsched über das Wb. abgeschlossen hatte, dessen hinterlassene Papiere an Adelung. Dieser aber fand sie so unzureichend, dass er sich auf Zureden des getäuschten Verlegers entschloss, selbst ein Wb. zu liefern.[2])

Johann Christoph Adelung kam also zunächst durch einen äusseren Zufall zur Übernahme einer Arbeit, für die er nachher so viel inneren Beruf zeigte. Die vorhergehende litterarische Thätigkeit des damals Fünfunddreissigjährigen, der sein Amt als Gymnasialprofessor in Erfurt wegen religiöser Streitigkeiten hatte verlassen müssen und nun seit acht Jahren als unabhängiger Schriftsteller in Leipzig lebte, hatte ihn zu keinerlei grammatischen Arbeiten geführt. Sie zeigt auf mannigfaltigen Gebieten der Publicistik einen ziemlich niedrigen Stand und hat mit Recht Scherers[3]) Tadel gefunden. Aber die Not zwang ihn, zu ergreifen, was sich bot. Ohne alle eigenen Vorarbeiten und ohne jede fremde Hülfe begann und vollendete er das unternommene Werk. Schon 1774 erschien der erste Band seines

„Versuchs eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen."

Der Titel zeigt: auf ein allgemeines deutsches Wb., von dem noch im selben Jahre Klopstocks „Gelehrten-

---

[1]) Vergl. Rüdiger, Zuwachs (s. hier S. 5 Anm. 1.) 4,177 und die dort citierte Litteratur; Socin, Allg. Deutsche Biographie 35, 292.

[2]) Vergl. Ebert, Ersch und Gruber, Encyklopädie 1,405 („Adelung"); dazu: Wb. (1) Vorr. S. III.

[3]) Allgemeine Deutsche Biographie 1,80—84 (Kleine Schriften 1,213—17).

republik“ (5. „Abend“) sehr obenhin sprach, war auch hier bewusst Verzicht geleistet. Allein die hochdeutsche Schrift- und Umgangssprache sollte das Wb. selbständig betrachten, die Mundarten nur zu ihrer Erhellung heranziehen. Bloss der erste Teil des grossen Planes schien geleistet und noch 1792, als die Akademie von neuem auf den Plan zurückgriff, hiess es, „in Absicht des Hochdeutschen“ [1]) bedürfe es nur einzelner Nachträge zum Ad.schen Wb. Aber Ad. hatte denn doch sehr viel mehr erreicht.

Schon seine Zeit befremdete es, von einer hochdeutschen „Mundart“ reden zu hören. Der Hallische Rektor Rüdiger[2]), der sonst die Verdienste Ad.s vollauf und freudig würdigt, schalt diese Bezeichnung geradezu eine Herabwürdigung der neuhochdeutschen Schriftsprache, des gemeinsamen durch dreihundertjährige Arbeit errungenen Besitzes. Ad. nannte das Hochdeutsche eine Mundart, weil er meinte, es sei gleichbedeutend mit der Umgangssprache der gebildeten Stände Obersachsens, das dem aus Pommern Gebürtigen, wie einst dem Ostpreussen Gottsched, zur zweiten Heimat geworden war. Diese Einseitigkeit hängt mit seiner ganzen Vorstellung von der Entwicklung der nhd. Schriftsprache zusammen. Er hat sich darüber mehrmals ausführlich geäussert, zuerst in der Vorrede zum Wb. (1)[3]), dann in der Einleitung zu seinem „Umständlichen Lehrgebäude der deutschen Sprache“,[4]) endlich in seinem „Magazin für die deutsche Sprache“,[5]) einer in den Jahren 1782—84 erschienenen Vierteljahrschrift, die

[1]) Vergl. den Bericht Rüdigers in dessen Neuestem Zuwachs der teutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde, Leipzig 1782—96, 5. Stück S. 13 und dazu Harnack Gesch. d. Akademie Bd. 1,18 Anm. 1.

[2]) A. a. O. (vergl. 13) 2. Stück S. 22.

[3]) Vergl. bes. § 4 u. 10

[4]) Lehrgeb. Bd. 1,61.

[5]) Vergl. Bd. 1,1, 1—31, 84 ff, 1,4, 79 ff, 112 ff, 134 ff. 2,2, 1 ff. 2,4, 138 ff.

er zur Förderung des allgemeinen Interesses am Leben der Sprache begründete und selbständig ausstattete und die ungefähr den Höhepunkt seiner sprachlichen Thätigkeit bezeichnet. Von jener ersten Ausführung bis zu den hier erschienenen Aufsätzen vollzieht sich ein merkwürdiger Umschwung. Anfangs äusserte er sich sehr massvoll: die hochdeutsche Mundart sei die meissnische oder obersächsische, sofern sie seit der Reformation die Hofsprache der Gelehrsamkeit geworden sei, und habe seitdem durch die Schriftsteller aller Mundarten allerlei Veränderungen erfahren. Hier setzt er deutlich die Ueberlieferung Gottscheds[1]) fort. Dieser hatte ja die nhd. Sprache als eine gewisse eklektische oder ausgesuchte und auserlesene Art zu reden bezeichnet, die in keiner Provinz völlig im Schwange gehe und die man die Mundart der Gelehrten oder auch wohl der Höfe zu nennen pflege. Auch spricht Ad. hier von der noch immer fortdauernden Unbeständigkeit und Veränderlichkeit, die sie durch neue Wahrheiten, neue Einkleidungen alter Wahrheiten, selbst neue Vorurteile erfahre. „Sie fixieren", bemerkt er,[2]) „und auf alle folgende Zeitalter einschränken wollen, heisst den Lauf aller menschlichen Dinge verkennen." Wir hören einen Mann, der im Gefühle der Sicherheit ruhig auf den erworbenen Sprachbesitz schaut und mit gemässigter fortschrittlicher Gesinnung sparsame Vermehrung nicht scheut. Dagegen in dem Aufsatze: „Was ist Hochdeutsch", der sein „Magazin" einleitet, und in den späteren Abhandlungen über die nhd. Sprache und Litteratur ist ihm Hochdeutsch gleichbedeutend mit der Umgangssprache der höheren Gesellschaftsklassen in Obersachsen und zwar nur mit dieser, ist ihm der Höhepunkt der Sprach- und Litteraturentwicklung der Zeitraum von 1740—60, in dem die Litteratur ihren „einigen (einzigen) wahren, männlichen Grad" erreicht habe. Diese merkwürdige Umkehr zu einer schroff reactionären Gesinnung

---

[1]) Deutsche Sprachkunst, Leipzig 1776 (6. Auflage) S. 2.
[2]) Wb. (1) Vorr. § 15.

können in ihm nur die gleichzeitigen Erscheinungen in der deutschen Litteratur bewirkt haben. Der erste Band des Wb. (1) war, wie gesagt, im Wertherjahr erschienen. In dem folgenden Zeitraum erhebt sich jene Flut von meist elenden äusserlichen Nachahmungen des grossen Herzensromans und des ein Jahr früher erschienenen „Götz", die es besonders dadurch Goethe gleichzuthun meinen, dass sie die Sprache gegen alle Regeln behandeln. Die grosse litterarische Revolution des Sturms und Drangs bewegt das junge Geschlecht. Sie bedeutete wirklich noch einmal eine Gefährdung unserer grammatischen Einheit und musste Ad. mit tiefer Besorgnis erfüllen. Er sah die Voraussetzungen, unter denen er sein grosses Werk begonnen hatte, in Gefahr aufgehoben zu werden; so musste er zur Theorie greifen, sie zu sichern. Jetzt lehrte er, ohne Einheit könne sich keine schöne Nationallitteratur entwickeln, Einheit aber sei die Befolgung gewisser Analogien, die nur in einer bürgerlichen Gemeinschaft zu Stande kommen könnten. Ad. meint hier die Befolgung der einmal üblich gewordenen Declinations- und Conjugationsweisen, der Ablautsreihen und Geschlechtsbestimmungen, sowie den Gebrauch des allgemein bekannten nhd. Wortschatzes, worin ihn, wie die gerügten Fehler zeigen, die Willkürlichkeiten der „neueren Dichter" am meisten beunruhigten. Jetzt galt es auch, seine Theorie historisch zu stützen, und hierfür bot sich ihm eine ungeahnte, für ihn vielleicht verhängnisvolle Zahl scheinbar untrüglicher geschichtlicher Belege. Die Grammatiker des 17. Jh.s sprechen mit merkwürdiger Gleichmässigkeit die Lehre von dem Vorrange der allein als echt hochdeutsch geltenden meissnisch-obersächsischen Sprache Luthers nach, den diese für Grammatiker des 16. Jh.s, wie Clajus, wirklich haben konnte. Diese Zeugnisse hat der gelehrte und belesene Ad. ziemlich vollständig gesammelt[1]) und für sich benutzt. Aber Ad. zählte die Stimmen und wägte sie nicht;

[1]) Magazin II,1, 1—31.

die beiden wirklich grossen Gelehrten, Schottel und Leibniz, liess er nicht zu Worte kommen. Damit hat Ad. übersehen und seine Zeit übersehen gelehrt, dass doch auch schon das 17. Jh. voll vaterländischer Begeisterung an einer allgemeinen Kunst- und Schriftsprache arbeitete. Denn wenn man vielleicht auch nicht mit Burdach[1]) die Sprache Luthers um 1600 geradezu für tot erklären sollte, einen allein giltigen Massstab gab sie gewiss nicht mehr ab. Ad. hat also den Vorrang der obs. Sprache, den sie dadurch erhielt, dass sie einmal an sich durch Vereinigung ndd. und obd. Eigenarten sich zu einer Vermittelungssprache über beiden Mundarten eignete, und dadurch, dass in ihr ein grosses Werk von unermesslicher Wirkung, die Lutherische Bibelübersetzung, geschaffen ward, unrichtig auch für die späteren Zeiträume verallgemeinert.[2]) Und Luthers Sprachwerk selbst ward in die Theorie gezwängt. Auch er sollte nun eine bereits fertige Umgangssprache aufgenommen und die Bibelsprache nur, soweit sich jene verfeinerte, verbessert haben. Noch heute fehlt das grosse Werk, das diese feinen Vorgänge endgiltig aufklärte. Richtig citiert Ad. eine jener bekannten Äusserungen Luthers über seine Sprachbehandlung: dass er dem gemeinen Manne aufs Maul gesehen habe; doch die andere entscheidende Äusserung über den Anschluss an die kursächsische Kanzlei, hat er ganz ignoriert. Auch Luther also hat sich bewusst einer Kunstform bedient, eben jener „Staatssprache",[3]) die von der luxemburgisch-böhmischen Kanzlei zu Ende des 14. Jh.s ausging. Ad. durfte an eine wissenschaftliche Begründung seiner Meinung noch nicht denken; ihm sind

---

[1]) Die Einigung der nhd. Schriftsprache, Hallische Habilitationsschrift 1884, S. 11.

[2]) Jakob Grimm (D. Wb. Vorr. XVII) erklärt: „Es kann zugestanden werden, dass manche Verfeinerung des Hochdeutschen damit zusammenhängt, dass Obersachsen Wiege und Hauptsitz der Reformation war, und hat Adelung Grund, den meissnischen Dialekt zu erheben, so muss er hierin gesucht werden."

[3]) Burdach S. 2.

nicht einmal die beiden Hauptvorgänge bei der Bildung der nhd. Schriftsprache, die Diphthongisierung alter Längen und die Monophthongisierung alter Diphthonge, ganz deutlich zum Bewusstsein gekommen.[1])

Auch für das 18. Jh. konnte Ad. äusserlich seine Theorie leicht durchführen: er wies auf Gellert und die Seinen, sowie vorsichtig auf Gottscheds vergangenen Ruhm — damit schien die Reihe geschlossen. Besonders verdriesslich war seine Theorie natürlich für die Gegenwart. Zwar übte noch immer im südlichen und westlichen Deutschland der Dialekt bis in die geschriebene Rede hinein eine starke Macht, aber in das nördliche Deutschland und in das östliche mittlere war die Schriftsprache bei den Gebildeten längst siegreich eingezogen, und so hatte auch Gottsched[2]) schon in den Kreis der nhd. Sprachreinheit das Voigtland, Thüringen, Mansfeld, Anhalt, die Lausitz, Niederschlesien einbezogen. An Gottscheds eigener Lehre hatte dann Berlin so gut wie Königsberg Teil genommen und so eine über dem Dialekt stehende Schriftsprache von neuem zum Princip erhoben; darum war die Anmassung unerträglich. Aber auch sie kann historisch erklärt werden. Ad. betrachtete das Hochdeutsche keineswegs als gleichbedeutend mit dem meissnischen Provincialdialekt, sondern rückte diesem, wie Frau Gottsched in ihrem Lustspiel „Herr Witzling", wiederholt Fehler vor. Er erkannte also richtig, dass es sich auch in Obersachsen um eine über der Mundart stehende, erwählte Sprache handle, und hätte wohl auch die Teilnahme daran einem grösseren Kreise eingeräumt — wie er es bei einzelnen Ausnahmen in den Provinzen wirklich that —, wär' es ihm nicht nötig erschienen, bei der gleichzeitigen Verwirrung der Büchersprache auf einen fest abgegrenzten lebenden Kreis zu weisen, der als letztes Bollwerk noch die alte Einheit schützte und dies jedem

[1]) Jakob Grimm greift als Beispiel heraus, dass er im nhd. ei nicht den verschiedenen Ursprung aus mhd î und ei zu scheiden wusste (D. Wb. Vorr. XXIV).

[2]) Deutsche Sprachkunst 6. A. S. 68.

handgreiflich beweisen konnte. Er liess sich also von dem richtigen Gefühle leiten, dass es gegenüber der neuen Bewegung mit einem Verweise auf eine tote codificierte Büchersprache nicht allein gethan sei, aber die Einschränkung und Anmassung, mit der er etwas an sich Wahres aussprach, hat ihn bis heute trotz allem Ruhm um die rechte freudige Zustimmung gebracht.

Um auch neben der obs. Umgangssprache ein schriftlich festgelegtes Muster zu gewinnen, glitt er in jener geschichtlichen Übersicht auffällig schnell über die von Lessing liebevoll beobachtete Förderung der Sprache durch die schlesischen Dichter hinweg. Sie schien nicht nur eine örtliche Verschiebung jenes Vorrangs von Obersachsen weg zu bedeuten, sondern war auch der Aufstellung neuer classischer Sprachmuster nicht bequem. Gottsched hatte ehrlich genug mit der Geltung Luthers als des Sprachmusters aufgeräumt und an Luthers Stelle Opitz gesetzt. Es hiess für einen Nachfolger Gottscheds folgerichtig vorwärts schreiten, wenn er als neues Muster jenen Schriftstellerkreis der „Bremer Beiträger" aufstellte, der die durch Gottsched errungene Spracheinheit gleichsam verkörperte. Diese Einheit um jeden Preis zu erhalten und durchzusetzen, damit nicht eine einheitliche nhd. Schriftprosa verloren gehe, war Ad.s Aufgabe. Gewiss hatte Gottsched durch persönlichen Rat und gelegentliche Abhandlungen, besonders aber durch seine „Sprachkunst" gegenüber der allgemeinen Unsicherheit zur Feststellung viel gethan;[1]) aber Alles war zu sehr zerstreut oder schwer zugänglich. Das Werk, das wie ein Orakel schnell und sicher auf jede grammatische Frage auch dem Uneingeweihten Antwort bot, war er schuldig geblieben, und so drang dadurch, dass es erst im Beginne einer neuen Zeit zu Stande kam, etwas Unhistorisches hinein, das die Stellung des Verfassers sehr erschwerte. Dazu fühlte Ad., dass es auch persönlich be-

[1]) Vergl. Eugen Wolff, Über Gottscheds Stellung in der Geschichte der deutschen Sprache (s. hier S. 12 Anm. 5) S. 208 ff.

denklich war, die Erbschaft des Vielgescholtenen anzutreten; wenigstens ist nur so die masslos bittere Polemik des sonst sachlichen Gelehrten gegen Gottsched, die fort und fort hervorbricht, recht zu verstehen, wenn man nicht Alles auf das Bestreben schreiben will, die eigene Geltung gegen den noch immer Mächtigen durchzusetzen. Bei dieser Gesinnung will es nicht viel sagen, dass er auch einmal [1]) gegen Wieland Gottscheds allgemein zugestandene Verdienste geltend macht. Auch gegenüber den Schweizern teilte Ad. wohl zwischen Lob und Tadel und suchte sich über die Parteien zu stellen. So war sein Weg anfangs immerhin klar genug vorgezeichnet. Auch von den vereinzelten „nachclassischen" Erscheinungen konnte vorsichtig aufgenommen werden was nicht gegen die Einheit verstiess. Bald aber erhob man bewusst Einspruch wider alle Regel und Einheit, und dies brachte Ad. zu seiner strengen in den späteren Teilen des Wb.s praktisch befolgten, dann auch theoretisch dargelegten Abwehrtheorie.

Als jener Widerspruch sich erhob, entbrannte der letzte Kampf, der um Geltung und Abgrenzung unserer Schriftsprache geführt worden ist. Er ist litterarisch nicht so berühmt geworden wie der frühere zwischen Gottsched und den Schweizern, obwohl er in seinen Folgen wichtiger war. Man fühlte, dass zu viel des Neuen und Hohen zugewachsen war, das über jenen classischen Zeitraum hinausführte, dass trotz allem Unhaltbaren, das der Aufruhr mit sich führte, noch einmal die Grundbedingungen für eine echte und grosse Dichtung in Frage kamen. Aber man kämpfte nicht mehr mit wüsten, zu Büchern aufgeschwellten Pamphleten, sondern mit grossen, grundlegenden Schöpfungen. Was sonst noch von persönlichem Einfluss, von Witz und Galle aufgewandt ward, ging in der meist bunten, duldsamen Gesellschaft der Zeitschriften seinen Weg.

---

[1]) Magazin I, 4,93.

Gleich nach Erscheinen des Magazins erliess Wieland[1]) im „Teutschen Merkur“ anonym zwei Artikel unter demselben Titel wie der Ad.sche: „Was ist Hochdeutsch“. Mit einem dritten griff er scheinbar vermittelnd unter seinem wahren Namen zwischen den streitenden Parteien ein. Rüdiger[2]) übte in seinem „Neuesten Zuwachs“ besonnene und sachliche Kritik. Bürger schrieb an Dieterich, er wolle Ad. befehden, sich aber besser rüsten als die bisherigen Gegner, die in „kurzen Nachtjäckchen gegen den geharnischten Mann aufgetreten“ seien[3]). Doch brachte er noch im selben Jahre nur einen ziemlich dürftigen Protest vor,[4]) während er sich später in den interessanten „Einladungsblättern zu seinen Vorlesungen über deutsche Schreibart auf Universitäten 1787“ gründlicher gegen Ad. wandte.[5]) Die mannigfaltigen kleineren Angriffe und Zurechtweisungen in anderen Zeitschriften können übergangen werden. Es wurde den Gegnern Ad.s nicht schwer, die angreifbaren Punkte in seiner geschichtlichen Theorie der nhd. Schriftsprache zu finden; jedesfalls war es von grossem Nutzen, dass diese Fragen wieder einmal gründlicher behandelt wurden. Heftiger war die Erregung und der Widerspruch gegen seine Lehre von dem classischen Zeitraum. Deutlich genug hiess es in den stets kampfbereiten Erwiderungen Ad.s: „Ich frage, ob unsere Litteratur eine Einheit hat, wenn bald Morgenländische, bald Lappländische Schwünge des Geistes, bald fremde Sylbenmasse, bald Barden- und Druidenreligion darin

---

[1]) „Teutscher Merkur“ 1782 (Nov. u. Dec.), 1783 (April) abgedruckt in den „Sämmtl. Werken“ hrsgeg. von Gruber (Leipzig 1818 ff.) Bd. 44, 193—256.

[2]) Neuester Zuwachs 2. Stück, S. 1 ff.

[3]) Vergl. Strodtmann, Bürgers Briefwechsel. 3,112 (Berlin 1874).

[4]) Vergl. Werke, hrsgeg. von Grisebach. Berlin 1894, S. 314—18.

[5]) Vergl. Julius Sahr „Bürger als Lehrer der deutschen Sprache“ in der „Festschrift zum 70. Geburtstage Rud. Hildebrands“ (=3. Erg.-heft zum 8. Jahrgang der Zs. f. d. dtsch. Unterricht) 1894, S. 310—50, bes. S. 347.

herrschen?“ [1]) und ein ander Mal: „Ist Einheit, wenn die Dichtung hier kalte Prosa und dort abenteuerlicher Schwulst ist? Wenn deutsche Musen hier auf Griechischen und Römischen Krücken einherhinken und dort wieder Geister- und Gespenstermärchen faseln, welche die höhere Kultur mit Mühe aus den Köpfen verbannet hat?“ [2]) Ad. hat hier richtig vorgedeutet, dass die neu erwachende Litteratur nur in der Befolgung ihrer nationalen Eigenart ihre wahre Erhebung finden würde, wie es Herder, gegen dessen kosmopolitische Interpretationspoesie sich z. T. seine Vorwürfe richteten, selbst wiederholt aussprach. Aber diesem Patriotismus haftete noch etwas von jener Äusserlichkeit an, wie sie etwa auch der Gottschedische zeigt. Zweitens war es die Form der neueren Schriften, gegen die Ad. eiferte. Man wollte der Sprache neues Lebensblut zuführen, indem man kraftvolle Wörter aus der alten Sprache oder auch mundartliche aus der Gegenwart aufnahm, indem man eigenrichtig kühne Neubildungen in Ableitung, Zusammensetzung und Wortfügung in Umlauf setzte. Man gebrauchte volkstümliche Flexionsweisen, Kürzungen durch Apokope und Synkope, sowie auffällige Inversionen und Ellipsen, um der Sprache Gedrungenheit, Bewegung, Leidenschaft zu verleihen. Ad. verwarf all das als Verstösse gegen die „feine Empfindung des wirklich Schönen, das Lebensfähige missachtend, das darin lag. Auch Wieland gesteht zu, dass in neuerer Zeit junge Skribenten die Sprache über die durch ihre Natur, Logik und Ästhetik gesetzten Grenzen getrieben und mit Schnitzern oder harten Provincialismen Ausschweifungen begangen hätten. Trotzdem könne man in Fällen der Not aus den älteren deutschen Dialekten wie aus Fundgruben schöpfen, die Dichtersprache dürfe nicht verengt werden; das sei das königliche Vorrecht der Dichter, und Freiheit sei das Element, in dem Genie, Witz und Laune allein leben könnten. Ad. ahnte

[1]) Magazin I, 4,146.
[2]) Magazin I, 4,122.

nicht, dass hier selbst ein grosser, formal so durchgebildeter Schriftsteller für sein Recht focht und sich zum Stimmführer des Kreises machte, der bald die neue Einheit ruhmvoll heraufführen sollte. Von Berlin aus vertrat Biester,[1]) einer der Herausgeber der „Berlinischen Monatsschrift" das Recht der „Genies". „Alle Kräfte sind gespannt," frohlockte man, „wer kann jetzt schon an Stillstand denken?" Es sei ein Vorteil für Deutschland, dass jene Einheit von 1740—60 überwunden sei, dass die Nation in der Sprache noch keine neuen Fesseln trage, dass sie keine Akademie wie Frankreich, kein kanonisches Buch habe. Jeder Schriftsteller dürfe sich des Rechts bedienen, Original zu sein und in Sachen der Aufklärung und des Genies kein Nonplusultra zu kennen. Übrigens wurde die Geltung der positiven Leistungen Ad.s von seinen Gegnern trotz manchem scharfen Wort stets anerkannt, und Ad. selbst gestand schliesslich: auch die übrigen in den Provinzen zerstreuten Glieder — der Ausdruck ist allerdings noch immer sehr bezeichnend — könnten an jener Spracheinheit Teil haben und Sprache und Litteratur mit strengster Befolgung der Einheit fortbilden. Ja, er musste sogar zugeben, das auf seinen Lorbeern eingeschlafene Obersachsen zehre nur noch von vergangenem Ruhm. So kann es als sein letztes Wort in diesem Streite gelten, wenn er sagt: Man übertreffe Sachsen, soweit man wolle, nur verletze man die Einheit nicht."[2])

Der Friede ward auch äusserlich bald genug geschlossen. Wieland, der zuerst auf dem Plan erschienen war, nagelte sich später Ad.s Wb. „auf den Pult",[3]) wie er auch schon in jenem Streite Ad. persönlich mit der grössten Hoch-

---

[1]) Berlinische Monatsschrift hrsgeg. von Gedicke und Biester 1,189—199: „Ist Kursachsen das Tribunal der Sprache und Litteratur für die übrigen Provinzen Deutschlands?"

[2]) Magazin I, 4,152.

[3]) Vergl. Klopstock, Grammatische Gespräche. 4. Zwischengespräch gegen Ende (Göschen 1855, Bd. 9,92).

achtung behandelt hatte.[1]) Für Goethe selbst war, wie sich in der ersten eigenen Sammlung seiner Schriften (1786 ff.) zeigt, der „Sturm und Drang", den er eingeleitet hatte, bald genug vergangen; so befragten auch er und Schiller fleissig Ad.s „Orakel",[2]) wiewohl ihm in den Xenien[3]) als dem Wassermann im Tierkreis und als Anatomen einige lustige Hiebe nicht erspart blieben. Selbst einer seiner späteren Gegner, Radloff,[4]) Campes Gehilfe, gesteht 1804: Ad.s Wb. sei bisher beinahe der einzige Ratgeber der Deutschen gewesen: „Schriftenbeurteiler berichtigten danach die Schriftsteller, diese änderten nach dieser und jenes Aussprüchen ihre Werke, . . . seit 1780 fertigte man ausländisch-deutsche Wörterbücher aller Art nach ihm . . . dieses Werk . . . hatte nahe ein Jahrdreissig mehr Einfluss auf die Sprache, als gleichen Zeitraums irgend ein anderes Werk auf seine Wissenschaft."

Ad. hat also an seinem Teil der neuen sprachlich einigenden, doch ihrerseits nicht abschliessenden „classischen" Litteratur vorgearbeitet. Den Einfluss seiner grammatisch-kritischen und ästhetischen Normen, soweit sie positiver Natur sind, etwa aus den Varianten massgebender Schriftsteller zu erweisen, muss füglich Einzeluntersuchungen überlassen bleiben; es fehlt dazu auch die ersehnte kritische Ausgabe des Dichters, der ihn am meisten zeigen würde, Wielands. Diese Arbeit will nur die Grundsätze erörtern, nach denen Ad. in der Behandlung des für ihn allgemein giltigen Wortschatzes verfuhr, und wenigstens für den rein lexikalischen Teil des neuen Stiles darthun, wie Ad. durch seine teils abweisende, teils auch zustimmende Haltung willkommene Belege zur Gebrauchsgeschichte der Wörter

[1]) Vergl. Ad.s Antwort an Wieland vom 8. December 1782 (Kgl. Bibliothek in Dresden). Es ist leider einer der wenigen Briefe Ad.s, die ich habe auffinden können.

[2]) Vergl. Briefwechsel zw. Goethe und Schiller: Schillers Brief vom 26. Januar 1804.

[3]) Vergl. Xenien 1796, hrsgeg. von Erich Schmidt und Bernhard Suphan, Weimar 1893 Nr. 114. 353 (auch 788) mit den Anmerkungen.

[4]) Neuer Teutscher Merkur 1804, 2. Stück S. 246 f.

bietet. Ad. hat auch durch Normierung des Laut- und Flexionsstandes in seinem Wb. massgebend gewirkt; da diese jedoch nur im Zusammenhang mit seinen grossen grammatischen Arbeiten behandelt werden kann, durfte mein bloss lexikalischer Versuch davon absehen. Im zweiten Teil konnte wegen des Umfanges des Stoffes Willkürlichkeit in der Wahl der Belege nicht ausbleiben.

Gegen Ad.s Geltung vermochten die Angriffe, die er auch später noch erfuhr, nur wenig auszurichten. In den „Grammatischen Gesprächen“ [1]) (1794) verspottete Klopstock Ad.s Definitionen einiger Wörter und Ableitungssilben. Natürlich mussten dem Dichter Klopstock, der selbst überaus feine theoretische Anmerkungen über die Sprache der Poesie gemacht hatte, Ad.s Regeln zuwider sein; die Grundlagen aber waren doch gleich, da Klopstock sein Streben nach Reinheit der Sprache auch auf die Provincialismen ausdehnte. In einer verspäteten Recension der Grammatischen Gespräche vom Jahre 1804 trat Voss[2]) noch einmal mit den gröbsten Waffen gegen Ad. auf. Sachlich bringt er, wie der durch Ad.s Erwiderung[3]) aufgestachelte Radloff,[4]) nichts Neues. Richtig bemerkte Einzelheiten sind später zu erwähnen. Ad. leitet den heftigen, auch von Jakob Grimm[5]) als unbillig gerügten Ton der Recension wohl treffend aus Vossens Absicht[6]) her, selbst ein Wb. zu schreiben.

---

[1]) 4. Zwischengespräch am Anfang (vergl. 22).

[2]) Jenaische Allgem. Litt.-Zeitung, Jan. und Febr. 1804, abgedruckt in den „Kritischen Blättern“ von Voss, Stuttgart 1828. Bd. 1, 365—501: „Über Klopstocks Grammat. Gespräche u. Ad.s Wb.“

[3]) Neue Leipziger Litt.-Zeitung, März 1804. Intelligenz-Blatt St. 15: „Über Herrn Vossens Beurtheilung meines Wörterbuchs.“

[4]) S. o. S. 15 Anm. 4: „Über Herrn Ad.s Schutzrede gegen Herrn Vossens Beurtheilung seines Wbs.“ Vergl. dazu: Geiger, Zs. für vergleich. Litt.-Gesch. N. F. 11, 199—205.

[5]) D. Wb. Vorr. Spalte XXIV.

[6]) Vergl. den Brief des jungen Voss an Goethe vom 7. Dec. 1806 (Goethe-Jahrbuch Bd. 5, 53), in dem er über seinen Vater sagt: „Jetzt sammelt er wieder für sein Lexikon“. Herbst, J. H. Voss. Bd. II, 2, 42 u. I, 82.

Dem folgenden besonderen Teil ist die erste Auflage des Ad.schen Wbs. zu Grunde gelegt, dessen Abschluss sich bis zum Jahre 1786 verzögerte, das aber schon 1780, wo es bis zum Buchstaben V einschliesslich erschienen war, ziemlich vollständig war. Die zweite Auflage des Werkes ist in den Jahren 1793—1801 erschienen. Alle späteren Auflagen sind wertlos oder blosse Abdrücke. Auch bei der zweiten Auflage konnte von einer gleichmässigen Verarbeitung hier abgesehen werden, weil Ad. nicht mehr grundsätzlich geändert, sondern nur Einzelheiten berichtigt, besonders aber die Polemik gegen Schriftsteller und Sprachforscher zumeist gemildert hat. Diese leisen Abschwächungen geben oft erwünschten Aufschluss über die Gebrauchsgeschichte eines Wortes und wurden berücksichtigt. Das Ganze dem gewaltigen Fortschritt der Zeit anzupassen, hätte eine Neuschöpfung von Ad. verlangt: das war ihm schon während des ersten Erscheinens nicht mehr gut möglich, obwohl er um 1774 bescheiden den Anspruch erheben konnte, ein modernes Werk geliefert zu haben. Auch nahmen gegen Ende seines Lebens in Dresden historische Arbeiten seine Hauptkraft in Anspruch. Um Zugeständnisse zu machen und durchzuführen, hätt er auf dem Laufenden bleiben müssen; so war es besser, dass er sich nicht auf Halbheiten einliess. Gerade „in engem, freiwillig gestecktem Befang", sagt Jakob Grimm,[1]) „war mit reichem, allen nützendem Ertrag geerntet worden".

Belege.

Ad. stellte wiederholt die Behauptung auf, Schriftsteller als solche vermöchten die Sprache nicht auszubilden. Er hatte hierbei nur die Einführung neuer willkürlicher Flexionen, Verkürzungen u. s. f. im Sinne, denn in der Bereicherung und Verschönerung der Sprache gesteht Ad. den Schriftstellern „wegen der feinen Empfindung an dem

[1]) D. Wb. Sp. XXIV der Vorrede.

Guten und Schönen", mit der sie das Beste aus der Umgangssprache heraushöben sowie Ableitungen und Zusammensetzungen vornähmen, einen bescheidenen Einfluss zu.[1]) Aber er hat nur zu oft auch von dieser „höheren" Ausbildung abgesehen. Er konnte es so leicht, weil er eine ganz unkünstlerische, unpoetische Natur war. Das wüssten wir schon aus seiner einseitigen Überschätzung der Umgangssprache, hätte er auch nicht mehrmals seine Geringschätzung für die Dichter ausgesprochen, da ihm die „schöne Litteratur weniger am Herzen" liege[2]) und ihm „nur Nebensache"[3]) sei. Also bloss als schmückendes Beiwerk giebt Ad. Belege aus der deutschen Litteratur; gelegentlich auch, wie er selbst erklärt,[4]) um ältere, noch viel gelesene, aber schon schwer verständliche Schriften zu glossieren oder vor ihrer Nachahmung zu warnen. Äusserlich hat Ad. dies schon dadurch gezeigt, dass er mit Ausnahme der Bibelstellen nie den Ort eines Citats angab, also auch nicht zu näherer Beschäftigung reizen wollte. Nichts lag ihm also ferner, als „die Gewalt der Poesie, die in jeder Sprache das meiste vermag, vor Augen zu stellen".[5])

Das Althochdeutsche hat Ad., wie die anderen germanischen Dialekte, nur zu etymologischen Zwecken herangezogen. Für mhd. Dichtung mutet er seinen Lesern schon Verständnis und Teilnahme zu. Besonders reichlich sind die Minnesänger benutzt, die ja 1758/9 durch Bodmer nach der Pariser Handschrift herausgegeben waren. Sehr viel weniger sind die etwas früher erschienenen Fabeln aus den Zeiten der Minnesänger[6]) benutzt, als deren Verfasser Lessing Boner erkannte. Ganz entgangen ist ihm wie den meisten seiner Zeitgenossen das Verständnis für

---

[1]) Vergl. Magazin II 2, 6 f.
[2]) ebd, I 4, 134.
[3]) ebd. I 4, 143.
[4]) Wb. (1) Vorr. § 22.
[5]) D. Wb. Vorr. XXXVI.
[6]) Vergl. u. „Fluhe", „Geld".

die gleichzeitig mit den „Fabeln“ unter dem Titel „Chriemhilden Rache“ herausgegebenen Bruchstücke unseres Nationalepos; wo er es einmal anführt, scheint er das angehängte dürftige Glossar[1]) benutzt zu haben, wie er auch die durch Pez 1745 herausgegebene Reimchronik des Ottokar von Steier meist nach dem Wb.[2]) anführt. Einige Belege aus dem „Heldenbuch“ sowie aus verschiedenen alten Urkunden sind meist sekundären Quellen entlehnt. Sonst ist nur noch das grosse höchst dankenswerte, von Schilter begonnene, von Scherz 1728 zum Abschluss gebrachte Sammelwerk zu nennen, das unter dem Titel *Thesaurus antiquitatum Teutonicarum* fast die gesammte bis dahin bekannte altdeutsche Litteratur zusammenfasste und auch einiges Mhd. bot: das Rolandslied des Pfaffen Konrad, das Ad. selbständig benutzt hat und oft citiert (als das „alte Gedicht auf Carln den Grossen“, da der Verfasser noch unbekannt war), ferner Strickers Karl, das Lehrgedicht des Winsbeken und den Schwabenspiegel, die seltener erscheinen. Das so dürftige mhd. Belegmaterial entsprach dem Stande der damaligen Veröffentlichungen; was bis 1774 gedruckt vorlag hat Ad. herangezogen. Dann aber musste ihm die Erkenntnis sich aufdrängen, dass dieser Teil der deutschen Sprachentwicklung schwerlich in den grossen Plan des Wb.s vollständig einzuziehen war, sondern getrennte Behandlung erforderte, wie ihm gewiss auch die Vorbereitungen zu dem seit 1781 erschienenen mhd. Wb. von Scherz und Oberlin nicht unbekannt waren. Endlich lag ihm eine Belebung dieser Studien durchaus fern. Das zeigt sich, wenn er auf den Vorwurf, dass die Leipziger Gelehrten die in ihrer Stadt ruhenden handschriftlichen Sprachdenkmäler nicht genügend ausnutzten, erwidert, der Gewinn davon werde immer für zu gross gehalten.[3]) Man sieht, noch war die Geburtsstunde der deutschen Philologie nicht gekommen. Auch bemerkt Ad.,

[1]) Vergl. u. „Gnade“, „Geld“.
[2]) Vergl. u. „belangen“, „kostbar“ u. a.
[3]) Vergl. Waniek, Gottsched S. 645 f.

dass die vorhandenen Schätze nicht eben gross seien und nur aus einer Abschrift des Sachsenspiegels und des Renners, sowie einigen Minneliedern beständen.[1]) Gottsched aber hatte schon weit reichere Sammlungen angelegt, die Ad. sich hätte beschaffen können, darunter Eilharts Tristrant, den deutschen Cato, die Eneit Heinrichs von Veldeke, den Lancelet.

Aus der frühneuhochdeutschen Zeit hat Ad. ganz auffallend häufig den „Theuerdank" Kaiser Maximilians ausgeschrieben und so aus äusserlichen Gründen diesem Buche eine bevorzugte Stellung eingeräumt, die ihm sein dichterischer Wert gewiss nicht giebt; auch der Sprachstand bildete für Ad. noch keine Quelle der Forschung. Sonst findet sich nur noch die 1514 in Mainz gedruckte Livius-Übersetzung angeführt, sowie zwei Volksbücher des 15. Jh.s, das weitverbreitete „Buch der Natur", das er in einem Augsburger Drucke von 1483 benutzte und das auf die spätmhd. Fassung Konrads von Megenberg zurückgeht, und der 1490 gedruckte „Garten der Gesundheit". Die grossen, bedeutenden Schriftsteller, denen doch Lessing nachging, fehlen also auch hier, wie Voss mit Recht rügt. Denn einige Stellen Brants und Geilers lieh ihm Frisch.

Aus Luthers Bibel hat er aber in vielen Artikeln, ohne etwa feine Bedeutungsunterschiede zu entwickeln, die Belege so gehäuft, dass er sich in der zweiten Auflage des Wb.s, wie er selbst im Vorwort bemerkt, genötigt sah, viele zu streichen. Dagegen blieben die anderen Schriften Luthers unbeachtet, was wiederum Voss heftig tadelt. Dieser meinte, Ad. habe keinen Sinn für die „altertümliche Würde und gediegene Kraft" im Ausdruck Luthers, die ihm in den Augen des jungen Geschlechts den höchsten Wert verliehen. Während sie sich freuten, das ehrwürdige Buch frei von den „Schlacken des täglichen Gebrauchs" zu finden, hielt Ad. für zweckmässig, an dunklen Stellen die damals moderne Übersetzung des Alten

[1]) Magazin I, 3, 153.

Testamentes, die Michaelis auf Drängen Lessings angefertigt hatte, mit ihrem ganz unpoetischen, platt rationalistischen Ausdruck danebenzuhalten. Aber diese Vergleichungen verschwinden fast gegen die reiche Fülle der Lutherbelege. So bot Ad., ob bewusst oder unbewusst, doch in seinem Wb. was der Zeit not that und was auch das junge Geschlecht ihr wieder zuführen wollte, altes urkräftiges Lutherdeutsch. Vielleicht wirkte die ruhige, tendenzlose Aufzeichnung gerade am meisten. Er liess sich natürlich zunächst auch hier von seinem Sinn für das Zeitgemässe leiten, denn er setzte die Bibel in Aller Händen voraus. Gleich Lessing und Herder die Aufmerksamkeit auf bisher nicht genug beachtete Schriften zu lenken, fühlte er sich auch hier nicht berufen. So kommt ausser Luther das 16. Jh. nicht zu seinem Recht. Aus Hans Sachs waren wirklich nur, wie Voss [1]) bemerkt, „ein paar Reime die ganze Ernte des weiten fruchtreichen Gefildes". Goethe hatte 1776 in „Hans Sachsens poetischer Sendung" der Auffassung des jungen Geschlechtes Worte geliehen. Ad.[2]) erwidert, der sonderbare Mann sei in den neuesten Zeiten ein wenig zu sehr über seinen wahren Wert erhoben worden, denn sein lebhafter Witz und die für seine Zeit fliessende Sprache könne dem gänzlichen Mangel des reinen und guten Geschmacks doch nicht das Gegengewicht halten. So erklärt er ihn geradezu für unlesbar und will seine Tage „um deswillen eben nicht verzärtelt" schelten lassen.

Die Limburger Chronik sowie die Chroniken von Tschudi, Fronsberg und Wurstisen sind meist nach Frisch citiert. Fischart fehlt ganz, obwohl auch auf ihn schon Bodmer,[3]) wie auf die Tüchtigkeit des 16. Jhs. überhaupt, lobend gewiesen hatte. Aber Ad.[4]) stiess ihn schroff als „Muster des Afterkomischen" von sich, dessen ganzer Witz

[1]) A. a. O. S. 432 (vergl. S. 16 Anm. 2).

[2]) Magazin I 3, 143.

[3]) Bodmer, Sammlung Critischer . . . Schriften. 7. Stück (1743) S. 54 ff.

[4]) Dtsch. Stil 2, 245.

in „Ausbrütung alberner neuer Wörter“ und in „armseligen Wortspielen“ bestehe.

Auch für das 18. Jh. hat Ad. einen hervorragenden Schriftsteller, Opitz, besonders bevorzugt, folgt also trotz seiner theoretischen Abweisung praktisch doch noch der Überlieferung Gottscheds. Sogar auf Besonderheiten, die nur bei ihm vorkommen, nimmt er weitgehende Rücksicht. Das konnte für die Sprachbereicherung dieselbe, wenn auch unbeabsichtigte Folge haben wie die reichliche Citierung Luthers.[1]) Die übrigen Schlesier sind spärlich, aber immerhin gleichmässig benutzt, Logau und Günther häufiger, seltener Gryphius, Lohenstein, Hofmanswaldau. Auch Lessings Scultetus hat ihm einige Stellen zugebracht, er wahrt sich aber sein Urteil über die häufig etwas verstiegene Ausdrucksweise des jungen Dichters.[2]) Sonst begegnen noch Canitz, Neukirch, Fleming und Abels Boileau-Übersetzung. Es sind die Dichter, die auch in den Gottschedischen Kreis hineingeragt hatten. Weiter ging Ad.s Teilnahme noch nicht.

Für das 18. Jh. hat Ad. seine Lehre von dem classischen Zeitraum auch praktisch dadurch betätigt, dass er Gellert fast bei keinem Artikel fehlen liess; sehr häufig erscheinen auch Weisse und Johann Elias Schlegel, seltener Rabener, Cramer, Ebert, Giseke. So sind die „Bremer Beiträger“ fast vollzählig beisammen. Auch die anderen sächsischen Dichter kommen hier natürlich ganz besonders zu ihrem Recht: Rost, Lichtwer, Kästner, Brawe neben dem Ansbacher Cronegk, der Odensänger Bernhardi, die Lustspieldichter Matthesius und Crüger, der Satiriker Michaelis. Neben ihnen tritt der einstige Dictator Leipzigs nur auf, um Tadel zu ernten. Ad. will auch hier zeigen, dass er keineswegs Gottscheds Nachfolger heissen möchte. Dagegen sind die Schweizer nicht selten benutzt. Zwar wird

[1]) Heynatz empfiehlt z. B. durch Ad.s Excerpt angeregt „abschwinden“ zum Neugebrauch.

[2]) Vergl. über die bekannte in der Nachahmung Kleists von Lessing bewunderte Stelle Dtsch. Stil 2, 284.

Haller gelegentlich[1]) gemeistert; doch um einer anderen Stelle willen (vergl. „Raupenstand"), die bei innerer Kraft keineswegs glückliche Bilder enthält, reiht er einen besonderen Artikel ein, Schönaichs berüchtigtes „Neologisches Wörterbuch" heftig tadelnd, das die schöne Stelle, wie so viele, mit Unsinn beschüttet habe. Gessners Idyllen liefern ihm eine reiche Ausbeute, ihre Naturbilder kehren immer wieder. Dem Umfang entsprechend sind auch des Schweizer Arztes Zimmermann schwermütige „Betrachtungen über die Einsamkeit" dankbar benutzt. Die theoretischen Schriften der Schweizer hatte Ad. natürlich fleissig gelesen. Ihnen entnimmt er einmal eine Stelle aus Bodmers Milton.[2]) Des Schweizerischen Apostels Sulzer „Allgemeine Theorie der schönen Künste" eignete sich wegen ihrer lexikalischen Anordnung besonders gut für Ad.s Zwecke. Von den östlichen Oberdeutschen nennt er zwar die Österreicher Denis, Mastalier, Sonnenfels u. a. würdig, in Ansehung der Sprache den besten Schriftstellern der Nation an die Seite gesetzt zu werden,[3]) vernachlässigt sie aber im Wb. (1). Im Wb. (2) hat er dies ein wenig ausgeglichen. Von den Norddeutschen gilt ihm Hagedorn auch sprachlich als unbedingtes Muster. Ein Mann recht nach Ad.s Herzen ist der Altonaer Dusch. Wie Ad. ein „Pfadsucher zwischen Leipzig und Zürich",[4]) macht er mit seinem gezierten Geschmack und der „schwammigen Fülle" seiner moralischen Betrachtungen im Wb. beinahe Gellert den Rang streitig. Auf Preussen ist Ad. politisch nicht gut zu sprechen. Von dem „ökonomisch-militärischen"[5]) Geiste des grossen Königs kann er kein Heil für die Litteratur erwarten, wie er auch die Blüteperiode Sachsens mit dem Beginn des siebenjährigen Krieges enden lässt. Doch den Dichtern Preussens lässt er volle Ehre widerfahren. Ramler ist ihm

---

[1]) Vergl. u. „durch" „Schreyer".
[2]) Vergl. u. „entwerden".
[3]) Lehrgeb. 1, 86.
[4]) Erich Schmidt, Lessing 1, 408.
[5]) Magazin I, 4, 154 und II, 2, 18.

einer der ersten Nationalschriftsteller und durchschreitet oft mit „Odenstelzgang“ die Columnen. Ad. teilt die hohe Bewunderung der Zeitgenossen für Kleists „Frühling“; seine anderen Gedichte fehlen nicht. Gleim wird neben Freund Uz reichlich gewürdigt. Der Pommer Hermes ist in Ad.s Sinne durchaus „korrekt“, während sich der ältere in Rendsburg erzogene Amthor einen Verstoss nachweisen lassen muss, der Niedersachsen begegne, „wenn sie hochdeutsch reden wollen“.[1]) Nur in der Theorie will Ad. Obersachsens Sprachrichteramt uneingeschränkt bewahrt wissen. Unter „Ort“ bemerkt er: „Überhaupt zeigen sich die Berliner Bibliothekare (er meint die Leiter der „Berliner Allgemeinen Deutschen Bibliothek“) von einer sehr schwachen Seite, so oft sie sich nur in das Feld der Sprachkunde und Sprachrichtigkeit wagen“. Ganz belanglos sind ein paar Stellen aus Willamow und der Karschin. Einmal[2]) begegnet Abbt, für dessen „Seltsamkeit“[3]) in Neubildungen Ad. sich auf Mendelssohn[4]) beruft.

Die Göttinger Musenalmanache führen nahe an den Abschluss des ersten Bandes des Wb.s heran, für die späteren Bände wird sogar noch der Almanach von 1776 benutzt. Der hier herrschende Ton findet Ad.s Widerspruch, während die Leipziger Nachtreter natürlich unbeanstandet bleiben. Die Bestrebungen der Göttinger liefen ja den seinigen vielfach zuwider, wie ihm auch später in Bürger und Voss heftige Gegner erwuchsen.

Ad. versuchte den Dichtern gerecht zu werden, die eine neue „classische“ Einheit heraufführen sollten, wiewohl ihm das zu glauben so schwer ward. Am meisten musste ihm noch Wielands flüssiger Unterhaltungsstil gefallen, aber auch Klopstock ist nicht ganz vernachlässigt, soweit Ad. seinem Schwung zu folgen vermochte. Das

[1]) Vergl. u. „jagen“.
[2]) Vergl. u. „jeder“.
[3]) Dtsch. Stil 1, 117.
[4]) Der Brief stammt aus dem Jahre 1764 und steht in den „Gesammelten Schriften“ 5, 331.

allmähliche Sinken der dichterischen Kraft bemerkte auch er sehr gut an ihm.[1]) Auch Lessing gestand er später[2]) mittelbar classische Geltung zu; aber sein Hass gegen Provincialismen konnte doch keine rechte Zustimmung für ihn aufkommen lassen, besonders weil sie damals von Unberufenen in übertriebener Weise nachgeahmt wurden; so fehlen doch trotz der zahlreichen Musterbelege allerhand Ausstellungen nicht. Er findet bei ihm „in der anständigen Schreibart wenig mehr vorkommende“[3]) oder nur im „gemeinen Leben“[4]) übliche oder „bloss niedersächsische“[5]) u. a. anstössige Wörter, wie auch die Berliner Litteraturbriefe nicht gut bei Ad. fahren und sprachliche Rügen[6]) erhalten. Sie behagten ihm auch inhaltlich nicht; wurden hier doch Vorklänge des neu erwachenden Volksliedes, Shakespeare und die Charakteristik der Leidenschaft gepriesen, während sein Liebling Dusch gezaust ward. Vielleicht flösste ihm auch Lessings eigene lexikalische Arbeit am Logau, die der seinigen in der Tendenz so zuwiderlief und doch allgemeinen Anklang gefunden hatte, ein Vorurteil ein. Von Herder hat Ad. besonders die Abhandlung „Über den Ursprung der Sprache“ wie dem Inhalt so auch dem Ausdruck nach dankbar, doch mit manchem Vorbehalt gegen seine kühne Wortfügung benutzt. Bezeichnend ist seine Stellung zu Goethe. Der „Werther“ von 1774 in seiner ersten regelloseren Gestalt musste ihm trotz allem Ruhm für einen Abfall vom wahren Geschmacksideal gelten. Einige Belege[7]) sehen wie schweigende Rügen aus. Doch verkannte Ad. darum nicht Goethes Bedeutung. Im Magazin[8]) von 1783 findet sich

---

[1]) Dtsch. Stil Bd. 2, 282.
[2]) Dtsch. Stil Bd. 2, 417.
[3]) Vergl. u. „quitt“.
[4]) Vergl. u. „Ding“.
[5]) Vergl. u. „erhohlen“.
[6]) Vergl. u. „bewahren“ „beywohnen“.
[7]) Vergl. u. „pferchen“, „quakeln“, „seither“.
[8]) Magazin I, 4, 145.

in einer Anmerkung zu seinen Erörterungen über die allgemeinen Begriffe des Schönen das treffende Urteil versteckt, das noch einmal seine ganze Stellung charakterisieren mag. „Ich rede bloss von dem Herrschenden und Allgemeinen in der Litteratur. Wenn ein Mann von der Stärke und Fülle des Geistes und von dem ausgebildeten Geschmacke, wie Goethe, einmal ein regelloses Produkt als ein Spiel der Muse in die Litteratur wirft, so wie sich auch wohl ein Correggio in einer glücklichen Laune eine Caprice erlaubt, so haben beyde gewiss nicht die Absicht, die Befolgung der Regeln, des Costüme u. s. f. dadurch zu verbannen und wenn dann doch ein Heer geist- und verstandloser Nachahmer das aufrafft und das Wesen der schönen Litteratur und Kunst in der Unregelmässigkeit suchet, so ist das gewiss nicht ihre Schuld.“ 1785 nahm Ad. dann in den „Deutschen Stil“ [1]) eine längere Stelle aus dem ersten Buche des „Werther“ ohne zu kritteln als Muster des Rührenden auf, wie auch dem Wb. (2) noch einiges Wenige [2]) zu gute kam. Im Vorwort zum vierten Bande des Wb. (2) erkannte Ad. dann die neue Erhebung der deutschen Litteratur rückhaltlos an; ihr in seinem Wörterbuch noch gerecht zu werden, war, wie er sagte, „physisch“ unmöglich.

Je ablehnender sich Ad. gegen den Einfluss der Schriftsteller auf die Sprache verhielt, desto reichlicher berücksichtigte er die Umgangssprache. Für diese ist sein Werk nun auch ein höchst schätzbares, unentbehrliches Auskunftsmittel. Auch Paul [3]) hat das eigene Sprachgefühl des Forschers als aufmerksamster Beachtung wert erkannt.

---

[1]) Dtsch. Stil 2, 139. Goethe hat hier für die „Schriften“ 1787 f. selbst mannigfach gemildert. Vergl. Weimar. Ausg. 19, 73 f. mit den Lesarten.

[2]) Vergl. u. „Innigkeit“.

[3]) Vergl. Paul, Über die Aufgaben der wissenschaftlichen Lexikographie mit besonderer Rücksicht auf das D. Wb. (Sitzungsberichte der Münchener Akademie d. W. philos. hist. Kl. 1894. S. 53—81) S. 61.

Denn es ist etwas geschichtlich Gewordenes und bringt die usuelle Bedeutung eines Wortes sicherer zum Ausdruck, während die occasionelle Verwendung gerade bei grossen sprachbildenden Schriftstellern nicht selten Zweifel hinterlässt. So hat denn Ad. den Teil der Sprache des 18. Jh.s abgegrenzt und festgelegt, der sich heute am schwersten wieder zusammenbringen liesse. Manche Artikel sind allein mit solchen Belegen bestritten und ihre Verzeichnung kann auch sonst geradezu vollständig genannt werden. Und fasst man Ad.s Arbeit für diese gewählte Umgangssprache und die Schriftsprache, die nur von ihr ein treues Abbild geben will, allein ins Auge, so müssen wir Ad. auch heute noch unbedingt zustimmen. Der spröde Eifer, mit der er ihre Reinheit zu wahren suchte, wird sich auch heute noch lebendig zeigen, wo wir von jeder künstlerischen Rücksicht Abstand nehmen müssen. Er hat ihr Geschmeidigkeit verliehen, indem er mit feinem Gehör unschöne Wortfügungen und Wortbildungen verbannte, er blickte mit vaterländischen Stolz auch auf ihren Reichtum, wo keine Vermischung der Stil- und Mundarten zu fürchten war.[1])

[1]) Wenn Ad. unter „Pferd" bemerkt: „Diejenigen, welche von dem Reichthum der arabischen und anderer fremden Sprachen aus einem so hohen Tone reden, mögen sehen, ob sie den Reichthum der deutschen aufwiegen können" und dann eine reiche Sammlung von Ausdrücken für „Pferd" giebt, so will er wohl Herder treffen, der in den „Fragmenten" (Werke 1, 116) auf jene Sprachen gewiesen hatte.

Quellen.

Ein Ruhmesblatt Adelungs ist seine unermüdlich fleissige Benutzung fast des gesamten vor ihm liegenden Quellenmaterials, das er auch meist genau citiert. Diese Arbeitsweise ist erst eine Errungenschaft des 18. Jahrhunderts.

Alle vorhergehenden lexikalischen Arbeiten machen kaum einen schwachen Ansatz dazu. Die ahd. Ansätze sind lediglich dem praktischen Bedürfnis entsprungen, das Verständnis bestimmter lateinischer Texte zu vermitteln, sodann die Lernenden in den Stand zu setzen, sich selbst lateinisch auszudrücken, sodass das Deutsche vorangestellt werden musste. Soweit diese Glossen damals durch den Druck zugänglich waren, hat Ad. sie benutzt[1]), aber in der Geschichte des Deutschen Wörterbuchs sind sie nicht zu nennen. Zwar sind die frühesten Wörterbücher aus der Zeit des Humanismus ebenfalls nur in Rücksicht auf Lateinverstehen und -sprechen entstanden, aber da sie vollständig sein wollten, mussten sie auch den gesamten deutschen Sprachschatz ins Auge fassen.

Dieffenbach[2]) hat das reiche lexikalische Material der frühnhd. Zeit quellenmässig zusammengestellt. Hier kommen nur die dem 18. Jahrhundert bekannten Wörterbücher in Betracht.[3]) Das älteste von diesen ist der Teutonistha

---

[1]) Vergl. 1) „ausspüren", „blass" u. a., wo die von Boxhorn 1650 edierten Glossen, 2) „betrachten", „Häkse" u. a., wo die Monseeischen Glossen citiert sind, die Pez 1721 ediert hatte.

[2]) Glossarium Latino-Germanicum mediae et infimae aetatis. Francof. 1857, p. XVI sq.

[3]) Vergl. Johann Leonhard Frisch, Programm des Gymn. z. grauen Kloster von 1739 und hiernach: Reichard; Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst, Hamburg 1741, S. 293.

des Gerhard von Schueren (Köln 1477). Er besteht aus einem lateinisch-deutschen und einem deutsch-lateinischen Teil und beschränkt sich auf einfache Glossierung.[1]) Er ist in der Mundart von Cleve abgefasst, während der zu Nürnberg 1482 gedruckte Vocabularius teutonicus, der nur einen deutsch-lateinischen Teil enthält, oberdeutschen Lautstand zeigt. Auch bei ihm hat sich Ad. nicht allein auf seine Vorgänger verlassen, sondern ihn selbständig benutzt, wie die Nachprüfung einiger Artikel zeigt.[2]) Ob ein unter „krank" angeführtes „oberdeutsches" Wb. von 1477 von Ad. mit dem Teutonistha verwechselt ist, oder ob er eine spätere Auflage des ältesten im Druck überlieferten Wb.s von 1469[3]) benutzt hat, muss zweifelhaft bleiben.

Aus dem 16. Jahrhundert hat Ad. häufig ein sonst unbekanntes 1501 zu Rom gedrucktes deutsch-italienisches Wb.[4]) benutzt. Einige Citate aus Altenstaigs Vocabularium[5]) verdankt er wohl Frisch. Das Dictionnarium des Dasypodius, sowie des Fabeldichters Alberus Novum dictionnarii genus ist ohne Schaden übergangen, während Josua Maalers in Zürich 1561 unter dem Titel „Die Teutsch Sprach" erschienenes Wb. seiner Bedeutung entsprechend fleissig benutzt ist. Besonders schöpft Ad. aus ihm ältere verlorene Wortbildungen.[6]) Maaler, den Ad. unter seinem latinisierten Namen Piktorius anführt, hat das erste deutsche Wb. zusammengestellt, in dem das Deutsche Selbstzweck ist. Es war auf die Anregung eines der frühen grossen Gelehrten, Conrad Gesners, entstanden, war aber trotzdem etwas äusserlich nach dem lateinischen Lexikon des Frisius zusammengestellt und beschränkte sich auch noch auf einfache Glossierung durch

---

[1]) Vergl. „bescheiden", „Hermelin" u. a.

[2]) Vergl. „Altreiss", „Blatter", „Brodem", „liebkosen" u. s. f.

[3]) Vergl. Dieffenbach a. a. O., No. 133. 151. 152. S. XX f.

[4]) Vergl. „Bankart".

[5]) Vergl. „empören".

[6]) Vergl. „eln", Heiterkeit", „Hermelin". Die Mehrzahl der Belege findet sich schon bei Frisch.

das Lateinische. In das Etymologicum Teutonicae linguae des Kiel aus Duffel in Brabant (Kilianus Duflaeus) sind bereits in seiner dritten Auflage vom Jahre 1599 vereinzelt etymologische Bemerkungen eingestreut. Sie erscheinen spärlich, zeigen aber eine für jene Zeit schätzenswerte nüchterne Genauigkeit: so griff man später gern und viel zu dem Werk, das auch schon durch sein Alter ehrwürdig schien, und Ad. konnte viele Belege schon aus zweiter Hand erhalten. Da die brabantische Mundart sich früh als eigene Sprache fühlte und auch nur die westndd. Sprachen von Kiel zum Vergleich herangezogen werden, darf das Etymologicum streng genommen nicht zu den deutschen Wörterbüchern gezählt werden.

Das 17. Jahrhundert zeigt aus der Zeit vor dem grossen Kriege die vielversprechende Arbeit des Georg Henisch, der zu Augsburg im Jahre 1616 den ersten, bis G reichenden Teil seines Thesaurus linguae et sapientiae Germanicae herausgab. Die Arbeit bildet keine Fortsetzung der dritten Ausgabe des Kilianus. Sie verzichtet auf Vergleichung der Mundarten und etymologische Forschung. Ihr Verdienst besteht in der Vollständigkeit der gesammelten Wörter, Redensarten und Sprüchwörter, und nur deswegen ist es ein Verlust, dass sie nicht über den ersten Teil hinaus gediehen ist. Die Stichwörter jedes Artikels werden in allen europäischen Hauptsprachen, die übrigen Redensarten lateinisch glossiert. Ad. konnte hier besonders älteres obd. Sprachgut schöpfen und zur Erklärung fruchtbar machen.[1])

Der unheilvolle Krieg hemmte auch hier gedeihliche Entwickelung. Die lexikalischen Arbeiten zeigen eine klaffende Lücke.[2]) Es ward zwar in der fruchtbringenden Gesellschaft viel geredet von einer Sammlung des deutschen

---

[1]) Vergl. u. „Angst".

[2]) Aus dem zweiten Viertel des 17. Jh. besitzen wir nur die ungedruckten lexikalischen Fragmente des als Naturforscher und Aufklärungsphilosophen bekannten Hamburger Rektors Joachim Jungius, vgl. Köster, Zs. f. dtsch. Altertum 36, 26.

Sprachschatzes[1]); Schottel, der Ruhmesstern der Grammatik des 17. Jahrhunderts, stellte selbst jene umfassenden Forderungen auf, begnügte sich aber, nur die Stammwörter[2]) der deutschen Sprache zu sammeln. Auch Caspar Stieler, „der Spate", war weit entfernt, Schottels Forderungen zu folgen; er giebt nur eine Sammlung der deutschen Wörter und Redensarten, unter ihre Stammwörter geordnet, und zwar sucht er sie möglichst vollzählig zusammenzubringen, um das üppige Wuchern des des deutschen Stammbaumes darzuthun. Später warf man ihm vor, er habe zu diesem Zweck Wortableitungen willkürlich erfunden. Zufällig ist noch im Jahre 1700, mit dem die Periode des blossen Sammelns etwa geschlossen werden kann, eine grosse lexikalische Arbeit erschienen, die weit nach vorwärts schaut, aber doch noch in der alten Überlieferung stecken bleibt. Es ist das deutsch-italienische Wb. des Nürnbergers Cramer, der im Vorwort sich langatmig mit den Hinweisen Schottels auf das „bisher so sehnlich verlangte" Wb. auseinandersetzt und ihnen irgendwie gerecht werden möchte, dann aber doch nur ein ganz äusserlich zusammengetragenes, wenn auch ziemlich vollständiges Glossar liefert. Auch hier fand Ad. besonders veraltete oberdeutsche Wortformen und -bedeutungen.[3])

Im Verlaufe des 17. Jahrhunderts hatten sich neben den genannten Lexikographen eine Reihe von Forschern etymologischen Einzelstudien gewidmet. Als eigentlicher Begründer dieser Studien wird Klauberg mit seiner ars etymologica Teutonum (Duisburg 1663) gerühmt.[4]) Sie waren aber für jene ebensowenig wie die bis dahin veröffentlichten alten Denkmäler nutzbar geworden. Beide Arten von Vorarbeiten wurden, nachdem schon vorher

---

[1]) Vergl. D. Wb. V, Vorr. Sp. II.

[2]) Vergl. a. a. O. 5. Buch.

[3]) Vergl. u. „darin", „Staat".

[4]) Vergl. Eckart a. a. O. S. 225; Reichard a. a. O. S. 229.

Leibniz in seinen „Collectanea etymologica“ [1]) und Diederich von Stade [2]) in seinem Wörterbuch zu Luther die Methode gründlich vorgebildet hatten, grundlegend durch den schon oben erwähnten Schilterschen Thesaurus zusammengefasst. In den beiden ersten Bänden fand Ad. die Benediktinerregel, Tatian, Otfrid, Ludwigslied, Notker und das Annolied, d. h. alle ahd. Quellen, die er regelmässig heranzieht. Die gesamten Texte der ersten beiden Bände waren im dritten zu einem sorgfältigen, mit allerhand altdeutschen Realien bereicherten Glossar ausgezogen und geordnet, dem Ad. noch mehr als den Texten selbst verpflichtet ist. In das Glossar war aber auch der Ertrag anderer grosser, besonders ausserdeutscher lexikalischer Vorarbeiten geflossen, vor allen die den Junius'schen und Stiernhelmschen Ulfilas-Ausgaben angehängten Glossare, von denen das zweite auch das Altsächs., Ags., Altnord., Alt- und Neuschwedische berücksichtigt. Ad. konnte also schon hiernach in den meisten Fällen die wichtigsten germanischen Dialekte, besonders das Gotische zur Vergleichung heranziehen, selbst wenn er das handliche, auch schon in lateinische Buchstaben umgeschriebene Glossar des Stiernhelm nicht selbständig benutzt hätte.[3]) Bei der reichen Inhaltsfülle war im Schilterschen Glossar die etymologische Forschung in den Hintergrund gedrängt; einseitig nachgeholt ward dies in Wachters Glossarium germanicum vom Jahre 1737. Hier werden mit Verzicht auf alles Andere nur die Etymologieen der wichtigsten, in nhd. Lautform zu Grunde gelegten Stammwörter behandelt. Sie sind mit

---

[1]) Leibniz, Collectanea etymologica, Hannoverae 1717. Ad. griff zu ihm und ähnlichen Hilfsmitteln, wenn ihn seine grossen Quellen im Stich liessen; so citiert er ohne Quellenangabe unter „Flanke“: „lancha bei dem Raban Maurus“. Diese Angabe findet sich aber nur bei Leibniz.

[2]) Erläuterung und Erklärung der vornehmsten deutschen Wörter, deren sich Dr. Martin Luther in Übersetzung der Bibel . . gebrauchet. Bremen 1711 [1], 1724 [2].

[3]) Vergl. u. „Hals“.

Gelehrsamkeit, aber zuweilen zu künstlich aufgestellt. Ad. schuldet ihm sehr viel, trotz den zuweilen geäusserten Einwendungen.[1]) Die Arbeiten des 18. Jahrhunderts treten also von vornherein mit bescheideneren Ansprüchen auf und leisten nur einen Teil zu dem grossen Werke. So ist des Schlesiers Steinbach Wb. trotz seiner Vervollständigung vom Jahre 1734 in dieser Entwickelungsreihe nicht mehr zu nennen; er kann nicht viel mehr als ein Nachzügler der Stieler und Cramer heissen; auch dadurch, dass er ziemlich willkürlich und einseitig eine Anzahl von Citaten aus den berühmten Dichtern seiner Heimat hineinstopfen liess, ward seine Arbeit nicht über den Rang eines fleissig und geschickt gearbeiteten deutsch-lateinischen Lexikons erhoben; nur die Anordnung nach Stammwörtern gab ihr einen Anstrich von Wissenschaftlichkeit. Sie steht durchaus auf dem Standpunkt der nhd. Schriftsprache. Nur zuweilen lässt er teils bewusst, teils unbewusst, schlesische Dialekteigenheiten eindringen, wie sein Sinn für das Volkstümliche, den er trotz seiner Zugehörigkeit zur Leipziger „Deutschen Gesellschaft" bethätigte, ihn rühmlich vor seinen gelehrten Zeitgenossen hervortreten lässt. Ad. merkt wiederholt „oberdeutsche" Redensarten aus ihm an.[2]) Wie Schilter und Wachter musste sich auch Frisch beschränken. Aber was aus seinen in Proben[3]) dargelegten grösseren Plänen schliesslich hervorwuchs, das „Teutsch-lateinische Wörterbuch" vom Jahre 1441 ward der treueste Ratgeber der ganzen langen Periode vor Ad. Es bietet mehr, als der Titel verspricht. Der gleichzeitige Sprachschatz ist einschliesslich der Redensarten, nach Stammwörtern geordnet, möglichst vollständig gebucht, dann aber besonders aus Schriftstellern und Urkunden der frühnhd. Zeit eine reiche Ernte volkstümlicher und ver-

[1]) Vergl. u. „allmählich", „bekommen".

[2]) Vergl. u. „äusserlich", „erschallen".

[3]) Frisch, Specimen Lexici Germanici (im Anhang zu seiner Bearbeitung von Bödikers Grundsätzen der deutschen Sprache von 1723), das den Artikel „Land" behandelt.

alteter Ausdrücke eingebracht. Auch die von ihm zusammengestellten frühnhd. Lexika sind unermüdlich benutzt, das Lateinische wird unaufdringlich nur zur Glossierung, nicht mehr zur Erläuterung, wie bei Schilter und Wachter, benutzt. Das Etymologisieren um jeden Preis, das Wachter versucht und das doch auch noch Ad. verhängnisvoll wird, ist besonnen gedämpft: „lieber sollte eine behutsame Unwissenheit bekannt, als ein verwegenes Wissen vorgegeben“ [1]) werden. Diese Arbeit haben wir uns vor Ad. in aller Händen zu denken, an ihr ward er selbst gemessen. Dem jungen Herder [2]) lag Frisch immer zur Seite, Lessing stützte sich ganz besonders auf ihn, und noch bei Ad.s Anfängen bemächtigten sich die archaisierenden Bestrebungen seiner. Auch Ad. erkannte dankbar Scharfsinn und Umsicht an ihm an. Mit Frisch schliessen die grossen deutschen Vorarbeiten Ad.s, und sie ergänzen sich aufs beste.

Aber Ad. begnügte sich nicht hiermit. Von den grossen ausländischen Arbeiten citiert er selbst das Lexicon Islandicum des Gudmund Andreä [3]) vom Jahre 1683, ferner Junius und Stiernhelm, besonders häufig aber und ebenso genau und gleichmässig wie Schilter und Wachter des schwedischen Gelehrten Ihre Lexicon Suiogothicum (Upsala 1769). Das Neuschwedische wird hier mit grosser Genauigkeit auch mit Benutzung der deutschen Arbeiten etymologisch erklärt. Einige andere Citate ausländischer Arbeiten stammen aus zweiter Hand.

Ferner bot sich eine lange Reihe von Reallexicis, da Ad. in seinem Wb. auch Auskunft über Künste und Handwerke und ihre Ausdrücke geben wollte. Hier sei nur das auch sprachlich wichtige Glossarium medii aevi von Haltaus (1758), das auch noch heute für die Sprache des deutschen Rechts wichtig ist, genannt.

---

[1]) Vergl. die Vorrede zum Teutsch-lat. Wb.
[2]) Vergl. Werke 2, 11. 15, 58. 23, 462.
[3]) Vergl. „Held“, „Posaune“.

Endlich sind aus der Periode von Frisch bis Adelung einige sprachliche Sonderarbeiten wichtig. Der Benediktiner Hieronymus Pez gab, wie erwähnt, im Jahre 1745 zu seiner Ausgabe des Ottokar von Steier auch ein Wb. heraus. 1758 trat Gottsched nach langem Zögern mit seinen dürftigen „Beobachtungen über den Gebrauch und Missbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten" ans Licht, die sich mit Synonymik und Provinzialismen beschäftigen und Ad. häufig Anlass zum Widerspruch geben. Im folgenden Jahre schrieb Lessing sein von vaterländischer Begeisterung für die Erfrischung der deutschen Sprache getragenes Wb. zu Logau, das Ad. nicht ohne Anmassung und Einseitigkeit tot schweigt, aber doch — wenn auch nicht ohne Widerspruch [1]) — benutzt hat. Die in den „Gelehrten Beiträgen zu den Rigischen Anzeigen" 1763—67 erschienenen „Zusätze zu Frischens Wb." von Gadebusch (s. u.) sind Ad. begreiflicher Weise unbekannt geblieben.

Das nicht zahlreiche Quellenmaterial für die deutschen Dialekte findet bei den Bemerkungen über Ad.s Stellung zu diesen Erwähnung.

Etymologie.

Die gedruckten Sprachquellen und die grammatischen Hilfswerke, die Ad. vorlagen, sind bis zu den Anfängen der Brüder Grimm nicht sehr wesentlich vermehrt worden. Das Ausbleiben wirklich fruchtbarer Ergebnisse von Ad.s etymologischer Arbeit bewirkte also nur der Mangel einer historischen Verarbeitung der Quellen, die dem folgenden Geschlechte vorbehalten war. Ad. ist nie zu einer deutlichen Vorstellung der hochdeutschen, noch weniger der

[1]) Vgl. z. B. Wb. (1) Bd. I, 1320 Zeile 13 ff. mit Lessing, Werke, Lachmann-Muncker 7, 354 f. Entgegengesetzter Meinung ist Ad. natürlich noch in vielen anderen Fällen, aber da lässt sich keine bewusste Polemik erkennen. Über „Degen" s. u.

germanischen [1]) Lautverschiebung gekommen. Er übernimmt zwar einmal [2]) ohne Quellenangabe die Bemerkung Ihres, dass es „wider die Gewohnheit der nordischen Mundarten gehe, härtere Mitlauter“ als das Hd. zu haben, wagt einmal,[3]) wie er besonders betont, selbständig und seines Wissens ohne Vorgänger,[4]) die Ableitung des ahd. *zeso* von got. *taihswo* unter Hinweis auf hd. *zeichnen* und ndd. *tekenen*, bestätigt auch öfters die Vorliebe der oberdeutschen Mundart, „welche gern so viel bläset, zischet und hauchet“,[5]) für solche Verschiebungen, rühmt die Weichheit des Ndd., vermag aber diese einander entsprechenden Vorgänge nicht zum Gesetz auszubilden und auf ihre bestimmten Stellen zu beschränken. Auch an der gesetzmässigen Wandelung der Vokale, die ja besonders bei den ungenauen Texten seiner Zeit etwas Verwirrendes haben musste, ist Ad. vorübergegangen. Grösseres Unheil aber richteten die Gesetze an, die er sich durch falsche Verallgemeinerungen richtiger Einzelheiten erschloss. Seine Theorie fand er auf verderbliche Weise bei Wachter vorgebildet. Dieser hat zwar im einzelnen manches geschickt gefunden, aber die etymologischen Vorbemerkungen zu seinem Glossarium zeigen eine auch für jene Zeit erstaunliche Leichtfertigkeit. Hier ist zwar das kindliche Prinzip der vollständigen Herleitung einer Sprache aus einer anderen, als älter geltenden überwunden, aber es werden doch noch kritiklos Wörter aus den verschiedensten Sprachen, die nur irgend welchen Schein gleicher Ableitung haben, nebeinandergestellt, woraus das Gesetz gefolgert wird, die in den einzelnen Fällen wechselnden Konsonanten könnten in jedem Falle ineinander übergehen. Der Erfolg ist, dass

---

[1]) Das zeigt sich besonders gut an einem Worte, das er zuerst verzeichnet, „anfachen“; er bringt es mit lat. *fax, focus* zusammen.

[2]) Vergl. u. „Abend“.

[3]) Vergl. u. „recht“.

[4]) Doch findet sich schon in Leibnizens Collektaneen diese Zusammenstellung.

[5]) Vergl. u. „s“.

so ziemlich jeder Konsonant in jeden anderen gewandelt werden kann.

Da wundert man sich nicht, wenn Ad. aus der richtigen Erkenntnis, dass in manchen Fällen g und b — nämlich wo sie aus den Präpositionen be und ge verkürzt sind — nicht zum Stamme gehören, das Gesetz folgert, dass von zwei am Anfang stehenden Konsonanten nur der zweite zum Stamme gehöre (vergl. u. „s"), und im Zusammenhang hiermit, dass von zwei schliessenden Konsonanten nur der erste diesen Anspruch habe. Ähnlich ist es, wenn er zwar richtig erkennt, dass manche mit Liquida beginnende Wörter nahe Verwandte mit vorgeschlagenem f haben, daraus aber, ohne den Übergang von weggefallenem h in f zu erkennen, folgert, f sei hier bloss willkürlicher vorgeschlagener Laut. Auf solchen Wegen treiben Ad. besonders die verhängnisvollen logischen Zusammenhänge, die er von aussen an die Sprache heranbringt und ihr aufdrängt, vorwärts. So erkennt oder übernimmt er richtig, dass bange,[1]) bleiben und barmherzig Komposita sind, überträgt dann aber die gewonnene Erkenntnis mit Unrecht auf blicken, so dass er die Verwandtschaft mit lugen, Licht gewinnt, die für eine bloss rationalistische Betrachtungsweise viel Ansprechendes hat. Ähnlich bringt er dann mit Betonung seiner Selbständigkeit blöde und lass und, von „Gunst" und „Glück" ausgehend, gaffen und offen u. s. f. zusammen. Schlimmer wird es, wenn er Heil und salus, Hirte und warten zusammenstellt, weil „der Übergang der Hauch- und Blaselaute etwas sehr gewöhnliches" sei, ferner nutzen und uti, stumm und dumm, weil n und s bloss müssige Vorschläge seien.

Aber Ad. geht noch weiter: Herder hatte 1771 in seiner Preisschrift „Über den Ursprung der Sprache" mit der Aristotelischen Definition, das Wort sei ein äusseres Zeichen der Vorstellung, wie auch mit der orthodoxen

---

[1]) Diederich von Stade a. a. O. S. 103 der 2. Auflage stellt bereits die erwähnte Etymologie auf.

Lehre von ihrem göttlichen Ursprung gründlich aufgeräumt und dem Menschen als eine Schadloshaltung für die ihm verliehenen geringeren Naturfähigkeiten die Besonnenheit, als die Fähigkeit, Merkmale zu unterscheiden, zugesprochen, durch die er auch Worte als Nachahmung der tönenden Natur erfinde. Die Erkenntnis war dem Gelehrten des Aufklärungszeitalters hochwillkommen; man meinte es ja schon ohnedies „so herrlich weit gebracht" zu haben. Nun aber glaubte Ad. leichthin bis zu den letzten, geheimsten Vorgängen der Sprachentstehung vordringen zu können: denn gleichtönende Nachahmungen der Natur mussten nach seiner Meinung auch auf gleiche dunkle, sinnliche Vorstellungen zurückgehen. Gegen diese Folgerung ist auch heute nichts einzuwenden; aber wir haben gelernt, auf sie als ein Hilfsmittel für die exakte Forschung zu verzichten. Ad. braucht sie dagegen unverzagt für seine Etymologien, obwohl er weit davon entfernt ist, den Lautwandel historisch verfolgen zu können. So gewinnt er wunderbar grosse Wortfamilien, ohne hier natürlich unmittelbare Ableitung von einander behaupten zu wollen: z. B. leicht, liederlich, lose, lodern, flattern, schlottern, schlendern, alle mit dem Begriffe der Beweglichkeit; kleben, Leber, Leib, liefern, laufen mit dem Begriffe des Gewinnens, Festwerdens. Ad. hatte seine Freude an dem zuweilen geistreichen Spiel, so oft übte er es; er meinte damit immer die grossen Ausblicke eröffnen zu können. Bewahrt hat sich Ad. aber wenigstens vor der letzten Folgerung dieser Lehre, dass man meinte, die Bedeutung jedes einzelnen Buchstaben erkennen und so die Sprache a priori aufbauen zu können. Besonders nachdrücklich vertrat diese Lehre Fulda, dessen Preisschrift „Über die beiden deutschen Hauptdialekte" dem ersten Bande vom Wb. (1) voraufgestellt ist.

Was Ad. so aus eigener Methode der etymologischen Forschung zuführte, ist meist verfehlt. Dagegen war es verdienstvoll und gewiss von dauernder Wirkung, dass er die Meinungen seiner Vorgänger stets berücksichtigte,

wenn er sich auch zuweilen gegen die schon vor ihm gewonnenen Erkenntnisse[1]) verschloss, oder sie wohl auch zur Unzeit meisterte,[2]) oder auch einfach nur auf sie hinwies,[3]) wo er „weiter nichts hinzuzusetzen" hatte. Interessante Realien, wie die Geschichte der Entstehung von „Capelle", werden ebenfalls hier bequem zugänglich gemacht. Bei so schwierigen Wörtern wie Pfennig erscheinen geradezu alle Forscher auf dem etymologischen Ringplatze. So fanden die Zeitgenossen hier beisammen, was sonst in seltenen, meist lateinisch geschriebenen Werken zerstreut lag. Noch 1804 schreibt Wilhelm von Humboldt[4]) an Goethe: „Ich habe den Adelung hier fast immer in Händen, weil mir viele andere Hilfmittel abgehen." Die germanischen Dialekte sowie die bekannten ahd. Denkmäler citiert Ad. bei Stammwörtern meist vollzählig. Die Vollständigkeit seiner Quellenbenutzung zeigt sich auch negativ. „Schicksal" nennt er z. B. „ein Wort, von welchem sich weder in den ältern Denkmahlen der deutschen Sprache, noch in den heutigen mit der deutschen verwandten Sprachen einige Spuren finden". Er überschaut hier, da Frisch und Steinbach über die Geschichte des Wortes schweigen, selbständig die gesamte Überlieferung und erkennt so richtig in Schicksal ein Wort, das die nhd. Schriftsprache erst im 18. Jh. aufgenommen hat. Dasselbe trifft bei „Reiz" zu. Gelegentlich hat aber Ad. auch wohl positiv zuerst etwas Richtiges gefunden: so boten seine Quellen zwar (vergl. Schilter) das Wort „behaben" und seine Bedeutungen, aber behaupten hat Ad. als volksetymologische Bildung selbständig dazugestellt. Dies wird noch heute

---

[1]) Vergl. u. „Laune" und „schön", die er trotz seinen Vorgängern nicht mit „luna" und „schon" zusammenbringen will.

[2]) Vergl. u. „Heiland", wo er, durch Frisch trotz Wachters Einspruch verleitet, dem „guten" Otfried fälschlich eine thörichte Etymologie zuschreibt; auch vergl. u. „Sache".

[3]) Vergl. u. „Aar", „Alefanzerey".

[4]) Vergl. „Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt", herausg. von Bratranek, Leipzig 1876, S. 223.

meist als richtig angenommen. „Letze“ gleich „erfreuliche Gabe beim Abschied“ findet er bei Frisch; aber in „zuguterletzt“ findet er es selbständig wieder, durch eine Stelle aus einem alten Kirchenliede geleitet (vergl. u. „Letze 2“) u.s.f. Ad. hatte auch gründliche und genaue Vorstellungen von den mannigfaltigen alten Kultureinflüssen auf die Sprachbildung; so spricht er unter „barmherzig“, das er als Übersetzung von misericors erkennt, gut über die buchstäblichen Übersetzungen der lateinischen Ausdrücke durch die ersten christlichen Lehrer. Hier konnte Ad. stolz sein, dass dies noch „Niemand bemerket“ habe.[1]) Er arbeitete auch nicht äusserlich Artikel für Artikel aus den Quellen zusammen, sondern beherrschte sein Material. So giebt er unter „Glück“, „Person“, „Sache“ u. o. bemerkenswerte Vergleichungen zur Bedeutungsgeschichte, die ihm in dieser Zusammenstellung keine seiner Quellen bot.

Bedeutungsdarstellung.

I. Definitionen.

Viel selbständiger, als bei der Etymologie, ist Ad. bei der Bedeutungsdarstellung vorgegangen. Er sucht die Grundbedeutung der einfachen Wörter durch vollständige Definitionen zu geben. So umstritten dieses Verfahren auch heute noch ist, es bedeutet jedenfalls einen Fortschritt gegenüber den ersten, rohen Anfängen der Auslegungskunst. Diese bestehen in der einfachen Glossierung durch ein ungefähr entsprechendes Wort aus der lateinischen Sprache. Dies Verfahren suchte man durch Häufung der lateinischen Ausdrücke zu verfeinern, damit die verschiedenen Bedeutungsschattierungen zum Ausdruck kämen. Man fügte dann auch die deutschen Synonyma hinzu, verglich andere Sprachen und hatte so durch die Beschränkung auf die Glossierung durch Einzelwörter gewiss immer den Vorzug der Kürze. Doch legte man i. a. kein grosses

[1]) Diederich von Stade a. a. O. S. 105 hatte allerdings schon diese Etymologie aufgestellt.

Gewicht auf diese Thätigkeit; denn man setzte die Grundbedeutung als bekannt voraus. Dem philosophisch geschulten Ad. erschien das ganze Verfahren als zu äusserlich. Er wollte sich auch hier ein System ausbilden, das allen Anforderungen aus sich selbst gerecht würde. So griff er zu den Aristotelischen Definitionen. Äussere Anregung zu diesem Verfahren mag er durch Johnsons Vorgang oder auch durch das Beispiel des Wb.s der Académie française erhalten haben, auf das auch Gottsched den selbst an einem Wb. arbeitenden P. Amon wies.[1]) Beim Definieren verwandte Ad. viel Zeit und Denkkraft, die nicht gleich Frucht trugen; denn man las meist über die sorgfältigen Definitionen hinweg. Aber sie sichern dem Werke doch einen selbständigen Wert. Schon jetzt lassen sich bei einer nicht kleinen Anzahl von Wörtern Bedeutungsveränderungen feststellen, die durch blosse Beispiele nicht so sicher herauskämen.[2]) Gewiss lief auch manches Schiefe mit unter[3]), viele Definitionen sind etwas breit oder erreichen ihren Zweck nicht; bei Bezeichnungen allgemeinster Art, wie Wesen, Sein, Ding bei Stoff- und Farbebezeichnungen muss er ganz auf das Verfahren verzichten. So kam man im „Deutschen Wörterbuch", das die Brüder Grimm begannen, wieder davon ab. Ob man noch weitergehen und „den in der Gegenwart allgemeinen Sprachgebrauch als bekannt" voraussetzen soll, muss vorsichtig erwogen werden.[4])

2. Anordnung.

Beim Definieren hat sich Ad. manche Wiederholungen nicht ersparen können durch die zu seiner Zeit wie noch heute umstrittene streng alphabetische Anordnung der Wörter. In den älteren deutschen Wörterbüchern, wie noch in dem letzten Wb.-Plan vor Ad., dem Nicolaischen,

[1]) Vergl. Schachinger a. a. O. Bd. 10, 105.
[2]) Vergl. z. B. „Kargheit", „niederträchtig", „Umfang" u. a. m.
[3]) Vergl. „Vater" u. a. m.
[4]) Vergl. Paul a. a. O. S. 67.

galt es als erste Forderung der Wissenschaftlichkeit, den Stoff nach Stammwörtern anzuordnen, so dass Ad.s Neuerung nicht bloss so erbitterten Gegnern wie Voss, sondern auch so besonnenen Beurteilern wie Rüdiger als Verstoss gegen jene galt. Ad. kam auch hier aus Rücksicht auf schnelle und leichte Benutzung seines Werkes zu einem Verfahren, das dann noch die Brüder Grimm anwandten und nachdrücklich verteidigten. Paul neigt neuerdings wieder zu der alten Anordnungsweise, die gewiss für zusammenhangende wissenschaftliche Behandlung des Wortschatzes grosse Vorteile bietet, wie Schmellers Bayerisches Wb., das Schweizerische Idiotikon u. a. zeigen. Auch kann ein angehängtes Register, dessen sich schon Stieler bediente und das auch neuerdings die Herausgeber des Schweizerischen Idiotikons planen, selbst den minder Geübten zurechtweisen, und der einzige Verlust wäre dann, zweimal nachschlagen zu müssen.

3. Bedeutungsentwickelung und Figurenlehre.

Bei mehrdeutigen Wörtern hat sich Ad. ebenfalls eine bestimmte Methode herausgebildet. „Beinahe auf keinen Gegenstand meines Wörterbuchs", bemerkt er gegen Voss [1]), „habe ich so viel Zeit und Fleiss gewandt, als auf die Aufsuchung der ersten sinnlichen Bedeutung." In seinem Grundsatze ist Ad. auch hier durch die Herdersche Lehre richtig geleitet. Aber oft genug reicht seine historische Forschung nicht zu, um die älteste Bedeutung festzustellen, obwohl er die Mittel erkannte, die zum Ziele führen; denn er fährt fort: „Ich habe mir daher die Mühe nicht verdriessen lassen, theils allverwandte Sprachen zu vergleichen, theils unsere alten Schriftsteller von Kero an bis in das 13. und 14. Jh. hinab zu lesen und nochmals zu lesen, um die Stufenleiter der Bedeutungen bis zur heutigen fortzuführen." Dies Verfahren war in der That neu und musste reiche Frucht tragen. Wörter, die eine merkwürdige

[1]) Vergl. o. S. 16 Anm. 3.

Bedeutungsveränderung, sei es eine Verengerung oder Erweiterung, erfahren hatten, mussten Anteil für Schriften wecken, in denen sie in so abweichender Bedeutung vorkamen; Wörter, deren Bedeutung herabgesunken war, musstens wenigstens im Bewusstsein der einzelnen etwas von ihrer alten Würde zurückgewinnen. So wird z. B. bei „krank“ nicht die heutige Bedeutung an die Spitze gestellt, sondern erscheint erst im zweiten Hauptteil, nachdem richtig die älteren (schlank, schwach) behandelt sind. Bei „Ort“ wird dem Leser zugetraut, dass er sich durch zwei Spalten, die ältere Bedeutungen enthalten, hindurcharbeitet, ehe er zu der im Hd. noch geläufigen kommt. Bei „Herberge“ wird die heutige niedrige Bedeutung erst am Ende erwähnt. Der Artikel erscheint voll und stattlich unter Voranstellung der alten ehrwürdigen Bedeutungen. Ad.s Zeitgenossen hätten sich diese Erkenntnisse aus den oben erwähnten Quellen selbst holen können, und insofern gab Ad. nichts Neues, aber die Arbeit der gleichmässigen Verbindung des Alten und Modernen war neu, keiner seiner Vorgänger hatte sie auch nur entfernt in diesem Umfange geleistet.[1]) Aber da eine möglichst einfache, sinnliche Grundbedeutung um jeden Preis gefunden werden soll, lässt er sich verleiten, auch bei solchen Wörtern, deren Grundbedeutung zu erforschen wir verzichten, von Gebrauchsweisen auszugehen, die zwar mundartlich sind, aber nicht sicher die Würde des Alters tragen. Besonders auffällig ist dies, wo er nach der Herderschen Lehre die Grundbedeutung eines Geräusches glaubt feststellen zu

[1]) Wie sehr ein solches Hilfsmittel der vorhergehenden Periode fehlte, zeigt ein Beispiel aus Lessing. Er verzeichnet in seinen „Beiträgen zu einem deutschen Glossarium“ (Lachmann 11, 625) „Hort. Was heisst es? Von Büchern hab ich grossen Hort. Kays.“ Er kannte also das Wort nur noch in der auch von Luther archaisch verwandten Bedeutung: „Zuflucht, Schutz“. Ad. verzeichnet dann auch schon die Lessing unbekannte Bedeutung „Schatz“ und kennt sie sogar als „noch zuweilen von den Dichtern in Andenken erhalten“, wie sie dann auch Mylius verzeichnet und anwendet.

können, so bei „Wesen“ aus der Redensart „viel Wesens machen“, bei „leben“ aus „ein grosses Leben machen“; ja sogar bei „Staat“ aus „Staat (Gepränge, Getöse) mit etwas machen“. Das richtet sich alles selbst. Aber bei Wörtern wie „hell“, „Pracht“ u. a., bei denen die Grundbedeutung eines Geräusches unabweisbar ist, stimmt dann seine Methode vortrefflich. Bei „Wesen“ hat er sich genau über seine Arbeitsweise geäussert: „Da dieses Wort in seinen heutigen Bedeutungen eines der abstraktesten ist, so halte ich es der Natur der Sache gemäss, . . . die anschaulichste Bedeutung . . . zum Grunde zu legen und von ihr stufenweise zu der abstraktesten fortzuschreiten.“ Auch Jakob Grimm bemerkt: „Hinter allen abgezogenen Bedeutungen des Wortes liegt eine sinnliche und anschauliche auf dem Grund, die bei seiner Findung die erste und ursprüngliche war“; aber er übt besser die ars nesciendi, wenn er sich weiter äussert: „Die Verba sein und wesen verbergen uns den sinnlichen Grund, auf dem sie ruhen, und es ist schwer, ihn auch bei geben oder finden sicher darzulegen.“ [1]) Äusserlich stellt Ad. den Fortgang von der sinnlichen zur abgezogenen Bedeutung durch deutlich abgeteilte Absätze, die wieder in Unterabteilungen zerfallen, dar und giebt so die Möglichkeit einer schnellen und sicheren Übersicht.

Bei der Figurenlehre lässt der Mangel historischer Forschung manches missglücken. Zuweilen kann er den Übergang der Bedeutungen nicht herstellen; die Ableitung des Verbums schenken von einschänken, zu trinken geben, weist er als „eine zu harte Figur“ von sich, obwohl Frisch das Richtige hatte. Auch hier wollte er den empfindlichen Geschmack nicht verletzt wissen. So bemerkt er zu „wittern“ in übertragener Bedeutung: „eine Figur, welche freylich nicht die edelste ist, ob sie gleich häufig vorkommt“, während ihm z. B. bei dem allgemein so gebrauchten „spüren“ solche Rücksichten nicht in den Sinn

[1]) D. Wb. Vorr. Sp. XXXXV.

kommen. Bei „gefallen“ sieht er von der für altgermanische Anschauungsweise sehr bezeichnenden sinnlichen Bedeutung ganz ab und hat nichts gegen die Ableitung von *φιλεῖν* einzuwenden. An Wachter tadelt Ad.[1]), dass er für jede abweichende Bedeutung eines Wortes ein besonderes Grundwort ansetze; aber er fällt auch noch in diesen Fehler. Bei „Ding“ kann er nicht zwischen den Bedeutungen „Gerichtsverhandlung“ und „Sache“, bei „Hort“ nicht zwischen „Schutz“ und „Schatz“ vermitteln. Er fügt aber sehr methodisch unter „Ding“ hinzu: „Die Bedeutungen lassen sich ohne Gewaltthätigkeit nicht wohl miteinander vereinigen. Aber es ist möglich, dass verschiedene Bedeutungen verloren gegangen sind, die die Sprossen einer Leiter ausgemacht haben, von welcher uns jetzt nur noch die zwey äussersten Enden übrig sind.“ Noch leichter sind Missgriffe bei der überaus schwierigen Figurenlehre der Präpositionalkomposita. Die genetische Bedeutungsdarstellung ist hier oft nicht durchzuführen. Die merkwürdig verschiedenen Bedeutungen von „angehen“, deren Erklärung allerdings auch im D. Wb., wie dort selbst bemerkt ist, etwas gezwungen erscheint, lässt er unbegründet und unvermittelt. In „anlassen“ bestätigt er einfach eine „etwas dunkele Figur“, ohne zu ergänzen: Scheltworte lassen an (= gegen) jemand, wie er überhaupt das fördernde Verfahren vernachlässigt, auf das Simplex zurückzugehen und zur Präposition eine Ergänzung und dann erst ein Objekt zum Simplex zu suchen. Auch die Präposition „nach“ in „Nachricht“ bleibt ihm dunkel, weil er das Verblassen des ursprünglicheren Merkmals, des Anweisens in einer Meldung verkennt. Bei „abkommen“ trennt er sogar sehr äusserlich zwischen noch üblichen und abgekommenen Bedeutungen. Zuweilen scheitert die Erklärung am Mangel genauerer grammatischer Kenntnisse; so wird bei „ins Gras beissen“ ein besonderes Verbum in der Bedeutung „herabsteigen“ erschlossen. Zu oft hat

[1]) Vergl. u. „ahnden“.

er wohl auch bei dunkelen Figuren wörtliche Übersetzung aus dem Lateinischen angenommen, so bei „anfangen", „anspielen", „ausstatten", „bescheiden". Aber bei der erwähnten trefflichen Methode überwiegt doch immer bei weitem das Richtige und Fördernde.

4. Synonymik.

Besonderes Gewicht legte das Aufklärungszeitalter bei der Worterklärung auf die Synonymik. Gottscheds „Beobachtungen" hatten ihr einen grossen Platz eingeräumt; sogar Breitinger[1]) wies in seiner Betrachtung über die „gleichgültigen" Wörter auf den „Zürchischen Zuseher", der zuerst den alten Wahn von der völlig gleichen Bedeutung vieler Wörter zerstört habe, während doch sonst die Schweizer die Vorrechte des Dichters, der der gleichbedeutenden Wörter bedarf, eifrig verteidigten. Das Bestreben lag ganz in der Richtung der Ad.schen Arbeitsweise. Er wollte den Inhalt der Wörter durch Definitionen erschöpfen; da diese nun bei bedeutungsverwandten Wörtern zum Teil gleich lauten mussten, lag es nahe, sie zusammenzustellen und darzulegen, wie weit ihr Inhalt sich deckt oder abweicht. So bemerkt er z. B. zu „ziehen": „einen Körper langsam nach sich zu in Bewegung setzen. Geschiehet diese Bewegung nach sich zu nicht langsam und nach und nach, sondern schnell und mit Heftigkeit, so heisst sie reissen. Geschiehet sie von sich weg und zwar langsam, so heisst sie schieben, und wenn sie mit Heftigkeit geschiehet stossen. Ziehen ist also in Ansehung der Richtung dem schieben, in Ansehung des Grades der Stärke aber dem reissen entgegen gesetzt." Unter „Kargheit" bemerkt er: „Die Kargheit geht auf die Ersparung, so wie die Gewinnsucht, die Habsucht u. s. f. auf den Gewinn und Besitz, der Geitz aber auf beyde." Die Zeitgenossen erkannten den Wert dieser Zusammen-

[1]) Fortsetzung der kritischen Dichtkunst. Zürich 1740. S. 94.

stellungen für Lernende wohl.[1]) Etwaige Bedeutungsveränderungen aber können so von den Nachforschenden noch sicherer festgestellt werden, als durch das blosse Definieren, wie z. B. hier bei Geiz. Dieses ganze Gebiet musste natürlich hier ausser acht gelassen werden. Die Bedeutung Ad.s für die doch schon recht beträchtlichen Abweichungen vom Sprachgebrauch des 18. Jh.s ist im einzelnen von den Forschern auch nie verkannt worden.[2])

Für die Bestimmung scheinbar gleichbedeutender Wörter hatte Ad. einen Mitstrebenden in dem Berliner Prediger Stosch, der in den Jahren 1770—80 seinen „Versuch in richtiger Bestimmung einiger gleichbedeutender Wörter der deutschen Sprache" herausgab. Auf diese verdienstliche Arbeit nimmt Ad. häufig Bezug. Stosch suchte die Unterschiede in jedem Falle auch rationalistisch zu begründen. Ad. widerspricht mit Recht, wenn er auf bloss willkürliche Unterschiede in der Gebrauchsweise hinweist, so bei dunkel, finster und düster. Auch sonst kommt es, wie immer bei zu peinlicher Sprachkodifizierung, dem Prinzip zu liebe nicht selten auf Spitzfindigkeiten hinaus, z. B. wenn entschieden werden soll, ob Neigung grössere Kenntnis des betroffenen Gegenstandes voraussetzt, als Hang und Trieb, oder wenn Ad. seine Lehre von dem Klange der Wörter hineinbringt, so bei schlau und listig, wo er in schlau den Ausdruck grösserer Geschwindigkeit in den Bewegungen sieht. Missverständliche Doppelbedeutungen sucht er, wo es noch möglich ist, zu beseitigen,

---

[1]) Böttiger bemerkt in einem Briefe an Campe von 1807 (?), den die Dresdener Kgl. Bibliothek handschriftlich bewahrt: „Nehmen Sie nur, wie in Adelungs Wörterbuch unter dem Wort Berg die ganze Höhenfamilie kurz aufgeführt ist. Ich weiss, wie sehr besonders die Ausländer dies . . . schätzten."

Auch der Rezensent Campes (Voss?) in der Jenaischen Allg. Litt.-Zeitung (Sept. 1807) weiss hierin nichts an dessen vielgeschmähten Vorgänger Adelung auszusetzen. (S. bes. Spalte 604.)

[2]) Es handelt sich besonders um die Nominalkomposita, vgl. Abfall, Abgang, ablegen, abrichten, absonderlich, abthun, abwarten u. s. w. u. s. w.

so bei „Vorwurf“ die Bedeutung „Vorlage, Gegenstand“, um die Bedeutung „Tadel“ allein zu erhalten; bei „gleichgültig“ die Bedeutung als vox media (= dieselbe Geltung habend), um der pessimistischen ganz das Feld zu lassen. Im zweiten Falle hat sich sein Vorschlag völlig durchgesetzt, wie z. B. auch bei „Ausflucht“ die Bedeutung Ausflug, bei „Ausrede“ die von „Ausdruck“ seit jener Zeit wohl ganz erloschen ist; minder bei „Abrede“ die von Verabredung. Die Bedeutungsscheidung gleichklingender Wörter durch Aussprache oder Schreibweise, wie sie Gottsched in vielfach noch heute giltiger Weise versucht hatte, weist er ganz von sich (vergl. u. „aber“, „wohl“, „Heide“, „Seite“ u. a. m.). Gegen Bereicherung der Sprache durch Synonyma verhielt sich Ad. ablehnend, weil bei der breiten Prosa, der er huldigte, ein geringes Bedürfnis nach kurzen bezeichnenden Ausdrücken bestand. „Ist es denn eben notwendig“, ruft er (im Wb. (1) Bd. 1, 863), „jeden Begriff mit einem einzigen Worte auszudrücken? Das erklärt auch seinen Kampf gegen die Sprachbereicherung durch Archaismen.

Wortwürde.

Viel leichter als der Inhalt eines Wortes verändert sich sein Gebrauchskreis. Ad. versuchte aber auch hier genaue Abgrenzungen zu geben. Auch hierin wollte er ein „kritisches“ Wb. schreiben. Von Paul [1]) werden ebenfalls solche Sphärenabgrenzungen gefordert, aber Ad. wollte nicht bloss historisch berichten, sondern massgebend für die Zukunft sein. Die Begründer der deutschen Philologie verhielten sich hiergegen ganz ablehnend. „Sollen wir eingreifen“, ruft Wilhelm Grimm [2]), „in den Sprachschatz, den die Schriften dreier Jahrhunderte bewahren? entscheiden, was beizubehalten, was zu verwerfen ist? Sollen

[1]) a. a. O. S. 54 f.
[2]) Kleine Schriften I, 508.

wir, was die Mundarten hinzugetragen haben, wieder hinausweisen, den Stamm von der Wurzel ablösen? Nein wir wollen der Sprache nicht die Quelle verschütten." Ad.[1]) aber erklärt: „Eines der vornehmsten Geschäfte schien mir die Bemerkung der Würde, nicht bloss der Wörter, sondern auch ganzer Redensarten zu seyn; ein Umstand, dessen Versäumung den Nutzen so vieler andern Wörterbücher gar sehr einschränket." Und dann folgt gleich sein Dogma: „Ich habe zu dem Ende fünf Klassen angenommen: 1. die höhere oder erhabene Schreibart, 2. die edle, 3. die Sprache des gemeinen Lebens und vertraulichen Umgangs, 4. die niedrige, 5. die ganz pöbelhafte." Wenn er hinzufügt, dass es hier „ganz allein auf den Geschmack und die eigene Empfindung ankomme und, in den einzelnen Fällen nicht eines jeden Beifall hofft", so wird seine Kritik durch diese Bescheidenheit erträglicher. Es sind nicht alle fünf Klassen gleichmässig behandelt, sondern er schränkt seine Aufgabe ein: „die ganz pöbelhafte Sprache", erklärt er, „ist tief unter dem Horizonte des Sprachforschers, daher man sie hier nicht suchen darf, ausser wenn einige besondere Umstände eine Ausnahme nötig machen". Aber er schränkt noch einmal ein: „vielleicht möchten manche auch die niedrige Sprechart wegwünschen, allein da sie auf der Schaubühne und von der komischen Muse so oft nachgeahmt wird, so musste ich sie wenigstens zum Teile beibehalten", während Jakob Grimm später erklärt: „Ins Wörterbuch gehören alle Wörter und sind gleichberechtigt darin."[2]) Und Ad. war gar zu leicht bereit, ein Wort in die niedrige Sphäre zu verbannen, weil er das Fliessende des Stils, wie jeder Kunst, und die weihende, adelnde Macht der wahrhaft dichterischen Sprache verkannte. Gewiss waren damals noch andere Rücksichten nötig, als etwa nach dem Entstehen klassischer Muster die Brüder Grimm zu nehmen hatten, und einer glatten, geschmack-

[1]) Wb. (1) Vorr. § 20.
[2]) D. Wb. Vorr. Spalte X.

vollen Prosa waren noch die Wege zu bahnen; selbst Gottsched und die Seinen waren noch zuweilen dem Naturalismus zu Liebe in Roheit versunken; aber der Schade dieser Abschätzungen war doch grösser, als ihr Nutzen. Denn man kann annehmen, dass die Bannsprüche Ad.'s auch noch heute in der gewählten Gesellschaftssprache zum Teil nachwirken. Aber in der Dichtersprache sind diese Einflüsse ganz überwunden, und das haben wir dem neuen Stil von Herzen zu danken. Ad. erwog alles mit der weltmännischen Mattheit der Aufklärung; da fürchtete man nichts so sehr, als durch kraftvolle Eigenart lächerlich zu erscheinen und man ging aus seinem bildungsstolzen Ernst und der selbstgefälligen Überhebung höchstens einmal heraus, um ein gönnerhaftes, aber spöttelnd überlegenes Lächeln aufzusetzen. Die ganze Litteraturperiode, an der sich Ad. genährt hatte, ist als eine Gegenwirkung gegen das Lohensteinsche Zeitalter aufzufassen, und auch Ad. hatte noch nicht wieder zwischen bombastischem Schwulst und wahrhaftem, aus dem Innersten quellendem Pathos unterscheiden gelernt. Und hätte Ad. seine übervorsichtigen Abgränzungen allein auf die Festlegung der „kaltblütigen" Prosa, wie er sie selbst nennt, beschränkt, so mussten ihm damals mindestens die Lernenden Dank wissen; aber Ad. hat durch den gewaltigen Erfolg, den seine Bücher hatten, verführt, seine Abwehrtheorie, die ihm aus dem Aufruhr der Zeit erwachsen war, auch zum positiven Dogma in seinem Buche „Über den deutschen Styl" erheben wollen, und das war ein schlimmer Missgriff. So warnt er auch im Wb. die Dichter z. B. vor dem Gebrauche des Wortes „beseligen", weil es im gemeinen Umgange nur in einer niedrigen Ironie gebraucht werde und weil sich der unangenehme Nebenbegriff doch immer mit in die Vorstellung eindränge. Wer das schrieb, konnte sich selbst nie von der Dichtkunst ergriffen und erhoben gefühlt haben. Ähnlich verweist er auch Wörter zu leicht in die „komische Schreibart". Ob = über will er z. B. nur in ihr gebraucht wissen, wie es auch Mus. (1) in den komischen und

Kanzleistil verwiesen wird, obwohl schon Ramler[1]) es unter die dichterischen Ausdrücke gezählt hatte. „Darob“ nennt er geradezu ein „Ärgerniss für hochdeutsche Ohren“, wogegen dann Heynatz Einspruch erhebt und an Gleims „Wien zitterte darob“ erinnert. Zu „weben“ bemerkt er: „Einige neuere Schriftsteller haben dieses veraltete Wort wieder in die witzige Schreibart einzuführen versucht“, und führt dann eine prachtvolle Stelle aus Herder an, fügt indes hinzu: „wo aber die Zweideutigkeit mit texere einen komischen Nebenbegriff veranlasset, der wider die Würde der edlen Schreibart ist und die Täuschung der mahlerischen verdirbt“. Andere Wörter, gegen die sich von seinem Standpunkt Ähnliches hätte einwenden lassen, beanstandet er wiederum nicht, so „weiden“ in den Redensarten „sich an einer Vorstellung weiden“, „seine Augen weiden“, das Breitinger[2]) als ein „Machtwort“ zum Neugebrauch empfohlen hatte. Das zeigt, wie Ad. sich der Willkür des Gebrauches fügt.

Zu bereitwillig folgt er auch dem zu allen Zeiten wirksamen pessimistischen Zuge in der Sprache — hier allerdings wohl weniger persönlich. So klebt für ihn dem Worte Liebreiz „etwas Widriges an, vermutlich weil es von den Dichtern der vorigen Zeiten so sehr gemissbraucht worden“. Ähnlich äussert er sich über „Liebe“ selbst. Zu „Heil“ bemerkt er: „Durch den übertriebenen Gebrauch oder vielmehr Missbrauch, welchen die Dichter der vorigen Zeiten von diesem Worte machten, hat es viel von seiner Würde verloren.“ Seine Zeit spiegelt sich wieder, wenn er bei „fromm“ und „heilig“ erklärt, sie seien im gewöhnlichen Leben nur mit dem Nebensinne „heuchlerisch“ gebräuchlich. Auch wir können solchen Wörtern einen ironisch-pessimistischen Zug verleihen, unterliegen ihm aber nicht mehr so leicht und einseitig. Doch hat Ad. sich

---

[1]) Einleitung in die schönen Wissenschaften. Nach dem Französischen des Herrn Batteux. 1774. Bd. 1, 222.

[2]) a. a. O. S. 58.

wohl auch einmal gegen diesen Zug gewehrt; unter „Volk“ bemerkt er: „Einige neuere Schriftsteller haben dieses Wort . . . wieder zu adeln gesucht und es ist zu wünschen, dass solches allgemeinen Beyfall finde.“ Zum Glück hat seine Gegenpartei noch sehr viel mehr der alten Würde zurückgewonnen, ohne sich von der Vergeblichkeit vieler Versuche abschrecken zu lassen; und auch heute noch sind weitschauende, von dem Reichtum der Muttersprache begeisterte Männer am Werk. An solchen zeitgenössischen Versuchen kann sich dann auch jeder still für sich am besten prüfen, ob nicht mindestens eine abwartende Haltung eines Grammatikers und mit ihm der allermeisten Gebildeten damals wie jetzt wohl begreiflich ist.[1])

Ad. hatte auch von dem Anstand der Rede eine zu enge Vorstellung. Er scheute sich die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Schon das blosse Wort „nackt“ hielt er an sich für niedrig und statt dessen „bloss“ der anständigen Sprechart für eher angemessen. Er empfindet es als unangenehm, zu sagen: Das Haar abscheeren und gebraucht lieber das allgemeinere „abnehmen“, das keine bestimmte, vielleicht widrige Vorstellung wecke. „Brust“ kann er ohne Verletzung des „Wohlstandes“ sagen, „Brüste“ verursacht ihm ein Erröten. Das Wort „Brunst“ will er um der ekelhaften Zweideutigkeit lieber ganz vermieden wissen und hat hier gegen Lessing Recht behalten, der es im Logau-Wb. mit warmer Teilnahme vor der schädlichen Vermischung mit Brunft zu retten versuchte. Auch Jakob Grimm urteilte über solche Prüderie kurz ab: „Das ehrliche, uralte Wort Hose unaussprechlich zu finden, ist überaus albern.“ So liebt Ad. besonders die verschleiernden, mildernden Ausdrücke und rühmt den Reichtum des Oberdeutschen an solchen Wörtern; zu „beeinträchtigen“ bemerkt er: „man thut Unrecht, wenn man dieses und andere

---

[1]) Vgl. z. B. Franke (Zs. d. dtsch. Sprachvereins 15, 44—48), der Wörter wie grölen, lungern, nieseln, Riester, sich sühlen als „gute alte deutsche Wörter“ in der Schule geschützt wissen will.

ähnliche Wörter so geradezu verwirft, weil Fälle genug vorkommen, wo man aus Achtung oder anderen Ursachen genöthiget wird, die Ausdrücke zu mildern". So weist er auf behelligen für beschwerlich fallen, bemüssigen für nötigen, zwingen, blödes Verstandes sein für dumm sein, frei, ein wenig frei für frech, täuschen, hintergehen für betrügen und macht hier wirklich, wie ihm im Mus. (1)[1]) vorgeworfen wird, dem sonst auch ihm verhassten Kanzleistil[2]) ein Zugeständnis.

Aus solchen Gesinnungen führt Ad. die erwähnte Klassifikation im Einzelnen durch. Von den als niedrig bezeichneten Wörtern sind auch heute die allermeisten nicht recht schriftsprachlich geworden. Dagegen sind so manche von all' den Wörtern, die er ins „gemeine Leben" verweist, auch für die Schriftsprache zurückgewonnen; z. B. hastig; Heide, für das er in der edlen Schreibart lieber Wald gebrauchen will; Heimat; herzig, herzlieb, Herzeleid; sacht, das er als der „anständigen hochdeutschen Sprechart völlig fremd" bezeichnet; schlicht, zu dem Gdb. hs. anmerkt, Herr Pastor Herder habe es aus dem Englischen hergeholt, unter Hinweis auf die Stelle aus der Abhandlung über Thomas Abbts Schriften[3]): „Abbt hält den schlichten guten Verstand plain good sense für den Nationalcharakter der Deutschen von der Seite des Kopfs", während Ad. nur von „einigen Neuern" spricht, die es in die edlere Schreibart einzuführen versucht hätten — es zeigt sich, wie das Einrücken von „schlicht" die Bedeutungsentwickelung von schlecht in malam partem endgültig entscheidet, denn auch Ad. weist auf die für ihn noch bestehende missliche Doppelbedeutung von schlecht hin, die Vorsicht nötig mache, wie die Bedeutung „einfach, natürlich" auch wirklich anfange, in Abgang zu kommen — schier; Schlucht, das er zugleich nur als mundartlich

---

[1]) S. 229.
[2]) Vergl. Magazin 2, 1. 131. 134.
[3]) Vergl. Herders Werke 2, 271.

und zwar in der Form Schluchte kennt; spitz, für das man spitzig sagte; ungut, bei dem er — hier einmal wider seine Gewohnheit zitierend — Breitingers[1]) Bemühungen für dies Wort als fruchtlos hinstellt; wacker, das heute ein etwas eingeschränktes Leben führt u. a. m.

Eine Reihe von Wörtern ist ganz in den höheren Stil übergegangen, z. B. droben, düster, der Falsch, Horst, licht, nimmer, zur Rüste gehen, Schemen.

Sehr viele sind natürlich auch in ihrer Sphäre geblieben. Gelegentlich nimmt Ad. auch einmal ein Wort in seinem Schutz, so schmunzeln, das Frisch als ganz pöbelhaft bezeichnet hatte.

Von den drei zuerst genannten Klassen hat Ad. die erste, die höhere oder dichterische Schreibart, natürlich auch nicht so eingehend behandelt, wie die geläufige und die gewählte Sprache. Von seiner Stellung zu den Sprachbereicherungen durch die Dichter handelt der zweite Teil der Arbeit; gelegentlich hervorbrechende, meist engherzige Bemängelungen syntaktischer Feinheiten der Dichter müssen hier übergangen werden; auf Ausdrücke, die auch für seine Zeit als dichterisch galten, hat er meist richtig verwiesen, vgl. u. „Harm", „Mahl", „schauen", „wallen" u. a. m.

Purismus.

Ad. verfolgte in Theorie und Praxis einen verständigen, massvollen Purismus, der von den Spielereien der Sprachgesellschaften des 17. Jh.s, wie von den Bestrebungen Campes gleich weit entfernt war. Er erklärt in der Vorrede zum Wb. (2), er sei schon in der ersten Auflage sehr bald von dem Entschlusse, keine Fremdwörter aufzunehmen, abgekommen und habe in der gegenwärtigen neuen noch mehr solcher aufgeführt, manche, um durch beigefügten deutschen Ausdruck ihre Unnötigkeit und Verwerflichkeit zu zeigen. So hält er Entlehnung fremder

[1]) a. a. O. S. 207.

Wörter nur dann für erlaubt, wenn fremde Gegenstände oder notwendige Begriffe, die im Hochdeutschen keinen Namen haben, mit einem Worte ausgedrückt werden müssen. Dagegen können, wie er richtig hinzufügt,[1]) „die Gemächlichkeit, nicht lange nach einem schicklichen Ausdruck herumsinnen zu dürfen, das Bedürfnis eines seichten Kopfes, einen dunkelen oder verworrenen Begriff unter dem Mantel eines halbfremden Wortes als einen neuen Gedanken aufzustellen, die vorgegebene Kürze und ein Nebenbegriff oder vorgegebener Nachdruck nie eine hiulängliche Ursache dazu seyn". Wir denken vielleicht nur über die Kürze des Ausdrucks etwas anders, aber Ad. selbst hat sich davor gehütet, z. B. die grammatischen Ausdrücke zu verdeutschen, wodurch sich Gottsched so viel Spott zuzog. Er rühmt dagegen wiederholt den Reichtum des Oberdeutschen an einheimischen Wörtern, für die die anderen Mundarten fremde gebrauchen müssten und will deutsche Eigenart überhaupt bewahrt wissen; so weist er unter „deutsch", das damals in der später wieder von den Göttingern[2]) vielgebrauchten Bedeutung „ehrlich" zu veralten anfing, tadelnd auf die Nachahmung französischer Sitten durch die Obersachsen. Zu „Uneheˮ, das sich auch Lessing[3]) anmerkte, erklärt er: „Man sollte dies gute Wort (für Konkubinat) wieder in Umlauf bringen; zu „Podagra", man könne dies ausländische Wort gar wohl entbehren, indem man mehrere einheimische Ausdrücke habe, unter denen man nur zu wählen brauche, und nennt dann Zipperlein, Fussgicht, Ballenfieber. Für „Historie" sieht er lieber „Geschichte" gebraucht; „Reiz" gilt ihm ebensoviel, wie das ausländische Grazie. Zu „populär" führt er aus: „ein von einigen neuern Schriftstellern ohne Noth aus dem französischen populaire entlehntes Wort gleich allgemein verständlich; auch für: „den niedrigen Klassen der Weltbürger nützlich", haben es einige

[1]) Vgl. Lehrgeb. 1, 58.
[2]) Vgl. Kraeger, J. M. Miller, Bremen 1893, S. 66.
[3]) Lachmann 11, 633.

einführen wollen, als wenn wir nicht schon das gute, ebendas sagende Wort „gemeinnützig“ hätten. Für verauktionieren verdiene das oberdeutsche im Hochdeutschen unbekannte Wort versteigern eingeführt zu werden u. s. f.

Auch aus der Poesie weist er die Fremdwörter hinaus.[1]) obwohl das 18. Jh. hierin zu grossen Zugeständnissen geneigt war.[2]) Nur ausnahmsweise, „wenn man dadurch einem unedlen oder matten Ausdrucke ausweichen kann“, lässt er sie zu; er führt selbst „Pontifex“ für „Papst“ als Beispiel an.

Im Wb. zeigt er sich duldsam. Das Neol. Wb. hatte an den Schweizern, ausser anderen Fremdwörtern, „ätherisch“[3]) „balsamisch“, „grotesk“ getadelt, die er ruhig aufnimmt; nur die von den Schweizern vielgebrauchte Bezeichnung „Accente“ für „dichterische Weisen“ nennt er eine unnötige Nachahmung des Französischen.

Gottsched[4]) selbst hatte unter anderm Genie, Myriaden, Sphären, Terrasse als Otterngezücht bezeichnet, Ad. lässt sie zu; auch Pomp[5]) erweist er gegen Gottsched als nicht erst von den Schweizern aufgebracht. Er selbst hat sich noch gegen die heute schwer entbehrlichen Dialog, Interesse, Skizze, Tendenz u. a.[6]) gewehrt.

Aber er hat doch auch hier dem Allbeherrscher Gebrauch seinen Zoll entrichtet und sich nicht genug gegen Höflichkeitsformeln gewehrt, die heute zum Glück überwunden sind. Er bestätigt einfach, das deutsche „laden“ werde durch das fremde „invitieren“ verdrängt. Seitdem das französische „Compliment“ in der feinen Welt das

---

[1]) Dtsch. Stil 2, 49.

[2]) Vergl. Ramler a. a. O. 1, 222.

[3]) Klopstock selbst strich das Wort wieder; vergl. Köster, Neol. Wb. S. 22 und 403.

[4]) Sprachkunst S. 200.

[5]) Beob. S. 235.

[6]) Dtsch. Stil 1, 109.

Lieblingswort geworden sei, sei das deutsche „Gruss“ sehr aus der Gewohnheit gekommen. „Curiosität“ lässt er neben „Neubegierde“ ruhig bestehen und giebt dem heimischen Worte noch einen härteren Nebenbegriff. „Für anpassen“, bemerkt er, „sagen die Hochdeutschen lieber anprobieren“. Gottsched[1] hatte vorgeschlagen, in Zusammensetzungen für die ausländischen Parade-, Gala-, das deutsche Prunk- einzuführen. Ad. bemerkt, es habe in der ernsthaften Schreibart wenig Beifall gefunden; hier galt es allerdings zugleich, stillschweigend einen Hieb gegen jenen zu führen.

Mit Recht hat er sich gegen solche Verdeutschungen gewehrt, die dem eingeführten Fremdwort nicht gerecht werden konnten; zu „Genie“ bemerkt er, einige hätten dafür „Anlage“ einführen wollen, allein dies erschöpfe jenes bei weitem nicht. Auch die Verdeutschung des französischen précieux, das Gdb. neben génie, ennuyeux und coquet unter den damals für unverdeutschbar geltenden französischen Modewörtern nennt, durch „kostbar“, weist er trotz der häufigen Verwendung wegen der Vieldeutigkeit von „kostbar“ zurück. Auch „weinerlich“ hält er für ungeeignet zur Verdeutschung von comédie larmoyante, weil es den Sinn nicht treffe.[2]

In der Aufnahme wörtlicher Übersetzungen französischer Redeweise zeigt er sich freisinnig, sobald sie ihm Bürgerrecht erlangt zu haben scheinen. Zwar nennt er „lieben“ mit dem Infinitiv (gleich „gern thun“) eine unzeitige Nachahmung des französischen aimer, aber „Mehrheit“ (gleich pluralité), ebenso „ganz“ bei Substantiven (z. B. in „ganz Ohr sein“), die Gdb. heftig als Nachäffungen des Französischen tadelt, nimmt er unbeanstandet auf; bei „Geschmack“ und „entziffern“ gedenkt er ruhig des Einflusses von goût und déchiffrer.

[1] Beob. S. 235 f.

[2] Trotz Lessing, Lachmann-Muncker 6, 7.

Sprachbereicherung.

Dreifach sind die Quellen, aus denen die Schöpfer des neuen Stils der Sprache neues Lebensblut zuzuführen suchten: Archaismen, Provinzialismen und Neubildungen. Die Fruchtbarkeit der beiden ersten musste Ad. bei seiner Auffassung des Hochdeutschen verkennen; aber da er sogar Gefahr von ihnen fürchtet, merkt er scharf auf, und so sind auch seine abweichenden Urteile wertvoll. Eür Neubildungen zeigt er meist einen offenen Sinn. Doch geht er nur sehr selten selbständig vor. Darum muss der Gegenbestrebungen seiner Zeit gedacht werden.

Eine historische Darstellung würde vor allen vollständige Lektüre der massgebenden Schriftsteller der Zeit erfordern. Die Aufgabe, vollständig darzustellen, was der deutschen Sprache rein lexikalisch von Klopstock bis Schiller zugeflossen und ihr dauerndes allgemeines Eigentum geblieben ist, harrt noch der neueren deutschen Philologie; sie wird durch Schaffung von Sonderwörterbüchern erleichtert werden. Hier konnte einstweilen nur ein Aufriss versucht werden, dem wenig Speziallitteratur zur Seite stand; Mühlenpfordt hat im zweiten Teil seiner Arbeit über den Einfluss der Minnesänger auf den Göttinger Bund auch Entlehnungen aus dem mhd. Wortschatz gebucht; doch würden sich gerade hierin die Ergebnisse bei zusammenhängender Untersuchung wohl vermehren lassen; zunächst aber bedarf es ähnlicher Untersuchungen für die Hallenser, Herder, den jungen Goethe u. s. w.

Archaismen.

Während man etwa bis zur Mitte des 18. Jh.s zuerst aus sachlichen, dann aus sprachlichem Interesse den alten Denkmälern Aufmerksamkeit zugewandt hatte, beginnt erst um diese Zeit die ästhetische Teilnahme.

Die Schweizer gingen voran. Breitinger[1]) bekämpfte zunächst in der Theorie das herrschende Vorurteil gegen Archaismen, und forderte „Machtwörter", die der natürlichen, von der Prosa deutlich unterschiedenen Sprache der Leidenschaft Ausdruck leihen sollten. Später erfolgten die erwähnten Veröffentlichungen, die praktische Anregungen geben sollten. Gottsched[2]), der 1752 den „Reineke Fuchs" herausgab, hatte sie hierzu teilweise angeregt, hatte auch selbst[3]) vorsichtige Erneuerung veralteter Wörter nicht verboten; aber jenes geschah mehr aus theoretischer Rücksicht auf die Aufstellung der gesamten deutschen Litteratur, dies wusste er nicht nutzbar zu machen. Die Teilnahme ward bald allgemeiner; im Jahre 1756 äussert Möser[4]) in einem Briefe an Gleim die Absicht, „alle deutsche Poeten, welche bis zu Ende des 15. Jahrhunderts geschrieben haben" herauszugeben. Was hier unterblieb, ersetzte Möser später durch seine „Osnabrückische Geschichte" (1765 f.) und die „Patriotischen Phantasieen", die den Sinn für die deutsche Vergangenheit und ihre kraftvolle Eigenart mit liebevollem Anteil zu wecken suchten. Der erste, der das von den Schweizern neuerschlossene Gut wirklich fruchtbar machte, ist Lessing. Im Frühjahr 1758 betont er in der Vorrede zu Gleims Grenadierliedern, man könne die Lieder dieses neuen

---

[1]) a. a. O. S. 42—90.

[2]) Vgl. Sokolowsky, Das Aufleben des altdeutschen Minnegesangs in der neueren deutschen Litteratur. Diss. Jena 1891, S. 25 ff.

[3]) Gottsched, Versuch einer kritischen Dichtkunst, Leipzig 1737 (2. Auflage). VII. Hauptstück § 6.

[4]) Vermischte Schriften (1798), Th. II, S. 201.

preussischen Barden nur aus dem Studium der alten Barden aus dem schwäbischen Zeitalter verstehen. Er meint damit die Minnesinger der mhd. Zeit, aber auch, wie wir aus einem gleichzeitigen Briefe [1]) an Gleim wissen, das Heldenbuch und das von den Schweizern herausgegebene Fragment der Nibelungen. Dies Alles las er damals mit gewohnter Eindringlichkeit. Im nächsten Jahre trat er mit der Logau-Ausgabe den Bestrebungen der Schweizer würdig an die Seite. Er begnügte sich aber nicht, den damals halb verschollenen Dichter in einer von Ramler übel modernisierten Auswahl den Deutschen nahe zu bringen, sondern schrieb auch ein Wörterbuch dazu, das die Leser und unter ihnen besonders die Schriftsteller mit vaterländischer Begeisterung mahnte, sich nicht bloss am Lesen der älteren deutschen Dichter, von denen er aus dem 17. Jh. eine ganze Reihe herauszugeben plante, zu erfreuen, sondern auch das verlorene alte Sprachgut neu zu beleben. Gleichzeitig liess Klopstock [2]) im „Nordischen Aufseher" seinen kleinen, aber ausgezeichneten Aufsatz: „Von der Sprache der Poesie" erscheinen. Auch hier hiess es, die deutsche Sprache, die nun anfange, gebildet zu werden, habe noch neue Wörter nötig; unter die neuen rechne er auch einige wenige veraltete, die sie zurücknehmen solle. Besonders eindringlich wurden aber in dem „kanonischen Buch für die ästhetische Kritik des jungen Geschlechs" [3]), in Herders „Fragmenten" Machtwörter [4]) gefordert. Die Schweizer hätten sie aus ihren schwäbischen Gedichten zeigen, prüfen und kritisch einführen sollen, sie seien zu diesem rühmlichen Geschäfte die ersten; auch von einem „Glossarium über Opitz aus dem wahren Geist unserer Sprache" ist die Rede. Herder weist auch auf den Dorpater Bürgermeister Gadebusch,

---

[1]) Vom 6. Februar 1758. Lachmann 12, 107; vgl. Erich Schmidt, Lessing 1, [1]380.

[2]) Klopstock „Von der Sprache der Poesie" (Sprachwissenschaftliche Schriften ed. Beck und Spindler, Bd. 2, 313 f.).

[3]) Suphan, Einleitung zu Herders Werken 1, XXIV.

[4]) Herder 2, 40.

die „fleissige Seele in Livland", der einen Anhang zu Frischens Wb. gemacht habe.[1]) Auch diese lexikalische Arbeit zeigt offenes Verständnis für die neuen Elemente in der Sprache und giebt gute Aufschlüsse über die Gebrauchsgeschichte mancher neu aufgenommenen Wörter. Sie hat auf den jungen Herder fördernd eingewirkt. Auch Goethe[2]), obschon in Strassburg von Oberlin vergeblich gemahnt, die alte Sprache zu studieren, ward hier dann doch von Herder auf die deutsche Vergangenheit i. a. gelenkt. Besonders bewusst aber bereicherte Wieland die Sprache. Ein Brief an Bürger[3]) vom 22. April 1776 zeigt, wie auch Goethe damals noch an diesen Bestrebungen teil nahm. Wieland dankt darin für die Übersendung des 6. Buches von Bürgers Ilias-Übersetzung und bemerkt dazu, die Übersetzung würde sogleich gedruckt worden sein, „wenn Goethe nicht gewünscht hätte, das Manuskript vorher genauer mit dem Original zu vergleichen und (wie ich vermuthe) nach Ihrem Verlangen hier oder da eine Kleinigkeit zu ändern; z. E. ein ehrliches, absoletes Wort an schicklicher Stelle anzubringen und dergl. Wir sind itzt stark daran, etliche hundert dergleichen Wörter, so Gott will, wieder ins Leben zu rufen und wir haben grosse Freude darüber, dass Sie ein gleiches in Ihrem Homer thun". Wieland liess es auch nicht bloss bei solchen

---

[1]) Über Gadebusch vergl. Herder 1, 165 u. 537; dazu Suphan, Zachers Zs. f. deutsche Philologie 6, 53.

Gadebusch hat seine Sammlungen in den „Gelehrten Beyträgen zu den Rigischen Anzeigen" der Jahre 1763–67 erscheinen lassen, aber bis in das Ende der achtziger Jahre fleissig weiter gesammelt, ohne seine Arbeit zum Druck zu befördern. Das Manuskript dieser bisher von Suphan für verloren gehaltenen Sammlungen besitzt die „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Russlands in Riga" und hat es, sowie die „Beiträge" mir gütigst für diese Arbeit zur Verfügung gestellt. Auch manche schätzbare Angaben über den livländischen Dialekt sind hier noch zu schöpfen.

[2]) Vgl. Weimar. Ausg. 28, 48.

[3]) Vgl. Strodtmann 1, 303.

gelegentlichen Versuchen bewenden, sondern war auch bedacht, die gehobenen Schätze deutlich herauszustellen und ihr Verständnis dem Leser theoretisch zu vermitteln; so begleitete er 1777 die erste Ausgabe des „Geron" im „Teutschen Merkur" mit Glossen, dem „Oberon" hängte er ein „Glossarium" [1]) an. Neben Bürger studierten auch die übrigen Göttinger eifrig alte deutsche Sprache und Sitte, wie Mühlenpfordt in der genannten Untersuchung gezeigt hat, und auch von diesem Kreise gingen manche Erneuerungen aus. Hegen sie doch sogar die Absicht, zum Studium der alten „Denkmale deutscher Dichtkunst mehrere zu ermuntern und sie auf wahre Simplizität und verschiedene alte gute Wörter aufmerksam zu machen".[2]) So allgemein ist die Teilnahme und Freude an diesen Bestrebungen, dass man ein besonderes Glossarium, das alle der Erneuerung würdigen Wörter enthalte, dringend wünscht. Gegen Ad. betont dies besonders Gedike in seiner Schrift über „Purismus und Sprachbereicherung" [3]) vom Jahre 1779.

Unter den mannigfachen Versuchen der Zeit hat die Laune des Gebrauchs allerdings nur das wenigste zu dauerndem Leben zurückgerufen. Schon Herder vermutete in den „Fragmenten", dass sich ein kühnes Genie wohl manchmal mit seinen Goldklumpen betriegen werde, aber fügte beruhigend hinzu, es habe dann doch, wenn der Sprachphilosoph sie probiert und geläutert habe, wenigstens Gelegenheit zu chymischen Versuchen gegeben. Auch Wieland selbst erhob Einspruch gegen das blosse Spielen mit Archaismen. Hier ist Ad.s Stellung schon vorgedeutet; von seinem Standpunkt konnte er wirklich nur gutheissen, was schon der allgemeine Gebrauch auf-

[1]) Vgl. Sämmtliche Werke, Leipzig 1796, Bd. 23, 315—343.

[2]) Vgl. Miller, Ged. S. 471 und dazu Kraeger, J. M. Miller, S. 93 f.

[3]) Gedike „Gedanken über Purismus und Sprachbereicherung" im „Deutschen Museum" 1779, Bd. 2, 385—416; vgl. Jean Paul, a. a. O. S. 667.

genommen hatte; und zur Ausübung dieses Richteramtes war es gut, dass er persönlich so gar keine Freude an jenen Goldklumpen hatte; so war er gänzlich unbefangen. Dann aber zeitigte die neue Bewegung hässliche Auswüchse. So veröffentlichte z. B. Wilh. Chp. Siegm. Mylius im Jahre 1777 die Übersetzung einiger Märchen des Grafen Hamilton, in denen jeder Schriftsprache durch gewaltsamste Verstümmelung der Laut- und Flexionsformen, sowie jedem Stilgesetz durch Zusammenraffen längst veralteter und niedrig provinzialer Wörter Hohn gesprochen wird. Diese sind dann auch in einem angehängten „Vokabularius“ noch einmal übersichtlich zur Schau gestellt und darum wird dies Buch auch hier aus der Flut der ähnlichen Litteratur jener Tage herausgehoben. Denn die Bemerkungen, die Mylius seinem an sich wertlosen, aus Frisch, dem Logau-Wb. und dem Glossar zu den „Proben der Minnesänger“ flüchtig zusammengerafften Wb. hinzugefügt hat, geben uns mancherlei Aufschlüsse über die Geschichte der Wörter. In seiner Zeit aber musste das Buch die Besonnenen abstossen. In dieser einseitigen Übertreibung und der unbeabsichtigten Brauchbarkeit für unsere Zwecke entspricht es recht dem berüchtigten, aus gerade entgegengesetzten Tendenzen verfassten Neologischen Wörterbuch Schönaichs, das jetzt in der überaus lehrreichen Ausgabe von Köster vorliegt und das hier auch herangezogen werden musste.

Hatten solche Bücher, wie das von Mylius, damals wirklich ihre Geltung, so wäre jener merkwürdige Übergang Ad.s zu engherzigen Abwehrtheorieen nicht schwer zu begreifen. Im „Magazin“[1]) erklärt er nicht ohne Sophistik: „So wenig ein Stäubchen Materie sich aus dem Bezirke der Welt verlieren kann, so wenig eine einmal erworbene Kenntniss aus dem ganzen Zusammenhange der Dinge verloren gehen kann, so wenig wird sich auch ein notwendiges, nützliches und dem Ganzen angemessenes

[1]) Magazin I, 1, 29.

Wort aus einer Sprache und Mundart verlieren können. Es ist daher unbillig und der Absicht einer Schriftsprache zuwider, dergleichen Auswurf scheinbarer Nebenursachen wegen wieder zurückzurufen." Das klingt hart, aber es bleibt zu bedenken, dass Ad. ein kritisches Wb. schreiben wollte und dass es dessen Aufgabe nicht ist, die altertümlichen Schätze einer Sprache bewusst hervorzuheben, wie später die Brüder Grimm [1]) wollten.

Ad.s Bannspruch „Veraltet" trifft zunächst eine Reihe von Wörtern für Einrichtungen und Sitten des Mittelalters. Die Aufklärung sah in ihm eine dunkle, barbarische Zeit, in deren endgültiger Überwindung man sich nicht glücklich genug preisen konnte und die man selbst in jeder Erinnerung von sich fern zu halten suchte. Das junge Geschlecht mit Herder an der Spitze fand dagegen in ihm „Herz, Wärme, Blut, Menschheit, Leben", die es dem selbstklugen Jahrhundert zurückgewinnen wollte. So suchte es auch, wenn nicht seine Bräuche, doch die lebendige Erinnerung an sie auf alle Weise zurückzuführen, um zugleich auch zur Belebung des Stils neue kraftvolle Bilder und Vergleiche zu gewinnen. Aber Ad. war auch dieser Förderung abgeneigt und mahnte gerade zu aller Vorsicht und Zurückhaltung in der Bildlichkeit des Stiles. So werden als veraltet verzeichnet z. B.:

Acht: Er bemerkt: „Übrigens gehöret dieses Wort mit seinen Zusammensetzungen unter diejenigen, welche mit der Sache selbst aus der Übung gekommen sind." Wir verwenden heute „in Acht und Bann thun" auf die mannigfaltigsten Verhältnisse. Auch Ad. sagt schon im Wb. (2): „welche . . . grösstentheils aus der Übung gekommen sind". Wir sehen, wie dem scharf beobachtenden Gelehrten auch das allmähliche Durchdringen des Wortes nicht entgeht. Das Neologische Wb. hatte noch Haller wegen der bildlichen Anwendung des Wortes verspottet.

[1]) D.Wb. Vorr. Spalte XIX.

Mehrere Ausdrücke für Kampf und Ähnliches:

Abenteuer, das wenig mehr vorkomme. Im Wb. (2) erklärt er näher, es komme „mehrenteils nur in scherzhaftem oder verächtlichem Sinne vor". Dieser Sinn herrscht auch heute in der gewöhnlichen Umgangssprache.

Absage: Lessing aber sprach wieder von seiner „ritterlichen Absage" (Lachmann 10, 132). Bald ward es allgemeiner für „abschlägiger Bescheid" gebraucht.

Fehde: Ad. nennt es „ein gänzlich veraltetes oder doch nur zuweilen in der komischen Schreibart gebrauchtes Wort". Diese Verwendung liegt uns heute gänzlich fern. Auch wir können zwar mit manchen Wörtern eine scherzhaft altertümelnde Wirkung erreichen, z. B. mit dieweil, gelahrt, erklecklich, etzlich, weidlich, aber Wörter wie Fehde sind uns gänzlich zurückgewonnen.

Hader: Das zugehörige Verbum hadern weist er ins gemeine Leben, wo es zuweilen vorkomme, lässt aber diese Bemerkung im Wb. (2) fort;

Schlacht, das seltener zu werden anfange und wofür man lieber Treffen sage.

Ferner einige Ausdrücke für Kämpfer und Held:

Degen, obwohl es von Lessing im Logau-Wb. empfohlen und dann von ihm und anderen gern gebraucht worden war. Hier verschärft Ad. einmal im Wb. (2) wohl im bewussten Gegensatz zu Lessing sein Urteil über dies Wort und weist es in die komische Schreibart, wonach dann auch Wieland im „Geron" in der Gesamt-Ausgabe der Werke von 1794 f. änderte.[1]) Hier hat sich sein Urteil durchgesetzt, weil Degen auch heute meist noch unter Verkennung seiner Etymologie als eine etwas übertriebene Metapher (gleich Haudegen) angesehen wird.

Hüne, das er in der Form Heune verzeichnet und nur noch beim gemeinen Haufen Niedersachsens kennt.

[1]) Vgl. Singer, Über Wielands Geron in Zachers Zs. f. deutsche Philologie 25, 220—252 (1893) S. 243.

Kämpe, zu dem Mylius bemerkt: „Jetzt können wir das veraltete Wort wieder hervorsuchen". Nach Rudolf Hildebrands Meinung (im D.Wb.) war das Wort auch noch Goethe und Schiller unbekannt. Er meint, ein einflussreicher Schriftsteller könne es lediglich aus Adelung erneut haben; mehr spricht für jene Bemerkung bei Mylius.

Knappe, Recke. Wigand: sogar dies auch heute veraltete Wort suchte Wieland zu beleben. Gleichzeitige Kritiker warfen ihm vor, er habe es aus Reimnot getan; Mylius verteidigt ihn gegen solche „hirnlose Zeitungsschreiber". „Weigand" gebraucht Bürger.

Aber auch gegen Bezeichnungen friedlichen mittelalterlichen Lebens verhielt Ad. sich ablehnend. Gegen das Wort

Minne führte er einen hitzigen Kampf, vielleicht gerade, weil es zu jener Zeit sehr schnell Modewort ward. Im Wb. nennt er es veraltet, im Dtsch. Stil (1, 96) aber „um mehrere Grade tiefer stehend als Liebe", auch giebt er ihm hier wegen seiner verkleinernden intensiven Form einen dunklen und kindischen Begriff. Es ist auch heute nicht zum rechten Leben gekommen, ebensowenig wie

meinen (gleich lieben), trotz Bürgers „Mädel, das ich meine", auf das Mylius stolz verweist, und Schenkendorfs „Freiheit, die ich meine". Auch

Buhle wird heute meist nur in der Dichtung gebraucht, soweit man überhaupt noch zu dem alten edlen Sinne zurückzugreifen vermag, in dem es z. B. Goethe gebraucht, und nicht der verurteilenden Bedeutung nachgiebt, die dem Worte wohl der Göttinger Kreis verliehen hat.[1]) Unter „hold" bezeichnet Ad.

abhold als „grösstentheils veraltet". Schon Heynatz bemerkt dann: „Verschiedene Modeschriftsteller haben es seit einiger Zeit in Gunst genommen und gebrauchen es

[1]) Vgl. Kraeger a. a. O. S. 79.

mehr als zu oft ... vermutlich wird es sich nun im Gebrauch halten."

Kemnate kennt Ad. nur in der Bedeutung „steinernes Gebäude" im gemeinen Leben vieler Gegenden üblich. Lessing (Lachmann 11, 626) fand ohne Hülfsmittel vorsichtig tastend die Bedeutung „Zimmer", die heute wohl wieder ziemlich bekannt ist.

Ferge ist auch heute ein seltenes Wort. Stosch (Kl. Beitr. 2, 200), der sonst den Archaismen nicht abgeneigt ist, bemerkt, es wäre lächerlich, das Wort für Schiffer wieder aufzunehmen.

Gau, das auch Mylius empfiehlt, beginnt aber, wie es im D.Wb. heisst, „wirklich in unserer Zeit ein neues Dasein im Vereinsleben".

Einige Wörter haben allgemeinere Bedeutung erhalten:

ebenbürtig nennt Ad. im Wb. (1) „zuweilen in den Rechten und Gebräuchen der mittleren Zeiten üblich", lässt diese Bemerkung aber sehr bezeichnend im Wb. (2) fort;

frönen kennt er nur in dem alten rechtlichen Sinne von „Dienste leisten", ebenso

huldigen nur im Sinne von „Treueid leisten", noch nicht „den Leidenschaften frönen, den Frauen huldigen" u. a.

Wie Ad. die Erinnerungen an die Ritterzeit von sich fern hielt, verbannte er auch alles, was mit einer Äusserung urwüchsiger sinnlicher Kraft und tiefer Empfindung zusammenhängt. Schon das eine der beiden Worte, die die ganze Periode charakterisieren,

Drang ist Ad. unbekannt, er kennt es nur in der veralteten Bedeutung „Gedränge". Das Wort war eben, wie die Sache den „Aufgeklärten" fremd; „es" dichtete und sang nicht in ihnen und sie mochten nicht einer geheimnisvollen inneren Eingebung folgen, weil sie nicht genügende Gewähr für die um jeden Preis erstrebte Klarheit, für Richtigkeit und Verständlichkeit zu bieten schien. Aus ähnlichen Gründen bezeichnet Ad. als veraltet:

Behagen: im Wb. (1) nennt er es „grösstentheils veraltet“; die Ableitung „behaglich“ fehlt ganz. Im Wb. (2), wo er diese verzeichnet, wehrt er sich bereits gegen den Neugebrauch des Wortes Behagen, indem er bemerkt, man habe das Wort vermutlich um des Nebenbegriffes der Dunkelheit oder Sinnlichkeit willen veralten lassen, bis es von einigen neueren Schriftstellern wieder hervorgezogen worden sei. „Wenn es in der philosophischen Schreibart geschiehet“, fügt er bezeichnend hinzu, . . . „so ist nichts dawider einzuwenden; allein in anderen Fällen sollte man damit ein wenig sparsamer seyn, indem das Behagen in seiner wahren Bedeutung sinnlichen und unkultivierten Menschen angemessener ist, als aufgeklärten“. Man stritt über das Wort, das schon Breitinger[1]) empfohlen hatte, auch sonst viel hin und her, wie Rüdiger[2]) in seinem kleinen Hallischen Idiotikon berichtet.

bieder: im Wb. (1) zu Anfang, wo seine Polemik noch nicht ausgebildet ist, klingt es wie ein schöner Nachhall aus dem Logau-Wb., wenn er bemerkt: „Die neuern Dichter haben dieses gute Wort, welches man sehr unbillig veralten lassen, wieder einzuführen gesucht.“ Er erwähnt aber Lessings mit keiner Silbe. Im Dtsch. Stil (1, 90) lässt er sich dann zu heftiger Abwehr gegen dies Wort hinreissen.

frommen: auch Heynatz empfindet es als „von neueren hervorgesucht und überlästig oft gebraucht“.

gebahren: Ad. kennt es nur noch aus dem Canzleistil. Mylius verzeichnet es, ohne es zu empfehlen. Heynatz verweist es in den Ritterromanstil der Zeit. Es wird dann eines der unentbehrlichen Lieblingswörter Goethes (s. D.Wb.).

hehr: es gilt ihm als „völlig veraltet“; noch 1792 empfiehlt Wieland das edle, uns wert gewordene Wort nachdrücklich zur Wiederbelebung (vgl. D.Wb.).

[1]) a. a. O. S. 211.

[2]) a. a. O. Stück 2, S. 65.

Sälde: das auch heute noch um Anerkennung zu ringen hat[1]).

Wonne: Ad. bemerkt, die neuern Schriftsteller hätten es ohne Not wieder in Gang gebracht, indem es bei seinem dunklen Bau wenig mehr sagen könne, als Freude.

Auch der Sinn für die Schätze unseres Volkes in Sage und Dichtung musste erst gegen die spröde Aufklärung zurückgewonnen werden. Das zeigt Ad.s Kritik an einigen Wörtern für Sagengestalten:

Elfe verzeichnet er nicht in einem besonderen Artikel, was auch Jakob Grimm im D.Wb. tadelnd bemerkt, sondern erwähnt es nur unter „Alp" als eine Bezeichnung bei den alten nordischen Völkern, obwohl es Wieland schon 1764 in der Übersetzung des Sommernachtstraums gebraucht hatte. Mylius verzeichnet es, ohne es zum Wiedergebrauch zu empfehlen, und glossiert es mit Schutzgeist. Unter „Alp" selbst spricht Ad. höhnisch von der Geisterlehre des grossen Haufens.

Fee glossiert er: „eine Art erdichteter Untergöttinnen, so die verderbte Einbildungskraft wider alle Kenntnis der Naturkräfte ersonnen hat", während Gadebusch[2]) hs. bemerkt, die Dichter hätten angefangen, sich des Wortes zu bedienen.

Gefeit kennt Ad. noch gar nicht.

Nix nennt er ein erdichtetes Wassergespenst, mit dem man noch im gemeinen Leben die Kinder zu schrecken pflege.

Nixe verzeichnet er gar nicht.

Unhold kennt er nur in der eingeschränkten Bedeutung „Zauberer"; das Neol. Wb. spottete über das Wort: „Das klingt hexenmässig".

Auch volkstümlicher Redeweise steht er natürlich fern; so bemerkt er unter „begeben": „Man hüte sich, dass man das veraltete ekelhafte „und es begab sich" nicht wieder in die historische Schreibart aufnehme". Einen so kräftigen Ausdruck, wie „gar lieblich anzusehn", in dem er das

[1]) Kraeger, a. a. O. S. 95.

[2]) Vgl. die Abkürzungen.

„anzusehn“ als in der edlen Schreibart veraltet erklärt, sucht noch Jakob Grimm gegen ihn zu retten. Zu „ade“ merkt Ad. an: „Mit Recht haben die Neuern das alberne Wort veralten lassen“. Jakob Grimm erklärt dies aus der Verbildung des 18. Jhs. Es wäre allerdings noch eine erträgliche Eindeutschung für unser unwürdiges „à Dieu“ gewesen und ist heute auch der guten Prosa nicht fremd.

Um der Sprache von neuem Kernhaftigkeit zu verleihen, griffen die Sprachbildner nicht nur auf alte Wörter, sondern auch auf ältere, meist kürzere Formen oder auch ältere Bedeutungen von noch bekannten Wörtern zurück. Besonders gern liess man das scheinbar oft überflüssige Kollektivpräfix Ge- sowie das Präfix Be- vor Substantiven fort. Auch diese Bildungen, die uns z. T. heute wieder geläufig geworden sind, bezeichnet Ad. noch als veraltet. So z. B.:

Brauch, das Ad. als noch von Dichtern in Andenken erhalten kennt,

Dank für Gedanke,

Fahr, auf das z. B. Wieland im Glossar zum Oberon weist,

Gier, das sich Herder[1]) aus Abbt vermerkte,

Hirn,

Rausch für Geräusch, das Ad. aus dem Göttinger Musenalmanach vom Jahre 1776 belegt, das aber auch uns nicht geläufig geworden ist,

Ruch für Geruch, das Goethe[2]) im Westöstlichen Divan gebrauchte, nach Naumanns[3]) Meinung es geradezu aus Adelungs Wb. übernehmend, während ihm doch bei seiner Bibelfestigkeit die bei Ad. citierten Lutherstellen direkt vorbildlich sein konnten,

Sang,

Schick für Geschick, das Lessing im 14. Literaturbriefe aus Wieland als schweizerisch anmerkte,

[1]) Werke 2, VIII Anm.

[2]) Vgl. Weimar. Ausgabe 6, 139.

[3]) Naumann, Über Herders Stil. Programm des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums zu Berlin. 1884. S. 24.

Schmack für Geschmack u. a. m.

In älterer Bedeutung gebrauchte man z. B. die Wörter:

after (= nach): so sagte man Afterwelt für Nachwelt, Afterzeit für die Zeit der Nachkommen, ohne sich an die Bedeutung des Unechten zu kehren, die das Wort einmal erhalten hatte und die dann allerdings besonders stark erst durch die vaterländische Lyrik der Göttinger[1]) ausgebildet wurde. Afterzeit hatte sogar Ramler[2]) als dichterisch empfohlen. Solche Missgriffe weist Ad. mit Recht zurück.

bar (beraubt, bloss), das noch Wieland in den Anmerkungen zum Geron[3]) erklärt, das aber heute in der Dichtung wohl allgemein verständlich ist.

bestehen (= siegreich ertragen, überstehen); der Gebrauch ist uns ganz geläufig geworden. Man versuchte es damals auch in anderen aktivischen Bedeutungen neu zu gebrauchen, so für mieten, angreifen u. a. Ad. verzeichnet auch diese Versuche, weiss aber noch nicht, welcher durchdringen wird. Er spricht, wie meistens, sehr allgemein von einigen neueren Schriftstellern; im Museum (1) S. 209 wird bestimmt Ramler als Erneuerer genannt.

Dank (= Belohnung des Siegers); so verwandte es Wieland im Geron[4]) und im Oberon[5]), wohl durch Ad.s Notiz angeregt. Später folgten andere.

dick (oft); Wieland holte auch dies einmal wie das in den Schriften der Schweizer oft gebrauchte fast (sehr) hervor. (Vergl. die Belege im D.Wb.)

durstig (kühn): Ad. giebt reiche Belege aus Luthers Bibel-Übersetzung und regte dadurch gewiss zur Nachahmung an. Wieland im Oberon-Glossar schreibt einige Belege aus Ad. aus (vergl. S. 321).

---

[1]) Vgl. Kraeger, a. a. O. S. 80.
[2]) a. a. O. Bd. 1, 222.
[3]) Teutscher Merkur 1777, S. 133.
[4]) Ebenda.
[5]) Vergl. Glossar zum Oberon S. 320.

eitel (= lauter); vergl. Dtsch. Stil 1, 88 und Wielands Oberon-Glossar S. 321.

Elend (= Ausland, Verbannung); Ad. kennt diese Bedeutung noch aus einigen Redensarten; Heynatz tadelt die Verwendung, die auch heute nicht wieder geläufig geworden ist.

Knecht (= Knappe),

Milde (= Freigebigkeit),

Schimpf (= Scherz),

Wandel (= Fehler) u. a. m.

Einige Wörter, die Ad. als veraltet bezeichnet, sind durch englische Litteratureinflüsse, die damals stark auf Deutschland wirkten, neu belebt worden. Die Lautgestalt von

Elfe ist durch englischen Einfluss endgültig bestimmt worden, obwohl noch Jakob Grimm [1]) dagegen Einspruch erhebt.

Erneuert wurden damals:

Heil als Zuruf; das Neol. Wb. hatte es als „brittenzend" verspottet, auch Gottsched [2]) hatte es auf englischen Einfluss zurückgeführt; ihm zum Trotze müht sich Ad., es als im Deutschen althergebracht zu erweisen.

Halle; Ad. bezeichnet es in allen seinen Bedeutungen als veraltet. Ramler im „Batteux" [3]) bemerkt: Zu den fremden Wörtern rechnen wir auch die alten Wörter, die den meisten Provinzen Deutschlands fremde geworden sind, anstatt verdeckte Gänge oder Vorhöfe sagt ein Poet die Hallen.

Heim; mit ihm wurde auch wieder daheim üblich, das noch Heynatz als scherzhaft empfindet, und anheimeln, das bei Ad. ganz fehlt. (Vergl. auch Heimat.)

Auch zu Bedeutungserweiterungen und Neubildungen regte englischer Einfluss an. Zu

Laune bemerkt Ad.: „Es ist besonders in den neueren Werken des Witzes aufgenommen worden, das englische

---

[1]) D. Wb. Bd. 3 Sp. 400.

[2]) a. a. O. (vergl. 14) S. 5, 398, 534.

[3]) a. a. O. s. o.

Humour auszudrücken. „Humor“ selbst verzeichnet Ad. noch nicht. Auch der sonst über Purismus freimütig denkende Gedicke [1]) sagt: „es haben sich izt schon hie und da manche englische Wörter unnöthiger Weise eingeschlichen, z. B. Humor, Spleen, Sneer u. s. w.“.

Schöpfung im Sinne von Welt verzeichnet Ad. schon ruhig als edel, während es das Neol. Wb. noch mit wütendem Spott als über den Kanal gebrachte Handelsware verfolgt hatte.

empfindsam nennt Ad. „von einigen Neuern gebildet und durch Yoricks empfindsame Reisen in Aufnahme gebracht.“ Lessings Empfehlung war ihm wohl unbekannt.

Sehr selten hat sich Ad. veralteter Wörter angenommen; zu

Besonnenheit bemerkt er: „ein gutes altes oberdeutsches Hauptwort, dasjenige auszudrücken, was man in den neuern Zeiten aus Unwissenheit der deutschen Sprache mit der nach dem Französischen gebildeten Gegenwart des Geistes ausdrücken wollen.“ Unter „Achselträger“ heisst es: „Die Oberdeutschen drückten den Begriff eines solchen Häuchlers ehedem durch Paidenthalbner eigentlich Beidenhalbner aus“, welches gute Wort man zur Ungebühr veralten lasse.

Abzucht (— Kanal, Kloake) nennt er ein gutes, aber in der Büchersprache der Deutschen wenig bekanntes Wort.

Weichling, ein gutes altes Wort. Es ist uns heute wieder geläufig.

Ad. gesteht auch selbst im Dtsch. Stil [2]) zu, die Sprache müsse alte Wörter haben, gleichsam „Sparpfennige und seltene Münzen“, wie Jakob Grimm [3]) es ausdrückt, aber er scheint hier mehr der Vollständigkeit seines Systemes halber, als aus eigenem Triebe zu reden, und um nicht hinter seinen konservativen Vorgängern zurückzubleiben.

---

[1]) a. a. O. (vergl. 521) S. 397.
[2]) 2. 51, vergl. S. 285.
[3]) D. W. 6. Vorr. Spalte XIX.

Er nennt Halle, Veste für Festung, Odem für Athem, Reihen für Tanz. Auch die verschwindende Anzahl der Belege ist bezeichnend.

Wo Ad. im übrigen „Reinigkeit“ und Richtigkeit gewahrt sah und keine Gefahr von den Archaismen fürchtete, zeigt er sich auch nachsichtig gegen sie, so bei Ramler; hier begnügt er sich einfach zu verzeichnen, dass er z. B.

ob = wenn auch,
vor = vorher,
Reisige = Ritter,

wiedereinzuführen gesucht habe. Das spricht gewiss nicht für sein Verständnis dichterischen Wertes, wohl aber für die Folgerichtigkeit seiner Lehre, die auch Duldsamkeit gekannt hätte, sobald die Gefahr beseitigt schien. Kann er sich aber auch einmal selbst mit Ramler nicht einverstanden erklären, so ruft er ruhig den Gebrauch als künftigen Schiedsrichter an, wie bei Darben als Transitivum z. B. Geldes darben, oder spricht höflich und unpersönlich, wie bei

conterfeyn und conterfaiten, wo er anmerkt: „Einer unserer berühmtesten Dichter hat beide Wörter wieder in die höhere Schreibart aufzunehmen gesucht; aber man sollte sie immer der Vergessenheit überlassen, in der sie schon begraben liegen“; er hat wohl Wieland im Sinne. Heute gehört konterfeien der vertraulichen, scherzhaften Rede an.

Auch sind bei Ad. natürlich schon eine grosse Anzahl von Wörtern, um deren Durchsetzung die frühere Zeit noch kämpfen musste, unbedenklich und vollgiltig verzeichnet; so aus Breitingers Dichtkunst

fussen auf,
Misston,

unterjochen und die zahlreichen neuen Zusammensetzungen. Hier hatte eben der Gebrauch entschieden, den Ad. von seinem Standpunkt aus peinlich genau befragen musste.

Provinzialismen.

Ad.s Stellung zu den Provinzialismen war noch von wesentlich anderen Rücksichten abhängig, als sie etwa heute bestehen. Obwohl beinahe ein Vierteljahrhundert seit Pater Dornblüths „Observationes“ verflossen war, kämpfte die süddeutsche Reichssprache noch immer um ihr Bestehen,[1]) und auch die Schweizer wollten viele ihrer dialektischen Eigenheiten als gleichwertig neben den hochdeutschen Ausdrücken durchsetzen, was dann aber erst den folgenden Grossen in Auswahl vorbehalten blieb.[2]) So galt es, die Einheit des Hochdeutschen noch schroffer abzugrenzen. Und solange diese Einheit noch nicht überall sicher bekannt war, hatte Ad. auf die Lernenden, die sich aus seinem Werke über das echte Hochdeutsche Aufschluss holen wollten, Rücksicht zu nehmen. Welch reichen Nutzen es hier stiftete, dass nun wirklich einmal ein streng hochdeutsches Wb. entstand, mag eine kritische Bemerkung Mendelssohns[3]) über Zimmermanns verbesserte Schrift „Von dem Nationalstolze“, die in Zürich 1760 erschienen war, zeigen. Er sagt, an einigen Stellen sei die Mühe allzumerklich, welche sich der Verfasser gegeben habe, die ihm fremde hochdeutsche Mundart zu erraten. Er suche öfter Redensarten, die nicht gesucht, sondern durch den Umgang eingesogen werden mussten, und verfehle dadurch nicht selten ihren wahren Nachdruck. Neben der sprachlichen Unsicherheit ging das bewusste Bestreben, der

---

[1]) Socin, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen. Heilbronn 1888. S. 429—439.

[2]) Köster a. a. O. S. 520.

[3]) Vergl. Goldstein „Beiträge zu lexikalischen Studien über die Schriftsprache der Lessingperiode“ in der „Festschrift zum 70. Geburtstage, Oskar Schade dargebracht“, Königsberg i. Pr. 1896. S. 51—66; s. bes. S. 57.

Die Stelle aus Mendelssohn steht im 143. Litteraturbriefe und in den Gesammelten Schriften 4, 2, 225. Ähnliche Belege über die sprachliche Unsicherheit in Oberdeutschland sind aus der früheren Zeit überaus häufig.

Sprache die von Herder so schön und eindringlich empfohlenen Idiotismen zuzuführen. Dadurch ward viel Übertriebenes und Unhaltbares, wie unter den Archaismen, herbeigebracht; so musste Ad. das Gute mit dem Schlechten absperren, zumal auch hier nicht die Entscheidung des allgemeinen Gebrauchs abgewartet werden konnte. Persönlich liess Ad. sich allerdings zu sehr von seiner Abneigung gegen alles Volkstümliche auch hier leiten. Er hat selbst einmal[1]) eingestanden, dass Kraft, Nachdruck und Anschaulichkeit als Vorzüge des Ausdrucks gelten müssten und dass man diese in der Sprache des niedrigen Volkes finde, hat sich aber beeilt, hinzuzusetzen, dass diese Eigenschaften Vorzüge teils nur unter gewissen Umständen, teils höheren und wesentlicheren Eigenschaften untergeordnet seien. Wo er keinerlei Gefahr sieht, dass Provinzialismen ins Hochdeutsche eindringen, führt er sie, wie die Archaismen, unbefangen und reichlich an und zwar meist nicht in besonderen Artikeln, sondern als Synonyma für hochdeutsche Wörter.

Die Litteratur, die ihm hierfür zu Gebote stand, war nur für das Ndd. reichlich. Im Jahre 1755 hatte Richey sein kleines, aber ausgezeichnetes Idioticon Hamburgense, 1756 Strodtmann sein Idioticon Osnabrugense, 1767—71 die bremische deutsche Gesellschaft ihr grosses, grundlegendes bremisch-niedersächsisches Wörterbuch veröffentlicht. Bocks kleinen Entwurf eines preussischen Wb.s (Königsberg 1759) kannte Ad. wohl nicht. Unter „hell (1)“ hat Ad. ein, soviel sich ermitteln liess, sonst nicht bekanntes Hennebergisches Vokabularium eines gewissen Zehner vom Jahre 1622 angeführt.

Weniger gut war für das Obd. gesorgt. Ad. selbst forderte dringend obd. Idiotika.[2]) Für sein Wb. war er auf die allgemeinen in Oberdeutschland gearbeiteten Glossarien von Henisch, Cramer u. a. angewiesen, sonst

---

[1]) Mag. 2, 2, 21.
[2]) Vergl. Lehrgeb. 1, 80.

boten sich etwa noch Petris Bibelglossar[1]) vom Jahre 1523 und aus der neueren Zeit Popowitschens „Untersuchungen vom Meere".[2]) Sprengs[3]) leider nicht zum Druck gelangtes grosses Wörterbuch blieb Ad. natürlich unbekannt.

Sein offener Sinn für provinzielle Wörter und ihren mundartlichen Sonderwert zeigt sich besonders gut z. B. unter „schlagen", wo er 41 volkstümliche Ausdrücke zur Vergleichung heranzieht. Ähnliche Zusammenstellungen finden sich unter Agen, Alp, ekel, flistern u. s. f.

Wichtiger für die Wortgeschichte ist seine Kritik an den Wörtern, die auch schon zu seiner Zeit irgendwelche Beziehung zum Schriftdeutschen gewonnen hatten und denen er den Eingang ins Hochdeutsche verwehrt. Von den als ndd. bezeichneten Wörtern sind uns völlig geläufig geworden:

Ärger (= Verdruss), das noch Heynatz als Lieblingswort einiger Modeschriftsteller verbannen will,

beschwichtigen, das er noch gar nicht in der alphabetischen Reihenfolge mit aufführt, sondern nur zufällig unter „schweigen" in der Form „beschwigtigen" erwähnt,

binnen,

blank,

Bucht (= Bay), das Ad. zuerst verzeichnet,

dicht (= nahe),

düster,

ebben; Ad. verzeichnet es als nds. nur nebenher unter „Ebbe". Gdb. merkt es sich als ungewöhnlich aus der Berliner privil. Zeitung von 1763 an. Klopstock und Goethe gebrauchten es dann auch in übertragenem Sinne. Besonders gern werden dann aber die von der Bewegung

---

[1]) Vergl. u. „ähnlich".

[2]) Mag. 1, 2, 44—60 hat Ad. selbst die „Litteratur der deutschen Mundarten" gegeben, wo noch einige kleine Arbeiten aus Zeitschriften genannt werden. Auch hier klagt er über den gänzlichen Mangel obd. Idiotika, weswegen niemand im Ernste an ein allgemeines deutsches Wb. denken könne.

[3]) Socin, Allgemeine deutsche Biographie 35, 292.

des Meeres entnommenen Wörter fluten, das Ad. nur als unpersönliches Wort im beschränktesten Sinne und wogen, das er gar nicht kennt, gebraucht.

flau,

flink,

flott,

flugs,

hapern,

hastig; „Hast“ und „hasten“ fehlen daneben ganz. Heynatz kennt das Substantivum nur als nds., will es aber für Übereilung auch hd. „wagen“, von der Aufnahme des Wortes hasten „sieht er keinen Vorteil“. Voss (vergl. D.Wb.) bemerkt: „Da wir Hast und hastig in der Schriftsprache haben, warum vernachlässigen wir das alte hasten?“

Laken,

prunken,

sacht,

schmuck, das Mylius ohne besondere Empfehlung verzeichnet,

schnippisch (wie schmuck im „Faust“),

verblüffen; Ad. stellt noch die Form verbleffen voran und denkt gar nicht an die Möglichkeit der Aufnahme dieses Wortes; Stosch [1]) hatte es schon 1778 aus Bodes Shandy-Übersetzung (3, 6) belegt und bemerkt: „Ich habe das Wort sonst noch bei keinem hochdeutschen Schriftsteller angetroffen . . . ich will hier den Herrn Übersetzer des Tristrams Shandy weder deswegen tadeln, noch auch vertheidigen, sondern es anderen überlassen, ob sie es für gut finden werden“ u. s. w.

Wirrwarr; Lessing hatte dies Wort und ähnliche Bildungen z. B. Schnickschnack wie so vieles andere dankbar aus dem Ndd. aufgenommen und gern gebraucht. Die genannten Wörter erlangten eine gewisse Berühmtheit, weil man sie viel nachahmte und sich im Kampfe gegen

[1]) Kl. Beitr. Bd. 1, 22.

Ad. auf sie berief. Auch im Dtsch. Stil[1]) spricht sich Ad. wiederholt dagegen aus.

Viele Wörter sind, wie auch die besonderen Anwendungsweisen vieler Wörter, mundartlich geblieben, obwohl sie von angesehenen Schriftstellern gebraucht wurden, z. B. „äspern", das Gleim gebrauchte, „glau", das Lessing „auf alle Weise in unsere Büchersprache aufgenommen" wissen wollte, nährlich (- kaum) und prachern (— betteln), die Bürger gebrauchte, sodann z. B. abstehen, das Lessing - abtreten gebraucht. Viele haben auch nicht unbestritten die Würde der Schriftsprache erhalten; so drall, obwohl es Lessing gebrauchte, schnurrig u. a. m.

Von den als obd. bezeichneten Wörtern sind uns geläufig geworden:

abhanden,

abschweifen, bei dem Heynatz bemerkt, Wieland und seine Nachfolger hätten es so häufig gebraucht, dass er es nicht mehr als im Hochdeutschen ungewöhnlich bezeichnen möchte,

Ahn, an dessen Gebrauch im Sing. man im Hochdeutschen nicht viel Geschmack gefunden zu haben scheine,

allgemach,

Ampel,

Ärmlichkeit,

behelligen, das Mylius empfiehlt,

behende,

behindern,

deuten,

dumpf, ein Lieblingswort Goethes,

Eigenschaft,

ergrauen,

förderlich,

fortan,

gemeinsam, das auch Lessing fremd erschien (vergl. Lachmann 10, 660),

---

[1]) 2, 417.

gestalten,
gewahren,
Hader,
hätscheln,
klaffen,
kosen, das bald so beliebt ward, dass es Heynatz 1797 als dichterisches Modewort tadelt,
kostspielig,
lugen, zu dem Mylius bemerkt: „Der Einführung ins Hochdeutsche vollkommen würdig“;
mehrmals,
unbefangen, zu dem Mus.(2)[1]) bemerkt wird: „Unbefangen ist auch nur seit kurzem wieder Mode geworden. Es kommt bloss auf einen guten Schriftsteller an, durch einen passlichen Gebrauch das befangen auch in Glanz zu bringen“.
Unbill, zu dem das Neol. Wb. bemerkte: „Wir sind noch nicht so weit, es zu verstehn“, nachdem es Breitinger[2]) empfohlen hatte, und das dann auch Mylius empfiehlt
vergeuden, das ebenfalls von Breitinger[3]) und Mylius empfohlen wird,
versteigern,
weitschichtig.

Viele Wörter sind auch uns nur aus Dichterstellen, z. B. firn, Halde, jach, oder aus der gehobenen Sprache überhaupt z. B. sich ergehen, erharren u. a. m. bekannt.

Neubildungen.

Ad. selbst erkannte Neubildungen durch Ableitung und Zusammensetzung als ein Mittel der Sprachbereicherung an[4]) und hat auch in seinem Wb. den überaus reichen

[1]) Bd. 2, 530.
[2]) a. a. O. S. 210.
[3]) ebd. S. 55.
[4]) Vergl. Mag. 1, 4, 36—78: „Von neuen Wörtern durch die Ableitung“.

Zuwachs, den seine Zeit erfuhr, unbefangen gewürdigt, soweit die neugebildeten Wörter nicht gegen die herrschende Analogie, gegen Geschmack und Verständlichkeit zu verstossen schienen. Er hat auch den Ableitungssilben und Kompositionsgliedern besondere Artikel gewidmet, die dankenswerte Zusammenstellungen enthalten, und hat hier sogar selbständig auf die Mittel verwiesen, die ihm zu immer neuer Sprachbereicherung geeignet schienen.

Unter den Substantiven mit ableitenden Suffixen erkennt er die Endung -er (aus âri) als ein solches Mittel an, wie auch Ramler im Batteux unter den nach der Sprachähnlichkeit gemachten Neubildungen Wörter auf -er genannt hatte. Ad. verzeichnet z. B.

Beter, Donnerer, Hasser, Seher, Streiter als poetisch, was sie noch heute sind. Er führt hier ruhig Klopstock an, ohne sich um den Spott des Neol. Wb. zu kümmern. Von den bei ihm als Neubildungen verzeichneten sind uns heute geläufig:

Bewohner, das doch auch schon Gdb. als häufig gebraucht verzeichnet,

Denker; Ad. hat sich gegen dies Wort heftig gewehrt. Mag. 1, 3, 158 nennt er es „ein aus mehr als einer Ursache verwerfliches Wort“ und erläutert Mag. 1, 4, 59 näher: „Es soll eine zum Nachdenken gewöhnte Person bezeichnen und bedeutet doch weiter nichts, als eine Person, welche denkt oder denken kann, welches für den obigen Begriff viel zu wenig sagt.“ Wir müssen gestehen, die hierbei in Anwendung gekommene Analogie ist in der That überaus selten; aber sie ist doch auch schon zu Ad.s Zeit z. B. bei „Kenner“, wie das Wb. ausweist, völlig durchgedrungen. Das erweiterte Suffix -ner erleichtert diese Bedeutungsentwickelung, so bei Redner, Bildner u. a.

Herrscher,

Städter, das auch Gdb. als neugebildet empfindet und in die vertrauliche Sprechart verweist und das auch

Lessing[1]) nur als „noch in gemeinen Reden gebräuchlich kennt.

Die ihm geläufigen Bildungen verzeichnet Ad. zuweilen unter den Verben, von denen sie abgeleitet sind, so z. B. Beobachter.

Mit jâ(n)-Suffix gebildete feminine Adjektivabstrakta billigt Ad. nur da, wo sie zur Vermeidung schwerfälliger Bildungen auf -igkeit dienlich sind. So verweist er Härtigkeit statt Härte ins gemeine Leben, Mürbe für Mürbigkeit schlägt er sogar selbständig vor.

Dagegen hat er wenig Sinn für diese Bildungen, wo sie den Dichtern als willkommene seltenere Nebenformen für Zusammensetzungen mit -heit und -keit dienen. So bemerkt er zu

Schöne, das Herder[2]) für einen besseren Idiotismus, als Schönheit hielt, es sei im Hochdeutschen veraltet; einige neuere Dichter hätten es zwar wieder einzuführen gesucht, aber damit wenig Nachfolger gefunden.

Rege nahm er ohne Bemerkung aus Herder auf. Hier aber war nicht mehr sein Gebiet. So reichlich die Dichter Bildungen dieser Art gebrauchten, in die Umgangssprache ist kaum eine gedrungen.

Wörter mit dem Suffix -nis hält Ad. für unfruchtbar zu Neubildungen im Hochdeutschen, weil die Bedeutung des Suffixes dunkel sei. Er hatte nicht Unrecht. Wörter wie Ergebnis, Ersparnis sind wohl nicht neugebildet und ihm nur zufällig entgangen. Sie haben leicht etwas Kanzleihaftes, so z. B. Geschehnis, Vorkommnis.

Andere Neubildungen drangen gar nicht durch, so das von Goethe[3]) gebildete Schlechtnis und das von Herder[4]) versuchte Übereinkommnis.

---

[1]) Lachmann-Muncker 7, 400 (Wb. zu Logau).
[2]) 4, 303.
[3]) 6, 33.
[4]) 5, 214.

Besondere Berühmtheit genoss zu Ad.s Zeit das von Abbt gebilldete

Empfindnis; es zeigt, wie Ad. die gleichzeitige Litteratur verfolgte. Abbt wollte damit das Vermögen zu empfinden, Herder[1]) „jede Würckung des Prinzipiums der Vollkommenheit in uns“ bezeichnen. Im Wb. verzeichnet er es unter „Empfindung“ und spricht nach seiner Gewohnheit nur von „einigen Neuern“, die damit wenig Beifall gefunden hätten. Im Mag.[2]) erklärt er dann: „Der verstorbene Abbt glaubte das Wort Empfindniss nöthig zu haben . . . worüber seiner Zeit viel Schreibens war. Allein es ward mit ihm vergessen.“

Neubildungen in -ling waren sehr beliebt. Zu

Frömmling bemerkt Ad. freimütig: „ein neues glücklich gebildetes Wort.“ Trotzdem sind bei ihm noch nicht vollwertig oder fehlen ganz z. B.:

Abkömmling, das ihm nach und nach zu veralten scheint,

Eindringling, das fehlt, obwohl es Gdb. hs. verzeichnet,

Süssling, das er nur als botanischen Namen kennt,

Zierling, das ihm nur aus der vertraulichen Rede bekannt ist u. a. m.

Bald ward auch hier bis zu Voss hin übertrieben; Heynatz weist Ausschweifling unter die vielen „jetzt Mode werdenden Wörter in -ling“, die man sehr wohl entbehren könne. Bodmers Himmling hatte schon Klopstock in seinem Aufsatze „Von der Sprache der Poesie“ getadelt. Ad. nahm es mit Recht nicht auf.

Verbalabstrakta auf -ung bilden auch heute noch ein fast unbeschränktes Mittel, der prosaischen Rede Kürze und Bildsamkeit zu verleihen. Trotzdem bemerken wir noch bei Lessing[3]) und anderen sächsischen Dichtern eine ganz besondere Vorliebe für solche Bildungen, so dass sie

[1]) 2, 308; auch 292 und 303.

[2]) Mag. 1, 4, 75.

[3]) Vergl. Tyrol, Lessings sprachliche Revision seiner Jugenddramen. Berlin 1893. S. 27; vergl. auch Erich Schmidt, Lessing 2,[1] 697 und Lehmann, Lessings Sprache S. 215.

uns z. T. schon fremd klingen. Der neue Stil suchte bewusst als Ersatz den substantivierten Infinitiv heranzuziehen. Diese Bewegung beginnt auch bei Ad. bereits[1]; unter „läugnen" bemerkt er z. B.: „Statt des ungewöhnlicheren Hauptwortes die Läugnung ist . . das Läugnen üblicher." Dadurch, dass eine unzweifelhafte Bezeichnung der Thätigkeit neu gewonnen ist, werden die älteren Bildungen auf -ung entlastet und können nun die bereits vorhandene Bedeutung einer Materialbezeichnung weiter ausbilden. Gegen diese Bewegung wehrt sich Ad. noch. Unter dem jetzt veralteten „Ausdrückung"[2] (= Ausdruck) erklärt er, der Sprachgebrauch bediene sich der Verbalia auf -ung nie gern anders, als in der Bedeutung der Handlung, wenn andere abgeleitete Hauptwörter vorhanden seien. So kennt er bereits z. B.

Bedeutung, Entfernung, Erzählung in materieller Bedeutung, dagegen zu

Bevölkerung bemerkt er: „Die Besetzung eines Landes mit Einwohnern. Einige Neure haben dieses Wort auch für die Zahl der Einwohner eines Wortes einführen wollen. Der Ausdruck ist in dieser Bedeutung dem Sprachgebrauche und der Analogie völlig zuwider." Auch nur in aktivischen Sinne kennt er

Bemerkung,

Stimmung; Jean Paul[3] bemerkt spottend, Ad. habe für Stimmung Gemütsstellung einführen wollen. Ad. fühlte also die Notwendigkeit und das Fehlen einer ähnlichen Bezeichnung.

Abstrakteren Sinn hat auch

Bildung erhalten; Ad. kennt es nur von der äusseren Gestalt des Menschen, hier allerdings auch schon in materieller Bedeutung. Mendelssohn[4] bemerkt: Die

[1] Vergl. Mag. 1, 4, 76.

[2] Vergl. u. „ausdrücken".

[3] Jean Paul, Vorschule der Ästhetik, Stuttgart und Tübingen 1813 (2. Aufl.), § 83, S. 671.

[4] Ges. Schriften 3, 399. Vergl. Goldstein a. a. O. S. 61.

Worte Aufklärung, Kultur, Bildung sind in unserer Sprache noch neue Ankömmlinge.

Den Klang der neugebildeten Wörter prüfte Ad. mit überaus empfindlichem Gehör. Er hat selbst einmal unter Vorbehalt [1]) das Wort Vervollkommnung gebraucht, hat es dann aber im Dtsch. Stil [2]) selbst gerügt, wie er das Wort auch im Wb. (2) wieder fortgestrichen hat.

Unter den Substantiven, bei denen zweite Kompositionsglieder Mittel der Ableitung sind, zeigen sich merkwürdige Wandlungen bei denen auf -heit und -keit (aus ec-heit).

Im allgemeinen scheut er auch hier massvolle Vermehrung nicht: „Man ist nicht befugt", erklärt er,[3]) „dergleichen Abstrakta nach Belieben zu bilden. Erfahrung und Gehör können hier allein die Grenzen zeichnen, welche man nicht überschreiten darf.

Frühzeitig zeigt sich im Nhd. das übervolle Suffix -igkeit (aus ekeit ec-heit) auch bei solchen Zusammensetzungen, bei denen nicht ein Adjektivum auf ec erstes Kompositionsglied war. Im 18. Jh. waren diese umständlichen Bildungen noch ziemlich stark im Schwange. Ad. leitete eine Bewegung gegen sie ein, die heute die meisten derartigen Bildungen verdrängt hat. So will er Echtigkeit, Schlauigkeit, Schlechtigkeit u. a. statt Echtheit,[4]) Schlauheit, Schlechtheit beseitigt wissen. Aber obwohl er jene Bildungsweise „in Ansehung neuer Wörter" für veraltet erklärte,[5]) hielt er doch an einmal üblich gewordenen Wörtern zähe fest; so bemerkt er[6]):

„Reinheit ist im Grunde ebenso gut als Feinheit; da aber der Sprachgebrauch einmahl Reinigkeit auf-

---

[1]) Vergl. u. „ziehen".

[2]) Dtsch. Stil Bd. 1, 121.

[3]) Vergl. u. „heit".

[4]) Man stritt über die Richtigkeit dieser Bildungen damals viel hin und her. Vergl. Heynatz, Briefe die deutsche Sprache betreffend. Berlin 1771—75, Bd. 5, 84.

[5]) Mag. 1. 4, 70.

[6]) Mag. 1, 8, 81.

genommen hat, so würde jenes bey ungeübten Lesern Anstoss machen.“ Ebenso klingt

Mildigkeit für Milde uns bereits etwas archaisch. Wo beide Bildungen nebeneinander bestehen geblieben sind, scheint sich bei denen auf -igkeit die Materialbedeutung einseitiger herausgebildet zu haben; so in

Feuchtigkeit neben Feuchtheit,
Neuigkeit „ Neuheit,
Süssigkeit „ Süssheit

nach dem Muster von Kleinigkeit neben Kleinheit, die Ad. ebenso, wie wir, unterscheidet.

Der Zuwachs der unvermittelten Komposita mit -heit und -keit ist seit Ad. sehr gross. Bei dem Kompositionsgliede -heit ist die Zusammensetzung mit zweiten Partizipien besonders häufig. Zum Teil haben die Komposita mit den älteren Bildungen auf -ung um ihre Durchsetzung zu kämpfen; so nennt er Wb. (1)

Abgeneigtheit ein neugemachtes Wort, für das man besser Abneigung sage, lässt diesen Tadel aber Wb. (2) fort,

Überspanntheit kennt er noch gar nicht neben Überspannung,

Verstocktheit nur neben dem geläufigeren Verstockung.

Bei manchen Wörtern ist die Komposition, die das Zuständliche und Dauernde besser ausdrückt, nicht durchgedrungen. Erfahrung hat z. B. seine doppelte Rolle behalten, obwohl sich bereits Breitinger[1]) um die Durchsetzung von Erfahrenheit bemühte.

Wo die Kompositionen durchgedrungen sind, bilden sie, wie die substantivierten Infinitive, eine zweckmässige Entlastung der Bildungen in -ung.

Auch sonst wurden diese Kompositionen nur sehr zögernd aufgenommen, z. B.

Abgeschiedenheit, dessen Brauchbarkeit Gdb. bezweifelte,

---

[1]) a. a. O. S. 225.

Angemessenheit, zu dem Ad. bemerkt, einige hätten es einführen wollen, aber der Beifall sei noch zweifelhaft,

Geneigtheit; Gottsched[1]) nannte es: „ein neugebacken Wort, das nicht recht klingen will." Ad. verzeichnet es einfach als Neubildung.

Verkehrtheit; Bodmer hatte das Wort gebraucht; der sächsische Kunstrichter[2]) bemerkte dazu: „Das Wort ist uns gantz ungewöhnlich. Doch siehet man keine Ursache, warum man von verkehrt nicht ein Abstraktum machen solle, da die deutsche Sprache ein dies bedeutendes Wort noch nicht hat."

Auch Komposita mit Substantiven oder Adjektiven an erster Stelle drangen nur langsam durch:

Besonderheit fehlt Wb. (1), Wb. (2) wird es ein von einigen Neuern gewagtes Wort genannt, das aus mehr als einer Ursache verwerflich sei;

Leerheit, das das Neol. Wb. verunglimpft hatte, fehlt ganz;

Mannheit, das Wieland[3]) im Sinne von Mannhaftigkeit warm zum Neugebrauch empfahl, nennt Ad. in dieser Bedeutung veraltet.

Die abstrakte Bedeutung der Komposita wollte Ad. stets genau gewahrt wissen, gegen

Menschheit in konkretem, kollektivem Sinne wehrt er sich eben so, wie gegen Bevölkerung in entsprechender Bedeutung.

Neben diesen Kompositis gebrauchte der neue Stil die substantivierten Neutra der Adjektiva, gegen die sich noch Gottsched[4]) als eine blinde Nachäffung der Franzosen wehrte. Ad.[5]) lässt sie in der Theorie schon bestehen, erkennt aber richtig, dass sie eigentlich keine Entlastung

---

[1]) Beob. S. 142.
[2]) Vergl. Breitingers Krit. Dichtkunst. S. 224.
[3]) Teutscher Merkur 1777, S. 135.
[4]) a. a. O. S. 256. Vgl. Stoschens Widerspruch, Kl. Beitr. 1, 113.
[5]) Lehrgeb. I, 665.

jener Komposita bildeten, da sie nur eine einzelne Eigenschaft eines Dinges bezeichnen.

Auch die Komposita mit -keit erregten anfangs vielfach Anstoss. Unter ärmlich bemerkt Ad.: das Hauptwort Ärmlichkeit sei im Hochdeutschen völlig unbekannt; Äusserlichkeit fehlt ganz. Heynatz bemerkt, Lavater habe dies vielleicht von ihm selbst erfundene Wort für etwas Äusserliches gebraucht.

Bedeutsamkeit tadelt Ad.[1]) als nicht analogisch.

Zusammensetzungen mit -schaft und -tum erkennt er mit Recht als kaum noch fruchtbar und zu Neubildungen geeignet.

Adjektiva.

Unter den Adjektiven mit g- und h-Suffixen haben die g-Suffixe seit dem 18. Jh. eine auffällige Vermehrung auf Kosten der h-Suffixe erfahren. Adjektiva auf -icht klingen uns ausser thöricht veraltet. Ad. mühte sich vergeblich, einen Bedeutungsunterschied zwischen beiden Suffixen durchzuführen; -ig sollte den Begriff des Habens, -icht den der Ähnlichkeit ausdrücken. Er fand damit auch schon bei seinen Zeitgenossen Widerspruch. Vermehrung ist spärlich erfolgt:

gleichalterig tadelte Mendelssohn[2]) als eine kanzleihafte Neubildung Abbts; Ad. nahm es gar nicht auf, obwohl er die Bemerkung Mendelssohns kannte;

launig empfand er als neugebildet,

sinnig kannte er nur in Zusammensetzungen.

Adjektiva auf -isch empfindet er in weiterem Umfange als niedrig, als er sich heute durchgesetzt hat. Auch wir haben ein willkommenes Mittel, ein geringschätziges Urteil in Adjektiva auf -isch zu legen, so in kindisch, launisch u. a. m., während kindlich, launig keinen sittlichen Tadel enthalten; aber Ad. verweist auch

---

[1]) Mag. 1, 3, 158.

[2]) Vergl. den S. 24, Anm. 4 angeführten Brief.

argwöhnisch, dem er noch argwöhnig vorzieht,
einsiedlerisch, das einige neuere Dichter bis zum Ekel gemissbraucht hätten,
mönchisch (Mag. 1, 4, 70),
regnerisch,
träumerisch,
wählerisch als nicht schriftsprachlich ins gemeine Leben, während er
dichterisch als neueingeführt gelten lässt;
künstlerisch, das Campe als neu bezeichnet, und
wucherisch statt des ihm allein bekannten wucherlich fehlen ganz.

Diese Statistik, nach der Ad. noch eine ganze Anzahl Wörter auf -isch wegen ihres tadelnden Nebensinnes aus der Schriftsprache verweist, die ihn heute wenigstens nicht mehr so einseitig haben, scheint das Ergebnis der Untersuchungen Götzes [1]) zu bestätigen, nach denen als Ausgangspunkt für jene Bedeutung des Suffixes das Mitteldeutsche angenommen wird.

Unter den Adjektiven, bei denen zweite Kompositionsglieder Mittel der Ableitung sind, nennt er die mit -lich zusammengesetzten in vier Bedeutungen fruchtbar, wenn sie eine Ähnlichkeit des Wurzelbegriffes (rötlich), eine Möglichkeit (sterblich), eine Anwesenheit des Wurzelbegriffes (gefährlich) oder ein Eigentum (fürstlich) ausdrücken.[2])

Eine fünfte Bedeutung, die der Neigung zum Wurzelbegriff, hat sich seit dem 18. Jh., vielleicht gerade von Obersachsen ausgehend, ziemlich stark entwickelt. So kennt z. B. Gadebusch
begehrlich nur in der Bedeutung „was begehrt werden kann", die bei Ad. nur neben der Bedeutung begierig nebenhergeht; Heynatz aber bezeichnet begehrlich als einen sächsischen Idiotismus.[3]) Bei

[1]) Zur Geschichte der Adjektiva auf -isch: vgl. bes. S. 30.
[2]) Mag. 1, 4, 71.
[3]) Vgl. Götze a. a. O. S. 29.

absonderlich, äusserlich, bequemlich, endlich, gemütlich, kleinlich, traulich, die bei Ad. z. T. noch ganz fehlen, hat sich diese Bedeutung erst nach Ad. stärker herausgebildet oder auch erst neu gebildet, worauf hier nicht eingegangen werden kann.

Zusammensetzungen mit -bar waren auch schon für Ad. so einseitig, wie heute, nur noch in der Bedeutung „was gethan werden kann" zu Neubildungen fähig. Er kennt allerdings noch

fühlbar in aktivischer Bedeutung; auch

scheinbar noch in der kräftigeren Bedeutung ansehnlich.

Neubildungen, wie

unwirtbar, das das Neol. Wb. heftig getadelt hatte, verzeichnet er als dichterisch.

Reicheren Zuwachs zeigen die Komposita mit -sam. Gegen

bedeutsam und wundersam wehrt er sich noch, weil durch bedeutend und wunderbar dasselbe gesagt werde.

Dagegen nimmt er ruhig auf:

empfindsam,

erfindsam,

friedsam, das das Neol. Wb. verfolgt hatte,

überlegsam, das „von einigen Neuern gebildet sei" und nichts habe, was die Analogie oder das Gehör beleidige.

Es fehlen:

bildsam, das sich Lessing[1]) aus Wieland anmerkte,

duldsam, das sich Gadebusch ausschrieb, während Ad. nur Duldsamkeit als ungewöhnliche Neuerung verzeichnet,

fügsam, obwohl es schon Gottsched[2]) aufzählt.

Verba.

Unter den abgeleiteten Verben erkennt Ad.[3]) die auf -eln und -ern ausgehenden als fruchtbar zu Neubildungen;

[1]) Lachmann 11, 648.

[2]) Deutsche Sprachkunst S. 386.

[3]) Mag. 1, 4, 37.

er weist selbst auf süsseln, andächteln, vernünfteln, witzeln, klügeln.

äugeln kennt er nur erst als ein Kunstwort der Gärtner für okulieren,

empfindeln, das im Wb. (1) fehlt, gebraucht er später[1]) selbst. Ganz fehlen ähneln, anheimeln, ankränkeln, frömmeln, lungern u. a.

Die zahlreichen unpersönlichen Desiderativa (dustern, lächern u. a. m.) sind auch heute nicht schriftdeutsch geworden.[2])

In vielen Verben auf -igen liegt nicht ein abgeleitetes Wort auf -ig zu Grunde, sondern -ig ist unorganische, durch Analogie entstandene Wucherung, so z. B. in befestigen, befriedigen, huldigen u. a. m.

Mit dem neuen Stil erscheint das Bestreben, der Sprache die alten einfachen Bildungen besonders zunächst in gehobener Rede zurückzugewinnen. Während das Neol. Wb. noch erbittert über solche Verkürzungen hergezogen war,[3]) tritt Ad. dieser Bewegung nicht entgegen, indem er jene Wucherungen aus dem Bestreben der obd. Sprache erklärt, durch Verlängerung der Wörter und Häufung der Suffixe den Wörtern Pomp und Nachdruck zu verleihen. Aber er hält auch hier an dem einmal geltenden Gebrauch fest; er selbst kennt noch

befleissen neben befleissigen,

beglauben neben beglaubigen.

Für veraltet erklärt er:

begnaden, beschönen, einen,

für obd.: verkünden.

An den einmal giltigen Partikelkompositis hielt Ad. besonders streng fest, weil sie in ihrer die Bedeutung des Verbums verbreiternden Wirkung seinem Streben nach Deutlichkeit und Klarheit entgegenkamen. Der neue Stil

[1]) Dtsch. Stil 2, 143.

[2]) G. Keller gebraucht „lächern", vielleicht wird es durch ihn zurückgewonnen.

[3]) Vergl. Köster a. a. O. S. 139.

war auch hier bestrebt, sich schleppender Zusätze zu entledigen, um bezeichnende Kürze zu erreichen oder auch nur um unverbrauchte Stilerhöhungsmittel zu gewinnen. So weist er zwar im Dtsch. Stil [1]) vorsichtig auf dichterische Verkürzungen, wie weilen für verweilen, singen für besingen, zögern für verzögern, verhält sich aber sonst meist ablehnend. Ins gemeine Leben weist er die heute vornehmlich der gewählten Sprache angehörigen

doppeln, fördern, gehren, haschen, schädigen;

ndd. nennt er:

wahren (für bewahren) „welches auch Einige in das Hochdeutsche einführen" wollten,

winnen, das Wieland wagte;

obd.: bergen für verbergen.

Als neu eingeführt verzeichnet er

heitern und höhen aus Herder,

langen für verlangen, das Goethe im Egmont gebraucht, während es Ad. tadelt,

staunen, das nach dem Beispiel schweizerischer Schriftsteller wiedereingeführt sei,

wandeln für verwandeln, das nicht zu billigen sei, weil die unterscheidende Bedeutung in dem Präfix liege und mit ihm verloren gehe,

neuern kennt A. nur aus Zusammensetzungen und noch nicht in der heutigen absoluten Bedeutung, obwohl schon Gadebusch Neuerer aus Iselin [2]) verzeichnet.

Man ging dann auch hier zu weit. Wenn wesen für verwesen gebraucht ward, hatte er ein Recht, auf die „Neuern" zu schmälern; gegen driessen für verdriessen, das Ad. als längst veraltet bezeichnet, erhebt sogar der sonst sehr zurückhaltende Heynatz ärgerlichen Spott. Vossens minder gewagte „kehrende Sieger", „müdende Laufbahn" finden auch vor Ad.s besonnenem Kritiker Rüdiger keine Gnade.

---

[1]) 2, 54.

[2]) Geschichte der Menschheit 1, 104.

Unter den Kompositionen mit be- lassen sich zwei Hauptgruppen aussondern, die verba ornativa und die, die eine Verwendung des Ableitungssubstantivs, eine Wirkung auf -es oder Ähnliches bezeichnen.

Die erste Gruppe ist ein bequemes dichterisches Mittel. Ad. nimmt solche Bildungen vorurteilslos auf, z. B. beschilft, beschweift, bethränt u. a. m., wir können aber nicht entfernt Vollständigkeit bei ihm erwarten, da sie stets üppig wuchern.

Die andere Gruppe, die sich gleichfalls als sehr lebensfähig erwiesen hat, zeigt recht die Schwierigkeit, ein „kritisches" Wb. zu schreiben. Wir werden nämlich auch heute Neubildungen von uns zu weisen bereit sein, solange wir beim Gebrauche noch zu sehr die Bedeutung eines sinnlichen Umgehens mit dem meist abstrakten Substantiv im Verbum empfinden. Erst der häufige Gebrauch entscheidet dann ziemlich willkürlich über ihre Geltung. So hatte z. B. Luther[1]) für die heute unentbehrliche Bildung beherzigen nur den herbsten Spott. Auch Ad. weist merkwürdig viele uns ganz geläufige Bildungen ab: so nennt er z. B.

bewahrheiten, das Goethe gern gebrauchte, ein albernes Wort einiger Neulinge. Schon Heynatz bemerkt dann, ihre Zahl sei ziemlich gross, will ihnen aber nicht beistehen;

bezwecken, das Goethe nach Pniowers[2]) Hinweis in der Bedeutung „zweckmässig einrichten" anwendet, hätten einige Neuere versucht, aber wenig Dank damit verdient.

Als kanzleihaft empfindet er:

beargwohnen,

beeinträchtigen,

beendigen. Auch im Mus. (1) wird beendigen sowie das von Ad. als obd. bezeichnete begründen mit Bildungen wie beaugenscheinigen auf eine Stufe gestellt und als

---

[1]) Vorrede zum alten Testament I (1524).

[2]) Goethe-Jahrbuch 19, 229.

kanzleihaft verworfen, wogegen im Mus. (2) mit Recht Einspruch erhoben wird.

Im Wb. (2) erst nachgetragen werden:

beabsichtigen; Ad. nennt es noch ungewöhnlich, während schon Heynatz bemerkt, es werde immer gebräuchlicher.

bemitleiden; Mendelssohn[1]) gebrauchte es schon 1757, entschuldigte sich aber wegen des Gebrauches dieses „schweizerischen Wortes". Gadebusch merkte es sich als ungewohnt aus dem „Deutschen Museum"[2]) an. Ad. bezeichnet es noch als niedrig.

Ganz fehlen z. B.

beseitigen,

beteiligen,

betätigen, Goethes Lieblingswort, das noch Heynatz in die Aftergeschäftssprache verweist, während Gadebusch es ruhig, aber ohne Beleg aufzeichnet und mit „in der Tat beweisen" glossiert.

Die Partikel ent- in Verbalkompositionen nannte noch das Neol. Wb. „ein Sylbchen, welches recht wie die Zauberruthe der Circe die schlechtesten und nie gedachten Wörter gleichsam auf einen Schlag vergöttert und verengelt". Ad. dagegen, der auch alle dort getadelten Komposita ausser entmenschen aufnimmt, bemerkt: „vermittelst dieser Partikel können neue Zeitwörter gebildet werden. Da überdiess die mit denselben zusammengesetzten edler und anständiger sind, als die mit den gleichbedeutenden Wörtern weg, ab, los u. s. f., so wissen sich die Dichter dieser Freiheit sehr sehr gut zu bedienen.[3]) Er verzeichnet dann auch aus Klopstock: entblühen, entküssen; als allgemein dichterisch: entfalten, -fesseln, -fliessen, -geistern u. s. f.

Die schon vor ihm von Gadebusch verzeichneten entkörpern, entschleiern trägt er Wb. (2) nach.

---

[1]) Vergl. den Brief an Lessing vom Jahre 1757. Ges. Schriften 5, 74.

[2]) Dtsch. Museum 1772, S. 114.

[3]) Vergl. auch Dtsch. Stil 2, 48.

Von den bei Ad. ganz fehlenden verzeichnet schon Heynatz:
enttäuschen, entwirren,
entgegnen, das Goethe auch in der Bedeutung „entgegenkommen“ gebraucht,
entschwinden,
die beiden letzten aber als Eigenheiten der „Modeschriftstellerchen“.

Ein merkwürdiges Schicksal hatte
entsprechen; Lessing[1]) hatte es als ein gutes, schweizerisches Wort aus Wieland angemerkt; Ad. bezeichnet es als obd. und fügt hinzu, einige neuere Schriftsteller hätten diese Bedeutung auch im Hochdeutschen einzuführen gesucht. Noch im Jahre 1782 bemerkt dann Stosch,[2]) ihm habe das Wort niemals gefallen wollen. Wie sorgfältig Ad. das allmählige Durchdringen auch dieses Wortes beobachtete, zeigt sich, wenn er im Wb. (2) statt „sie haben einzuführen gesucht“ bemerkt: „sie haben eingeführt“. Das Wort bedeutete, wie auch Ad. verzeichnet, mundartlich „läugnen“. Da man dies noch nachempfinden musste, konnte das Wort in der weniger sinnlichen Bedeutung wirklich nicht leicht durchdringen. Aber diese ist z. B. auch in
entstehen, das das 18. Jh. noch allgemein auch im Sinne von mangeln gebrauchte, die herrschende geworden.

Auch Komposita mit ver- bezeichnet er[3]) als zu Neubildungen geeignet; aber sie entsprechen meist auch den Bedürfnissen der täglichen Umgangssprache und haben darum weniger eine bewusst litterarische Pflege erhalten.

Komposita mit er- sind nur noch fruchtbar, wenn sie die Erlangung eines Besitzes, Erreichung eines Endzweckes bezeichnen. Dies Verhältnis galt auch für Ad.;[4]) er

---

[1]) Im 14. Litteraturbriefe.
[2]) Kl. Beitr. 3, 198.
[3]) Mag. 1, 4, 53.
[4]) Mag. 1, 4, 50.

nahm auch hier für seine Zeit ungewöhnliche Bildungen, wie ergraben aus Haller, erkargen aus Uz bereitwillig auf.

Die Behandlung trennbarer und untrennbarer Zusammensetzungen mit selbständigen Präpositionen, die für die Zeit reiche dichterische Mittel boten, gehört in das syntaktische Gebiet.

Substantiv- und Adjektivkomposita bilden den Hauptreichtum der deutschen Sprache. Ad. konnte nicht entfernt daran denken, hier irgend welche Vollständigkeit auch nur zu erstreben. Wir sahen, es galt zunächst, ein grammatisch-kritisches Wb. zu schreiben, in dem der meiste Raum anderen Dingen gehörte. Die Zeit für eine an sich gewiss notwendige und dankenswerte Schaustellung jenes Reichtums war noch nicht gekommen. Auch musste Ad. natürlich mit dem Preise und der Handlichkeit seines Werkes vorsichtig rechnen. So verzichtete er bewusst auf alle leicht verständlichen Kompositionen. Für Campe war es dann nachher eine bequeme Selbstbereicherung, dem Vorgänger, dem er so viel schuldete, die vielen Tausende fehlender Artikel vorzurechnen. Und es ist auch heute hier kaum Mass und Ziel zu finden. Adelung sammelte 16 Kompositionen mit Liebe an erster Stelle, Campe 128, Moritz Heyne im D. Wb. 257, Gombert[1]) vermehrte diese Zahl gar um mehrere Hundert. Ad. verkannte auch hier nicht den stetig hinzuwachsenden unermesslichen Reichtum. Unter „los“ bemerkt er:

„Das Suffixum los ist in der höhern Schreibart von gutem Nutzen“, weil sich damit „noch täglich“ neue Wörter bilden liessen.

Die Strenge in der Befolgung der Analogie, die Ad. auch hier stets forderte, hat die Willkür des Gebrauches nicht immer im Zügel halten können, aber gewiss viel Gutes gewirkt.

Dagegen ist sein einseitiger Kampf gegen die Ellipsen bei der Wortzusammensetzung zum Heile der Biegsamkeit

[1]) Nomenclator amoris. Strassburg 1883.

unsrer Sprache fruchtlos geblieben. Kompositionen wie mondbeglänzt, waldbeschattet, fussbeflügelt sind ein unentbehrliches dichterisches Ausdrucksmittel geworden. Das Fehlen von Zusammensetzungen wie Achselträger, Augendiener (Lessing), die trotz den auch hier ausgelassenen Präpositionen leicht verständlich sind, würde auch die Umgangssprache schwer schädigen.

Wörterverzeichnis.

Die Ziffern bezeichnen die Seitenzahlen.

Abenteuer 65.
Abgeneigtheit 86.
Abgeschiedenheit 86.
abhold 66.
abhanden 79.
Abkömmling 83.
Abrede 48.
Absage 65.
abschweifen 79.
Abzucht 73.
Acht 64.
ade 70.
after 71.
Ahn 79.
allgemach 79.
Ampel 79.
anfachen 36.
Angemessenheit 87.
anpassen 57.
Ärger 77.
argwöhnisch 89.
Ärmlichkeit 79, 88.
äugeln 90.
Ausflucht 48.
Ausrede 48.
Äusserlichkeit 88.

bar 71.
beabsichtigen 94.
beargwohnen 93.
bedeutsam 90.
Bedeutsamkeit 88.
beeinträchtigen 93.
beendigen 93.
befleissen 91.
begeben 69.
begehrlich 89.
beglauben 91.
begnaden 91.
Behagen 68.
behaupten 39.
behelligen 79.
behende 79.
behindern 79.
Bemerkung 84.
bemitleiden 94.
bergen 92.
beschwichtigen 77.
beseitigen 94.
Besonderheit 87.
Besonnenheit 73.
bestehen 71.
betätigen 94.
beteiligen 94.
Bevölkerung 84.
bewahrheiten 93.
Bewohner 81.
bezwecken 93.
bieder 68.
bildsam 90.
Bildung 84.
binnen 77.
blank 77.
Brauch 70.
Bucht 77.
Buhle 66.

conterfeyn 74.

Dank 70.
Degen 65.
Denker 81.
deuten 79.
Dialog 56.
dichterisch 89.
dick 71.
dicht 77.
doppeln 92.
drall 79.
Drang 67.
droben 54.
duldsam 90.
dumpf 79.
durstig 71.
düster 54, 77.

ebben 77.
ebenbürtig 67.
Eigenschaft 79.
Eindringling 83.
einen 91.
einsiedlerisch 89.
eitel 72.
Elend 72.
Elfe 69.
Empfindnis 83.
empfindeln 91.
empfindsam 73, 90.
entgegnen 95.
entschwinden 95.
entsprechen 95.
entstehen 95.
enttäuschen 95.
entwirren 95.
ergrauen 79.

Fahr 70.
Falsch 54.
Fee 59.
Fehde 65.
Ferge 67.
flau 78.
flink 78.
flott 78.
flugs 78.
fluten 78.
förderlich 79.
fördern 92.
fortan 79.
friedsam 90.
fröhnen 67.
frommen 68.
Frömmling 83.
fügsam 90.
fühlbar 90.

Gau 67.
gebahren 68.
gefeit 69.
gehren 92.
Geiz 47.
gemeinsam 79.
Geneigtheit 87.
Genie 57.
gestalten 80.

gewahren 80.
Gier 70.
gleichalterig 88.
gleichgültig 48.
Gruss 57.

Hader 65, 80.
Halle 72.
hapern 78.
haschen 92.
hastig 53, 78.
hätscheln 80.
hehr 68.
Heide 53.
Heil 72.
Heim 72.
Heimat 53.
heitern 92.
Herrscher 81.
herzig 53.
Hirn 70.
höhen 92.
huldigen 67.
Hüne 65.

Interesse 56.

Kämpe 66.
Kemnate 67.
klaffen 80.
Knappe 66.
Knecht 72.
kosen 80.
kostbar 57.
kostspielig 80.
künstlerisch 89.

Laken 78.
langen 92.
Laune 72.
launig 88.
Leerheit 87.
licht 54.
Liebreiz 51.
lugen 80.

Mannheit 87.
Mehrheit 57.
mehrmals 80.
meinen 66.
Menschheit 87.
Milde 72.
Mildigkeit 86.
Minne 66.
mönchisch 89.

neuern 92.
nimmer 54.
Nix 69.
Nixe 69.

prunken 78.

Rausch 70.
Recke 66.
Rege 82.
regnerisch 89.
Reinheit 85.
Reinigkeit 85.
Reiz 39, 55.
Ruch 70.
Rüste 54.

sacht 53, 79.
Sälde 69.
Sang 70.
schädigen 92.
scheinbar 90.
Schemen 54.
Schick 70.
Schicksal 39.
schier 53.
Schimpf 72.
Schlacht 65.
schlicht 53.
Schlucht 53.
Schmack 71.
schmuck 78.
schmunzeln 54.
schnippisch 78.
Schöne 82.

Schöpfung 73.
sinnig 88.
Skizze 56.
spitz 54.
Städter 81.
staunen 92.
Stimmung 84.
Süssling 83.

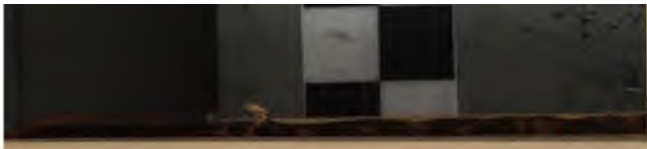
Tendenz 56.
träumerisch 89.

überlegsam 90.
Überspanntheit 86.
unbefangen 80.
Unbill 80.
Unehe 55.
ungut 54.
Unhold 69.
unwirtbar 90.

verblüffen 78.
vergeuden 80.
Verkehrtheit 87.
verkünden 91.
versteigern 56.
Verstocktheit 86.

wacker 54.
wählerisch 89.
wahren 92.
Wandel 72.
wandeln 92.
weben 51.
Weichling 73.
weinerlich 57.
weitschichtig 80.
Wigand 66.
winnen 92.
Wirrwarr 78.
wogen 78.
Wonne 69.
wucherisch 89.
wundersam 90.

Zierling 83.



Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Wortkritik:

Belege 17

Quellen 28

Etymologie 35

Bedeutungsdarstellung:

1. Definitionen 40

2. Anordnung 41

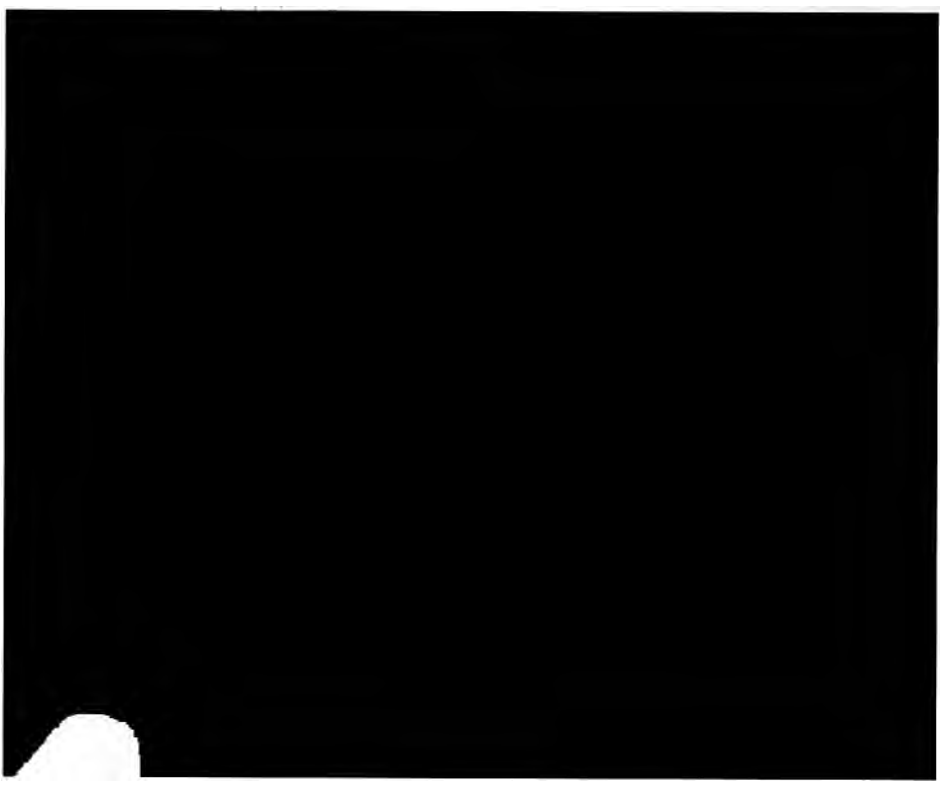
3. Bedeutungsentwickelung und Figurenlehre . . . 42

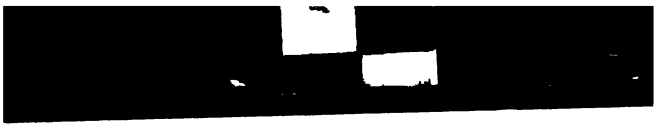
4. Synonymik 46

Wortwürde 48

Purismus 54

Sprachbereicherung:





PALAESTRA.

Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie.

Herausgegeben

von

Alois Brandl und Erich Schmidt.

PALAESTRA XV.

Sir Ysumbras.

Eine englische Romanze des 14. Jahrhunderts

im Anschluss an die Vorarbeiten

J. Zupitzas

herausgegeben

von

Prof. Dr. Gustav Schleich,

Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium zu Berlin.

BERLIN.

MAYER & MÜLLER.

1901.

Vorwort.

Als Zupitza im Jahre 1878 im ersten Bande der Anglia (S. 393) anzeigte, dass er 'für eine kritische Ausgabe des Isumbras das Material bereits fast vollständig besitze', ahnte er nicht, dass es ihm versagt sein sollte, die schöne Romanze vom zerstörten und wiedergewonnenen Familienglück den Freunden der englischen Litteratur in 'streng philologischer Behandlung' vorzulegen.

Über fünf Jahre sind nun schon wieder seit seinem Tode verflossen, ohne dass die Ausgabe an die Öffentlichkeit hat treten können: eine Verzögerung, die nur darin ihren Grund hat, dass ich seit der Herausgabe des Gast of Gy (1898) in verstärktem Masse durch meine pädagogische Thätigkeit in Anspruch genommen gewesen bin. Länger möchte ich aber nicht säumen, das mir anvertraute Gut den beteiligten Kreisen zugänglich zu machen.

Was ich in Zupitzas Nachlass vorgefunden habe, ist nächst den Kopieen der Handschriften und alten Drucke im wesentlichen nur der aus der Überlieferung herausgeschälte Text nebst den dazu gehörigen Varianten. Ich selbst habe mich aber der Mühe unterzogen, den kritischen Text aus der Überlieferung noch einmal herauszuarbeiten. Auf diese Weise glaubte ich am besten zu einer genauen Einsicht in das Verhältnis der Handschriften und Drucke unter einander zu gelangen, über das Zupitza nichts Zusammenhängendes niedergeschrieben hat. Die auf S. 65—S. 87 gegebene Darstellung desselben rührt von mir allein her, wenn mir auch vereinzelte Andeutungen Zupitzas die Gewissheit gegeben haben, den Sachverhalt

in seinem Sinne aufzufassen: es sind dies die durch Fettdruck der Nummerziffern oder auf andere Weise kenntlich gemachten, in seinen Papieren bald hier, bald dort angemerkten Stellen. Dabei habe ich zugleich Gelegenheit gefunden, manche Lücke in dem von Zupitza gelegten Mosaik der Varianten zu entdecken. Den Wortlaut des Textes habe ich genau so wiedergegeben, wie er ihn niedergeschrieben hat, während die Ausschreibung der Varianten in der vorliegenden Gestalt meine Arbeit ist. — Über die sprachliche Form, in der ich den Text biete, habe ich mich S. 100 ff. geäussert. Gerade die Ungewissheit über ihre Gestaltung, vermute ich, ist es gewesen, welche Zupitza veranlasst hat, die Veröffentlichung des Denkmals von Jahr zu Jahr zu verschieben, indem er von der Dialektforschung erhoffte, dass sie ihm noch zuverlässigere Mittel bieten würde, um dem Texte ein einheitliches Äussere geben zu können.

Dass ich bei meinen Zuthaten (S. 65—S. 125) manchen der Erörterung bedürftigen Punkt nur eben gestreift, andere gar nicht berührt habe (eine Untersuchung über die Quelle hoffe ich in Verbindung mit meiner Eglamour-Ausgabe geben zu können) — dessen bin ich mir wohl bewusst; aber ich weiss zugleich, dass meine Musse jetzt zu knapp bemessen ist, als dass ich noch mehr hätte bieten können, wenn ich nicht das angefangene Werk auf unbestimmte Zeit liegen lassen wollte, und niemand wird es zu bestreiten wagen, dass Zupitzas Arbeit, deren Veröffentlichung in erster Linie meine Aufgabe war, auch in ihrer nicht zum vollen Abschluss gelangten Form ihren Wert beanspruchen darf.

G. S.

Inhalt.

Teil I.

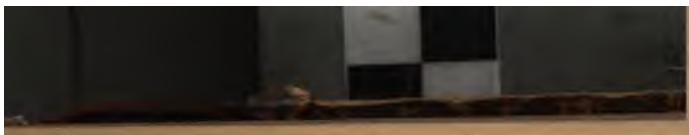
Seite

Text und Varianten . . . . . 1— 64

Teil II.

Beiträge zur Gestaltung und Erklärung des Textes.

1. Überlieferung . . . . . 65— 87
2. Sprachliches 88–103
3. Verschiedenes 103–125



Hende in haule, and ȝe will here
Of eldirs, þat byfore vs were,
  þat lyffede in arethede
(Jesu Crist, heuen kynge,
Graunte vs alle his blyssynge
  And heuen to oure mede):
I will ȝow telle of a knyghte,
þat was bothe hardy and wyghte
  And doghty man of dede.
His name was called sir Ysumbras:
Swilke a knyghte, als he was,
  Now lyffes nane in lede.

I. 1—6. God (He *N*) þat made both erþe and heuene (hevyn and erthe *N*) | And all þis worlde in deyes seuen | That is full of myȝthe | Sende vs alle his blessynge | Lasse and more olde and ȝynge | And kepe vs day and nyȝte *L N* ‖ 1—3 hinter 4—6 *T* 1 H. in h.] Now h. in h. *T*, Lordynges listen *c D d* ‖ and] yf *E* ‖ wolde *T*, schall *A c D d* 3 *fehlt C* ‖ þat l.] Ther lyues *A*, þat gud were *E* ‖ in a.] in lande and dede *c D d*, how þei dyde lede *A*, at nede *E* 4—5 I schall ȝow telle a wonder case | Frendys herkyns how it was *A* 4 heuen] lorde of heuen *T* 5 Geue *C* ‖ hem *C*, them *c D d* ‖ his] his dere *T c D d*, þi *E* 6 *fehlt C* ‖ And] ȝe schall haue *A* ‖ vn to *T*, tyll *E* ‖ their *c D d*, *fehlt A* 7 Ye shall well heare of a kn. *c D d* 8 bothe was *T*, dowȝty was *L*, was douȝty *N*, was in warre (warres *D*) *c d D* ‖ h. a. w.] stalworthe and w. *T*, in eche a fyȝte *L N*, full wyght *c D d* 9 In towne and eke in felde *L N* ‖ A. d.] A dughty *A*, :::ily *T* ‖ m. of d.] mon he was *A*, in euery dede *E*, of his dede *c D d*, vndir wede *T* 10—12 Ther durste no man his dynte abyde (*vgl. auch* II 7) | Ne no man aȝeyn hym ryde (*der ganze Vers fehlt N*) | With spere ne with schelde *L N* 10 Syre Isombras was his name *A* ‖ c.] hatten *T*, *fehlt c D d* 11 Anobull knyght of ryall fame *A* ‖ Swilke (For seche *E*, So douȝty *C*) a. k. als *T E C*] Man nobler then *c D d* ‖ was] shas *d* 12 And stronge in euery cas *A* ‖ Now lyffes nowrewhare *T*, Non leuys now *E*, þer (*fehlt c D d*) leuyd non *C c D d* ‖ in l.] with (wyith *d*) breade *c D d*

II.

He was mekill man and lange,
With schuldirs brode and armes strange,
þat semly was to see.
He was large man and heghe:
Alle hym loffede, þat hym seghe:
Se hende a man was hee.
Glewmen he luffede wele in haulle
And gafe þam riche robis of palle,
Bothe golde and also fee.
Of curtasye he was kynge,
Of mete and drynke no nythynge:
In worlde was none so fre.

II, 1—3. A (*fehlt N*) man he was ryche *y* nowȝe | Of (*fehlt* N) oxen (ox *N*) to drawe in his plowȝe | And stedes also (*fehlt N*) in (in his *N*) stalle *L N* 1 m. m.] A feyre man *A*, lyuely large *c D d* ‖ l.] stronge *E A* 2 sch. b.] armes grete *C* ‖ armes] body *C* ‖ str.] longe *A E* 3 þ. s.] That myghtie *c D d*, And (f)air m(an) *C* ‖ was] were *T* 4 He w.] Man he was *N*, So was he boþe *E I* ‖ l.

III.

Als fayre a lady had he,
Als any erthly man myght see,
With tunge als I ȝow neuen.
Knaue childire had þay thre:
Þay were þe faireste, þat myghte be
Vndir þe cope of heuen.
In his hert a pride was broghte:
Of goddis werkes gafe he righte noghte
His mercy for to neuen.
So longe he reyngned in þat pride,
That god wolde no lenger habyde:
To hym he sent a steuen.

III. 1 He hade a ladye full of beautye (beagtie *d*) *c D d*, He had þe feyreste ladye *A* ‖ A ffayr lady (wyfe *L*) *C L*, As feire a wife *N* ‖ h. h.] þen (to wyfe *ET*) h. h. *L ET* 2 And also full of charitie *c D d* ‖ Als] That *A* ‖ e. m.] in erthe *L N*, man *A C* ‖ myght se wyth ee *A*, thurte see *T*, myȝte be *L N* 3 As any ladye might be *c D d*, The sothe as I telle ȝow *L*, As y telle it ȝowe *N*, Vnder our lady off heuen *A* (*vgl.* 6) ‖ t.] tong tell *E* ‖ n.] nemen *E* 4 Bytwen hem þey hadde chyldren þre *Cc D d*, And þei hade fayre sones thre A ‖ Kn.] And kn. (mane *L*) *N L*, Gentyll *E* ‖ þay] he *N* ‖ thre] there *E* 5 Fayrer fodes myght no man se *c D d*, þe ffayreste þat myȝte on lyue be *C*, As fayre as any myȝte be *L N* ‖ þo f. þat *E*] att feyre as þei *A* 6 Wyth tonge as I ȝou neuen *A* (*vgl.* 3), For þey were fayre ynow *L N* ‖ þe cope] god *C*, þe kynge *T*, þe kyngdam *E* 7 For worldly welth and pryde he fell *c D d* ‖ In h. h. *hinter* pryde *C*, Bot in(ne) h. h. *A ET*, In to h. h. *L N* ‖ a] Swyche *C* ‖ wroȝth *E* 8 On Jesu Cryst þouȝte he nouȝt *C*, On God he thought neuer a dell *c D d* ‖ Of g. w.] That of g. w. *N*, That of god *L* ‖ he gaffe *E A*, he had *N* ‖ r. n.] noghte *T*, no rouȝt *N* 9 Ne on his names seuene *C*, Nor on (on one *D*) ghostly thynge *c D d* ‖ mercys *T* ‖ for to n. (nemen *E N*)] ones to n. *L*, he sette nott byȝe *A* 10 r.] reuyd *E*, lyffed *A C*, sinned *c D d* ‖ þ.] his *T*, hiȝe *N* 11 — XV,10 *fehlt C* ‖ No longer woulde our Lorde abyde *c D d* ‖ god] Jesu *L* ‖ nolde *N* ‖ byde *A* 12 *fehlt c d*, To punnysche hys myslyuynge *D* ‖ But send to (*fehlt A*) him *N A* ‖ a st.] sorow Inne hyȝe *A*

IV.

So it byfelle appon a daye,
The knyghte went forthe hym to playe,
His foreste for to see.
Als he went by a derne sty,
He herde a fowle synge hym by
Hy vpone a tree,
And said: 'Welcome, sir Ysumbras!
þou hafes forgetyn, whate þou was,
For pride of golde and fee.
The kyng of heuen gretis the soo:
In 3outhe or elde þou sall dry woo;
Chese, whethir es leuer to thee!'

V.

With carefull herte and syghynge sare

IV. *fehlt C* ‖ 1 So] *hinter* It felle *T*, For *A*, So after *c D d* ‖ felle *T* ‖ on *c D d* 2 That thys k. *c D d* ‖ forthe *fehlt L c D d*, to wod *E*, to þe wode *T* ‖ h. to] forto *A*, to *E* 3 H. ffeyre foreste to see *A* 4 And als *T N* ‖ w.] come *T*, lokyd *A c D d* ‖ by — sty] in

The knyghte felle on his knes þare
And bothe his handis vp helde:
'Werldes welthe I will forsake,
To goddes mercy I will me take:
To hym my saule I ȝelde.
In ȝouthe I maye bothe ryde and goo;
When I ame alde, I may nott so:
My lymmes will waxe vnwelde.
Lorde, ȝif it thi will bee,
In ȝowthede pouerte þou send mee
And welthe in myn elde'.

VI.

þan the foule toke his flyghte,
Alle one he leued þat drery knyghte:
Full sone he went his waye.

V. 2 Underneth an Olyue tre *c D d* (*vgl.* 1) ‖ The k. (*vgl. auch c D d* 1)] He *A L N* ‖ felle] f. doune *A E* (*vgl. auch c D d* 1) ‖ on h. kn. *vor* he felle *A*, on knese *E*, vpon h. kn. *L N* ‖ þare] al (*fehlt E*) bare *T E* 3 And helde vp both his handes *c D d*, And (*fehlt L*) vp is hondis (his hondis vp *N L*) he held *E N L* 4-6 And then agayne thus sayde he | Lorde God in trinitie | Welcome be thy soundes *c D d* ‖ 4 Wordly *E* ‖ wele *T* 5 And to *A T N* ‖ cristis m. *N*, Jesu criste *L* ‖ I me bytake *T*, me take *N* 6 my selue *A*, Myne hert (*vor* to) *N* 7—9 *fehlt E* 7 Whyle I am yonge I maye well go *c D d* ‖ bothe *fehlt N L* 8 Wh. I a. a.] In elde *L N* ‖ may] cane *A* ‖ so] do so *L N* 9 Though that I fayne woulde *c D d* (*hiermit schliesst d*) ‖ lymmes] bones *A N* ‖ vnw.] olde *N* 10 Therfore Jesu I praye thee *c D* ‖ Now lorde *T*, Bot Jesu *A* ‖ it *fehlt N*, *vor* be *A E* 11 in yowthe *vor* þou s. *E* ‖ pouerte *hinter* me *L*, penance *T E*, aduersitie (*hinter* mee) *c D*, hit (*vor* me) *N* ‖ s. þou *T*, s. *L N c D* 12 And not when I am olde *c D* ‖ in] appone *T*

VI. *fehlt C* ‖ 1 þan] *hinter* The foule *T*, fro (from *D*) thence *hinter* toke *c D*, Awey *L N*, vp *hinter* toke *E* ‖ the] þat *L* ‖ foule] byrde *A*, aungel *c D* ‖ takith *N* ‖ his] ane heghe *T E* 2 Alone he lette *L*, And al alone leuys *N*, And left alone *c D* ‖ þat] þo *T*, the *N* ‖ dr.] *fehlt N*, carefull *c D* 3 And so ffro hym he wente *A*, In þat ilke felde *E* (*s aber d. Zusatz*) ‖ And (*vgl. auch A*) s. *T*, From hym *c D* ‖ his w.] a waye *T* ‖ *hinter* 3 þo knight þat was so styffe in stowr | þat no mon myth is dyntys dowr | when þe fowle was a way *E*

And. when he of þe fowle had no syghte,
His stede, þat was so stronge and wyghte,
Dede vndir hym laye.
His hawkes and his howndis bothe
Wente to wode, als þay were wrothe,
Ilkone a dyuerse waye.
Whate wondir was, þofe hym ware wo?
One fote byhoued hym to goo:
To pyn turned his playe.

VII.

And. als he wente by a wodschawe,
þare mett he with a lyttill knaue,
Come rynnande hym agayne.
Wele wers tythynges he hym tolde,

VI. 1 When the aungell was paste his s. *c D* ‖ And *fehlt* (*c D*) *A* ‖ Whe *A*, *fehlt* (s. *zu* 3) *E* ‖ of — s.] of hym (þat bryd *A*) had no syth

That brynned were alle his byggynges bolde,
His bestes weren alle slayne.
'Lorde, þer es noghte lefte one lyfe
Bot thi childir and thi wyfe:
The sothe es noghte to layne'.
'With þat I may one lyfe see
My wyfe and my childire thre,
ȝitt was I neuer so fayne'.

VIII.

Als he wente hym selfe allone,
His hirdemen mett he euerylkone
With a full drery swoghe.
þay saide, þaire fee was fro þam revede:

VII. 5 That *fehlt c D T*, Syr *L* ‖ were] was *A*, wal *N*, be *L c D* ‖ alle *fehlt E L* ‖ his] þy *L c D* ‖ byggynges] bowres *c D*, thing *N* ‖ bolde *fehlt N* 6 And his *N*, Thy *L*, Many of thy *c D* ‖ bestes] men *c D L* ‖ weren alle *fehlt N*, be manye *L*, be *c D* 7 A Lorde *T E*, *fehlt L c D* ‖ es] nys *N* ‖ no thyng lefte *T c D*, laft non *E* 8 thi] *bridemal* ȝoure *N*, *das erste Mal* thi thre *T* 9 With outen any delayne *L*, Bi iesu that me bouȝt *N*, They fled for fere of fyre *c D* ‖ es — l.] I wylle the seye *A* 10–12 Quod (Quod Syr *D*) Isenbras so mote I thriue | For these tydynges als blyue | I geue thee all that I were | His purse caste he (*umgestellt D*) to hym belyue | The lade hym thanked oftensythe | For his gifte so great | The knyght vnto the towne went | He sawe his place was all to brent | Lowe and playne with the strete *c D* 10 *Davor* þe knyghte þan ansuerde with herte so uey *T* ‖ He seyde if þey on (may on *N*) lyue be *L N* ‖ With] With thi *T*, Whyle *A*, So *E* ‖ one l.] one hir *T*, þem *E* 12 Full glad I ame þis deye *A*, Alle drede me riȝt nouȝt *N* ‖ ȝitt *fehlt E* ‖ were *L* ‖ I n.] neuer man *T*, þo knight neuer *E*

VIII. *fehlt C* 1 Homewarde anone he can wende *c D* ‖ Bot als *T*, And alle *N*, Forth *L* ‖ by hym selue (*fehlt T*) *A T*, silve *N* 2 There met he with his meyny hende *c D* ‖ He mette *A* (*vor* hys), *E L*, he *N* ‖ ilke (eche *L*) one *N L* 3 Before hym on a rowe *c D*, Cum rennyng vndur þe wod bouȝth *E*, He seyde what eyleth ȝowe *L N* ‖ full *fehlt A* ‖ sw.] chere *A* 4–9 *fehlt A* ‖ 4 Syr they sayde we tell you playne *c D* (*s. aber* 5 c) ‖ And saide *T*, *fehlt L* ‖ Owre fees ben *L* ‖ fro vs *L*, þem *E* ‖ berevyd *E*

'Certis, sir, 3ow es noghte leuyde
A stotte vnto 3oure plowghe'.
Thay wepede sare and gaffe þam ill;
þe knyghte bad, þay solde be styll,
'I wytte 3ow noghte this woghe.
God, þat sent me alle this woo,
Hase sent me joye and blys also,
And 3itt may send ynoghe'.

IX.

A dolefull syghte þan gan he see,
His wyfe and his childir three,
Owte of þe fyre were flede:
Als nakede, als þay were borne,
þer þay stode vndir a thorne,

VIII. 5 With adders all youre bestes ben slaine | With venyme are they blowe | The wormes (stormes *D*) your capons hath you berafte | The thunder hath you no beast lefte *c D* ‖ Certis sir] *fehlt L*, Sir *E*, Lord *N* ‖ no thing is yowe *N*, vs es noghte *T*, on lyfe þer is non *E*,

Broghte owte of þaire bedd.
ȝit changede no thynge his blee,
To he sawe þam nakede bee,
þat he leuyde comly clede.
The lauedy bade hir childir be blythe,
'For ȝondir I see ȝoure fadir one lyue:
For no thynge be ȝe drede!'

X.

They wepede alle and gafe þam ill:
þe knyghte bad, þay solde be styll,
'And wepe noghte so sare;
For alle þe bale, þat we aryn in,
It es for oure wyked syn:
We are worthi wele mare!
We kane nonekyns werkes wyrke,
Owre frendis of vs will son be irke:
Of lande, I rede, we fare.

IX. 6 *fehlt E* ‖ Were browȝte *L*, Brent *N*, Braydede *T*, Fled *A* ‖ owte of] of (*dævor* of *ausradiert*) *A* 7 Nothyng ȝit sory ȝit was he *A*, A woful man than was he *c D* ‖ ȝit] Bot *T*, Ne *N*, And þen *E* ‖ no thynge] he nothing of *N*, neuer *T*, *fehlt E* ‖ his] þe knyghttes *T* 8 Tyll *L N*, Bot (*fehlt E c D*) when *A E c D* ‖ sawe þam so n. bee *T*, þem n. see *E*, them sawe all n. be *c D*, sawe his wyfe and children III *L* ‖ *dahinter* In is hert þen heue was he *E* 9 *fehlt c D*, For he saw þem vncladde *E* ‖ þat *fehlt T* ‖ he l.] erste (ere *N*) were *L N* ‖ so comly *T*, sembly *A* 10 Than þe *A* ‖ bade] sayde *c D* ‖ þe chyldur *E*, them *A N*, *fehlt c D* ‖ be b.] also bliue *c D* 11 *fehlt c D* ‖ For *fehlt T N* ‖ ȝondir] *hinter* ffadir *T*, nowe *E*, ȝette *L*, *fehlt N* ‖ on l.] come ful swithe *N* 12 be] syr be *c D*, þat *T* ‖ adrad *N c D*, sadd *E*

X. *fehlt C c D* ‖ 1 w.] had wepyd *A* ‖ alle *fehlt L* ‖ and made gret care *N*, þer fylle *A* 2 Sir ysenbrase *E*, Her fader *L* ‖ bade ham leve har fare *N* 3 w.] w. ȝe *T* 4 For *fehlt L N* ‖ þe] that *N* ‖ care *A N*, sorowe *T L* ‖ þat *fehlt E* 5 Certen hit is *E*, It es ilke dele *T* ‖ oure *fehlt E* ‖ wyked *fehlt T*, dedely *E* 6 We ware w. *T*, For we a. w. *A*, W. we be (were *N*) *L N* ‖ wele] myche *A* 7 Bot we *T*, And we al *fehlt A*, full euell *L*) *N A L* ‖ no warkus *E*, no work *N*, no thinge *A*, *fehlt L* 8 Wherfor my selue I thinke yrke *A* ‖ sone wyl *E*, wyll *L*, schulle *N* ‖ be *fehlt L* 9 Of begyng forto go *A* ‖ On *E*, Over *N*

Of my seluen hafe I no thoghte,
Bot I may gyffe my men noghte:
For þam es alle my kare'.

XI.

He tok his riche mantill of palle,
And on his wyefe he lete it falle
With a full drery mode.
His riche surcote þan schare he
And hyld his pore childir thre,
þat nakede byfore hym stode.
'Now sall ȝe do after my rede,
To seke, þare god was qwike and dede,
þat sprede was one the rode;
For Jesus Criste, so hende es he.
Who so hym sekes with herte fre,
He sendis þam lyues fode'.

X. 10—12 Bot we schall thorow godys grace | Com into sone (*Strich über* on) gode place | Wher some gode we may do *A* 10 *Von*

XII.

With a littill knyfe he schare
A crose appon his schuldir bare,
In storye als we saye.
Alle þay, þat his frendis ware,
They wepid faste and syghede sare:
þayre sange was 'waylawaye'.
The knyghte and the lady hende
Toke þaire lefe at þaire frende
And made þaire fondynge daye.
For þam weped bothe olde and ȝynge.
þare was a dolefull partynge,
When þay went þaire waye.

XIII.

With þam þay bare full littill gude
To helpe þam to þaire lyues fode,
Nowþer golde ne fee,

XII. *fehlt C* ‖ 1—2 A crosse he cutte vpon hys breste | And schryued þem both vnto þe preste *A* ‖ 1 þen (And *T*) with *ET* ‖ a] his *L* ‖ lit. *fehlt T L*, sharpe *c D* ‖ he] son gerte he *T*, he con *E* 2 on *E L* ‖ sch.] chyldur *E* 3—XV 6 *Die Drucke nur durch c vertreten; „der Rest des Blattes erhalten, aber nichts wert"* (*Zupitza*) *D* 3 we] I yow *ET*, clerkes *L* 4 Alle þ. þ.] Alle þose þat þere *T*, And All þat *E*, They þat *A L* ‖ his] were þer (here *L*) *A L* ‖ ware] ther *A*, byfore *L* 5 faste *fehlt c L*, alle *T* ‖ s. (syghted *A*) s.] wrange their handes there *c* 6 His *E* 7 k.] lorde *c* ‖ his lady *T* ‖ bende *c* 8 þei toke *E* ‖ l. þaire *fehlt T* ‖ l. — fr.] way for to wende *c* ‖ fr.] dere frendes *T* 9 Upon the same d. *c*, And forth þey wente her waye *L* ‖ þer Indynge d. *E*, A sorowfulle mone A 10 *hinter* 11 *c* ‖ F. þ.] For *A*, þei *E* ‖ ynge and olde *c* 11 Whan that they departe schoulde *c* ‖ þ. w. a] For þat *L* ‖ d.] carefull *A T* ‖ departynge *T* 12 When þei þer wey dyd gone *A*, For sothe as I ȝou seye *L*, Both wyfe, wydow man and maye *c* ‖ When] And sythen *T*

XIII. *fehlt C D* ‖ 1 For (*fehlt c*) þey bare with hem *L c*, With þam tuke þay *T* ‖ bot l. g. *A*, no þynge *L*, no maner of thynge *c* 2 That longed to here spendynge *L*, That was worth a farthynge *c* ‖ þat myghte helpe þam (þem helpe *E*) *T E* ‖ þaire *fehlt E* 3 Nother . . nor *L*, Ovdur . . or *E*, Catell . . ne *c*

Bot in þe lande to begge þaire mete,
Were þat þay myghte any gete
For saynte Charite.
Fyve kynges landes gun þay passe,
Als it goddis wille was,
With þaire childir three.
þay, þat was wonte to wele and wyn,
The pouerte, þat þay were in,
Grete dole it was to see.

XIV.

In a foreste þay were gone wylle:
Towne ne myghte þay none wyn tille,
Als wery als þay ware.
When thre dayes was comen and gane
(Mete ne drynke ne hade þay nane),
For hungre þay weped sare.

XIII. 4 in þe Ll mekely *c. fehlt L* ‖ for to b. *L.* bei begged (asked c)

No thynge sawe þay, þat come of corne,
Bot the floures of the thorne
Vpone the holtes hare.
Thay come to a water kene:
þer ouer þay walde fayne hafe bene:
þan was þaire kare þe mare.

XV.

His eldeste sone he toke þare,
And ouer þe water he hym bare
And sett hym by a brome.
He sayde: 'Luke, sone, þat þou be styll,
To I feche thi breþer the till,
And playe the with a blome'.
The knyghte, þat was bothe hend and gude,
Ouer þe water agayne he wode:
His medill sone he nome

XIV. 7—9 *fehlt L* ‖ 7 No thing þei saw *A*, þei see (eate *c*) no þyng *E c* 8 B. fowlys wyld þat satte on thorn *A*, B. þo fl. stondyng hem beforne *E*, B. beryes and bowes of the thorne *c* 9 Ne mete þer gete myght he *A* ‖ On *E*, Amonge *c* ‖ þo *E*, þose *T* ‖ hare] bare *c* 10 Than came þei *A*, Thay entirde þan *T*, Tyl þei cum *E* ‖ to] by *L* ‖ kene] by dene *c* 11 The bankys wer fulle wyde (ferre *T*) betwen (a twynne *E*) *A T E* ‖ Ouer woulde they *c* 12 That grymly was to se *A*, And watirs breme als bare *T*, A bow schoth and more *E* ‖ was] begane *c* ‖ þe m.] *fehlt c*

XV. 1—10 *fehlt C*, 1—6 *fehlt D* ‖ 1 toke he *E*, he toke vp *A*, The knyghte (*vor* his eld. sone) tase *T* 2 he h. b.] dyd hym beare *c* 3 *fehlt E* (*s. aber* 6) ‖ vnder a bushe of brome *c*, one the brym *T*, on þe londe *A* 4 he s. *hinter* Loke *A*, And s. *T*, *fehlt E* ‖ Luke *fehlt L c* ‖ leue (my *T*) sone *L T*, *fehlt A* ‖ þat — styl(d *A*)] sytte her styll *L*, wepe no mare *c* 5 Tyll I for thy brethren fare *c* ‖ Vnto *E*, To whils *T*, Whyle *L* ‖ broþer *T L A* ‖ till] to *E* 6 *davor* For I wyll fast cum and go *E* ‖ And *fehlt c* ‖ pl. the] pleyde *L* ‖ w. the bl. *T*, with þis wand *A*, evour þi fyll *E* 7 The k. toke a pace full good *c D* ‖ þat *fehlt L* ‖ bothe *fehlt A* ‖ good and hende *L* 8 And faste feryed ouer the flodd *c D* ‖ And ouur *L*, Agayne swythe ouer *T* ‖ agayne (*zu Anfang des Verses T*)] than *A*, *fehlt L* ‖ yode *E*, ganne wende *L* 9 And toke vp (*fehlt* A) his mydyll son *E A*, His m. sone (*danach* he *getilgt*) ouer to brynge *T* ‖ m.] oþur *L*

And bare hym ouer þe water wylde:
A lyoune toke his eldeste childe,
Are he to lande come.

XVI.

With carefull herte and syghynge sare
His medilleste sone lefte he thare:
Wepande he went awaye.
A lebarde come and tuk þat othir
And bare hym to wode to hir broþer:
Wyghtly he wente awaye.
The lady grette and gafe his ill:
Nere scho wolde hirselven spill,
One lande þare scho laye.
þe knyghte bad his lady be still:

XV. 10—12 So come a lyoune with latys vnmylde | And in hir pawes scho hent þe childe | And to þe wode faste gane rynn *T* 10 He b. *L* 11 toke] fette *L* ‖ h. e.] his on *C*, þat oþer *A E* 12 to the c *D* ‖ myght com *A E*

'Take we gladly goddis will,
Hertily I ȝow pray'.

XVI[b].

The knyghte mase dole and sorowe ynoghe:
Nerehand he hymseluen sloghe,
Are he come to the banke.
þe lady grett and gafe hir ill:
Nowþer of þam myghte oþer still:
þaire sorowe was so ranke.
þay sayd: 'Allas', þat þay were borne:
'Felle werdes es layde vs byforne,
þat are were wylde and crank.
þe knyghte bad, scho sulde be still
'And gladly suffir goddes will:
We awe hym alle to thanke'.

XVII.

'Littill wondir, þofe þay wo were:
Bothe þaire childir lost þay þere,
þaire elder sonnes twoo.
He toke his wyfe, þat was hym dere,

XVI. 11 We shall do after gods (goddes *D*) w. *c D*, And þanke we god off his w. *C* 12 *fehlt c D*, þus þenne gan he say *C*

XVI[b]. *nur in A E T* ‖ 1—6 *fehlt A* 1 made *E* ‖ dole a.] *fehlt E* 2 *s.* XVI 8 ‖ h. h.] for sorow hym selfe he *E* 3 come] myȝth wyn *E* 4 *s.* XVI 7 ‖ And þe *T* ‖ wept *E* 5 of þ.] *fehlt E* ‖ þe todur *E* 6 was so] it w. full *T* 7 Scho *E* ‖ þay] euer we *E* 8 Seche warkus are *E*, Herd wordis is *A* ‖ layde *fehlt A* 9 I se þe on þo bonke *E* ‖ w. a. c.] wele and wanke *T* 10 *s.* XVI 10, 11 *s.* XVI 11 ‖ blythly *A* 12 Vs awe *T*, We behoue *A*, We wone *E*

XVII. 1—3 *fehlt* L ‖ 1—2 *hinter* 6 *E* ‖ 1 No w. þ. *C*, L. w. yf *E*, For sorowe *c D* ‖ þei were wo *E*, þam wo were *T*, þei had care *A*, here hertes were sore *C c D* 2 For (Then *c D*) b. *A T c D*, To *E* ‖ þaire *fehlt E*, the *c* ‖ leste *A*, leue *T* ‖ þ. þ.] were *c D* 3 *fehlt E T* ‖ Hys *c*, Of þe *A* ‖ eldyste *A*, louely *c D* ‖ chyldren *C*, *fehlt A* 4 fehlt *T*, Hys wyff was hym leeff and d. *C*, Hys wyffe he (þen *E*) vp toke ther (he *E*) *A E*, This lady was wonte to ryde in a chayre *c D* ‖ wyfe] lady *L* ‖ *hinter* 4 With sory hert and lytyll gle *E*

XVIII.

And, als þay stode appon þ
And lokede in to þe see str
þose schippes sawe þay r
With toppe castells sett one
þay semed alle of golde wr

XVII. 5 On his backe he her ouer bare *c T* || bere] here (h *geändert zu* b) *L* 6 Ar ytyll *E* 7 And th. *T*, In *E L* || a *fehlt* w. d. þree *C A*, dayes thre *c D* (*s.* 8), *g*ode wente he *L* 8 And entred in *T*, They *c D T* || þe *fehlt C* || grete *A*, quicke *c D* 9 woo *C*, Wonders wery and wo *c D*, Fortl stormes *hinter* Thare þay sawe *T*, Grete (on *c D*) þe l. *hinter* stood *C c D*, And ose And appon *T*, On *L* || als] þus als *T*, þe come] f:::e (*ob* faste? *Zupitza*) come *C* || or see (*fehlt D*) sande *c D*, *fehlt C* 12 A t one rowe *A* || *hinter* 12 *hat L* (1—3 *fehlt* seete | They loked down in to þe deej glyde so (*vgl.* XVIII 1—3)

XVIII. 1—3 *fehlt L* (*s.* XVII *nach* 1 them besyde | Many schyppes þer saw þ fro *A* 1 And *fehlt E* || stode *hinter* lande 2 And] They *c D* || in to þo stronde *E* 3 Galeys they sawe come glyde *c D* || þ

þay glitterd, als þay gan glyde.
A haythen kyng was þer in:
Cristendom he come to wynn,
To wakkyn woo full wyde.
þe knyghte thoghte, þat he wolde lende
In a hauen at þe foreste ende
A littill þer bysyde.

XIX.

þe schippes lent by þe land syde:
The folke come vp with mekill pryde
Moo, þen I kane neuen.
þe knyghte saide to his lady free:

XVIII. 6 Wiþ joye and mekyl pryde *C*, Lyke a prynce proude of pryde *c*, *verloren bis auf* jnce proude of pryde *D*, Forthe so com þe glyde *E*, Stremours fro þam ferre gan glyde *T* ‖ The glytered *A*, So it glistered *L* ‖ als–gl.] and schyned soo *A* 7 *verloren bis auf* then kynge was therjn *D* ‖ A h. k.] The soudan of pers (of heþenes *E*, hym selfe *T*) *A E T* 8 þat crystendome com (was come *c D T*) *C c D T*, Come cristendome *L* ‖ for to *L* 9 *fehlt c D* ‖ Ther wakyd (wroght he *E*, wakkyns *T*) *A E T*, To walke *L* ‖ woo full] so ferre and *L* 10 The kynge *L*, The Soudan *c D*, þei *E* ‖ thoghte (thouȝh *A*) *fehlt c D* ‖ þat *fehlt c D C L* ‖ he] þei *E* ‖ londe *L*, lande *c D*, wende *T* 11 Up in an hauen *c D*, (In *unleserlich*) þe h. *C*, at þe h. *hinter* By þat foreste *L*, In to þat h. *T*, In a nunre *E*, A lytell *A* ‖ at] by *A* ‖ þe wodes *C c D*, þat foreste *A L*, a far (*v. a. Hd. zu* forest *geändert*) *E*, ferrere *T* ‖ hend *A* 12 The knyght he founde that tyde *c D*, The schyppes wold þer Abyde *A*, *danach* The shypes houed in þe stronde | His meyne drowen faste to londe | And ȝerne gan þey ryde *L* (*Ersatz für* 1–3)

XIX. 1 þe knyȝt þouȝte he wolde abyde *C*, Hys Sarasyns all by hys syde *c D*, Syr Isumbras loked hym bysyde *L*, Men come to lond withouten lesse *A* ‖ Those *T* ‖ landed *T*, lene (leue?) *E* þat *T* 2 Men (Many men *c D*) he sawȝ (sawe he *c D*) boþe (*fehlt c D*) goo (rene *c D*) and ryde *C c D*, He sawe moche folke passe and ryde *L*, Ther com in botys grete presse *A* ‖ mych *E* 3 *fehlt c D* ‖ ȝaa moo *T* ‖ he cowde *C* ‖ nemen *E L*, telle *A*, *dahinter* What þer wer be the sonde | Of gold all glyterande | With many An hyȝe toppe castelle *A* 4 He *c D* ‖ spake *A*, þan karpede *T* ‖ vnto *c D* ‖ his] þe *C A T*

'What ferly folkkes maye þiese bee?'
With so lowde a steuen.
'In this foreste hafe we gane,
Mete ne drynke had we nane,
More þan thiese dayes seuen.
Goo we and aske þam of some mete,
ȝife þat we maye any gete,
For goddis lufe of heuen'.

XX.

To þe galaye gan þay wyn,
There the sowdane was in,
þat richely was wroghte.
þay askede hym some lyues fode
For his lufe, þat dyede on rode

XIX. 5 What ferly (semely *E*) ffolke *A E*, What *von* ferly *getrennt durch* maye þiese *T*, What maner men dame *C*, What men *c D*. Lord god what *L* ‖ may al þis be *L*, are these thynke ye *c D* 6 That drawys so faste to londe | They seme men of grete Asstate | I rode some almus we aske hem atte | For hungour we be nyche

And made þis worlde of noghte.
The sarazens said, he was a spye,
When þay herde hym swagates crye,
þat þaire schippes had soghte.
þe sowdane bade bet hym awaye:
'For þay lefe nott on owre laye,
Of me gete þay righte noghte'.

XXI.

þan saide a knyghte vnto þe kynge:
'Sir, it es a wondir thynge
ȝone pore man for to see.
For he es bothe large and heghe,

XX. 6 þat þey scholde werne hem nouȝt *C*, And with his blode vs bowȝte *L* ‖ And] *verloren G* 7 *hinter* 8 *C G c D L* ‖ The s.] þe sawden *E*, He *C L*, Southly he *c D*, þei *G* ‖ he is a spye *c D*, he was some cristen spie *L*, þat (*der Rest der Zeile unleserlich*) *G*, þey were come to aspye *C* 8 When þat *T*, Soone as *C*, þis sone as *G* ‖ he *C E*, þe kynge *L c D* ‖ *hinter* h::d *am Ende der Zeile nur noch* le *erkennbar G* ‖ hem crye *C*, hym c. *c D*, ym so lowde (*fehlt A L*) cr. *E A L* 9 *in der Mitte nur* he haþ *erkennbar G* ‖ And asked what þey sowȝte *L* ‖ þat] And *A*, *fehlt C* ‖ My schyp *C*, thus farre *c D* ‖ hath vs *c D*, þey han (*vgl. G*) *C* ‖ besouȝt *C* 10 þe s. b.] I comaunde (byd *c D*) ȝow (*verloren G*) *C c D G*, He commanded *L E* ‖ bete hem *C*, to b. hym *L*, do hym *A T*, he schulde be don *E*, *nicht mehr lesbar G* 11 For he *E*, For we *A*, þey *C*, *unleserlich G* ‖ leueþ *G*, beleue *c D*, leued *L E* ‖ vpon *C*, in *E* ‖ my(n) *C G*, his *A L*, hor *E* 12 Be Mahoun þat me bouȝt *C* ‖ Of hym þey shulde haue *L*, Loke þat (*fehlt A*) ȝe gyffe hym *T A*, He wolde gyffe hym *E*, of me (*davor nichts leserlich, dahinter steht unmittelbar* riȝt nouȝt) *G* ‖ righte *fehlt A T L*

XXI. 1 þan] *verloren G*, *fehlt A T E c D* ‖ seyd (went *E*, kneled *c D*) *hinter* knight *A T E c D* ‖ to *C G T E L*, before *c D* ‖ k.] sowdan k. (hurlyng) *T E* 2 Now certis sir *T*, Sertyt *A*, And sayd lord (*fehlt c D*) *E c D*, *verloren G* ‖ þis is a *C*, *verloren G* ‖ wondir] pytifull *c D*, rewfull *L*, sory *G* 3 The ȝondur *L*, þe *E*, That *c D*, *verloren G* ‖ pore] *fehlt L*, *verloren G* ‖ man] penaunce *c D* ‖ for] *fehlt A C G c D L* ‖ see *verloren G* 4—6 *hinter* 12 *C* ‖ 4 He semeth a man so gentyll and fre *c D*, He is moche and he is stronge *L*, *verloren bis auf* man and *in der Mitte G* ‖ For *fehlt C* ‖ b. lange a. h. *T*, a ffayr man (*s. G*) and an hyȝe *C*, well made in all þynge *E*

The faireste man, þat euer I seghe:
A gentil man es hee.
His lymmes erre lange, his bones gret,
His eghne gray and wondir step:
A knyghte hym semes to bee.
His wyfe es whitte as walles bone,
Hir lyre es als þe see fome
And bryghte als blome on tree'.

XXII.

þe sowdane þan gret dole thoghte
And bad, þay solde be byfore hym broghte:
'I will þam see with syghte'.
When he þam sawe, hym rewed sare,
So faire als þay bothe ware,

XXI. 5 A fayrere sawȝ neuere wiþ yȝe *C*, *verloren G*. Though he be in necessitie *c D*, Sholdres brode and armes longe *L*. Curtes with owttyn lesynge *E* 6—8 *fehlen ET* ‖ 6 It is ruth and pytie *c D*. His lymes la:: lor:e: *G* ‖ g.] fayre *L* ‖ es hee] to se *L*. 7 With

If thay were clede arighte.
He saide to hym: 'Lefe on my laye
And do thi false goddis awaye
And helpe me in my fyghte.
Rede gold sall be thi mede:
If þou be doghty man of dede,
I sal þe dube a knyghte'.

XXIII.

Stylle stode sir Ysumbras
And sawe, a sarazene þat he was:
'Sir', he sayde, 'naye.
þat ne sall I neuer mare,

XXII. 6 The lady and þe knyght *A*, His hand to þem he plyȝth *E* ‖ þat þei nere (ne were *C c D*) *G C c D* ‖ robed *T*, glad *G* ‖ arighte] riche *T* 7 He seyd ser both gold and fee *A*, I wyll yow gyffe boþe gold and fe *E*, The sowdan byddes hym gold and fee *T*, *davor* Than dyd the sowdan to hym saye *c D* ‖ He — hym (hem *L*)] Man wylt þou *C c D*, *verloren ausser* tow *G* ‖ beleue *c D*, leueth *L* 8 *fehlt c D*, Thow schall haue and duelle with me *A*, And ye wyll dwell here with me *E*, If þou will duelle and be with me *T* ‖ And lete ȝour *L*, And (*verloren G*) doo alle þy *C G* ‖ false *fehlt C G* ‖ goodes *C*, godis *G* 9 To h. me *G*, And be with me *L*, And with me go *c D* ‖ to my *T*, in *L*, to *c D*, forto *A* 10 *fehlt A E T* (*s.* 7), Of golde shalt þou neuur haue nede *L*, Forsake thy Christendome for aye *c D*, *nach* 11 (*doch* R. g. *verloren*) *G* 11 And beleue on Mahoundes laye *c D* ‖ þou be *verloren G* ‖ of] in *L* 12 *davor* þou (I *E*) schall be (þe *E*) horsyd (horse *E*) on (vp on *E*) a stede *A E T* ‖ Thow shalt be doobbed knyȝte *L* ‖ I wol *G*, My selue schall *A E T*, And then I wyll *c D* ‖ dubbe (make *G*) þe *A E T c D G*, þe make *C* ‖ a *fehlt A E T*

XXIII. 1 Full (*fehlt E*) still þan *T E* ‖ st. s. Y.] *nur* st:: ysumb::s *erhalten G* 2 And thowȝte *L*, *verloren G*, hym þoȝht (he sawe wele *T*) *hinter* sarsyne *E T* ‖ a] *verloren G* ‖ sowdan *c D*, heþene kyng (man *C*) *G L C* ‖ þat he] *hinter dem reg. Verb A E T*, he *C G L* 3 Sir] And sone (*fehlt E*) *T E*, Than *c D* ‖ he *fehlt E*, *hinter* sayde *c D* ‖ sey *L* ‖ vnto (*fehlt T*) hym n. *E T*, playnly n. *c D* 4 I shall neuer bee (*fehlt D*) Hethen hounde become *c D*, *verloren G* ‖ Certis (*fehlt A*) þat sall I *T A*, Shall I *L*, I schall he seyd *E*, God wolde þat *C*

XXIV.

þe sowdane byhelde þat l
Hym thoghte, an angelle
Commen owte of heuen
He saide: 'Will þou thi w
I will gyff the golde and

XXIII. 5 Nor warre againste Chr. c *verloren ausser* were *G* ‖ cristen *L* ‖ to *E*, fyghte no fare *T* 6 Therfore to dye f. my] lyffe (leve *E*, lefe *T*) vpon þi . . . . and me wrouȝte | . . . me dere bo *halten G* ‖ 7 þorwȝ þis f. (*vor* gon) *C*, f. (wode *E*) *A T E*, Greate wayes *c D* ‖ to gone *c D* 8 nor *E* ‖ hafe we] ne *gestellt E*) gete *T E* 9 Ne penye for . . . *and* deme | . . . mene | In roy . . . Syr helpe vs to our l. f. *c D* ‖ We pray *L*, yow *E T* ‖ hyues *A* 11 his] Jesu *c D* ‖ oure] ouer (*verschrieben wie* ouer la

XXIV. 1 The kynge *L*, He *E*, *verlo* on *E*, *verloren G* ‖ þe *G c D E*, his *L* ‖ *loren G* ‖ thoghte an] *verloren G* ‖ þat (a *E T A*, *verloren G* ‖ ware *verloren G* come *E*, That had bene *c D*, *verloren G* *nur* doun *erkennbar G*, in *c D* ‖ *hinter* he þat day *L* 4—6 *fehlen E* 4 *hinter* 5 *C*

More, þan þou kane neuen.
I will þe gyffe ane hundrethe pownde
Of florence, þat bene rede and rownde,
And riche robes seuen.
Scho sall be qwene of all my lande
And alle men bowe vnto hir hande
And nane withstande hir steuen'.

XXV.

Sir Ysumbras sayd: 'Naye!
My wyfe will I nott selle awaye,
Bot ȝe me for hir slaa.
I wedded hir in goddes laye
To halde hir to myn endyng daye
Bothe in wele and waa'.
þe gold on his mantill þay talde,

XXIV. 6—8 *fehlen L* ‖ 6 *durchschnitten G* ‖ ȝaa more *T* ‖ neuen] meane *c D* 7—9 *fehlen A, vielleicht auch G* ‖ 7 He profert ser ysumbras truly *E* ‖ sall *T* ‖ geue thee *c D* ‖ ten thowsand *T* 8 A hundur pownde for ys lady *E* ‖ fl.] fayre florence *c D*, penyys *C* ‖ þ. bene *fehlt c D* ‖ rede] hool *C* 9 riche] red *c*, gud *T E* 10 And scho *T* ‖ qw.] crowned qwene *L*, lady *T E* ‖ ouer *G* ‖ all *fehlt C L E* 11 And *fehlt A* ‖ all my men *c D*, alle *T E A*, euery man *L* ‖ schall bow *A E T*, to serue *c D* ‖ to her *L G c D*, hir to fote and *T* 12 Ther of she may be feyne *A* (*reimt mit* XXV 3), þat may here hur st. *E* ‖ And noghte *T*, No man *G c D*, Shall no man *L* ‖ w.] by sette *L*

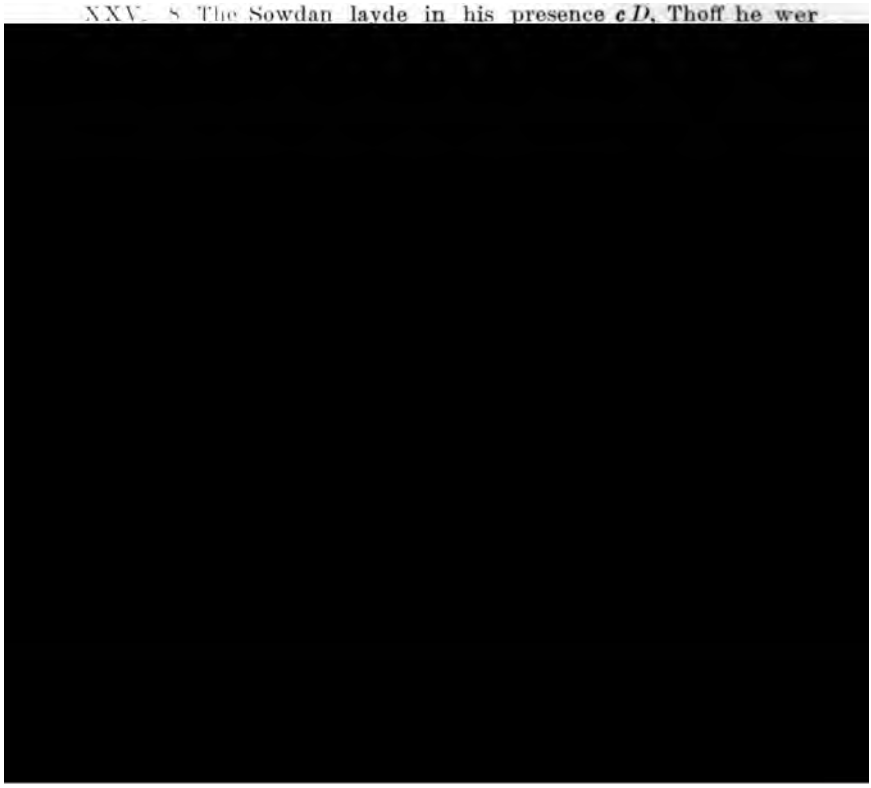
XXV. 1 The knyȝte answered and s. n. *L* ‖ sayd þan schortly *T*, full sone s. *E* 2 I wole *C L A E* ‖ neuer *E* ‖ s.] do *A* 3 Thy men shall fyrst me (me fyrst *D*) slo *c D* ‖ Bot *verloren G*, þouȝ *C* ‖ þou *L*, ȝouw *G*, men *T*, I *A* ‖ be for hyr *A*, hur me *E* ‖ slee (*durchstrichen und durch untergesetzte Punkte getilgt*) sloo *C*, slee *G*, wyll sloo *L*, slayne *A*, reven (*reimt mit* XXIV) *E* 4—6 *fehlen G* ‖ 4 For I *E* ‖ with (at *A*) g. l. *L A*, as I you saye *c D* 5 kepe *L* 6 ȝaa (*s.* XXIV 6) bothe *T*, *fehlt L* ‖ for *C L* ‖ and in *c D*, or *C*, or for *L* ‖ *nach* 6 The soudeyn swore by hys thryft | The lady schuld with hym be lyffte | For ought þat he couthe doo *A* 7 And (An *D*) hundreth pound of fayre florence *c D* ‖ þe (*fehlt L*) rede gold *G L*, þe g. þan *T* ‖ vpon hys *C*, in his (a *L*) *E L* ‖ m. was t. *E*, *nur* ma *und* de *erhalten G*

And till hymselfen þay gan it falde:
His wyefe þay tuke hym fraa;
And on þe lande þay gan hym kaste
And bett hym, till his rybbis braste,
And made his flesche all blaa.

XXVI.

The littill childe one lande þay sett,
And sawe, how men his fadir bett:
He wepid and was full waa.
þe lady grete and gafe hir ill:
Vnnethes þay myght halde hir still,
þat scho hir selue walde slaa.
Scho braid hir armes and faste gan crye
And called faste one oure lady:
'Sall we now parte in twaa?
Allas! sall I neuer blythe be:

XXV. 8 The Sowdan layde in his presence *c D*. Thoff he wer



My weddede lorde sall I neuer see:
Now wakyns all my waa!'

XXVII.

When þe wounded knyght myght stande,
He tok his sone by þe hande,
And forthe þan went hee.
A riche schippe was dighte righte ȝare:
þe sowdane bad, a knyght solde fare
With þat lady free.
þe sowdane with his ownn honde
Crownned hir qwene of alle his londe
And sent hir ouer þe see.
A chartir was mad full wele farande

XXVI. 11 And I my lord no mo*ur* schall se *A* ‖ I n. see] parte fro me *E* ‖ *danach* My Ioy is gon me froo | Out Alas þat I was borne | My welth þis dey fro me is lorne *A* ‖ 12 Now] Thus *A* ‖ wakyd *A*, begynnys *E* ‖ my] her *A*

XXVII. 1—6 *hinter* 7—12 *C L* ‖ 1—3 *fehlen E* ‖ 1 Sone whenne *L*, Whyl *A*, As sone after as *c D* ‖ þe woundyd man *C G*, þe knyght *A L*, he *c D* ‖ vp stande *T A* 2 his ȝonge sone *L*, his (þe *A*) childe *T A* ‖ by h:: honde *G* 3 A sorye man was he *c D* ‖ A. f. þ.] And forþ *G*, Aweywerd than *A*, Wepande awaye *T* 4 Wiþ (By *G L*) þat (þenne *L*) þe schyp (shyppes *L*) was (were *hinter* þenne *L*) maad (::ad *G*, *fehlt L*) ȝare *C G L*, Than was the maner there *c D*, þe sawden gart dyȝht a schyppe þare *E* ‖ was — ȝare] ordend was þer *A* 5 Wiþ maryneres (man [*über* n *eine Schlangenlinie*] ma . . . *G*, ores and ancres [acres *c*] *D c*, þat lady *L*) forþ (for *c D*, *fehlt* [*ob verloren?*] *G*) to fare *C G L c D* ‖ The s. seyd *A*, And bad *E* ‖ a k.] þat lordes *T* ‖ fare] with hur f. *E* 6 Ouur þat salte see *L* ‖ free] so f. *T c D* 7—9 *fehlen E* ‖ The kynge *L*, þe s. þer *G* ‖ ownn *fehlt G* 8 of al h. l. *verloren G*, of his l. *C L*, of Surrye l. *c D* 9 To sende *C* ‖ ouer þe see] home (*fehlt T*) to hys contre *A T* 10—12 To her the crowne thus he bande | My worde he sayde sothly shal stande | Though I come neuer to thee *c D* 10 A chartre in þe maner he bonde *C*, Wyþ a chartre he h . . . ond *G*, A ryche charter I vnderstond *A E*, With ryche karykkes þat were stronge *L*

(þe sowdan selide it with his hande),
þat scho solde qwene bee.

XXVIII.

When þe schippe was redy þare,
þe lady weped and was full sare
And kneled byfore the kynge:
'Sir kynge', scho sayde, 'I pray the,
A bowne þat þou wold graunt me
Wiþowtten any duellyng:
Are I pass beȝond þe see,
Late my lorde speke with me
Of ane prive thyng'.

XXVII. 11 ȝiff (þat whanne *G*) sche euere (were *G*) come to (*Lücke, dann* þe *G*) londe *CG*, He sente her in to his londe *L* ‖ þe s.] He *A* ‖ w. his] hys owne *A* ‖ *ausser dem im Texte abgedruckten Verse hat T noch* þat þofe he neuer come in his lande ‖ *vgl. auch c D* 12 12 Euermore hue shold *G*, penne (per *L*) scholde sche

The sowdan called hym agayne,
þer of þe lady was full fayne:
þaire takynnyng was a ryng.

XXIX.

þare was joye to see þam mete
With clyppyng and with kyssyng swete.
To schippe whan sho solde gaa,
Scho saide: 'Dere god, full waa es me,
That I ne were drowned in þe see,
Sall we departe on twaa.
In to þat lande, þat I am in,
Fonde þyseluen for to wynn:
The haythen kyng sall we slaa.
þan sall ȝe be kyng of þat lande
(And alle men bowe vnto ȝoure hande)
And couer all ȝoure waa'.

XXX.

Mete and drynke scho gerte hym gyfe,
A sevennyghte þat he myght with lyfe,

XXVIII. 10 *fehlt T*, þo wondyd (*fehlt A L*) knight was callyd (brouȝht to hyr *A*) ageyn (*als Vers* 11 *A E*) *E A L*, Seþþyn he callys hym agayn *C* 11 The s. grantyd (grauntes *T*) and (*fehlt E T*) sche was *A E T* ‖ þerof *vor* was *L* ‖ was *hinter* Therof *c D* ‖ þe] that *D* ‖ full *fehlt A c D* 12 And sche gaffe hym a rynge *A*, A ryng was þaire takynnyng *T E* ‖ Here tokene *C c D*

XXIX. *fehlt A E T* ‖ 1 þ. w. j.] Grete dole it was *L* 2 cl. *und* k. *vertauscht L c* 3 Whenne he to þe schyp scholde goo *C* ‖ solde] was *c D* 4 D. g.] lord *C*, alas *c D* ‖ full *fehlt c D L* 5 ne were] ne *c D*, were not *L* ‖ droune *c D* 6 Or we sholde parte *L* ‖ in *c D L* 7 In to þe *C*, In that *c D*, But in what *L* 8 F. þy selff *C*, F. þe thyder *L*, If that ye come it *c D* 9 h. k.] kyng *C*, Sowdan *c D* ‖ wyll *c D* ‖ ȝe *L*, I *c D* 10 þ. — be] Syr ye shall be *c D*, And by crowned *L* ‖ of þ. l.] with crowne *c D* 11 Ouer castell, towre and towne *c D* ‖ alle m.] euury manne *L* ‖ to *L* 12 And] So shall ȝe *L* ‖ recouer *c D* ‖ all *fehlt L*, ȝit all *C* ‖ oure *C*

XXX. 1 *Dieser Vers steht doppelt, zunächst hinter* XXVIII 6 *durchgestrichen, dann hier T* ‖ scho] þei *A*, þou *T* ‖ gere (*so das erste Mal, das zweite Mal* gare) *T*, dede *C c D L A* ‖ þam *T* 2 Ther wyth a s. tor to lyue *c D* ‖ a (*fehlt L*) seuennyȝht *vor* lyffe *A L* ‖ he] þay *T* ‖ with] by *C L*

Whils he þe sayle myght

XXXI.

He toke his sone by þe han
And forthe he went vpone
Ymange þe holtes hare.
Thay sett þam downe vndir

XXX. 3 His] þat *T*, And þe *A* ‖ *ȝ*onge *l* *ȝ*ene *A* 4 Then this l. *c D* ‖ w. b.] *fehlt* soffte *C*, curtasse *A E T* 5 Scho *fehlt C c* hym *c D* ‖ and than *c D*, and syþen *E A* ‖ downe one hir knee *T E* ‖ Than s. she *c D* dyd (*trotz* sowned) sche *A* 7 Sayles *vo* a *E* ‖ r.] bright *c D*, good *L* 8 þam so: *A*, þem fo (f *aus* t) þe lond *E*, was lowd *C L*, them soone to surry *c D* 9 *fehlt c*. *E* ‖ The wndyd knyght *A T* ‖ on þe l.] do l. *c D*, *vor* downe *T*, *fehlt L* 11 He syg *D verloren*) with teares great *c D* ‖ And sare *T* ‖ he gr.] ganne he wepe *L*, wept ht see *erhalten D* ‖ Whyl þat *C* ‖ þe sayle *T* ‖ *danach* God þat made both dey and me A sympulle wyght | Thy sond welcom it be *A*

XXXI. 1 *davor* When (And when *T*, myght vppe stond *A E T* ‖ his (þe *A*) chil *L D* ‖ in his honde *E* 2 *fehlt A E T* (*s. z*

Nowþer of þam myghte oþer see:
So had þay wepede sare.
Mete and drynke forthe he droghe
And gafe his littill sone ynoghe:
His hert þan was full sare.
In his mantill of skarlet rede
Ymange his golde he did his brede,
And with hym he it bare,

XXXII.

Till he come to ane hyll full hy;
þare he thoghte al nyghte to lye:
No forþer myghte he dree.
On þe morn, when it was daye,
A negle bare þe gold awaye,
For þe rede clothe he see.

XXXI. 5 N.] Whyle eyther *c D*, Vnnethes *T E A* ‖ of þ.] he (*hinter* myȝht *E T*) *A E T* ‖ oþer] with eyne *A T*, *fehlt E* 6 Tho were there hertes sore *c D* ‖ he *A E T* ‖ wept so *C* ‖ sare] beforo *E* 7 M. and d.] Here mete þenne *L* ‖ he forth *A*, forth þey *L*, þey forþ *C* 8 And (*fehlt C*) whenne þey (þe knyȝt *C*) hadde eten ynowȝ *L C* ‖ And] He *T* ‖ his] þe *A* ‖ littill] yonge *c D*, at ete *hinter* childe *T* ‖ chyld *A T* 9 That was an hungred sore *c D*, He (Boþe þei *E*) wepyd ful ȝare (sare *E*) *C E*, His ȝonge sone sykedde sore *L*, And euer he was inne care *A* 10 his] here *L*, the *c D* ‖ of s. r.] amonge the breade *c D* 11 He layed his gold that was so reade *c D* ‖ his] her *L*, þe *C* ‖ þey *L* ‖ putte *L C* ‖ his] here *L* 12 And *fehlt E* ‖ w. h. h.] forþ wiþ hym (hem *L*) *C L*

XXXII. 1 Till] Than *c D*, þenne *C*, *fehlt T* ‖ þey come *L*, come þey *C*, The knyghte come *T* ‖ a banke *T E*, a wyde *A* ‖ full hy] an hye *L*, hye *A*, full drye *E T* 2 And þere *C T* ‖ þey thowȝte (nouȝt *C*) *L C*, he behouyd *A*, byhoues hym *T*, he most *E* ‖ al n.] a n. *A* ‖ to *fehlt E* 3 For ferrere myght noghte he *T*, þey myȝte no lengere dree *C*, Farther go he ne mighte *c D* ‖ þey myȝte *L* (*C*) ‖ dree] streche *A* 4 There come in þe mournynge a negle flyande *T*, In his mantyl þer he lay *E*, In þe mournyng as he ley *A* 5 And sone þe knyghtes Mantill he fande *T* ‖ An Angelle *A*, A gryffyn *L* ‖ bare] hath *c* ‖ þe] his *A* ‖ gold] *über getilgtem* chyld *A* 6 And awaye þer with gane flye *T*, With þe mantyll þat he see *E*, Fro þe rede mantyll he dyd it feche *A* ‖ For] whenne *hinter* cloþ *C* ‖ cloth þat *L*, clothes *c D* ‖ he see] syghte *c D*

A sory man þan wakid hee
And folowed hym to þe greckes see:
þer ouer gane he flee.
The same tyme an vnycorne
His 3onge sone away had borne:
Swylke sorowe gane he dree.

XXXIII.

Ofte he was in wele and woo,
Bot neuer half, als he was thoo:
He sett hym one a stone.
With carefull mode and drery steuen
He called on þe kyng of heuen:
To hym he made his mone.
'Lorde' he saide, 'full wo es me!
So faire childir, als I hafede, thre!
Nowe ame I lefte allone!

XXXII. 7 *fehlt T*, The knygte was both hende and fre *L* ‖ The sory (werv *E*) knyght *A E*. Isenbras *c D* ‖ þan] vppe *A E* ‖ awaked

Gode, þat weres in heuen crowne,
Wysse me þe waye vnto some towne,
For full will ame I gone'.

XXXIV.

Als he went by a lawe,
Smethymen herde he blawe:
A gret fyre sawe he glowe.
He askede þam mete for charyte:
þay bade hym swynke: 'For swa do we;
We hafe none oþer ploghe'.
Thoo ansuerde þe knyghte agayne:
'For mete wold I swynke fayne,
Bathe bere and drawe ynoghe'.

XXXIII. 10 Now gode *T*, Jesu *C*, The kynge *c D* ‖ þat] as þou *L* ‖ weredest *C*, ware *D*, berys *A T*, bare *c* ‖ of heuen *A*, heven *E L*, of thorne *c D*, þe heghe *T* ‖ þe croune *A c D* 11 þo way he wys me *E T* ‖ me] he me *c D* ‖ a waye *c D*, þis dey *A* ‖ to *C L A E T* ‖ some] the *c* 12 For now I ame Alone *A*, Full fyllyd I am of wo *E* ‖ For *fehlt C*, *verloren D* ‖ f. w.] all amysse *L C c D* ‖ I ame *T*, haue I *L c D* ‖ gone] of wone *T* ‖ *hinter* 12 (*vgl. zu* 4—6) Lady off heuene bryȝt and schene | Flour off wymmen off heuene qwene | To þe i make my mone (*vgl.* 6) *C*, He ne wist what he do might | But for sorowe he sore syght | With mournynge made (he made *D*) his mone (*vgl.* 6) *c D*

XXXIV. 1 And as *A L*, Bot als *T*, Alone *c D* ‖ he] þe knyghte *T* ‖ walked *c D* ‖ thorow a lawe *T*, by arowe *E*, in þat thrawe *A* 2 *fehlt c D* ‖ Smythes *L* ‖ thore (faste *L*) herde *T L* 3 Vndur þe wod boȝthe (= bow) *E*, And fyres þore bryne and glewe *T*, *am Rande nachgetragen, aber bis auf die ersten* (Fy) *und letzten Buchstaben* (glowe) *unlesbar geworden C* ‖ A fayre fyre *c D*, And fyer *A* ‖ s. he gl. *auf Rasur L* 4 He beede (prayed *c D*) hem of *L c D*, Than askyd he *A* ‖ som mete *L*, breade *c D* ‖ pur *C* 5 Thei b. h. labo *A*, And þay b. h. s. *T*, They sayde labour (com sw. *L*) *c D L*, Sw. þei sayd *E* ‖ For swa] And swa *T*, as *L* 6 Hafe we *T* 7 *hinter* 8 *T* ‖ þenne answeres þe k. a. *C*, þe k. anssweerd (spake *A*) sone (full s. *T*, to them *A*, *fehlt L*) a. *E T A L* 8 Syr so wyll I certayne *c D* ‖ he sayde *hinter* mete *T* ‖ I w. *A E T* ‖ traueyll *A*, wyrke *T* ‖ fulle feyne *E* 9 Full (*fehlt C c*) faste he bere (bare *c D*) and drowȝe (faste he d. *c*) *L D C c*, Blow and do Inow *A*

þay gafe hym mete gud wone
And garte hym bere irynstone
Owte of a depe sloghe.

XXXV.

Þus þe knyght bare irynstone,
Till twelfmonth were comen and gone:
He wroghte hym mekill woo.
By þan couthe he make a fyre:
Þan þay gafe hym mannes hyre,
And wroghte more þan twoo.
A smethyman was he þore
Lange seuen ȝere and more
And blewe þaire belyes bloo.

XXXIV. 10 *fehlt c D* (*Ersatz nach* 11) ‖ þay g. h. *hinter* þan (Than of *A*, *fehlt E*) mete *T A E* ‖ full g. wone *T*, wone *A*, and drynke anon *L C* 11 And þay *T*, They *c D A E* ‖ garte] made *A E*, tauȝt(en) *C L c D* ‖ to bere *A C L*, berar of *E*, to turne *c D* ‖ Iryn and stone

By þan he hade hym armour dyghte,
All, þat felle for a knyghte,
To batelle when he solde goo.

XXXVI.

Alle þose seuen ȝere, I vndirstande,
The sowdane werreyede on cristen lande
And stroyed it full wyde.
The crysten kyng fledde so lange,
Till he had puruayed batelle strange
þe sarazenes to abyde.
A daye of batelle þan was sett:
þe crystyn and þe haythen mett
A littyll þer besyde.

XXXV. 10 And (*fehlt C c D*) by þat *T C c D*, Tyll *E* ‖ he hade hym selfen *T E*, wele couth he *A*, he cowþe *L* ‖ armes *C*, *fehlt A E T* 11 All — for] All þe (*fehlt A*) tyrement (atyre *T*, maner off Armour *A*) of (for *A*, þat felle to *T*) *E T A* ‖ felle for] longed to *c D* ‖ *nach* 11 Bot þat he was noghte horsed ryghte *T* 12 To *verloren D* ‖ b.] *davor* the *radiert T*, warre (*davor vielleicht* the *D*) *A D*, þe water *c* ‖ whenne he wolde *C*, with hym to *c*, with for to *D*

XXXVI. 1 And all *L*, *fehlt E c*, *verloren D* ‖ þose *verloren D*, þat *L c A*, þe *C E* ‖ s. ȝ.] tyme *A*, same tyme *E* ‖ I v.] so (*fehlt C*) longe *L C* 2 The s.] The hethen kynge *L*, *verloren D* ‖ dyd wer *E*, was *c D*, *fehlt L* ‖ in c. l. *E T c D*, with batelle stronge *L* 3—4 *fehlen c D* ‖ 3 And str. it] Stryden cristendome *L*, And wakkenede woo *T*, He wroght wo *E* ‖ *nach* 3 þer durst no kyng in cristiante | Abyde þe sawden and ys mene | In lond wer he wold ryde *E* 4 The] A *L*, Fyve *E* ‖ kynges *T E C* ‖ hase fledde *T*, fleyȝ *C*, he suwed *L* ‖ so l.] a longe *E* 5 Till] To *T*, And *A*, *verloren D* ‖ he] þay (*vgl.* 4) *T E c*, *verloren D* ‖ had] hafe *T*, *fehlt A c*, *verloren D* ‖ p.] *verloren bis auf* ed *D*, getton *E T*, gedered *A*; *dahinter* hym *L*, þam *T*, a *c D* ‖ b.] folke full *A*, powere *T E* 6 þose s. *T*, With hym *L* ‖ for to byde *T* ‖ *alles verloren ausser* de *und einem Rest des davor stehenden Buchstaben D* 7 A *fehlt A* ‖ þan] þer *A E L c*, ere *die ersten erhaltenen Buchstaben der Zeile in D, welches von der folg. Zeile an ganz fehlt* 8 þe] That þe *L*, That *T*, Where (*fehlt A*) both *c A*, *fehlt C* ‖ cr.] heythen *A* ‖ þe] *fehlt C c A T* ‖ haythen] h. scholde be *C*, h. samen solde *T*, crysten *A*

... twoo kynges hade
Ayþir batelle on a lawe:
5 Trumpys herde he lowde
And wepnes he sawe
The knyght was hende a
And sett hym downe app
To Jesu he bysoghte

XXXVI. 10–12 By þat tyme had ser armur þat hym gud was | With full ly seluen alone | Of mynstrell he herd gu 10 In the same armure þat Isenbras wr he wantyd nouht *A*, Thenne (*fehlt T*) *T*) he (hym *T*) þoȝte (vmbithoghte *T*) *I* An *C*, And on *c* || a *fehlt C* || sted *A*, cr ibrouȝt *C*, he was brought *A* 12 Tha Hym selfe to b. *c*, Thyder warde *L* || g. hyde *C*

XXXVII. 1–9 þen he saw ryda vndur schelde | þat knythtis wer hym tho twen twoo hyllys þo come hee *C* || He come on a *L* || so *fehlt A* 2 Hethen an The c. a. þe h. *L* || þer *fehlt L*, both *c* *A c* || twoo k.] knyghtis *A* || hade] þydur þat thrawe *A*, The hoste was arayed in batelled hem *L* 5 Taboures and trum þan *T* || lowde] full lowde (*am Ende des*

To sende hym grace in þat felde,
'þe heythen kyng þat I myght ȝelde
The woo, he hase me wroghte'.

XXXVIII.

þe knyghtes herte was full gude,
And forthe he went with egre mode,
And þryse he gonne hym sayne.
For no wapen wolde he stynt:
There lyffede none, withstode his dynt,
Till his horse was slayne.
þan he to þe grownde soughte:

XXXVII. 10 To ȝeue hym gr. *L*, Lord (Nowe L. he saide *T*) þou lene (leue *A*) me myȝth (*fehlt A*, grace *T*) *E A T* ‖ þat *fehlt E*, þis *A T*, þe *C* 11 That I may þe soudene ȝelde *A* ‖ þe] That *c*, ȝone *T* ‖ heythen] false *c* ‖ kyng] sowdan *E T c* (*vgl. auch A m*), houndes *C* ‖ þat I may *T* (*vgl. A*), þat he myȝte *C*, for to *L c* ‖ *in m sind nur Teile von* sowdan *zu erkennen* 12 That in bales hadde hym browȝte *L* ‖ For the *c* ‖ woo] wo þat *A E c* ‖ þey *C* ‖ hadde hym *C L*, me *A E*, hym *c* ‖ *in m nur* that he hym *zu erkennen* ‖ *danach* for and I myth onus with hym mete | Syche a stroke I schuld hym reche | þat ys dede chuld der he boȝth *E*

XXXVIII. 1 þe knyȝt was hende and good *C L*, Syr Isenbras anone vp stode *c*, *m lässt* [Isen]bras anone *erkennen* ‖ it was *T* 2 Ryght eger was he of mode *c*, *m lässt* [e]ger was he of *erkennen* | And *fehlt E L* ‖ forthe he rode *A*, He (*fehlt C*) styrte vp *L C* | herdy *A T*, herty *L* 3 Sore dintes he gaue certayne *c*, *m lässt* [d]yntes he gaue *erkennen*, And blessed for sothe to sayn *L*, To fyght he was fulle feyne *A*, Vnto þat ylke batell *E* 4 And (He *C*, It *c*) sprange (rod *C*) forth (*fehlt C c*) as spark (sparcle *c*, scharp as *C*) of (out of *c*, a *C*) flynte *L c C*, *m lässt* [spran]ge as sparcle *erkennen* ‖ wapen] þyng *E* 5 There l. n.] Ther was (myght *c*) no man *L c*, þ. was non *E*, Myȝte non *C* ‖ withstande *c C*, myȝht abyde *E*, þat hent (bore *A*) *T A* ‖ *m lässt* [ther]e myght no man *erkennen* 6 Sertis withowten fayll *E* ‖ Till þat *T* ‖ caple *c*, sory hors *C L* ‖ were *C*, with *A* ‖ *m lässt* his caple was sle[yn] *erkennen* 7—12 And when he se þo sowdene with syȝht | He was egur os a lyon full ryght | And thefe he con hym call | þerfore þo sowden and his men infer | Ychon of hor manere | Of hym þei had mervel all *E* 7 Whan that (*fehlt C L*) *c C L* ‖ he] he was *L*, þe knyghte *T*, þe kynge *A* | to grownde *L*, to þe erþe *C*, thus had *c* ‖ browȝte *L* (*s.* 8), fought *c* ‖ *m lässt* [wh]an that he thus lo[ng] *erkennen*

He sprange forthe, als spar
With grymly growndyn g
The beryns he hitt appon tl

XXXVIII. 8 A crysten erle *AT* ‖ out o lofte And (*damit beginnt ein neuer Vers*) sowȝte *L* ‖ *m lässt* [A]n Erle out of the h *C*, And ledde to *L*, Upon *c* ‖ an heghe hyghe mount[ayne] *erkennen* 10 And gun blede *T* ‖ þare he] This earle there *C* ‖ all his] þe knyȝtes *L*, his *c* ‖ *m lässt* T *erkennen* 11 And sythen he *T*, He *L* ‖ *C* ‖ full good *L*, *fehlt T* ‖ *m lässt* [A]nd *erkennen* 12 And *fehlt c* ‖ sone] þan *T c*, wente *c* ‖ went] soghte *T* ‖ ag.] fast (an [T]han went he fast *erkennen*

XXXIX. *fehlt m* ‖ *Vor* 1 þer durst he made hym for to flee | When he hi cryston men cum þat tyde | Sum on hors þei hyed in hast | þo men þat see hym dele of hel he had bene | So wer þei of a heþen kyng | And slwe hym with owt *E* ‖ 1 *hinter* 2 *A*, The stronge stede he he was horsede *T*, Whenne he was army he leppe *E* ‖ a] þat gode (*fehlt C*, kyngis glydes of þe glede *als vierter Vers C*, I ryde *c* ‖ And he *E* ‖ prykyd *A* ‖ forthe *fel* (*vgl. C*) 3 There delte he dentes sore *c*, A sore *als sechster Vers C*, And thowȝte to s knyȝht *E* ‖ gr. gr.] a grymbly *A* 4 He

And ȝit es sene, whare his horse ȝode,
And sall be euer mare.
He rode vp to ane heghe mountayne:
Thare þe sowdane hase he slayne
And many, þat with hym ware.
All þat daye lastyd þat fyghte:
Sir Ysumbras, þat nobill knyght,
Wan þe batelle thare.

XL.

When þe sarazenes were slayne,
The crysten kyng was full fayne:
Thay made gamen and glee.

XXXIX. 5 *als zweiter Vers C, hinter* 3 *L*, And those that he knocked on the hoode *c*, Holpyn hym withowtyn fayll *E*, *davor* Vnto þe gyrdell þat it wode | Them to mych care *A*, *davor* Thorowe þe breste bane it wode *T* || It is (was *L*, was wele *A*) sene ȝit (*fehlt L A*) *C L A* || þer his stede ȝode *L*, þer he stode (*danach noch* And also wer þat he ȝode) *A* || ȝode] stode *T* 6 *als dritter Vers C*, Hors and man doune he bare *A*. Sertis with all þer myȝht | So þat þei felde to þo gronde | Fyfte mil in a stonde | Of mony a mody wyȝht *E*, He slewe for e. m. *c*, Bothe lesse and more *L* 7 þan rode he T, Till he come *L*, Ser ysumbras rode *E* || vp *fehlt L E* || vnto *C*, at *T* || þe *L c C* || heghe *fehlt C A* 8 And þer he mette with þo sowden *E* || And thare *T*, þen (soone *C*) *ror* hath *L C*, *fehlt c* || þe hethen kynge *L* || he had sone sl. *c*, was Islayn *A* 9 þat toke his lady befor | To hym he went with egur mode | And slwe hym or he fro hym yode | þe bateyll wan he þor (*s.* 12) | And all þat to hym wolde ryde | He made þam dede in fylde to abyde | And slo for euer more *E* || m.] all *A L* 10 He had takune in þat fyȝht (*hinter* 11) *E*, Thre dayes and thre nyghttes *T A* || All the d. *c* || þe fyȝte *L* 11 And syr Is. *L*, Agaynes þe sarazenes *T* || þat gentyll knyȝht *E*, held his (he *T*) fyghtis *A T* 12 Wondus þat wer full sore (*vgl. auch* 9 d) *E*, And þe batelle vequeste he thare *T*, þer wane he þe gree *A* || þat b. *L*

XL. 1—6 *fehlen m* || 1 *hinter* 2 *A c* || And when *T* || the Sowdan *c*, þe heþene kyng *C L*, þo cryston kyngus *E* || was (i)slayn *C L c*, were all sl. *T*, had seyn *E* 2 þat þe heþen folke wer all slayn *E* || Than (*fehlt T*) þe crystynd (crysten kynges *T*) wer *A T* 3 He gaff hym gold and fee *C*, With Sarasins great plenty *c*, And seyde where is he *L* || þen made he *E*, Thay made þam *T*

XLI.

The kyng ansuerde þe knygh
'I trowe, neuer smethyman
In werre were so wyghte'.

XL. 4 þe k. þan (of nauerne *E*) askede sayde *c*, *fehlt C L* ‖ whence is *c*, Where is that (þe *C*) noble (mekill *T*) *c L C T* 5 ꝛ doghetyly *T*, all this folke hath slayne *c*, in þis batell *L* ‖ in þat (*fehlt C*) fyȝht *E C* (*vgl.* XLI 12), and (was so *L*) wyght *A L* (may neuer *T*) hym see *E T*, I kanne hyꝛ fayne woulde I hym se *c*, Well feyn we ꝛ man of mych myght | And douȝhty bare knew non sych as he *A* 7 Erles and (K. kene *c* ‖ hym] sone he *c*, han (vp *L*, *C L A T* ‖ *in m nur* sought *erkennbar* 8 Ar at the laste *c* ‖ hym] he was forth (*fehlt L*) hym *T A E* ‖ *in m nur* [f]orth brough[t] *erk* euell Idyȝte *L* ‖ A (*fehlt C*) full sare *T C* ‖ *in m zu fehlen* 10 What arte thou sayc *nur* kynge than *erkennbar*) *c m*, þey (þe kyꝛ his name *C L* ‖ faste fraynes *T*, askyd *E* *fehlt A* ‖ quod he *c* ‖ I am] *fehlt C c* ‖ smyt man *erkennbar* 12 *in m nichts erhalten*, I with syȝthe *L*, To defende thee in fyghte

He bad gyffe hym mete and drynke
And alle, þat he wolde after thynke,
Till he hade couerde myghte.
And by his crowne þe kyng sware,
When he were couerde of his care,
That he wolde dubbe hym knyghte.
At a nunrye þe knyght was leuede
To hele þe wondes in his heuede,
þat he had in þat fyghte.

XLII.

þe nonnes of hym were full fayne,
For he hade þe sowdane slayne
And many haythen hound,

XLI. 4 þe kyng commandyd (bad *T*) to (þat he solde *T*) gyf (hafe *T*) hym (*fehlt T*) *ET*, Thou shalte he sayde haue *c*, I bydde ȝow geue me *C* ‖ *in m nur* [hau]e mete and drynk[e] *erhalten* 5 A. a.] And what *C*, And a. þynke *E*, The beste *c* ‖ he] his herte *L*, thou *c*, I *C* ‖ canst *c*, wole *C* ‖ after] aske or *A* ‖ *in m nur* after thynke *erhalten* 6 Tyll thou (I *C*) haue *c C*, Tyll he wer *A E*, *fehlt L* ‖ recouered *c*, keueryd my *C*, Keuer ȝif þat he *L*, helyd *A*, woll and *E*, couerde his *T* ‖ myȝte *L*, ryght *A*, lyght *E* ‖ *in m nur* [recouere]d myght *erhalten* 7–9 *hinter* 10—12 *L* ‖ 7 For I tell þe be sen steven *E*, þenne sware þe kyng þat was so fre *L*, The kynge sware by this lyght *c*, *in m nur* [th]is lyght *erkennbar*, þe kyng a gret oþ he sware *C* ‖ And þan *T* ‖ his] the *A* 8 My selfe schall or to morne at even *E*, If þat he myȝte keuered be *L*, As sone as he hool ware *C*, Whan thy woundes whole be *c*, *in m nur* [whol]e be *erhalten* ‖ Iff (þat when *T*) he couer (were couerde *T*) *AT* 9 I schall dubbe hym (thee make *c*) a *A c*, Sertis dub þe a *E*, He shulde be dubbed *L* ‖ *in m nur* [knyg]ht *erhalten* 10 He was leuyd þer in þat stede *A* ‖ And at *T*, In *C c L* ‖ þey hym l. *C L*, they dyd hym leaue *c* ‖ *in m nur* [hy]m leue *erhalten* 11 þe] his *c* ‖ on (of *E*) his he(d)de *L E*, that dyd hym greue *c* ‖ *in m nur* [t]h[a]t [d]yd [hym] greue *erkennbar*; *hiermit bricht m ab* 12 had] took *C*, kaẅȝte *L* ‖ in þe fyghte *T*, in fyȝte (syght *c*: *vgl.* XL 5) *L c*

XLII. 1 þe — h.] The crysten men *A* ‖ þay w. *T E* 2 For (*fehlt A*) þat *T A*, Because *c* ‖ he h. *fehlt A* ‖ sowdane] sarysens *A ET* ‖ wer sl. *A* 3 With many a *c*, And all (*fehlt ET*) þe (þose *T*) *A ET* ‖ houndes *C L A ET*

XLIII.

The knyghte puruayed hym s
And made hymselfe a palmer
Redy for to wende.
His leue he tuke, withowttyn
And thankede faire þe pryor

XLII. 4 And *fehlt C c A E* ‖ On *c*, For *C* ‖ *vor* rewe *C* ‖ þey gan *L c C*, con þei *E*, 5 Ilke a *T*, And (*fehlt C E*) euery *L c C E* ‖ *c*, þey saluyd (plasturd *E*) hym *C E*, dyȝte þam till *T*, And leyd salue to *E*, To le heale therwith (*fehlt L*) *cL*, And stoppyd we 7 þei tentyd *E*, They intreated *c* ‖ mete drynkis *T*, *fehlt E c* ‖ l.] so tendurly *E*, cu *L* 8 þat þei made hym securly *E*, So h his w.] þe knyghte *T* ‖ also sw.] wondir *A*, as I tell ȝouȝ *L* 9 Wole within *E*, *E* ‖ stoundes *c* 10—12 *fehlen A T* ‖ 10 S þen *E* ‖ full well *c*, þare *E L* 11 That No lengur wold he *E* ‖ þer *vor* dw. *L c* ‖ On þe crosse þat he bare *E* 12 þenne þ *fehlt C*

XLIII. 1—3 *hinter* 4—6 *C* ‖ 1 He *C* *vor* p. *L*, *fehlt E T* ‖ boþe scrip (slauyne *T* with a *E* 2 dyȝte *L* ‖ hym *C L*, All *A*

And alle hir nunnes hende.
Þe righte waye Þan tuke he
To a hauen of Þe grekkes see,
Als Jesu Cryste hym sende.
A schippe fonde he redy Þare
Ouer Þe see for to fare:
In Acris gun Þay lende.

XLIV.

When Þay were in Acris lenede,
With wery bones vp he wenede
In to Þat haythen stede.
Seuen ȝere was he palmere Þore
With hungre, thriste and bones sore,

XLIII. 6 For he was curteys and hende *L*, That helpyd to hele hys wounde *A* ‖ And] With *c* ‖ alle *fehlt C* ‖ hir] Þe *C c* ‖ so hende *E* 7 The redy way *A*, *fehlt L* ‖ takes *T*, forth wente *L* 8 To Þe haven *E*, Euen *A*, Tyl he come *C c L* ‖ to *A C c L* ‖ grete *A*, quicke *c* 9 That was depe to Þe grownde *A*, With scripe and burdon blyue *c* ‖ J. *C.*] criste *L*, god *C* ‖ hym selff hym *C*, hym Þydur gan *L* 10 Schyppus *E* ‖ redy Þer he founde *A*, redy f. he Þare *E*, he fonde alle (*fehlt L*) redy ȝare (there *L*) *T L* 11 Þat was tyed to Þe londe *A* ‖ Ouer Þe s.] Within a lytyll wyll *E*, With a marynere all bown *T*, In to Acres *C c* ‖ for *fehlt T* 12 As godis wyll it was *A* ‖ In a karyc *E*, And (*fehlt c*) Þedyr (to a crosse *L*) *C c L* ‖ gan he *L E*, faste he *C* ‖ wende *L*, wente *C*, ryue *c* ‖ *danach* The schype was redy forto wend | And in went Þe kynght hend | Owte of Þe hauen to passe | And ouer Þe see I vnderstond | The schype wente vnto hethyn lond | And passed ouer Þat flode *A*

XLIV. 1—3 *fehlen E* ‖ 1 And when *A* ‖ he *A L C* (*s.* XLIII 12) ‖ was in Acres (hethynes *A*) *C A*, had A. *c*, to Þe crosse was *L*, in Þat hauen *T* ‖ lenede = lente] hente *c*, come *L* 2 With drwry bones *L*, Both wet and wery *c*, Forth his weys *A* ‖ he vp *L*, vp they *c*, Þe knyghte vp *T*, faste he *A* ‖ wenede = wente] nome *L* 3 To Jesu he bysowȝte of mede *L*, And seldom styll he stode *A* ‖ And in to *C* ‖ Þe *C c* ‖ h. st.] eytye he (*fehlt C*) yede *c C* 4 And seuen *T L*, V *E* ‖ wynter *A* ‖ he was *T L c*, Þen dwellyd he *E* palmere] *fehlt A E*, fully *T* 5 With scrippe and pyke in sorowe and care *L* ‖ With (In *C*) h. and (a. in *C*) thriste *T C*, With hongur *E* ‖ and with bonus sore *E*, and syghing s. *c*, a. mykell care *A*, ful sore *C*

All þe cete he hase thurgh ſ
Mete ne drynke ne gat he n
Ne house to herbere in.
Besyde þe burghe of Jerusal
He sette hym by a welle str

XLIV. 6 He wantyd lyues fode | In wo hye | He went forth full drerye | As ma st.] storye thus *T*, book *C*, Romaynes *c* | (weryly *T*, febely *E*) he went (went he (*fehlt T*) þe (þore *T*) deye (aye *T*) *A ET*, l all day *L*, Ryght as he went, euen so he *E*) nygh (nyȝthus *E*) in his clothys leye (h ly one nyghttis he l. *T*, In the nyght same all nyȝte he l. *L* 9 On þe days as l *L*, In *c*, þat was so *A* ‖ wedes *L*, a w. *A*, pa *C c L* ‖ werke *L*, hestes *C*, wyll *c* ‖ For t to (he woulde *c*) fulfylle *C c* 11 To ser *T*, Although the flesh lyked yll *c* ‖ Of paynes *C* ‖ wolde he not yrke *L*, þouȝte hy And (*fehlt E*) to mende *T E*, And lette al *E*) mysded *A E*, euell dedys *L*, ouyrdon

XLV. 1 *davor* So it byfelle hym son cytye *c*, In all þe cyte *E*, All a cyte (thyr of a cuntre *T* ‖ he hadde þorow gone *L*, gone *c*, of ierusalem *E* 2 Bot mete *T*

Sore wepande for pyne.
And, als he satt, abowte mydnyghte
þare come an angelle faire and bryghte
And broghte hym brede and wyne.
'Palmere', he saide, 'welcome þou bee!
The kynge of heuen wele gretis the:
Forgyffen erre synnes thyn.

XLVI.

Rest þe wele, sir Ysumbras:
Forgeffen es alle thi tryspase,
For sothe, withowttyn layne.
Wele the gretis heuen kynge
And gyffes the his blyssynge
And byddes the torne agayne'.
The knyghte sette hym downe on his knee,
Jesu Criste than thankede hee

XLV. 6 Tyll the day was dymme *c* || Full (And *L*) sore *T L* || he wepte *L* || for hys synne *C* 7 And (*fehlt E*) as he leye *A ET*, As he sate *c*, Hit was *L* || abowte hyȝ m. *L*, and sore syght (*s.* 8) *c* 8 þare] To hym *L* || f. a. br.] bryȝte *L*, fro heuen bryȝht *A*, about mydnight *c* 10 P. he sayse *T*, He (And *E L*) sayde p. *C L E*, Isenbras he sayde *c* || weel þou bee *C*, lysten vnto mee *c* 11 Our lorde hath pardon graunted to thee *c* || Heuene kynge *L* || gretes wel *C*, þus greteth *L* 12 F. is *C E*, And forȝeueth þe *L* || synne *C*, trespas *E*

XLVI. 1—3 *fehlen A L* 1 Nowe r. the w. *c*, And sayd (he sais *hinter* welecome *T*) welcum *E T* 2 F. es the *T*, Sertes f. is *E* || alle *fehlt E C* 3 F. s.] Shortly *c*, Wiþ tungge *C* || w. l.] als (for *c*) I (to *c*) the (*fehlt c*) sayne *T E c*, I say sertayn *C* 4 þe gretes weel oure *C*, And wele the gretis now (*fehlt L*) oure (*fehlt L*) *T L*, My Lorde is *c* || heuens *T* 5 And grauntes the nowe *T*, And (*fehlt c*) hath gyuen þe (*vor* geuen *c*) *A c* || his dere bl. *T* 6 He b. *L* 7 The knygh fell doune *A*, The kn. knelide þan *T*, Downe he sette hym *E*, þe knyȝt *C c L* || appon his k. *T*, was bothe (*fehlt C*) hende and fre *L C*, on his knees hym set *c* 8 And (He *L*) settes (sette *L*) hym doun vpon (on *L*) hys kne *C L* || J. C. than] To iesu cryst fast *E*, And Crist of heauenkynge *c* || prayd he *E*, he grete *c*

þare in a castelle ε
He herde telle, þer w
5 þat was bothe bryghte
And grete worde o
Ylke daye scho gafe ε
For goddis lufe, who
A florayn faire and
10 'Wele were me, myght

XLVI. 9 He wepide *T A*, Of the
feyn *A c*, sore for fayne *C* 10 *hin*
C || he w. *A E C* | not *c* || wheþer (wl
to do *L* 11 But for to lyue in ca
hym then alone *c* (*vor* 10), No oþer
he hadde *C* (*s. zu* 10), For had he
T E 12 In sore pyne he ȝode *L*,
E, But walked on the playne *c* || ay
forth dey and nyght | God hym sen
I schall seyn *A*

XLVII. 1 Thre k. l. *c*, Many l
E || he went *c*, he ȝede *C*, he dyd g
L T 2 Vntill . . . . till *T* 3 þa
(ryche *L*) c. þer (þer in *L*) stoode *C*
he *A T* || wonnes *A*, dwellyd *C*, in w
was bothe *L*, þat was a lady *T A*,
T A 6 The w. off hyr wyd ȝode *A*
7 That Iche (euer ylke a *T*) dey
(*hinter* gafe), *L c* || scho gyffes *T*. g

þerwith I myght bye my mete
And come to lyues fode'.

XLVIII.

When he come to þe castelle ȝate,
Poure men standande þer at
Many fand he þare;
Ilk one of þam hade a florayn.
Sir Ysumbras was neuer so fayne,
Hym hungrede neuer so sare.
Of poure men, þat myghte ill goo,
þay tuke in sexty and moo
Of þam, þat sekeste ware.
And in þay tuke sir Ysumbras:
At gret myschefe, þay sawe, he was:
Of hym þay rewede sare.

XLVII. 11 Hit wolde hym helpe to clode and fede *L*, Myȝht I gete þat florayn bryȝht *E*, Eyther money or meat *c* 12 *fehlt c, s. aber* 10 || A. c. to] And to other *L*, Or ellus sum *E*

XLVIII. 1—2 *fehlen A T* 1 Wh. he c.] He dede hym *L* castelle *fehlt E* 2 Many poore folke *c*, Mone *E* || st.] he fond stondyng (*fehlt L*) *E L*, he sawe *c*, gold *C* || þ. at] to take *C* 3 þat tyme hym before *E*, That were come the golde to take *c* || Many folke *A*, Full many *T*, many on *C* (*hinter* he), And fele menne *L* || fand scho there *T*, þer stode *L* 4 The quene a florence to eche one toke *c*, A flory had Iche one þat is not to leyne *A* || I. — þ.] Euery man *C*, Euerych *L*, Ilkone *T* || hade a florence noghte to layne *T*, sche gaf a floreyne *L*, wold not lyen *E* 5 was ful feyn *C*, was fayn of hysen *L*, it not forsoke *c* 6 But mery dyd he make *c* || For hym (he *L*) *C L*, He *A* || hungryd sore *C*, bymente hym sore *L* 7 *hinter* 8 *L* || Of (*fehlt C c*) þe (*fehlt C c T L*) pore (seke *L*) men (*fehlt A*) *E A T C c L* || ill] *vor* myȝht *E*, nouȝt *C L* 8 Sche *C c*, Eche day she *L* || In *vor* þei *E* || ffyfty *C c*, fyftene *L*, well a sexty *T* || or *T* 9 And of hem *L*, Of tho *A*, Whylke *C*, Whiche *c* || poreste *L*, febeleste *C*, feblesse *c*, sympull *E* 10—12 *fehlen E* || And *fehlt L C* || She t. in *L* 11 At m. þay s. wele þat he *T*, For (þat *C*) a pore palmere he (*fehlt C*) *L C*, Wete and wery as he *c* 12 She rewed hym most of all *L* || And of *T*, For *C*, On *c* || þay] þam *T* || rewen *C*

mete and drynke was
þe palmere satt and
Bot luked abowte
So mekill he sawe of
And thoghte, what he
Terys he lete down

L.

So lange he satt and
The qwene byhelde, a
And till a knyghte
'Feche me a chayere
And sett þe poure pal

II. 1 riche *fehlt E c* ‖ þen was at meat *c* ‖ seete *L*, sate *c* 2 And *T*, seruyd hyr *A E c* ‖ to handes a. 3 Were clede in robis *T*, In robys *A E*, in (on *c*) þe fl. *ror* was *L c* 7 M. a. d.] Ryche meat *c* ‖ þer was 8 Sir Ysambrace satt *T*, He sat *fehlt A E T* 9 one (abowte in *T*) syze myche g. a. g. *L* 11 And (He *E*) *T E*, Swyche merthes he *C*, Wh *C*, þer in to be *L* 12 Theres (h *T*) teares *c C E T* ‖ 1. he *T* ‖ downe

Þat he me tell maye,
What tydans he hase herde and sene
In haythynnes, þare he hase bene
In many a wilfull waye'.
A riche chayere þer was forthe fett:
Þe poure palmere þer in was sett
And tolde hir of his laye.

LI.

So nobilly he hir tolde,
Þat scho myghte frayne hym, what shoo wolde,
Þe lenger þat þay sete.
'For my lordis saule I sall þe gyffe,
Als lange als þou may lyfe,

L. 6 To tell me þat he m. *A* ‖ to me *T* 7 Wh. t. þat *A T*, Wh. maner aventours *L*, Off manye aventures þat *C c* ‖ h. or *E*, *fehlt C c L* 8 In dynerse landes *C c L*, In crystondum *E* ‖ þer as *E*, whare *T A c* 9 By *L C c* ‖ a *fehlt L* ‖ wylsum *E*, wylde *C c*, dyuers *L* ‖ lond *vor* weye *getilgt A* 10 Ryȝte soone a ch. *L*, Anone the ch. *c*, Soone (*und hinter* was) a ch. *C* ‖ þer *fehlt E L c*, *vor* fett *T* forþe was *E*, þan was *T*, was *A C* 11 This p. p. *T*, Befor (And *C*) þe quen *A C* ‖ þer he was *A*, þerinne *C* 12 He t. hir (þe qwene *C*) *T L C*

LI. 1 And so n. *T*, Goode tales *L C*, Many maruels *c* ‖ he hase hir *T*, þe qwene he *C* 2 þat sche frenyd (myȝht frayn *A*) hym (*fehlt A*) *E A*, The (Then *c*) lady (qwene *C*, she *c*) asked (him a. *c*) *L C c* ‖ as sche *A*, whether (whetþir *aus* whedyr *geändert C*) he *c C* 3 Full fayne woulde she wyt *c*, Haue ony oþer mete *C* ‖ þe l. þ.] And lenger lyst *A*, To whils þat *T*, In longynge as *L* ‖ þey satte aye *L*, sche sytte (sette *E*) *A E*, he þere sett *T* 4 *davor* Ryche meetes forþ (to hym *c*) þey (were *c*) brouȝte | þe (Then the *c*) qwene wonderyd in here (w. in h. = great wonder *c*) þouȝte (thought *c*) | Why he wolde nouȝt (not *c*) eete *C c*, *ausserdem* She sayde to hym in great disporte | Syr Palmer be of good comforte | Se nothynge that ye dreede *c* ‖ For my lord sake *A*, For his soule *c*, Sche sayd palmar *E*, Now palmere scho said *T* ‖ I schall (wyll *L C*) þe (*hinter* ȝeue *L*) gyffe fe (*fehlt L C*) *E L C*, that was mi Lorde *c* 5 I will the finde at bed and borde *c* ‖ As l. as euer *A*, Euermare whils *T*, And (Or *C*) for his loue if (ȝiff þat *C*) *L C* ‖ þou may be with mee *E*, I may lyfe *T*, he leue (on lyfe be *L*) *C L*

So þe palmere duellid þere,
Till þat he was bothe hale
And seruede in þe haulle
He was bothe fayre man an
Alle had wondir, þat hym s
So strange he was with

LI. 6 Euur more *L*, þou sall hafe *T*, Fa drynke and *A* || m.] feede *c* 7 *davor* At With much mirth game and gle | Both e *umgestellt A E T* || And *fehlt C c*, In *A E* || *E*, clene *vor* ch. *c*, both *A* || and fr.] and bryghte *T*, be dey and nyght *A* 8 kna *L* || the] þe ryght (nyȝth and day *E*, d 9 the] my *A L* || ȝete] gate *c A*, yate *E*, ȝ *setzt T*) *L T* 10—12 *fehlen C L*, *dafür* Sy knees before that lady fell | And sayde I graunt wele | Of my pardon the halfe haue bene *c* || 10 The palmere thank *T* 11 þare thus *T*, *fehlt A* || duellys *T* alle *T*, Tyl he had couert ys a state *E*

LII. 1—3 *fehlen* (*s. nach* 12) *E* || 1 *C L*, *fehlt T* || dwelles þe p. *C*, He duellic *L* || þere full many a ȝere *T* 2 I wote Till *fehlt A* || þat *fehlt C* || were *C* || bothe *A* 3 But ȝette he morneth by wode an

When knyghtes went to put þe stane,
Twelue fote byfore thaym euerylke ane
He keste it als a balle.
A tornament þay did hym bede
And horsede hym on a crokede stede.
And ȝitt forthoughte þam alle.

LIII.

When sir Ysumbras come in filde,
Was none so doghty vndir schilde,
Durste mete his crokede stede,

LII. 7—9 *fehlen* (*s. nach* 12) *C L c* ‖ 7 And when *E T* ‖ þe kniȝt *E* 8 fote] foris *A* ‖ b.] ouer *T* 9 k.] putte *A* 10—12 *fehlen* (*s. nach* 12) *E* ‖ 10 *dafür* (*davor T*) Therfor enuye (*hinter* hade *T*) at hym þei hade *A T* ‖ a t. *vor* bede *C* ‖ þey gan hym b. *L*, For hym þey deden . . b. *C*, there was byd *c*, þan did thay crye *T* 11 *davor* Thay thoghte to do hym quede | And schames dede with alle | þat daye þe tournament solde be stede *T* ‖ þay h. hym *T c*, They Iustyd at hym *A* ‖ on ane olde (*fehlt C c*) crokede (sory *C*, fayre *c*) st. *T C c*, with strokis sadde *A* 12 ȝitt *fehlt A c*, mony *L* ‖ he conquered (ouercom *A*, made down *L*) them (*fehlt C L*) all (falle *L*) *c C L A* ‖ *die Strophe ist ergänzt nach* 12 *durch* Sykyrly (Certaynely *c*) as I ȝow say | Many a sarezyn he slowȝ þat day | Vndyr þe castel walle *C c*, *vor* 10 *durch* But of þe sarezenes he ȝafe no more | Thenne twenty menne do of a boore | Whenne he ys down fall *L* (*s zu* 7—9), *nach* 9 *durch* þer fore þe sarsyns as I wene | Of hym had grete spyte and tene | And to hym þus con call | Wenes þou dog welpe of cristiante | þat we wyll at þi byddyng bee | Fyve .C. þus sayd with all *E* (*s. zu* 1—3 *und* 10—12).

LIII. *Statt* 1—9 Hit drwe fast to þe nyȝth | þen þei partyd all in plyȝth | He thoȝth he wold hom a say | On þo morne with won a sent | þen to a rey full sone þei went | Withowt ony deley | And when þei were redy dyȝth | þei to þe feld with all þer myȝth | þam for to play | So þat ser ysembras þe nobull kniȝt | He slo þem a non ryȝth | þat ylke same day | þat of þe sarsyns all in fere | Of III C þat þer were | þat þer with hym mette | þer was non þat passyd a way | þat dyrst hym selfe in feld a say | Bot he þem sore bette *E* ‖ 1 When that *c*, Bot by *T*, *fehlt A* ‖ he *c*, þey *L* ‖ hade redyn *T*, was *C*, *fehlt A* ‖ in (*fehlt c*) to þe *L c*, vpon (thurgh *T*) þe *A T* 2 There w. none *T*, None was *c* ‖ so bolde *c*, so herdy *A*, þat *T* 3 þat durste *C c L* ‖ hym mete on stede *C*, m. his stede *L*, abyde his strength *c*

LIV.

It byfelle appon a daye,
þe knyghte wente hym for t
Als it was are his kynde
A fowlis neste he sawe one
A rede clothe þer in he se

LIII. 4 Bot he g. *A*, And (*fehlt C c*) som
L C c ‖ hym *fehlt L C c* ‖ rowte *L*, knoke *A*,
That . . . agayne *mit Sicherheit zu erken*
tayle ouer toppe *A* ‖ his] her *L C* ‖ st. on s
m.] Wele a seuen score *T*, Other some
A L C c ‖ to] *fehlt T*, sore *c* 7—9 *fehlen*
some of þem *A*, þe sarezynys (*hinter* cas
A ‖ in dyke and slak *C*, ouer the lake *c*,
T, He *A*, Of some *c* ‖ braste] he brake *l*
cT, in two *A* ‖ bothe *vor* braste *T* 9 A.
10 The quen her selue *AT*, þe lady *E c* |
faste *T*) lowghe *AT*, saw þat with owt
lough *c* 11 He was a mon of mykyl r
L, The pore man *A* ‖ was *L* ‖ strange] go
owten lett *E* ‖ He es] He es wele *T*, I h
to ryde (fynde *L*) *c L* ‖ *danach* And for h
þat befor hur lord was | Hur hert on hy

LIV. 1 Nowe (Then *A C*, And so
(*hinter dem Vb. A C*) b. (fel *C*) *L A C T c E*
2 þe palmere *T A*. Syr Isenbras *c* ‖ hym

Wayuande with the wynde.
Vnto þe neste gan he wynn,
His awen mantill he sawe þer in,
His golde þare gan he fynde.
When he with eghne sawe þe golde,
þat his wyfe was fore solde,
His sorowe he had in mynde.

LV.

The golde to his chambir he bare,
Vndir his bedd he hyd it þare:
Wepande he went awaye.
And aye, when he þe golde gun see,
He grette for his wyfe and childir three:
To pyne torned his playe.
And he were neuer so blythe of mode,

LIV. 6 Weyvyd *E*, Meuing *c*, Owte wappande *T* 7 And (*fehlt C*, Up *c*) to *T L C c* ‖ tree *c* ‖ he gan *C c L*, þan gan he *T* 8 awen] skarlette *L* ‖ m.] gold *A E T* ‖ fond *E L C c* 9 His mantill *T E*, þe gold *C*, All olde *A* ‖ þare *fehlt A E*, all so þer *L* ‖ he gane it (*fehlt L*) *A L* 10 And when *A L*, when þat (*hinter* eghne) *T* ‖ he *vor* s. *T* ‖ w. e. *fehlt A L c C* ‖ þer (*fehlt A*) þat g. *L A*, þe rede g. *C c* 11 þat] He thowȝte *L*, Wherfore *c* ‖ ladye *c* ‖ þerfore *vor* was *L*, *fehlt c* 12 His — had] þenne hadde he it (*ü. d. Z.*) sore *C*, His s. (mowrnyng *E*) bygane (was þo more *E*) *T A E*, Then was he woode *c* ‖ of mynde *c*, to mende *A*, to mene (*oder* meue) *T*

LV. 1 The god *A*, hit (*als vorletztes Wort*) *E L* ‖ vnto his *T E*, into the *c* ‖ he gan . . bere *L* 2 And (*fehlt c*) vndyr hys hed *C c*, And (*und vor* þare) on his bedde *E*, And (*und vor* þare) full preualy *T* ‖ he putte it *C c L*, hyd (layd *E*) it *T E* 3 And wepande (wep. *erst vor* away *C*) *T C*, Then wepynge *c*, wepynge *letztes Wort L* ‖ he *fehlt C* 4—6 *fehlen L* (*s. zu* 10) ‖ 4 Euer (*fehlt C*) when he (he on *C*) *c C*, When he with eyȝe *A* ‖ gun þe golde *T*, þe gold *E*, þat gold dyd *A* 5 *fehlt c* ‖ He wepyd (þouȝte *C*) *A E C* ‖ full sare for *T*, on *C* ‖ lady *T*, *fehlt E* ‖ and (*fehlt E*) on (*fehlt A E*) hys (*fehlt E*) ch. þre *C A E*, *fehlt T* 6 Hys song was weylaway (well awaye *so auch* XII 6 *c*) *C c* ‖ And to *T* ‖ tornes *T* ‖ alle (hym *A*) his *T E A* 7—9 *fehlen T* ‖ 7 And *fehlt C c*, Thawȝ *L* ‖ Were he *C c* ‖ so glad (mylde *L*) of mode (of m. *fehlt E*) *A E L*, of chere so good *c*

His sorowe for to mene.
Knyghtes braste vp his cha
And fande þe golde in þe fl
And schewd it to þe qwe
When scho saw þe golde w

LV. 8 Whenne *C L c* ‖ to *L*, ons to *A*, i
A 9 w.] syked *L* ‖ Syþen (After *c*) *al*
fehlt L ‖ all the (þat *L*) *c L* 10 *davor*
also | Whenne he myȝte no forther go | I
(*s. zu* 4—6) ‖ So longe he ledde there *c*,
he lyued and ledde *L* ‖ his *A L c*, þat *C T*
(Among *A*) þo (*fehlt T*) knyȝhtis *E T A*, A
þe court *C*, Amonge hys sarasyns *c* ‖ it (þ
L, that were *c* ‖ full *fehlt c* 12 The soth
(*fehlt C*) to *c C* ‖ lady *T* ‖ þey gan it (*ü.*
menne *L* ‖ seyde *L* ‖ *danach* This palme
tourre | Of ȝour golde or of ȝour fee | By

LVI. 1 And so *T*, Tyll *A*, þenne *C* ‖
a d. *vor* it *c* 2 The knyȝt *C L*, this k. *am*
(*vor* he w. *A*) *T A*, Unto hys chaumber (*vo*
C) *L C* ‖ to p. *fehlt c* 3 Sore wepinge
L, His olde *A* ‖ s.] mowrnyng *E*, myrthis
newyn *A* 4 Thre (The *T*, Foure *c*) kn. *E*
C L ‖ brake (breke *L*) vp (*fehlt c*) *T C L c*
seyȝ þe g. *C*, The g. he found *A* ‖ in] ri
C ‖ tolde *c*, bare *T* ‖ vnto *T* 7 *davor* Be
was broughte | For whiche the Sowdan

In swonyng felle þat swete wyghte,
For scho it are had sene.
Scho kyssede it and sayde: 'Allas!
This golde aughte sir Ysumbras,
My lorde was wonte to bene'.

LVII.

Than scho it to þe knyghtes tolde,
How scho for þat golde was solde,
And hir lorde bett sare.
'When ȝe mai þe palmere see,
Biddes hym come and speke with me:
þereto me langes sare'.
þe palmere come into þe haulle,
Scho gan hym to concelle calle
And fraysted at hym þare,

LVI. 8 In sw. þan felle *T*, þenne (Thrise *c*) swownyd *C L c* ‖ þat lady bryȝt *C L c*, þe lady *(vom Folgenden getrennt durch* fell) doune ryght *A* 9 scho had are it *T*, she before it had *c*, þat syȝte þat she hadde *L* 10 Often she *c* ‖ blest *E*, syghed *c* ‖ it ofte *A*, þe golde *L*, hur *E*, *fehlt c* 11 golde *fehlt L C c* ‖ owyth *A*, hadde *L*, hit (*fehlt C*) was *E C* ‖ my (a *c*) lorde (lordys *C*, knyght *c*) syr I. *L C c* 12 That (*doppelt A*) my *L c A*

LVII. 1–3 *dafür* Jesu criste heuenne kynge | Sende me somme tokenynge | Of my trewe fere | That I myȝte wyte somme gladnes | Of my lorde syr Isumbras | In what londe þat he were *L* ‖ 1 þan *fehlt C*, there *c*, And *A* ‖ it *fehlt E T c* ‖ To (Unto *c*) þe kn. (knyght *c*) *am Anfang des Verses C c*, to þat knyght *A* 2 How that she *c* ‖ þat *fehlt c* ‖ monay *C* ‖ was *vor* for *A T* 3 Many a dey before *A* ‖ And *fehlt E C c* ‖ hir] My *C* ‖ was beten (wondide *T*) *C c E T* ‖ foul sor *E*, þerfore *C*, there *c* 4 Where is þe palmere þen sayde she *L* ‖ Where ye m. *c*, Bot faste when ȝe *T*, Yf ony of yo *E* ‖ þat p. *A* 5 Hastely make hym come *L*, Dose hym swythe to *T* ‖ and *fehlt L T A* 6 þ.] For (*fehlt A E T*) aftur hym *L A E T* ‖ full sore *E T* 7 And when he was come *L*, The p. was brouȝht *A*, þe kniȝtus þe p. broȝht *E*, The knyghtes gane brynge hym *T* ‖ to *E T L* 8 sche (þen she *L*) gan (dede *L c*) h. *vor* calle *C L c*, þe lady g. h. *T*, The quen (*und hinter* counsyll) dyd h. *A* ‖ to þe c. *E*, Unto counsell *c* 9 fr. at] fraystes at *T*, askyd *A E L C c* ‖ þ.] ryȝt þ. *C L c*, for godis ore *A*

And one his knee hym s
þe firste tale, þat he hir tol
Howe his wyfe was þerfor
And howe hymselfe was
'My childir three I hafe lor
My mantill fra me was bor

LVII. 10 *hinter* 11 *Cc*, Tell me palme whether he w. *c*, Was þou *T C* ‖ euer] 11 As hym semyd to loke apon *E* ‖ Wl And how he *A*, How that he *c*, Wher eu *T L C*, the *c* 12 Thenne was his soro countre he was borne *c* ‖ His sorowe *A E C*(*L*) ‖ þe m.] more and more *C*

LVIII. 1 sorowfull *A*, dulefull *T* ‖ full s. *T*, heuy (drery *C*, rewfull *c*) cher gafe] con *E* ‖ þe qwene *C c E*, hyr *A* ‖ thi *fehlt C c* ‖ his *fehlt L c* ‖ kneys *A L C c* ‖ 4 And a full nobill tale *T* ‖ þat] þer *T* ‖ sayde his w. *L*, My wyfe *T*, þerfore m *C c*, How sche *A* ‖ þerfor] *bei* madame *A T*, fro hym *E* 6 Myselff bar man vnderstande *c* ‖ And how that *A*, And

And in a neste I it fett'.
þe lady knelide byfore his face
And sayde: 'Welecome, sir Ysumbras!'
For joye þay bathe grett.

LIX.

Joye it was to see þam mete
With halsyng and with kyssyng swete,
In armes for to folde.
Ayþir of oþer were so fayne,
þat þay walde no lengere layne,

LVIII. 9 And *fehlt c* ‖ I *vor* in *c* ‖ fett] founde *c* ‖ *danach* Say me palmere or þou go | Was þer any token betwene ȝou two | Whenne ȝe departed atwynne | The palmere answered þus | A rynge was broken betwyx vs | That no man shulde it kenne | The lady toke vp a grete sykynge | And seyde lette me se þat rynge | If þat þou trewe be | Loo madame haue it here | I haue born it þis fourtene ȝere | I shewde hit non but the | She toke forth a purse so clene | The halle shone þerof bydene | So wele it was Iwrowȝte | That oþur party þer Inne was | Nowe was þis a wonþur kace | So mony londis as he hadde sowȝte | She layde togydur þe partyes tweyne | Hole it wax þe sothe to seyne | Ryȝte amonge hem alle *L* 10 Blessed be god of his swete grace *L*, Tho had the lady great solace *c* ‖ þenne (And downe þan *T*) kn. þe l. *CT*, Than sche kyssyd *A* ‖ b. h. f.] his f. *A*, fayr of f. *C* (*s. L. nach* 12), þen in place *E* 11 And þankyd god of his grace *C*, She fell in sownyng, so faynt she was *c* (*s. L nach* 12) ‖ A. s. (sey *A*) W.] Nowe haue I *L* ‖ my lorde sir *T L* 12 *davor* Scho louyd god and feyn wase *E*, *dafür* Here all in myn halle *L* ‖ For joy þat *E*, Full grete joye *T*, þat *C*, When *c* ‖ þay] scho *T* ‖ b. gr.] wer wepande *A*, hade in herte *T*, togedere (*fehlt E*) were (*fehlt c*) mette *C E c* ‖ *danach* The lady þat was so fayre of face (*s. C* 10) | Swonedde thryes in þat place (*s. c* 11) | For fayne (*s. A ET* 12) she hadde her lorde bolde *L*

LIX. 1—3 *fehlen T* ‖ 1 Hit (þere *C c*) was ioy (myrth *c*) *E C c*, Grete j. it w. *L* 2 h.] clypyng *A L c*, laykyng *C* ‖ with *fehlt c* 3 for to f.] when þei gon f. *A*, withowten lette *E* 4 Than aythir *T*, Eche on *L* ‖ of o.] *hinter* wer *A*, off hem *C* ‖ was *L c C* ‖ so] full *E C* 5 Ther Ioy myght no man seyn *A* ‖ þat *fehlt C c*, Of hor soro *E* ‖ wolde (cowde *C*) þey *vor* leyne *L C*, þay myghte *T* ‖ it no longer *c*, No lengere þenne *C*, not *E*

þer was made a ryche feste
Of grett men and honeste,
For soþe, full gret plente
When he was kynge and b
He sent his sande fra town
Till ylke a ryche cete,
And he gerte krye in borov
Riche and poure, ȝonge and
þat þay solde crystende
And þay, þat wolde noghte

LIX. 6 The sothe if it wer tolde *A* ‖ B þey (*fehlt ET*) hit t. *L C c E T* 7—9 *feh C c*, a r. f. *am Ende E* ‖ d. they byd *c A*, ordeynt *E* 8 Of lordys and ladys full r. *c l.* ‖ þ.] þedyr *C c* 9 And to all þat who so wolde *C*, Erles and barouns bol selfe with holde *c* 10 *davor* Trompetis þat tyme in hall | Hadon robys mony folc *E*, Thane (*fehlt A*) crownnede he was *T hinter* Syr l. *c* ‖ s. I. ryȝte (*durch* was ray (*fehlt A*) þat (þ. Iche *A*) nyȝht *E A*, with (*fehlt L*) m. (crowned *L c*) kyng *A L c*, Se (hardy *L*, noble *C*) kn. *E L C* 12 For h With a gaye garlande of golde *c*, Of ma

þare solde no thynge for þam gaa,
Nowþer golde ne fee.

LX.

A riche kynge was sir Ysumbras
(In mare welthe, þan euer he was)
Of haythen landes thare.
Crystyndome to kepe that tyde,
Sandes he sente full ferre and wyde
To þam, þat haythen ware.
Bot þay were alle at ane assent,
þat þere to þai ne wolde conscent,
Bot to a batelle fare.
þay sayde, and if þay myghte hym hent,

LIX b. 11 þare *fehlt T*, þat *E* ‖ schall *A*, schuld *vor* goo *E* ‖ þam] þaire lyfe *T* ‖ *davor* He wolde (badde *E*) þam (þat men *E*) bathe brynn and (ba. br. a = schuld þem *E*) slaa *T E* 12 Nodur *E*, Siluere *T* ‖ nor *T E*

LX. 1 A r. mon was *E*, Now is þis kynge *L*, þenne was he (*fehlt c*) k. *C c* 2 Off m. w. *C c*, Rychur *E* ‖ he] he before *E* 3 And keueryd (rekouereth hath *L*) out (all *L*) off (his *L*) care *C L* ‖ Of h.] Thre *c* ‖ thare] was hee *A*, had he there *c* 4 Hys crystyndom *C c*, Crysten lawes *T* ‖ he kepyd *A*, he gan (lette *L*) *C c L*, to helpe *E* ‖ In that tyde *T*, to (*fehlt L c*) kyþe (crye *L*) *C L c* 5 And comaundyd crystenyd to be swyþe *C* ‖ Sandes *fehlt L*, *hinter* sent *c* ‖ he] And *c* ‖ full — w.] full ferly (*fehlt A*) w. *T A*, abowte ferre and nye *L*, frely syth *c* 6 To þ.] þo *C*, To sle *E* 7—9 All þo sarsyns of þo londe | þei forsokyn hym I vndurstonde | Boþe lasse and more *E* 7 B. þay] All (*fehlt C c*) þe sarezens (heþene *C c*) *L C c* (*E*) ‖ were] turnede *T A* ‖ alle till ane *T*, at (of *L*) on *C c L*, to his *A* 8—10 *fehlen L* ‖ 8 Who so (that *c*) to hys parlement (counsayl *c*) went *C c*, He seyd Iche one þei schuld be brente *A* ‖ þere to] schortly þ. *T* 9 With sorow and myche care *A*, To brenne and make hym bare *C*, Them to hange or brenne *c* 10 þ. s.] *fehlt C* ‖ and (*fehlt A E*) if (*fehlt T*) þ. (we *C*) m. (may *C*) h. (hym seluen *C*) hent (gete *E*) *A E T C*, that what man to hym wente *c* ‖ *danach* þat (*fehlt A*) he solde come to þaire (a *A*) parlement *T A*, *danach* With them schuld he fayre | One off them seyd verament *A*

With haythen kynges twa
Sir Ysumbras was full of ca
He hade no man with hym t
His men awaye gan gaa
þe sarazenes faylede hym at
When he was horsede one a
Alle þay flede hym fraa.

LX. 11 Shoulde thynke his waye yll be s or to make hym schent *C*, Syr Isumbras t he s.] And þere *T* (*s. auch nach* 10) || be bc neuer ete mete *E* 12 None woulde con mon þat levys on his lore *E* || þat (*fehlt L* crystys lare *C*

LXI. 1 A *feh'lt A* || þus was þer *T*, þo sar And alle the haythen þer was *T*, þei se That (þe *C*, Where both *c*) cristen and (t (to be *C*, *fehlt c*) *L C c* || wer *A* 3—5 *fehlen* and moo *E* 4 Afftyr sarezynys gunne] þe *E* || semblede] gedered *A*, send *E* 5 þat batelle þay ryde *T*, Theyr cursed law c. th.] þere þey wente *C*, In heþenes *E* || fe knyghtes many and maa *T*, Two hethenn W. h.] Tyll odur *E*, þere come h. *C c* || kn *L* || 7 w. — c.] made hym ȝare *C c* 8 the sarasyns *c*) for to fare *C c* || For he *E* || wente (there was *c*) no moo *C c*, All his my

LXII.

Sir Ysumbras was full of waa:
He kyssede his wyfe and wolde gaa
With sorowfull hert and sare.
A dolefull worde þan gun he saye:
'Certis, dame, hafe gud daye
For nowe and euer mare'.
'Lorde, helpe me, þat I were dyghte
In armour, als I were a knyghte,
And with the will I fare.
ȝif god wolde vs grace sende,
þat we myghte togeder ende,
I kepe to lyffe no mare'.

LXIII.

Sone was þe lady dyghte

LXII. 1 Whenne he shulde to þe batell gone *L* ‖ was þan (*fehlt A*) f. of (*fehlt T*) waa (care *A*) *T A*, was (*fehlt c*) bold (curtoyse *c*) and kene *C c* 2 His folke wente fro hym echone *L*, And (*fehlt c*) took hys leue at (of *c*) hys qwene *C c* ‖ lady *T* ‖ a. w. furthe gaa *T*, a. toke leve to goo *E*, with myld fare *A* 3 And þenne (*fehlt C*, after *c*) he (*fehlt C c*) syked sore (wondyr s. *C*, full s. *c*) *L C c* ‖ s. h. a.] carefull hert and sykyng *E*, sorow and hert full *T* 4 He loked on her with eyen graye *c*, He sayde madame haue good day *C* ‖ þan *fehlt A E* ‖ gun] dyd *A* 5 Sekyrly as I ȝow say *C* (*vgl.* 4) ‖ Nowe certis lady *T*, leve dame *E*, To his lady *L*, And sayd madame *c* ‖ hafe] h. now *T*, now h. *L* 7 The ladye sayd vnto the knight *c* ‖ A lorde *T*, sere (lord god *L*) *vor* þat *C L* ‖ h. me] scho sayd helpe (*fehlt A L*) *T A L*, *quoth* þo qwen helpe *E* ‖ þat] if *A* ‖ w.] ne were *L* 8 I woulde I were in armure bright *c* ‖ armours *T*, armes *C*, hernes *A*, a tyrement *E* ‖ I] it *C E* 9 And let vs neuer parte in to *E* ‖ And] *fehlt A C c*, For *L* ‖ w. ȝou (*vor* fare *C*) *L c C* ‖ I wole (*vor* wiþ) *C*, that I myght *c*, wold I *A* 10 For or ye schuld parte fro me *E*, *hinter* 11 *A* ‖ ȝif] And *T*, Sen *A* ‖ jesu *L* ‖ w. the g. s. *c*, þis grace hath vs send *A*, þat made bothe see and lande *T* 11 Me had leuer be my lewte *E*, And bothe same late vs wend (*vor* 10) *A*, My saule I wyte in to thy hande *T* ‖ ende] wende *c* 12 For soþe to þe dethe goo *E*, þenne don (gone *c*) were al my care *C c* ‖ For (*fehlt A*) I k. (byde *A*) to l. *T A*, Lyue wolde I *L*

LXIII. 1 Sone þan *A*, Full sone *E*, He halpe *L* ‖ w. þat *E*, his *L* ‖ d.] þat she was d. *L*

LXIII. 2 armours *T*, armes *C*, hernes *A*, s
as it were *C*, lyke *E*, als thofe scho w. *T*
wente with *L*, On horse with *c*, He gaf
ET 4 Agaynes *T*, Agaynst *c* ‖ thr. th.] th
and XXX ml *E* ‖ a. m.] *fehlt E*, *davor* sar
E ‖ þer come no moo (cristen *L*) *C L*, Of c
tyme *E* 6 Nyne hundrethe sone hafe þ
come *E*, Alone *c* ‖ into *c* ‖ þe *fehlt C* ‖ rydand
Ne a ml ser ysembras con sle *E*, He sawe
saye | With brandes bright and banners g
helde | That cursed people false of faye | T
araye | With weapon and with shyelde | A
Bugles blaste and trumpettes shyll | And he
They sayde traytour stande thou styll | C
the kyll | Thou mayest well drede for dout
a vowe | Unto my lorde swete Jesu | I sh
Whyle I maye in styrope stande | With
speare in hande | With bronde that is so b
by mary mylde | Againste the sarasins th
woulde do her myghte | This daye to batta
on head, with shyelde and speare | So com
Syr Isenbras his course toke with delyte |
can smyte | As a waryour wood and wyg
he dyd of smyte | The Sowdan was out of
that syght | Through the hoste then let he
with mastrie | To grounde him fell doune
hys landes truly | Fro Iaffa to Alexandrie
towre and towne | Of all the whole Sowd
none that durst make boaste | Battayle hy
the Sowdan counsell all | Thy hole hoste
And strike hym doune and hys stede |
assente | With battes, and with bowes be
can laye | Syr Isenbras good liuerie lente
in her hand hent | And dealte her dole th
ladye and the knyght | Agaynst the Soda
Through grace that God them sente | O

A lebarde and a vnycorne,
On a lyone he come byforne,
þat was þair eldeste childe.

LXIV.

In angells wede were þay clede,
An angelle þam to batelle lede,
þat semely was to see.
þay slewe þe haythen kynges twaa
And oþer sarazenes many alswa,
Thrytty thowsandez and thre.
Sir Ysumbras prayed þam þare,
Hame with hym þat þay walde fare
And be of his menȝe.
Thay ansuerde, als þe angelle þam kende:
'For the were we to batelle sende:

LXIII. 10 A] One (*fehlt C*, That on *L*) one (vpon *L*) a *A ET L c C* ‖ and] anoþer (þat oþur *L*) one *A ET L*, and one on *c* 11 And (*fehlt A E L*) one (þe thred *E L*) on *T A E L*, And on *C c* ‖ he rod *C*, one ranne *c*, come *L*, hem *E* 12 And þat was *L*, *fehlt c* ‖ þair] þo *E* ‖ ch.] *davor* sone *getilgt T*, sonne to beare *c*

LXIV. 1–2 þe chyldryn (knyghtes *c*, beste *L*) ferden (fought *c*, were *L*) as þey were (as þ. w. = both wylde and *L*) wode | þey (And *c*, The childeren *L*) slowen al þat beforn hem stode *C c L* ‖ 1 In an angell *E* ‖ þei wer *A*, w. þay alle *T* 2 And An ang. *A* ‖ to þe b. *T* 3 Gret joye (wonder *c*) it was (is *c*) to see *L C c* 4 þay s.] s. the *hinter* knyghtes *c* ‖ þe] *fehlt L C*, of þe *E* ‖ knyghttes *T c* (*s.* LXI 6) | tw.] there *c*, swa *T* 5 And *fehlt E c* ‖ oþer] of (*fehlt c*) þe *A ET c* ‖ many] *hinter* And *A*, þei dyd *E*, that counted *c* ‖ alswa] mo *L C*, were *c* 6 ȝa (*fehlt C*) twentty *T C*, IX *E* ‖ thowsand *L A C c*, mł *E* 7 pr. *hinter* them *c*, þanked *L* ‖ þam] þe knyghtis *A ET* ‖ þare] kinde *A*, þo *E*, swaa *T*, ȝare *L* 8 Hame] To whom *E*, *fehlt C c*, And prayde hem *L* ‖ w. h.] *vor* fare *C c* ‖ þ. þ. w.] when þei schuld *E*, to *L* ‖ fare] weynde *A*, goo *ET* 9 And become his men so fre *A*, With hym to dwell and be *E*, Al (All thre þat *L*) nyȝt wiþ hym to be *C c L* 10 The chyldren answ. *L*, Father they sayde *c* ‖ als — k.] hym with wurdes hende *C*, with milde entente *c*, þat wer so hende *L* 11 The grace of god vs hydur dede (*fehlt C c*) sende *L C c* ‖ we wer *A* ‖ to þe b. *T*, hyddur *E*

My bale þat he hase
Ysumbras and his lady
Kyssed þen thaire childi
Ilkane for joye þay g
Mare joye myghte nane
þan men myghte þare se
In armes when þay m

LXIV. 12 chyldren *C* ‖ we be *c* ‖ *d* hyther came | But for to saue you was | Ye be our mother that vs bare are | Men call you syr Isenbras | T cheare | To our chyldren that we se to walke *c*

LXV. *fehlt Cc* ‖ *Vor* 1 Than was and blythe | And þankyd god many s so dyd his lade fre *E* 1 *fehlt A* ‖ he *T* ‖ wele] in weyle *E* 2 *fehlt A* ‖ so w. on *A* ‖ hys kneys (kne *E*) *A E* ‖ he] tha *E* 4 And þonkud god ful of myȝ seyde jesu criste *L*) heuen kyng *A L* syȝht *E*, Graunte vs all þy blessynge *L* ‖ heghe k. *T*, þou *A* ‖ of h.] ouer all thin mette *A* ‖ And his b. *E*, our bales (t thus has *L*, þan hase he *T*, was *E* ysumbr. *T E* ‖ his] that *T* 8 hei kyst

LXVI.

A ryche burghe was there besyde:
Sir Ysumbras gane thedir ryde,
His sonnes gan to lede.
Chambirs fande þay faire and bryghte
And riche robys redy dyghte
And chaunged all þaire wede.
þare was riche metis wane,
Bothe of wylde and of tame,
Many a riche brede.
Three hayþen landis gun þay wyn
And stabylde crystyndome þer in,
In story als we rede.

LXVII.

þan was þe kynge sir Ysumbras

LXVI. 1—3 *fehlen c* ‖ 1 ryall *A*, noble *C* ‖ b.] fest *E*, Cete *T* ‖ stode þer *L*, þer was *C* 2 And sir ys. *T*, þey (*vor* ryde) *L* ‖ þedyr (byfore *T*) gan *CT*, forþe con *E*, Thyder þenne gon *L* 3 And his *L*, His wyffe and his *A*, His one *E* ‖ he gan *C*, *fehlt A*, with hym *E*, hame *T* ‖ for to l. *T*, þedyr (with hym *vor* ganne *L*) l. *C L*, yede *E*, all same *A* 4—9 And when he to þe borow was com | Ther wer þei rychely welcom | With myrthe gle and game | With gret honour þei dyd þem welcom | With trumpys pype and with schalmewon | As nobull knyghtis of meyn | Isumbras And his childer thre | In hethenes made þem rede | Balell one þem to bede *A* 4 And (*fehlt C c*) in a chambur *L C c* ‖ þei fond *E*, *fehlt L C c* 5 A. r. r.] Robys faire and *T*, Here cloþyng (Their atyre *c*) was *C c*, Ther he dede hem *L* ‖ all (ful *C*) redy *E C*, newe *L*, comely *c* 6 In many a worthy wede *c* ‖ þey (And thare thay *T*) ch. *C T*, For to change *E* ‖ all *fehlt E T* 7—9 *fehlen L* ‖ 7 Off noþyng was hem wane *C*, They lacked no maner of thynge *c*, Riche metis wantted þam nane *T* 8 Golde, syluer, nor ryche clothinge *c* ‖ Neyþer . . neyþer (nor *T*) *C T* 9 They had all thynge at nede *c*, þese dou3ty men off dede *C* ‖ Of m. a *E*, Nor no *T* 10 þenne (And aftur *L*, Sone *A*) þree *C L A*, Fyve *T*, *fehlt E* ‖ hayþen] *fehlt C c A T*, kynges *L* ‖ kon he *E*, thus gun þay *T*, after they dyd *c* 11 st. crysten men *A E*, cristened all þat were (was *C c*) *L C c* ‖ þ.] þam *T* 12 storyes thus *T*, romanse *A C c* ‖ we] men *C*

LXVII. 1—3 *fehlen L* ‖ 1 Than w. kynge (the knyght *A*) *c A*, A full (*fehlt E*) riche kynge (mon *E*) þan (*fehlt E*) was *T E*

He gyffe us alle his dere b
Nowe and euer mare!

LXVII. 2 *hinter* 3 He lyffes nowe full r better *A*, Rychur *E* ‖ euer he *A Cc*, he eue hadde he þare *C* ‖ c.] come out *c* ‖ of] *fehlt* kare] myscas *T* 4 Ilkane *T*, Ychon *c* ‖ of h. s.] *fehlt C*, sonne *c* ‖ a kyngt 5 Durste na man agayne þam (Ayein *T E* ‖ þam] hym (*s. E*) *c* ‖ kynge *c A*, *fehl C* 6 To lyue in mythe euer mo*ur A*, *E*, Whare (Whedyr *C*) so þat (*fehlt C*) *T C*, Whyle they together were *c* ‖ g. f.] sonne was in surrye | Chosen chyefe of gouernoure | The seconde sonne shortly Iaffaye | Reygned with great honour | crowned kynge | Of Calabre without les all thre | And when it pleased God of parted in heauens lyght | To the whi Amen, amen, for charitie *c* ‖ *vor* 7 Wh was | They þanked god of his grace care (*s.* 3) *L* ‖ 7 in] with *A T* 8 Ar *T*) h. *vor* went (þay w. *T*) *L E T* ‖ þai Her s. I wote *L* 9 þat *fehlt A E L* ‖ Thus ended syr Isumbras | That an ha all thow*ȝ* he wore *L* 10—12 *fehlen A fehlt L C* ‖ Jesu *fehlt T*, Jesu Cryst *C L L*) grant *E L*, Geue *C* ‖ alle] ay *C* ‖ h. d schylde vs from care *C* ‖ For now *L* ‖ *mi*

Dem obigen Texte liegt folgende Überlieferung zu Grunde:

1. C = Caius College 175, Cambridge, fol. 98^{v}—107^{v}. Anfang gedruckt bei Halliwell, The Thornton Romances, London 1844, p. 268. Nach Zupitza (Engl. Stud. XIV 321, bes. 337) entstand die Hs. in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts.

2. T = Thornton Ms., Lincoln, fol. 109—114. Den Druck bei Halliwell (a. a. O. p. 88—120) hat Zupitza in Oxford 1879 mit der Hs. verglichen, welche nach Halliwell a. a. O., Introd. p. V um 1440 entstanden ist.

3. L = Cotton Cal. A. II., London, fol. 130ra—134rb. Anfang gedruckt bei Halliwell p. 269. Ward, Catalogue of Romances in the Department of MSS. in the Brit. Mus. I 180 setzt den ersten Teil der Hs. (fol. 1—139^{v}) in die erste Hälfte des XV. Jahrhunderts. Zupitza fügt noch hinzu, dass dieselbe Hand, die den Ysumbras geschrieben, fol. 110^{v} folgende Eintragung gemacht hat: *Henricus sextus filius eius Regnauit cum plenitudine et Caritate populi sui*; dahinter habe eine etwas spätere Hand geschrieben *et regnauit XXXIX et jacet apud Wyndesore* und hinzugefügt *Edwardus quartus regnauit XXIIII annos et jacet apud Wyndsore*, worauf eine weitere Hand geschrieben habe *Ricardus tercius frater Edwardi regnauit II Annos etc. et fuit occisus.*

4. A = Ashmole 61, Oxford, fol. 9^{r}—16^{v} mit dem Schluss *Amen quod Rate.* Anfang gedruckt bei Halliwell p. 268. Nach W. H. Black, Catal. of the MSS. bequeathed unto the Univ. of Oxford by Elias Ashmole, Oxford 1845, p. 106 ist der Inhalt der Hs. zu Anfang in die Worte

XVI. Jahrhunderts.

5. E = Advocates' Library 19
48^{r}—56^{v}. Anfang gedruckt bei
Schluss steht *Explicit quod heeg*: vgl
zum Sir Gowther S. 1. Die Hs. st
der zweiten Hälfte des XV. Jahrh

6. N = Königl. Bibliothek zu
114—118. Anfang gedruckt bei H
Laing, Reliq. Antiq. II 67, ganz vo
Stud. III 200 ff: vgl. hierzu die Anm.
Die Hs., die nur die Str. I—X 9 en
1457.

7. G = Gray's Inn, London. Ei
stückes (Str. XIX—XXVIII) hat Zup
lichkeit des Herrn Dr. v. Fleischha
1890 erhalten und daher für sein
Variantenverzeichnis nicht verwerte
86, 291 verweist er auf A Catalogu
belonging to the Honourable Societ
unter Nr. 20, den ich aber, da er a
Bibliothek nicht vorhanden ist, nicht

8. c = Coplands Druck, Brit. M
Jahreszahl, beim Einbinden durch Be
Stellen (besonders XI 2 und LIII
abgedruckt bei Utterson, Select Pi

9. d = Blatt eines alten Druckes in Douce's Sammlung (Douce's Fragments 78, Oxford), die Strophen I—V 9 enthaltend. Der Catalogue of the Printed Books and MSS. bequeathed by Francis Douce to the Bodleian Library, Oxford 1840, p. 809 führt dieses Bruchstück unter denjenigen auf, deren Drucker unbekannt sind, und fügt hinzu: Mr. Douce supposed this to have been printed by Copland, and refers to Mr. Garrick's copy of that edition in the Brit. Mus.; upon comparing them, however, it is evidently from another press. The seventh line begins with a singularly shaped Y, which may lead perhaps, to the discovery of the printer. Dieses Y ist in dem Katalog nachgebildet.

10. D = MS. Douce 261, fol. 1^{r}—7^{v}, ein Bruchstück (I—XXXVI 7) mit Bildern. Fol. 8^{r} fängt mit den Worten an: Syr Degore stode in study than. Auf fol. 48^{r} steht die Jahreszahl 1564. Vgl. Halliwell p. 268 ff. der schon in dem Bruchstück die Abschrift eines alten Druckes erkannte.

11. m = Malone 941, Oxford, fol. 9, Bruchstück (XXXVII 11—XLI 10) eines alten Druckes, wiedergegeben von Hales and Furnivall in Bishop Percy's Folio MS. I 532 und von Zupitza in Herrigs Archiv 88, 72 f. mit Nachträgen ebenda 90, 148. Für sein Variantenverzeichnis hat er diesen Text ebenso wenig wie G verwerten können.

Von diesen elf Handschriften und alten Drucken heben sich zunächst c D d = t als zusammengehörig ab:

1) I 1 *Lordynges listen* cDd, sonst (*Now*) *hende in haule*. — 2) I 7 *Ye shall well heare* cDd, sonst *I will 3ow telle*. — 3) II 8. Dass Ysumbras den Spielleuten Gewänder schenkte (CTEALN), erwähnen cCd nicht. — 4) III 2. Nur cDd rühmen an Ysumbras' Gemahlin auch die Nächstenliebe. — 5) IV 5. Nur cDd lassen Ysumbras durch einen Engel auf seinen Lebenswandel hinweisen. — 6) IV. cDd haben diese Strophe um sechs Verse erweitert. — 7) V 2. Nur cDd verlegen die Bussscene unter einen Olivenbaum. — 8) VI 7. 8 (von VI ab

Eine zweite Gruppe bilden die

1) XX 8 *soone as* CG, *when* cl *my(n) lay* CG, *our l.* cDT, *his l.* AL *goodes* C, *godis* G, *false goddes* L. (*from*) CG, *in* cD, *out of* LAET. haben die für den Reim unpassend in C getilgt und durch *sloo* (= cDL ist. — 6) XXV 11 *sydys* CG, *ribes* 7) XXVII 1 *pe woundyd man* CG, *he* cD.

III.

Die Gruppe v ist mit t aus geflossen:

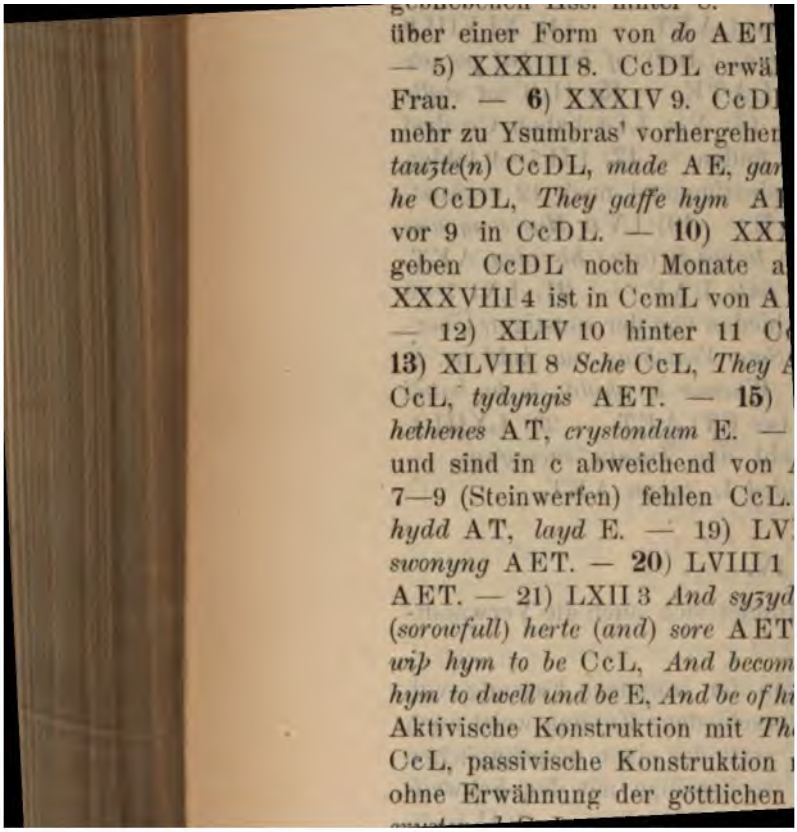
1) I 5. Nur CcDd enthalten e die Vorfahren. — 2) III 4. CcD genau überein. — 3) III 8 *he pouzte he had . . rouzt* N. — 4) III 9. Ei Verses mit 8 durch *ne* (*nor*) haben nu Subjekt des Verbums des Befehl *sowdane* TA, *He* EL. — 6) XXII 6. eine Negation und machen den V von *pat* statt *if* von *rewed* abhängi 7) XXII 7. Wenn auch G zu An so weisen doch die übrig gebliebe

AETL. — 10) XXX 4. 5. *þe lady, s. and mylde, Kyste* CcD, *The lady was b. m. and mylde; She kyssed* LAET. — 11) XXXII. AEL verknüpfen diese Str. mit XXXI durch die Konjunktion *Tyll* (vgl. auch LVI A), T macht aus dem Nebensatz durch Auslassung des *Tyll* einen Hauptsatz, der auch in CcD steht; doch hat diese Gruppe zur Anknüpfung *penne*. — **12**) XXXIV 12 *penne hadde he schame inowȝ* CcD, *Out of a fowll depe slowȝe* LAET. — 13) XLII 4 *sorwe* Cc, *peynes* LAET. — 14) XLVIII 9 *Whylke þat febeleste wore* Cc, (*And*) *of hem þat poreste* (*sekyst* AT, *sympull* E) *wore* LATE. — **15**) IL 8 *sat stylle* Cc, *stylle* fehlt LAET. — 16) Vor LI 4 haben Cc drei Verse, die sich sonst nirgend finden. — **17**) LII 7—9 fehlen CcL und sind von Cc übereinstimmend nach 12 ergänzt. **18**) LV 2 *hed* Cc, *bedde* LAE. — **19**) LV 6 *Hys song was weylaway* Cc, (*And*) *to pyne turne*(*d*) (*alle*) *his pley* AET. — **20**) LIX 7 *brydale* Cc, *feste* LAE. — **21**) LXI 7—9 sind in Cc wesentlich verschieden von der sonstigen Überlieferung. — 22) LXII 1 *Sere Ysumbras was bold* (*w. b.* = *curtoyse* c) *and kene* Cc, *Whenne he shulde to þe batell gone* L, *S. I. was full of care* (*wo* ET) AET. — 23) LXIII 4. Nur Cc haben zu der Zahl den Zusatz *sarezynys*. — 24) LXIII 7 *slayn* Cc, *asseyled* L, *takyn* AET.

IV.

Besonders deutlich bekundet sich auch die Verwandtschaft von LN (= s):

1) I 1—6 sind in LN von der sonstigen Fassung (vgl. Abschn. IX 1) wesentlich verschieden; Zupitza weist auch darauf hin, dass beide Hss. statt der einen ursprünglichen zwölfzeiligen Strophe zwei sechszeilige mit den Schweifreimen *myȝthe* : *nyȝte* und *felde* : *schelde* haben. — 2) II 1—3: vgl. Näheres in Abschn. IX 3. — 3) II 8 haben nur LN *ryche* vor *palle* stehen. — 4) II 11 erwähnen nur LN nicht *mete* (*and drynke*). — 5) V 8 *do so* LN, sonst nur *so*. — 6) VI 1 *Awey* nur LN. — 7) VI 4. 5 (*for*)*lore* : *byfore* LN,



über einer Form von *do* AET
— 5) XXXIII 8. CcDL erwä
Frau. — **6**) XXXIV 9. CcD
mehr zu Ysumbras' vorhergeher
tauȝte(n) CcDL, *made* AE, *ga*
he CcDL, *They gaffe hym* A
vor 9 in CcDL. — **10**) XX
geben CcDL noch Monate a
XXXVIII 4 ist in CcmL von A
— 12) XLIV 10 hinter 11 C
13) XLVIII 8 *Sche* CcL, *They*
CcL, *tydyngis* AET. — **15**)
hethenes AT, *crystondum* E. —
und sind in c abweichend von
7—9 (Steinwerfen) fehlen CcL.
hydd AT, *layd* E. — 19) LV
swonyng AET. — **20**) LVIII 1
AET. — 21) LXII 3 *And syȝyd*
(*sorowfull*) *herte* (*and*) *sore* AET
wiþ hym to be CcL, *And becom*
hym to dwell und be E, *And be of h*
Aktivische Konstruktion mit *Th*
CcL, passivische Konstruktion
ohne Erwähnung der göttlichen

1) II 3. Nur ETA nennen Ysumbras *semely*. — 2) II 6. Nur AET fangen den Vers mit *So* an. — 3) III 7. Nur AET leiten mit *Bot* über. — 4) IX 3. Nur AET kennzeichnen den Vers durch *That* als Relativsatz. — 5) XI 2 *on* LcD, *ouer* AET. — 6) XIV 11 *Ther ouur þey wolde fayn haue bene* Lc, *The bankys wer fulle wyde betwen* AET. — 7) AET haben nach XVI und LIX eine überzählige Strophe; XVI 10—12 fehlen AET, sind aber in diesen Hss. nach 3 ersetzt: so schon Zupitza, der noch hätte darauf hinweisen können, dass XVI 10 und 11 an der entsprechenden Stelle der unechten Str. XVI^{b} einen Platz gefunden haben. Die Unechtheit der Str. XVI^{b} begründet er mit folgenden Worten: 'Sie ist inhaltlich ganz überflüssig und an sich lächerlich (vgl. 5) und aus XVI zusammengeflickt'; zu Str. LIX^{b} bemerkt er, sie widerspreche LIX. — 8) XVII 12 *þree hundryd* CcdL, *A thousand* AET. — 9) XVIII 7 *A heþene kyng* CcDL, *The soudan* (*of Pers*) AET. — 10) XIX 11 *ȝiff* (*þat*) vcDL, *loke iff* AET. — 11) XXIV 2 *an aungyl þat sche* CcDL, (*þat*) *sche a nangell* EAT. — 12) XXIX fehlt AET. — 13) XXX 3 *sone* CcDL, *chyld* AET. — 14) XXX 4 *meke* (*soffte*) DcLC, *curtayse* TAE. — 15) XXXI 3 fehlt AET, dafür Ersatz vor 1. — 16) XXXV 10 *he hadde* (*hym*) *armes* (*armure*) *dyȝt* CcDL, *he had hym seluen dyȝth* ETA. — 17) XLI 2 *I trowe* LC, *wondir I hafe* (*w. it is*) TEA. — 18) XLII 2 *sawdon* CcL, *sarysens* AET. — 19) XLV 4 *Besyde* (*þe burgh*) CcL, *Withoute* (*þe towne*) AET. — 20) LIV 8 *mantyl* CcL, *gold* AET. — 21) LVII 7 *come* CcL, Form von *brynge* TAE. 22) LXI 10 *Hys* (*The*) *folke* (*men*) cCL, *The saryzyns* AET. — 23) Zupitza verweist auch auf LXII 11, offenbar weil jede der drei Hss. AET den Vers in eigenartiger Lesart bietet, so dass man annehmen darf, er habe in y gefehlt.

VI^{b}.

Eine Eigenart dieser Handschriftengruppe ist es, dass einige Verse in doppelter Gestalt überliefert sind, nämlich einmal so, wie wir sie auch in z finden und wie sie ver-

E die Strophe nur zwölfzeilig,
unterdrückt hat. A hat auch
von y erfundenen und sogar i
übergegangenen unechten Vers
2) XXVII 11. Auch hier hat T e
indem es aus y erstens den
neuer come in his lande (vgl. z) un
Schöpfung von y *þe sowdan selid*
nahm. AE haben nur die E
getragen. — 3) LII 10. *A torn*
stammt in T aus dem Original
es *Therefore at hym þay hade en*
ohne den ersten, in A stehen
auch den ersten nicht bietet, z
Anlass gegeben hat: *þer fore þ*
hym had grete spyte and tene | *And*
— 4) LX 10. *Thay sayde, and*
hat T mit AEC gemeinsam (au
daran) und muss daher als echt
þat he solde come to þaire parlem
wieder 13 Verse zählt. A hat au
zwei weitere hinzugedichtet; die
zeilig geblieben, indem es drei Ver
hinzugezogen hat. E hat nur den

VI°.

Innerhalb dieser Familie schliessen sich ET (= w) enger zusammen:

1) I 11. Nur ET haben ein auf ae. *swyle* zurückgehendes Wort. — 2) II 4. Nur ET nennen Ysumbras *fayr*. — 3) II 8 *He* ET, *And* ACLN. — 4) II 12 *On lyfe* ET, *In* (*the*) *world* CLNcDd, *on molde* A. — 5) IV 2 *to* (*þe*) *wod* ET, *forth* AN, fehlt LcDd. — 6) IX 1. Nur TE haben als Subjekt *þe knyghte*. — 7) IX 2. Nur TE verbinden 1 mit 2 durch *Of*. — 8) XXX 5 *blyssede* TE, *kyssed* ACcDL. — 9) XXXII 1 *banke* TE, *wyde* A, *hyl* CcDL. — 10) XXXVI 3 *wakkenede* (*wrogth*) *woo* TE, *stroyede* CAL. — 11) XL 4 *asked aftur* ET, (*askyd*) *wer* (*whence*) *is* ACcL. — 12) XLIII 1 *puruayed* TE, *p.* (*ordeyned*) *hym* CAcL. — 13) XLIV 12 *to mende* (*ys . . mysdede*) ET, *For* (*his . . mysded*) ACc, *And lette* (*alle his euell dedys*) L. — 14) LIV 2 *to* (*þe*) *wode* TE, fehlt ACc, *forth* L. — 15) LVIII 7—9 fehlen ET. — Vgl. auch Abschn. XIX.

VII.

z kann nicht aus y geflossen sein, man müsste denn annehmen, dass es den fehlerhaften Text von y aus eigener Kraft gebessert hätte:

1) XXII 7 ff. In y fehlt unter den Forderungen des Sultans, dass Ysumbras seinen Glauben aufgeben solle. Dass der Sultan diese Forderung gestellt haben muss, geht aus Ysumbras' Antwort XXIII 6 hervor, wo auch AET ihn darauf Bezug nehmen lassen. — 2) XXIX fehlt y, wird aber echt sein, da diese Strophe die XXVIII 8. 9 (auch in AE) erbetene geheime Zwiesprache zwischen Ysumbras und seiner Gemahlin bringt. — 3) Der vor XXXI 1 von AET überlieferte Vers erinnert an XXVII 1: während aber dort, nachdem XXVI 2 von Ysumbras' Misshandlung die Rede gewesen war, sehr wohl davon gesprochen werden konnte, dass es ihm möglich war, sich wieder auf den Beinen zu halten, erscheint XXXI 1 eine

so müsste y die Lücke selbstän
haben auch CcDL eine vollstä
sie die fehlenden Verse in ande
Stelle ergänzt: C nach 12; cD
anderer Gestalt als C: L nach 9
von C als auch von cD; in z l
erhalten. — 2) XXXIV 9. CcD
Vertreter von z. ziehen diesen V
bras' Rede,' sondern nehmen das
in Vers 11 erzählt wird, nämlich
gearbeitet hat. Offenbar ist y g
ursprünglicher. — 3) XL 3 schei
und von den zu dieser Famili
soweit wir sie kennen, selbstän
sagt in 3 dasselbe wie in 4; C is
sein *hym* der Beziehung entbeh
Sinn, ist aber von CL wesentlic
könnte y die Lücke auch selbstän
zu solcher Annahme liegt kein
da die von der Siegesfreude
sprechenden Lesarten in A ET sel
stammen können. — 4) LI 10—12
die Sache ähnlich, jedoch insofe
sächlich eine Lücke haben und di

von 12 nicht genügend verbürgt ist. — 5) LII 7—9. Das von y berichtete Steinwerfen, in welchem Ysumbras sich ausgezeichnet haben soll, kann sehr wohl aus dem Original stammen, während z eine Lücke gehabt zu haben scheint, die von den drei es vertretenden Fassungen teils an dieser Stelle (L) teils nach 12 (Cc) ausgefüllt wurde.

IX.

u stammt nicht aus s (die Vergleichung wird hier wie in Abschnitt X dadurch erschwert, dass s durch LN nur bis X 9 vertreten wird):

1) I 1—6. Der Inhalt dieser Verse ist in s so eigenartig, dass das im allgemeinen mit y übereinstimmende u nicht daraus entlehnt sein kann: s nimmt Bezug auf die Erschaffung der Welt in sieben Tagen, was u y nicht thun, während sie eine Aufforderung zum Zuhören (vgl. die ausgiebige Fülle von Belegen in Zupitzas Bemerkungen zu Athelston 7, Engl. Stud. 13, 345) enthalten, die in s fehlt. — 2) I 9. u y nennen eine Eigenschaft des Ysumbras, während s eine Ortsbestimmung enthält. — 3) II 1—3. s spricht von Ysumbras' Reichtum, u y von seiner Körperbeschaffenheit. — 4) Vgl. Abschn. IV 4. — 5) XVI 4 *fette* L, *took* u y. — 6) XVII 7. In L fehlt die Angabe über die Dauer der Reise. — 7) XX 9. In L wird Ysumbras nach seinem Begehr gefragt, obgleich er XX 4 das schon selbst kund gethan hatte, während u y nicht zum zweiten Male darauf Bezug nehmen. — 8) XXV 5 *kepe* L, *holde* u y. — 9) LV 4—6 fehlen L, stehen in Ccy. — 10) LVII 1—4 sind in L wesentlich verschieden von Ccy. — 11) LXIII 1 *He halpe his lady þat she was dyȝte* L, *Soone was þe lady dyȝt* Ccy.

X.

s stammt nicht aus u:

1) XXII 6. Die Übereinstimmung von T + L (*If . . . were*) gegenüber u (*þat . . . ne were*) müsste Zufall sein, wenn nicht TL die ursprüngliche Lesart überliefert haben

Ausdrucksform wählen. — 3) X
beider Gruppen (vgl. Abschn. III
dass L + y unmöglich von selbs
same Fassung kommen konnten. —
dass L mit Cc diesen Vers vor 12
Zugehörigkeit zu z, während die
C, *wyll* c) es unwahrscheinlich m
flossen ist, da sie zu *werkys* A ET

XI.

v stammt nicht aus t:

1) XXI 3 *poore penaunce* cD
2) XXI 7. Schon hier sprechen cD
aber nicht v (*lymes . . bones*) L (*bones*
— 3) XXI 7. 8. cD haben einen
(vgl. Abschn. XIX 6). — 4) XXI
he be cD, *A k. hym* (*he* G, fehlt A
5) XXII 9 *helpe* vy, *go* cD, *be* L.
Erwähnung des Mantels, auf wel
Ysumbras' Frau gezählt wird, fehl
took vLAT, *raft* E, *fett* D (*set* ist
fehler in c). — 8) XXV 10. Nur
das für seine Frau gezahlte Geld
unerwähnt, dass er ans Land ges
für das Folgende still

ȝare v und ähnlich Ly. — 11) LVII 12 *And in what countre he was borne* c, *Hys care was more and more* C, ähnlich Ly. — 12) LVIII 3 *On knees her before* c, *On hys knees he hym sette* CLy.

XII.

t stammt nicht aus v:

1) XX 8. *Soone as* in *when* zu ändern (vgl. Abschn. II 1) hatte t keinen Anlass, wenn v seine Quelle war; sondern, wie in sy, kann *when* auch in t aus dem Original stammen, wenn man nicht annehmen will, dass ein Zufall die Berührung von tsy herbeigeführt habe oder die in Abschn. XXII^{c} besprochene Möglichkeit vorliege. — 2) XX 11. Auch die Gemeinsamkeit in der Überlieferung von *our laye* in cDT kann uns auf den Gedanken führen, dass t etwas Ursprüngliches bietet und nicht aus v (*my lay*) abgeleitet ist; aber auch hier dürfen wir nicht vergessen, dass wir, wie im allgemeinen, mit dem Zufall und, bei t im besondern, mit seiner grossen Selbständigkeit zu rechnen haben. — 3) XLI 4—6. Nach C sieht es aus, als ob der König für sich Stärkungsmittel fordert; nach cLy ist es unzweifelhaft, dass sie Ysumbras gewährt werden sollen. Auch hier wäre es nicht unmöglich, dass t aus eigener Überlegung die Undeutlichkeit beseitigt hätte, wenn v seine Vorlage gewesen sein sollte.

Beweiskräftiger für die Unabhängigkeit von t erscheinen mir folgende Fälle:

4) II 2 *armes grete* C, *shoulders broade* cDd + y. — 5) XXV 11 *sydys* CG, *ribes* cD + LAT. — 6) LVII 2 *monay* C, *golde* c + y. — 7) LXVII 3 *þre londes hadde he þare* C, *And come out of* (*And couerde of all*) *his care* c + AE + T (*And couerde he hase all his myscas*).

XIII.

C stammt nicht aus G:

1) Alle Hss., soweit sie die Strophe XX erhalten haben, bezeichnen das Schiff des Sultans als *galey*, nur

1) XX 12 *Be Mahoun þat me* G (*of me riȝt noȝt*) stammt ab *ryght nought*) aus u und stimmt *haue noȝte* L; mit (*ryght*) *no* 2) XXIV 10. *al*, das in LE ebe G, wenn diese Hs. aus C geflossen Gründen selbständig hinzugefügt auch wie in tAT aus dem Origi es fortgelassen, vielleicht um Silben zu geben.

XV.

Das Verhältnis der alten solchen gleich kommenden Hs. D

a.

Von diesen schliessen sich enger zusammen:

1) I 8 *warres* D, *warre* cd. — *as curtoise* cd. — 3) III 9 *on one gh* cd. — 4) III 12, gänzlich abwe sonstigen Fassungen, fehlt cd. *good* cD.

Auch weiterhin, nachdem D sich Unterschiede zwischen D und

6) VII 10 *Syr Isenbras* D, *Syr* fehlt c. — 7) XI 1 *surcote of palle* D, *s. of pallade* c. — 8) XI 3 *a full mylde mode* D, *a* fehlt c. — 9) XVI 10 *hys Lady* D, *this l.* c. — 10) XVII 2 *both theyr chyldren* D, *both the ch.* c. — 11) XVII 3 *Theyr louelye sonnes* D, *Hys l. s.* c. — 12) XVII 11 *by the see sande* c, *see* fehlt D. — 13) XXI 10 *ys whyte as* D, *as wh. as* c. — 14) XXIII 4 *I shall neuer bee Hethen hounde become* c, *bee* fehlt D. — 15) XXIV 2 *Hym thought* D, *he th.* c. — 16) XXIV 5 *I shall* D, *And I wyll* c. — 17) XXV 3 *me fyrst* D, *fyrst me* c. — 18) XXVIII 11 *that* D, *the* c. — 19) XXXIII 1 *was ofte in wo* D, *was often wo* c. — 20) XXXIII 2 *worse* D, fehlt c. — 21) XXXIII 10 *ware* D, *bare* c. — 22) XXXIII 11 *some towne* D, *the t.* c. — 23) XXXIII 12° *he made* D, *he* fehlt c. — 24) XXXIV 9 *Faste he bare and faste he drowe* c, *Full faste he b. and drowghe* D. — 25) XXXV 5 *than* D, fehlt c. — 26) XXXV 8 *that* D, *the* c. — 27) XXXV 12 *warre* D, *water* c.

b.

Aber auch die Lesarten von cd decken sich nicht immer:

1) V 1 *vpon* c, *vpon on* d, *on* D. — 2) IV 6 *towarde hym dyd flee* Dc, *toward dyd hym fl.* d. — 3) IV 9 *For pryde of golde and fee* Dd, *For pr. and g. and fee* c.

c.

Zur Beurteilung des Abhängigkeitsverhältnisses, in dem diese drei Fassungen zu einander stehen, fehlt es an sicherem Anhalt; wollen wir aber annehmen, dass in den folgenden Fällen c die Lesart von d vertritt, so ergiebt sich, dass D von cd (= t^1) ebenso unabhängig ist wie t^1 von D und d von c:

1) VI 5. 6. *Hys stronge steede, that was so wyght, Deadde vnder hym he laye* D brauchte c, wenn es aus D schöpfte, zu keiner Änderung Anlass zu geben; und doch hat es *he* ausgelassen. Da sich c in dieser Hinsicht mit

...lassung zu geben, als auch (*he*, *hym*) gedacht ist; D hat al Konjektur, sondern weil es die sich hatte, in Übereinstimmung bras und seine Frau. — 4) X Sultan Ysumbras für seine Ga wenn D nicht durch Konjektur so könnte dieser Fall ebenso w der folgende darauf hinweisen, d — 5) XXXII 5 *An Egle hath the awaye* schwerlich anstössig ge *have* 16 und Zupitza zu Athelst. mit dem Original sich deckenden nommen. — 6) IV 8. 9. *Thou ha For pryde and golde and fee* c (so schlechten Sinn, dass d es ä hat es *of* statt *and* nach *pryd* nicht aus c, sondern aus einer den Quelle schöpfte. — 7) Dass c ni reicht nicht aus, um zu beweisen, ist: diesen Druckfehler zu beseiti von c Umsicht genug zutrauen.

d.

Dass das kurze

nicht zweifeln: XXXVIII 1 lautet (abweichend von y) nach CL *pe knyȝt was hende and good*, nach c *Syr Isenbras anone vp stode*, und auf diese Fassung deuten die Trümmer in m hin *::bras anone*; ferner fehlen XLI 1—3 sowohl c als auch m: endlich zeigt der Reim *leue : greue* XLI 10. 11 (= *leuede : heuede* TECL) die Verwandtschaft von cm, die ich im Stammbaum durch t^2 ausdrücke.

c kann aber nicht auf m gegründet sein, da in m die ganze Strophe XXXIX und von der folgenden die erste Hälfte fehlt; und wenn man nicht annehmen will, dass m XXXVIII 7 *lo[ng]* hinter *thus* und 11 *full* vor *g[ood]* selbständig hinzugefügt hat, so könnte das Fehlen dieser Wörter in c darauf hinweisen, dass c nicht die Vorlage für m gebildet hat: am wenigsten beweiskräftig ist der letzte Fall, da auch L *full good* liest, während Cc — neben Lm für diese Stelle die einzigen Vertreter von z — nur *good* bieten.

XVI.

L stammt nicht aus N:

1) III 4 *he* N, *pey* LCty. — 2) III 10 *in hiȝe pride* N, *in pat* (*his* T) *pryde* LCty. — 3) IV 4. 5 *way : say* N, während Lty einen *i*-Reim haben. — 4) IV 10. 11 *the : poverte* N gegenüber einem *o*-Reim in der sonstigen Überlieferung. — 5) V 9. *olde* N passt nicht als Reimwort zu *hilde, ȝilde, elde*, wie N liest; hätte L aus N geschöpft, so hätte es wohl den Fehler selbst entdecken können: aber musste es gerade auf *vnwelde* (vgl. meine Anm. zu der Stelle) kommen, wie AT auch lesen? — 6) VI 1 *takith* N, *toke* Lty. — 7) VI 6 *gan die* N, *dede . . lay* (*was lentte* A: vgl. unten Zupitzas Anm.) Lty. — 8) VI 7 *houndis . . hawkis* N, umgestellt Lty. — 9) VI 8 *to him were lothe* N, *as pey were wrothe* Ly. — 10) VII 3 haben alle Fassungen ausser N hinter dem Verbum finitum ein Part. Präs. und zwar cDET *rennynge*, A *rydinge*; schwerlich kann L durch Zufall auf sein *rennynge* gekommen sein. — 11) VII 4. 5 *tithing : thing* N, *tolde : bolde* Lty. — 12) X 1. 2 *care : fare* N, *ylle* (*fylle* A) : *stylle* Ly.

haben. — 4) VIII 4 *owre* . . *vs* *hem* (*þem* E, *þam* T) NET. — *vndur a* (*haw*)*thorne* Nty. — *knyȝt* NAT.

XVIII

w stammt nicht aus A:

1) Eine Eigentümlichkeit v oft in zwei zu zerlegen, indem mit 12 bindet; I 9. 12 *was* : *cas* A *gold* : *molde* A gegenüber *-e* w gegenüber *-e* wts, VI 3. 6 *went* wts. XXXII 3. 6 *streche* : *feche* A zeigen, dass w auf das Original A geflossen sein kann. — 2) V (*hert* N) ws. — 3) X 9 *Of begy* *Over* N) *lande I rede we fare* w einen Priester auftreten, den e eine andere Hs. kennt. — 5) XI artig: es enthält z. B. in 7 keine das Zahlwort fünf, c sieben, L z es nicht Gottes im Gegensatz zu *greckes see* wcL machen A *gre* 7) XVII 12 *one rowe* A, *and mo* *schyppes wold þer abyde* A, *A li*

Ther joy myght no man seyn, The sothe if it wer tolde A, *þei wold not layne, But to þo knyȝhtis hit tolde* wz.

XIX.

A stammt nicht aus w:

1) V 2 *bare* w, *thore* As. — 2) VI 1 *ane heghe flyghte* w. *hys flyght* Ats. — 3) XVII 3 fehlt w, während A im allgemeinen zu Ct stimmt. — 4) XVIII 11 *at* (*a*) *far ende* w. *by* (*at*) *þat* (*þe*) *foreste* (*wodes*) (*h*)*ende* Az; in E ist *far* zu *forest* nach Zupitza wahrscheinlich erst von späterer Hand geändert worden, in T aber *ferrere* unverändert geblieben. — 5) XXI 1 *sowdan kynge* (*s. hurlyng* E) w, *kynge* Az. — 6) XXI 6—8 fehlen w, A stimmt in wichtigen Punkten (z. B. hinsichtlich der Reimworte *grete* : *stepe* 7. 8) mit CL. — 7) XXIII 5 *fare* w, *warre* Az. — 8) XXVIII 9 fehlt w, *Offe one preuye thinge* Az. — 9) LI 4 *For my lord sake* (*soule*) Az, fehlt w. — 10) LXII 10 *For or ye schuld parte fro me* E, *And god þat made bothe see and lande* T, *Sen god þis grace hath vs send* Az.

XX.

E stammt nicht aus T:

1) X 11 *helpe* T, *gyfe* EL. — 2) XI 1 *The knyghte* T, *He* EAtL. — 3) XV 1 desgleichen. — 4) XV 10 (11) 12 sind in T von EAtL wesentlich verschieden. — 5) XVI 9 *righte whare* T, *þer* ECtL. — 6) XXVIII 10 fehlt T, E stimmt im wesentlichen zu ACtL. — 7) XXX 3 *þat* T, *his* ECtL. — 8) XXXII 4 5. T hat, von anderen Abweichungen abgesehen, als Reimworte *flyande* : *fande*, dagegen steht *lay* (*day*) : *awey* in EACtL. — 9) LVII 5 *Dose hym to speke* T, *Byd* (*Make*) *hym eum* (*and*) *speke* EACcL. — 10) LIX 1—3, 7—9 fehlen T, während E im wesentlichen zu ACcL stimmt.

XXI.

T stammt nicht aus E:

1) II 4 *fre* E, *heghe* TACt. — 2) II 5 verbindet nur E im Gegensatz zu TAt mit dem vorhergehenden Verse

kynge) . . *he* TACtL. — 9) *bone* TACtL: *fome* TA (*non* C 10) XXIV 1 *He* E, *þe sowdane* 11) XXV 9 *raft* E, *take* TAvL fehlen E; T stimmt im wesen XXXVIII 7—12 und XXXIX w gata wesentlich ab. — 14) XL *so playn* E, *Bot aye* (*euere*) *to* — 15) LIV 4 *in a tre* E, *one heg blest hur* E, *kyssede it* (*þe golde*) *As hym semyd to loke apon* E, *this golde wanne* TACcL (vgl 18) LX 7—9 weichen in E von ab. — 19) LXI 1 *A day of batey A d. of b. was sett* TACcL. — *and moo* E, *Sir ysambrace to sla*

XXII.

Gegen den auf Grund die zustellenden Stammbaum schein denken zu erheben, von dene besprechen will.

a.

1) VII 5. 6. LcD haben erst lesen sie *men* statt *bestes*: N di

Zufall erklärt werden, „über den wir", wie Zupitza zu *strong* A E II 1 richtig bemerkt, „nicht hinwegkommen": Veränderung direkter Rede in indirekte und umgekehrt ist eine der beliebtesten Willkürlichkeiten (vgl. auch LVII 10 f., wo sich LCT mit direkter Rede und A Ec mit indirekter einander gegenüberstehen) und *men* statt *bestes* auch nichts so Absonderliches. — 2) XXVII 7—12 konnten zwei Hss., C und L, um so leichter vor 1—6 stellen, als diese Verse sich enger als 1—6 an die vorhergehende Strophe anschliessen: man braucht deshalb nicht auf engere Verwandtschaft zwischen CL zu schliessen. — 3) XXXII 1—3. Hier lag es nahe, nachdem in der vorhergehenden Strophe von Ysumbras und seinem Sohne die Rede gewesen war, das pluralische Pronomen einzuführen; L hat das schon von XXXI 10 (vgl. auch XXXI 7) an gethan, und, wenn nun C mit ihm XXXII 1 3 darin zusammentrifft, so ist auch das reiner Zufall. — 4) Auch *long* LC statt *I vnderstande* XXXVI 1 nach vorhergehendem *seuen 3ere* mag eine durch die Zeitbestimmung veranlasste Zufälligkeit sein. — 5) LVII 11 hat im Original und auch noch in z *And whare and howe* gestanden: beide Adverbia hat nur T erhalten, A c behielten zufällig nur das letzte, CL nur das erste bei.

b.

In anderen Fällen (z. B. XXX 8, XXXI 11, XXXIV 10) erklärt sich die enge Berührung zwischen CL daraus, dass sie allein die Lesart von z erhalten haben, während t willkürlich geändert hat.

c.

Bedenklicher sind folgende Fälle:

1) IV 11. Die Lesungen *In 3outhe or elde pou shall be wo* L und *In 3. or*) e. thou getist poverte* N berühren

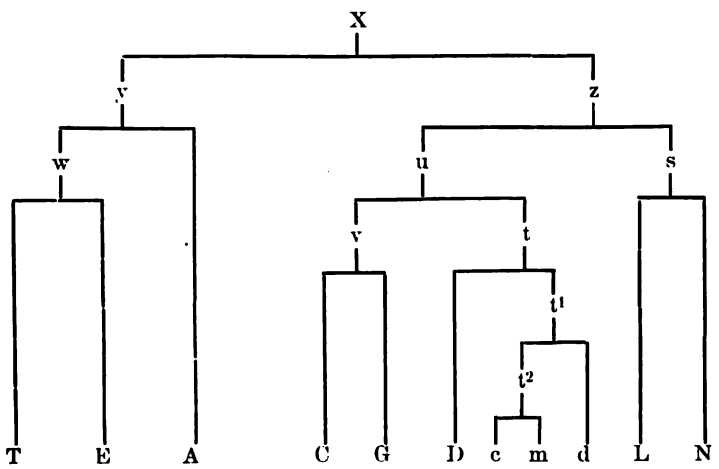
*) Kölbing, Engl. Stud. III 200 druckt *oper*. Andere Abweichungen zwischen K.'s Druck und der in Zupitzas Nachlass sich findenden, aber nicht von ihm herrührenden Abschrift der Hs. N sind u. a. III 8 *workis* K, *works* Z, III 11 *lengir* K, *lengir* Z,

diesem wie in den folgenden F
sondern auch aus y (*Worldly w*
Werldes wele the bus forgoo T) schö
las z, nach CL zu schliessen, etw
þey (*þe knyȝt* C) *hadde eten ynou*
der Lesung *And gaue his yonge*
Zufall mit der in den Text aufg
y zusammengetroffen sein, sonder
sein zu Gunsten von y aufgegeb
Zupitza hat gewiss mit Recht *Je*
angesehen, obgleich sie nur du
sollte nun *Jerusalem* wirklich nic
von CL enstanden sein, so liegt
nahe, dass c (D ist Fragment) s
y erhalten hat. — 4) LX 3 *And*
L) *out* (*all* L) *off* (*his* L) *care*
there c: auch hier vermute ich,
u (z) verlassen und sich die se
landes thare (*was hee* A) zurecht g
kniȝtes und *squyers* zu verwech
fälliges, dass nicht CL selbständig
hätten kommen können; aber d
vielleicht deshalb nicht das Richti
durch Zufall auch das in c (=

aufgegeben haben müssten. Daher führe ich auch hier t (*Foure knightes* c) auf y (*Thre* [in T zu *The* verschrieben] *knyȝhtis* ET, *A knyght* A) zurück; vielleicht dürfen wir die zweite Vorlage von t in noch engeren Grenzen, nämlich innerhalb w suchen (vgl. 1. 4. 5).

6) IV 4. 5. *Als he went by a derne sty, He herde a fowle synge hym by* ist die nach der Mehrzahl der Hss. zu erschliessende Urlesart: t liest 4 *As he loked vp on hye* und deckt sich nahezu mit A *As he lokyd hym besyde on hye*. Trotz der grossen Ähnlichkeit möchte ich doch hier Wirken des Zufalls annehmen: ein änderungslustiger Schreiber (A), der sich daran erinnerte, dass man im Freien die Vögel so oft über sich singen hört, konnte glauben seine Vorlage zu verbessern, wenn er *lokyd . . . on hye* schrieb, und t konnte durch Zufall um so leichter auf dieselbe Änderung kommen, da es in Vers 5, statt des Vogels einen Engel einführend, sagte *He sawe an aungell in the skye*.

Demgemäss dürfte der folgende Stammbaum das Verhältnis der Hss. darstellen:



Dass X schon die Urhandschrift darstellt, kann nach meiner Annahme zu XLV 1 (s. unten) zweifelhaft erscheinen.

nicht fehlen, dass es“ auch b
giebt, wo das subjektive Ge
entscheiden dürfte, als es im T
Wendelin Förster, Zupitzas ge
leitung zum Cliges, Halle 188
merkt, „ist es mit der Anwendt
Formel bei der Constituirung e
mit nichten gethan“.

Schwieriger noch als die F
war die der Wortform. Hier g
suchen, in welchem Dialekte
hat. Bei dieser Untersuchung, i
grammatische Eigentümlichkeiter
ich mich im wesentlichen an di
lieferung beglaubigten Reime
Anordnung der einzelnen Pun
Wege gefolgt, den Zupitza für
(Engl. Stud. XIV 330) eingeschl

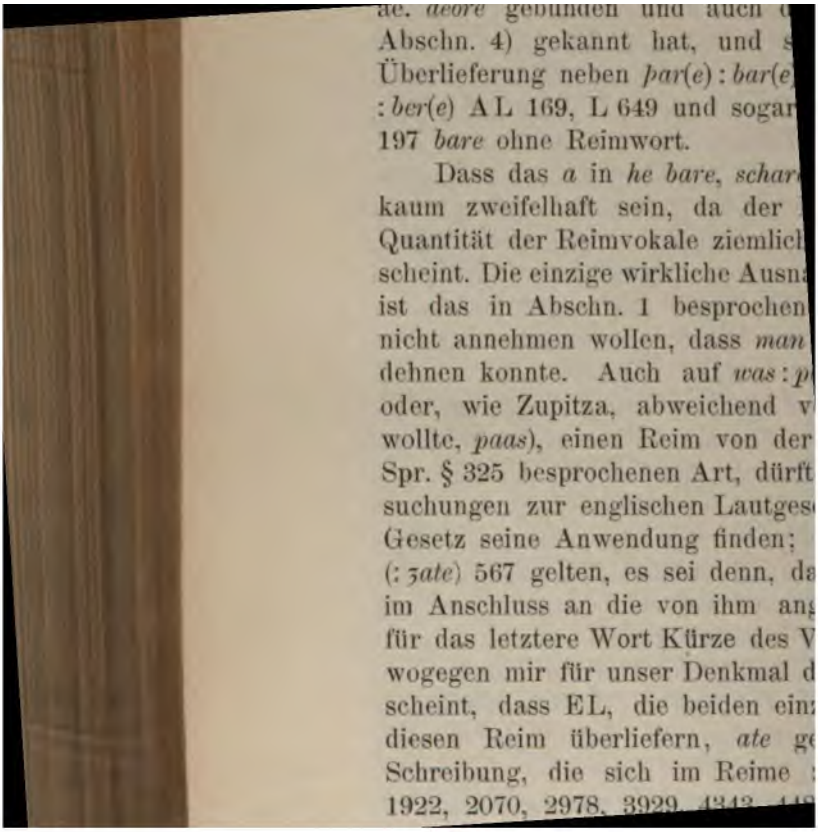
1. Für die Gestaltung des k
fehlt es durchaus an ausschlagg
Bindungen *lange* : *strange* 14, 424,
286, 319, 346, 361, 796, *stande*
man : *þan* 478, : *wanne* 682 lie
durchführen. Am häufigsten zei

T (vgl. daneben *honde* : *londe* T 319; AE schreiben — sogar im Versinnern — *seylond* 203). Der 322 in den Text aufgenommene Reim *farande* : *hande*, wie Zupitza lesen wollte, während nach S. 72 Abschn. VI^{b} 2 *farande* : *lande* das Richtige zu treffen scheint, ist nur durch T, *agan* (ae. *onʒân*, *onʒeʒn*) : *man* 481 durch keine einzige Hs. belegt, indem TACL *man* mit *pan* reimen und E *agayn* schreibt (vgl. aber *man* : *aʒan* Beves 4309): auch diesen Reimen wohnt keine Beweiskraft inne.

2. Langes *a* ist in den Reimen *sare*, *mare* X zu *fare* und *kare*, LXII zu *fare*, *mare* 268 : *to war* (ne. *to war*), *wane* : *tame* (ae. *tama*) 787 gesichert. — *o* ist oft genug, selbst zum Nachteil des Reimes (z. B. *sore* : *more* : *fare* : *kare* X TELN, LXII C, *sore* : *more* : *fare* : *more* LXII AL; ähnlich wie X, so zerlegt auch XXVI T durch die Schreibung *waa* : *slaa* : *two* : *woo* scheinbar in zwei sechszeilige Strophen: die anderen Hss. haben in dieser Strophe nur *o*-Reime in den Schweifversen) an die Stelle von *a* getreten, kann sich aber nirgends als vom Dichter stammend ausweisen: *sore* : *ore* (ae. *âr* Ehre) : *more* : *before* LVII ist z. B. nur für A gesichert. In Vers 204 hat T vor *moo* ein getilgtes *ma*.

3. Dem ae. kurzen *æ* steht in *was* (gesichert durch den Reim mit dem Namen des Helden 10, 43, 265, 575, 710, 794 und durch den Reim mit *passe* 152) und in *bakke* (ae. *bæc*) : *slake* (an. *slakki*) 632 ein *a* gegenüber. — *pay braste* 299 hat natürlich seinen Vokal aus dem singularischen kurzen *æ* genommen, sichert ihn aber nicht durch den Reim zu *kaste*, da statt dessen, wenngleich alle Hss. in beiden Wörtern hier *a* durchgeführt haben, auch *keste* stehen könnte, wie 631 T schreibt. Ähnlich verhält es sich mit der Präposition *at* (: *ʒate*, ae. *ʒeat*, *ʒeatu*) 567: da der Dichter im Reime zu *e*-Formen LI auch *ʒete* verwendet hat, wäre auch *et* für ae. *æt* denkbar gewesen: doch wird man den auch sonst so häufigen Reim *ʒate* : *ate* (s. S. 90) nicht ohne Grund beseitigen dürfen. — Über *e* = ae. *æ* vgl. Anm. zu XXVI 1.

Das *a* in *he bare* = ae. *bær* (im Reime zu *hare*, ae. *hâr*



ae. *deore* gebunden und auch
Abschn. 4) gekannt hat, und
Überlieferung neben *par(e)* : *bar(e)*
: *ber(e)* A L 169, L 649 und sogar
197 *bare* ohne Reimwort.

Dass das *a* in *he bare*, *schar*
kaum zweifelhaft sein, da der
Quantität der Reimvokale ziemlich
scheint. Die einzige wirkliche Ausn
ist das in Abschn. 1 besprochen
nicht annehmen wollen, dass *man*
dehnen konnte. Auch auf *was* : *p*
oder, wie Zupitza, abweichend v
wollte, *paas*), einen Reim von der
Spr. § 325 besprochenen Art, dürft
suchungen zur englischen Lautges
Gesetz seine Anwendung finden;
(: *ʒate*) 567 gelten, es sei denn, da
im Anschluss an die von ihm ang
für das letztere Wort Kürze des V
wogegen mir für unser Denkmal d
scheint, dass EL, die beiden ein
diesen Reim überliefern, *ate* g
Schreibung, die sich im Reime
1922, 2070, 2978, 3929, 4343, 44

gesammelten Beispielen, u. s. w. findet*). Auch *Ysumbras* (: *tryspase* 541, : *face* 694) wird mit langem *a* haben gesprochen werden können, und vielleicht wollen die Schreibungen mit *-ace*, *-ase* (s. unten über die Orthographie dieses Namens) nichts Anderes andeuten. — Wegen des unter den Vollton getretenen und gelängten *in* (: *pyne* : *wyne* : *thyn*) 531 verweise ich auf Luick § 419 und Morsbach, Archiv C 71. — Die Reime *sett* : *pay bett* 301, : *he grett* 358, : *fett* 598, : *bett* : *fett* : *grett* LVIII sind kurz, wenn man zur Erklärung der Formen *bett* und *grett* schwache Bildung und zur Erklärung des kurzen *fett* ein ae. **fettan* voraussetzt (vgl. Luick § 431 ff.). Hat nun neben dem kurzen *sett* (ne. *set*) auch ein lang gesprochenes bestanden, wie Luick § 434 wahrscheinlich zu machen sucht, so ist der Reim mit *feet* (ae. *fēt*) 578 gleichfalls rein; diesem Reime ist L dadurch aus dem Wege gegangen, dass es *seete* statt *was sett* schrieb, und c dadurch, dass es ihn in *at meat sate* : *thereat* änderte: die Änderung in AE *was sette* : *at mete* lässt es unbestimmt, ob wir kurzes *e* nur für den ersten Reim ansetzen sollen oder für beide, wie wir es nach Luick § 434 für möglich halten könnten und die Orthographie in E (*at mette*; vgl. auch *mette and drynke* A 484) zu bestätigen scheint. — Der Reim *sete* (ae. *sēton* = *sǣton*) : *mete* : *ȝete* : *bete* LI ist seiner Quantität nach rein, wenn man *ȝete* nicht aus ae. *ȝet*, sondern aus *ȝeat*(*a*) durch Monophthongierung entstanden denkt und in *bete* (so schreibt wirklich A) nicht ae. *bet*, sondern die Form **bete* (vgl. Sievers, Angels. Gram. § 133 Anm. 1) als Komparativ des Adverbiums fortleben sieht. — Die Formen *flede*, *clede***),

*) Zupitza hat in seinem Entwurf *ȝat* : *at* stehen und das anfangs von ihm gesetzte *e* an *ȝate* nachträglich getilgt, obgleich sämtliche Hss. und alten Drucke, soweit sie die Stelle überliefern, hier sowohl als auch 559 das aus dem ae. Plural *ȝatu* hervorgegangene Wort mit *e* schreiben.

**) *cled*(*d*) ist nicht mit Knobbe, Unters. zu Le Bone Florence, Marburg 1899, S. 28, 14 und dem NED. unter *clead* aus skand. *klǣddr*, sondern mit Zupitza in den Transactions of the Cambridge

d. h. lang wie die im Reim m
he bare, *schare*, *sware*, von den

4. Die gewöhnliche Vertret
im Anglischen *ê* zur Seite sta
sondern *ê*. Zum Beweise dien
Abschnitt besprochenen Reimen
: *ʒete* : *bete* noch folgende: *pere*
613, *drede* (Subst.) : *stede* (ae.
: *fede* (ae. *fêdan*) LIII, *pay were*
: *dede* (ae. *dêad*) 127, *we rede*
endlich (vgl. jedoch unten Nr. 8)
: *sene* : *bene* LVI.

Ob dem ae. *æ* auch der We
aus dem im Abschn. 3 besproc
geringer Sicherheit hervor wie
unter nordischem Einfluss stehen
fare 514, 711, 763) und *pay war*
LXVII). Jedenfalls hat der Dich
ware gekannt. — Ob auch die For
Dialekte eigen waren, lässt sich
nicht feststellen. Denn statt des
überlieferten *pore* könnte in den
415, *sore* AL 50, *more*, *sore*, *wor*
pare stehen wie *ware* für *wore*
XIV im Reime

wore, und so habe ich denn. da *o* auch für den Dialekt des Dichters weder in *þore* noch in *wore* gesichert ist, wohl aber *a*, diesen Buchstaben, um die lautliche Reinheit des Reimes auch für das Auge herzustellen, 159, wo T *were* liest, in den Text eingeführt. — Für das Substantivum *mone* (neben dem oben angeführten Verbum *meene*). das Zupitza im Gegensatz zu allen Hss. in dem beweisunfähigen Reime zu *stone*, *allone*, *gone* XXXIII mit *a* schreibt, hat schon ten Brink, Ch.'s Spr. § 49 die Form **mân* neben **mân* vermutet.

5. Der Reim *golde* : *solde* (ae. (*ȝe*)*seald*, *-sald*) 646 lehrt, dass den vor *l* + Konsonant durch Brechung entstandenen ws. *ea* die Entwickelung zu *o* offen lag; sonst begegnet die Weiterbildung dieser *ea* (*a*) nur in Selbstreimen wie *tolde* : *bolde* 76 (TAEL), *talde* : *falde* 295 (T, *o* : *o* ECLA) oder im Reime mit *wolde* 601 (TEACL), statt dessen nach T 306, 764 auch *walde* eintreten könnte. Da *a* durch keinen Reim gesichert ist, wohl aber *o*, habe ich in der in T arg zerrütteten Str. LIX entsprechend den erhaltenen Reimworten *tolde* und *bolde* die fehlenden durch Formen mit *o* ersetzt.

6. Für ae. *slêan*, north. *slâ* ergiebt sich aus den Reimen wenigstens, dass es nicht den Vokal *e* (vgl. 291 das vor *sloo* in C getilgte, in G statt *sloo* erhaltene *slee*) entwickeln konnte; die Reime *slaa* : *waa* : *fraa* : *blaa* (T: mit *o* CL: *slee* : *fro* : *blo* G) XXV. *slaa* : *maa* : *gaa* : *fraa* (T; mit *o* AC) LXI, *sloo* : *goo* : *twoo* : *woo* (CL) XXIX. *slaa* : *swaa* : *gaa* (T; mit *o* E) LIX^{b} 10—12 lassen nur *a* oder *o* zu.

7. Das ae. *hêah*, angl. *hêh* sichert seinen Übergang zu *hy* durch den Reim mit *lye* (ae. *liȝean*) 373. Sonst reimt es noch mit dem Prät. des ae. *sêon*, und, da dieses (vgl. auch Abschn. 10) keine feste Form hat (*seghe* T 17, *seyȝe* A 17, *seyȝ* C 17, *sygh* C 617, *syȝe* L 378, *se* : *fre* E 17, *see* : *heghe* T 617), entbehren derartige Reime der Beweiskraft: wir finden denn auch neben einander *heghe* T 16, *heyȝ* C 16, *hyȝe* A 16, 244, *he* E 61, *hy*(*e*) E 42, : *sty* T 41, : *envye* L 616.

geführt werden muss, ist nur
Innern des Verses belegt (XIV 1

Der Reim *schelde* : *felde* : *wyl*
liest, das jedoch *felde* durch *slayn*
in einen untadeligen *i*-Reim verw
ich sowohl hier als auch 625 in
wie T schreibt, *i* eingeführt: di
schyl(*d*) E LXIII. *schilde* T 626, N
fylde E XXXIX 9; wegen *fild* vgl
weis auf die ne. Lokalbezeichnung
Unters. zu Le B. Flor. S. 30) und
Der Reim *felde* (*feelde* C) : *ȝelde* 44
Überlieferung mit *e* geschrieben is

þencan (gebunden mit *drynk*
frühzeitig durch *þyncan* beeinflusse
gemäss auch in allen Hss. mit *y*

Aus *ȝeong* hat sich über *ȝeng*
ȝinȝra im Reime zu *partynge* 142
entwickelt.

9. Bindungen von *u-* : *o* sind
dore : *flore* 664 vertreten, den Luic
anderen nordmittelländischen Der
aber, wenn man *dore* mit Zupitz
und Morsbach

XXXVIII 1. 2, u. s. w.), habe ich unangetastet gelassen, da sie lautlich rein sind und nur das Auge stören*).

10. Dem ae. *ȝeôde* entsprechen die Doppelformen *ȝede* (ACL) 704 : *bede* (CL = ae. *bêodan*, *byd* A) und *ȝode* (TEAC, *ȝede* L) XLVII : *stode* : *good* : *fode* (ECL — TA), LV (verschrieben zu *ȝere* A) : *mode* (ACL — E). — Für die Gestaltung des ae. *êo* vor palatalem *g* fehlt es an einem beweiskräftigen Reime, indem das aus ae. *drêoȝan* hervorgegangene und in Str. XXXII zweimal verwendete Verbum mit Wörtern gebunden ist, die keine feste Gestalt haben, nämlich mit *he see* und *to flee*. Wäre T massgebend für die Textgestalt dieser Stelle, so wäre die nordenglische Form *dree*, die auch Zupitza in seinen Entwurf aufgenommen hat, durch den Reim mit *he*, trotzdem T *flye* : *dree* schreibt und auch 47 in T *dry* steht, völlig gesichert; L hat die einheitliche Schreibung *dryȝ* : *he syȝe* : *he flyȝe* (ae. *flêah*) : *dryȝe*: EC haben die Str. scheinbar in zwei zerlegt und schreiben *dre*(*e*) : *he see* : *to flye* : *drye*, A hat diese Teilung augenfälliger gemacht (vgl. auch Handschriftenverh. XVIII), indem es *streche* : *feche* und *to flye* : *drye* bindet.

11. *y* als Umlaut von *u* reimt mehrfach mit *i*: vgl. *syn*(*ne*) : *in*(*ne*) 113, *wyn*(*ne*, TA — L?, *wwynne* E) : *in*(*ne*) 154, *flyghte* : *knyghte* 61. *kynde* und *mynde* : *wynde* : *fynde* LIV, *pride* : *habyde* 34, : *syde* TE 217.

12. Das tonlose *e* am Ende der Wörter ist, nach den Reimen zu schliessen, vielfach verstummt (vgl. aber Anm. zu XXXIV 10). *one lyfe* : *wyf*(*e*) 79, *care* : *he swar*(*e*) 488. *to fode* : *he stod*(*e*) : *good* XLVII, *face* im Reime zu dem sonst z. B. mit *was* 710, *allas* 670, *tryspas*(*e*) (Subst.) 541 gebundenen *Ysumbras* 695. *dere* : *he ber*(*e*) 196, *wylde* : *child*(*e*) 178, 753, *mylde* : *child*(*e*) 351, *sare* (Adv.) : *sar*(*e*) (Adj.) : *he bar*(*e*)

*) Aus dem gleichen Grunde habe ich die Schreibung *haulle* (: *palle* 19. : *palle* : *alle* : *falle* IL. : *alle* : *balle* : *with alle* LII. : *calle* 679) beibehalten; seltsamer Weise gebraucht T *-aul*(*l*) = ne. *-all* nur in dem ae. *heall* entsprechenden Worte. A ausser in *haule* IL noch in *paule* = ne. *pall* 19. IL.

þay grett : *þay mett* : *bett* (Part.) L

13. *wyrke* sichert sein *k* durc
526, wenn auch N 116 ein künst
gestellt hat.

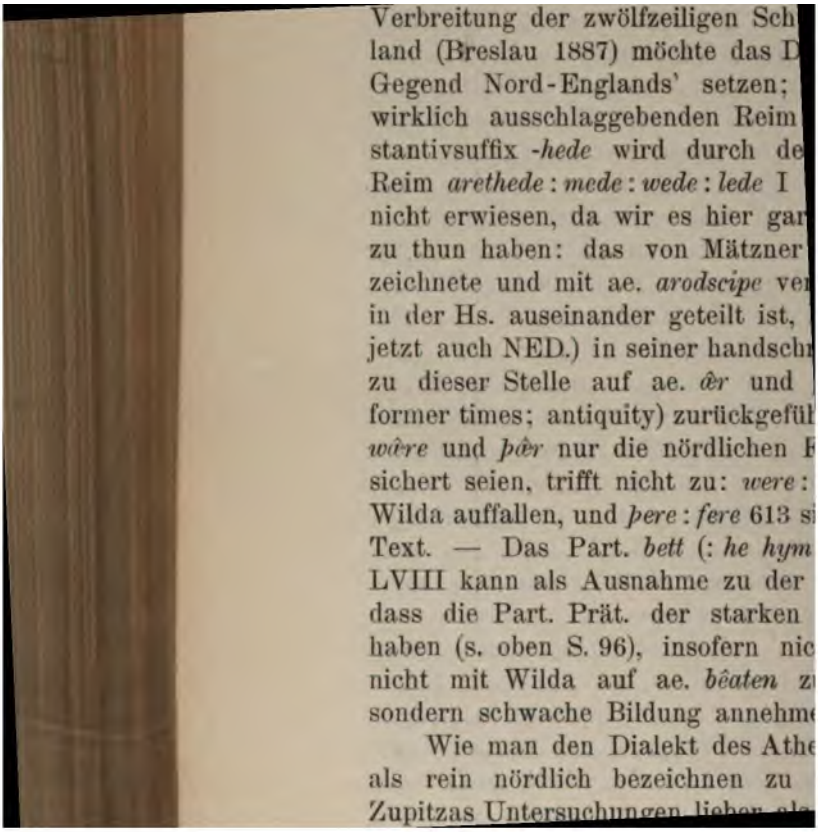
14. Die beiden Plurale *frende*
Endungslosigkeit in den Reimen
140 und *rownde* 283 gewahrt, wen
Stelle *frendes* schreibt.

15. Die beiden einzigen durch
Inf. auf *-n* sind *gone* (: *wone*) 550 u
: *sene*) 672; ihnen gegenüber steh
-n, so *goo* : *moo* (ae. *mâ*) 571, *be* : *th*
: *free* : *hee* XXVII, *see* : *hee* : *fee* : *fre*
falle : *palle* 121 u. a. Auffällig ist
sene T 759. — Im Plural des Pr
finden sich nur des Konsonanten
fare : *sare* : *mare* : *kare* X, *we saye*
XII, *we rede* : *stede* : *wede* : *dede* XL
XXV, *þai stode* : *mode* u. s. w. XI, 20
LI, *þay seghe* : *heghe* 616, *þay tol*
: *entent* 800. — Für das Part. P
bene : *kene* 167, : *sene* 596, : *qwene*
160, 223, *gone* : *stone* 396, 409, *born*
383. — Eine durch den Reim
Präsens findet sich

nur in LCT 682. — Für die Gestaltung des Ablauts sind die Reime *þay braste* : *kaste* 298 und *þay sete* (*sêton*) : *mete* LI von Interesse, insofern wir daraus ersehen, dass für den Plural des Präteritums sowohl der Singular- als auch der Plural-Vokal des Altenglischen massgebend sein konnte. Weitere sichere Beweise für das Eindringen des Singularvokals in den Plural finden sich neben dem zuerst angeführten Reime nicht; denn *þai siȝ* : *hiȝ*, wie Zupitza nach C für 617 in seinem Entwurfe ansetzte, ist kein fester Reim, wie schon die Abweichung der Hss. (*heghe* : *see* T, *hye* : *seye* A) lehrt, und *þay grett* : *I fett* u. s. w. LVIII. : *þay mett* u. s. w. LXV braucht nicht auf ae. *grêat* (zu *grêotan*) zurückgeführt zu werden, sondern kann aus ae. *grêtton* (zu *grêtan*: vgl. Zupitza, Archiv 93, 176 und Luicks § 431 zur Vorsicht mahnende Bemerkung) unmittelbar stammen, zumal es mit kurzem *e* (s. S. 91 Abschn. 3) reimt. — Für das Eindringen des Plural-Vokals in den Singular sprechen die unter Nr. 3 erörterten Formen *he bare* (u. s. w.) und *he bere* mit langem Vokal.

Was für Schlüsse lassen sich nun aus diesen Thatsachen auf die Heimat des Dichters ziehen? Mit Sicherheit nur der, dass sie nicht im Süden Englands gelegen haben kann. Ich möchte sie an der nördlichen Grenze des östlichen Mittellandes suchen; selbst Reime wie *byforne* : *vnycorne* 755, *fraa* : *slaa* u. ä. XXV, LXI, *bloo* (an. *blár*) : *goo* u. ä. XXXV, *slake* (an. *slakki*) : *bakke* (ae. *bæc*) 631, *wylle* (an. *villr*) : *tille* 157 zwingen uns nicht über den Humber hinüberzugehen. — Ebenso wenig thut es der Reim *mene* : *qwene*, wenn jenes Wort, wie ich S. 94, Nr. 8 angenommen hatte, wirklich das ae. *mynian* darstellen sollte. Denn erstens war der Übergang von kurzem *i* (*y*) zu langem *e* sowohl am '*Tees*, an der Nordgrenze von Yorkshire, ae. *Tisa*' (vgl. Luick, Unters. § 535[a]) als auch am '*Creedy*, ae. *Cridie**), einem die südwestliche Grafschaft

*) Es ist dies eben der Fluss, an dem die Heimat des Bonifatius gelegen war, die Stadt Crediton oder Kirton, deren doppelte Namensform nur dem modernen Auge auffällig erscheinen kann.



Verbreitung der zwölfzeiligen Sch
land (Breslau 1887) möchte das D
Gegend Nord-Englands' setzen;
wirklich ausschlaggebenden Reim
stantivsuffix *-hede* wird durch de
Reim *arethede* : *mede* : *wede* : *lede* I
nicht erwiesen, da wir es hier gar
zu thun haben: das von Mätzner
zeichnete und mit ae. *arodscipe* ver
in der Hs. auseinander geteilt ist,
jetzt auch NED.) in seiner handschr
zu dieser Stelle auf ae. *ær* und
former times; antiquity) zurückgefüh
wære und *þær* nur die nördlichen F
sichert seien, trifft nicht zu: *were* :
Wilda auffallen, und *þere* : *fere* 613 si
Text. — Das Part. *bett* (: *he hym*
LVIII kann als Ausnahme zu der
dass die Part. Prät. der starken
haben (s. oben S. 96), insofern nic
nicht mit Wilda auf ae. *bêaten* z
sondern schwache Bildung annehme

Wie man den Dialekt des Athe
als rein nördlich bezeichnen zu
Zupitzas Untersuchungen lieben als

Gebrauch von dem tonlosen End-*e* machen konnte. Zupitza hat sich, soviel ich weiss, im Druck niemals über diese Frage geäussert; doch glauben sowohl Prof. Brandl als auch ich aus der Zeit, wo wir unter Zupitzas Leitung im englischen Seminar an der Herstellung des kritischen Textes gearbeitet haben — es war im Winter-Semester 1878/79 —, uns erinnern zu können, dass unser verewigter Lehrer das Denkmal in den Norden Englands zu setzen geneigt war, und vielleicht weisen auch manche Eigenarten der von ihm gewählten Textform (vgl. oben S. 93, Nr. 4 über *mone*, meine Anm. zu XXVIII 8, XXX 1, XXXIV 10 und LVII 9) darauf hin.

Von den Hss. hat T das nördlichste Gepräge. Über den südlichen Charakter der Hs. A hat namentlich Lüdtke in seiner Ausgabe des Erl of Tolous S. 44 ff. gehandelt, so dass ich nicht weiter darauf einzugehen brauche. Spuren südlicher Dialektfärbung sind auch in den anderen Hss. nicht zu verkennen: in CGLN findet sich z. B. die Endung *-th* in der 3. Sing. Präs., vgl. *he hap* CL 464, *eyleth* LN 87, *ȝeueth* LN 94, *gretith* NL 46, L 539, *semeth* GL 249, *taketh* : *maketh* L 94, *forȝeueth* L 540, *takith* N 61, *turnyth* N 72; die Hs. E*), welche Breul, Sir Gowther (Oppeln 1886) S. 26 dem westlichen Teile des Mittellandes, und zwar näher dem Norden, zuweisen wollte, hat zwar nie diese Endung, aber doch neben *-and* (vgl. *rydand* : *þousand* 749) mehrfach *-ynȝ* im Part. Präs.: vgl. *rennyng* EL (*rydinge* A) 75, E 87, *stondyng* E 164, 566; vgl. auch *wepynge* L 651, *wauynge* (*wawynd* A) L 642; ferner ist *k* in diesen Hss. gelegentlich zu *ch* geworden: vgl. *swyche* C 31, 384, 587, 628, *syche* EAL 384, E nach XXXVII 12, *seche* E 11, XVI^{b} 8, *suche* L 628; *mych* E 218, 610, AL 586, *meche* E 586, *mochil* G 326; *eche* L vor LXVII 7, *yche* A 796, *eche one* L 69, 86, *ichon*, *ychon* AE 69, A 568,

*) Auf den „Vorschlag von *w* in *won* = ae. *ân*", der in E öfter vorkommt, hat schon Breul hingewiesen: er steht im Ys. LIII 1—9 *with won asent*, LXIII 10 *Won on a lybard*; vgl. auch 393 und *to whom* = ae. *tô hâme* LXIV 8.

Anspruch darauf hat, die sprac
kritischen Textes zu bilden.
auch sonst vielfach, C, wahrsch
Hs., gefolgt, dann wieder offenbar
die Schreibung nach eigenen G
weary XIV 3 sogar mit nachträ
nirgends überlieferten *a*, *hau* = *ha*
XXII 4. 5, u. s. w.) im Gegensatz zu
geregelt und ist sich in seiner selb
auch nicht immer gleich gebliebe
sa : *ga* 55, *waa* : *gaa* 70 oder *plogh*
: *ynow* 402 u. s. w.). Da sein Tex
Hinsicht den Charakter eines Ent
es ihm in erster Linie auf die gl
des Wortlautes ankam, so habe ich
weise verlassen zu dürfen, und
legentlichen Abweichungen in den
T gefolgt. In Fällen, wo ich d
nicht habe aufnehmen können, ha
gesetzte Lesart, soweit es angin
der Hs. T oder dem mutmassliche
in Einklang gebracht. Abweichun
lieferten Orthographie lassen sich
bei Halliwell**) leicht feststellen.

mein Verfahren die Schreibung des Textes kein einheitliches Aussehen, aber auch kaum ein bunteres, als es T selbst seinen Lesern zu bieten gewagt hat. Einen anderen Ausweg kenne ich nicht, so lange nicht ein unantastbares und bestimmtes Urteil über die Heimat des Dichters sich

---

findliche Schleife und die durch *ll* hindurchgehende Schlangenlinie unbeachtet gelassen habe, während Halliwell darin Andeutungen für *e* gesehen hat: er schreibt z. B. I 3 (in Zupitzas Text I 6) *hevene*, ich *heuen*, er IV 11 *salle*, ich *sall*. Ich habe dies Verfahren aus dem Grunde angewendet, weil diese Zeichen, nach Zupitzas Kollation zu schliessen, auch dann in der Hs. stehen, wenn das *e* ausgeschrieben ist: z. B. *felle* IV 1, *sowdane* XVIII (bei Halliwell XIX) 7. Halliwell hat in letzterem Falle an die Stelle der Schleife am *u* Verdoppelung dieses Buchstaben treten lassen und hätte im ersteren also wohl *fellle* schreiben müssen. Sein *paynnes* XLII 4 entspricht einem handschriftlichen *paynes* mit einem nach rechts gekrümmten wagerechten Strich über *ay*; auch den halte ich für einen nichtssagenden Zierrat, den Halliwell L 8 bei *haythynnes* durch Einfügung eines *e* zwischen *nn* wiedergegeben hat. Dagegen habe ich die *þ* der Hs. im Gegensatz zu ihm beibehalten. — Ebenso habe ich mich den Schnörkeln der anderen Hss. gegenüber verhalten, soweit mir Zupitzas Abschriften einen Einblick gestatteten; wo er aber, wie es bei den Abschriften von CL geschehen ist, die Zierraten der Schreiber nicht nachgebildet, sondern sie durch einen unterstrichenen Buchstaben wiedergegeben hat, bin ich seinem Vorbilde gefolgt, ohne indessen dies in jedem Falle durch kursiven Druck anzudeuten. Der Schreiber von L schreibt nach Zupitza das letzte *r* in *frater* mit einer kleinen Krümmung nach links, *obedire* ohne *e*, deutet dasselbe aber durch eine Schleife am *r* an; demgemäss meinte denn auch Zupitza, dass XII 4 (und ähnlich in anderen Fällen) statt *were*, wie er in seiner Abschrift stehen hat, lieber *wer* zu lesen sei, und fügte am Schluss hinzu: „Soviel ich mich erinnere, kommt im Isumbras *r* mit Schleife wie bei *obedir* nicht vor.“ Der Schreiber von E hat XIV 4 *wer* mit umgebogenem *r* in *were* geändert, dagegen im vorhergehenden Verse dieselbe Schreibweise für das ne. *weary* entsprechende Wort bestehen lassen: über seine *ornaments in writing* und ihren Wert hat sich auch Breul in seiner Gowther-Ausgabe S. 7 in meinem Sinne geäussert. Die Bestimmung des Lautwertes solcher Zeichen hat bei einem wahrhaft kritischen Texte im Grunde nicht in der Hand der Paläographie, sondern der Grammatik und der Metrik zu liegen.

hervortreten zu lassen. Selbst Hol
mit so grosser Sachkenntnis gema
trefflichen Havelok-Ausgabe den
herzustellen, als 'an experiment
volent indulgence of my critics!'

In einem Punkte habe ich
graphie der Hs. T aufgegeben,
des Namens, den der Held der D
hat als ersten Buchstaben *Y* in
über den Buchstaben in A scheint
klar gewesen zu sein, indem er i
aber als *I* deutete; alle anderen
kennen nur *I*. In der zweiten S
u steht regelmässig in v und L,
und N schwanken zwischen *u* un
e: demnach ist *u* der bevorzugte Bu
steht in T; auch A hat einmal in
während *se* sich gelegentlich in de
E und einmal in Str. II in N find
übliche Wortausgang *s*, dessen To
mit *tryspase* (Subst.) 542, *allas* 67
710, 794 und *face* (AT) 695 erwies
des Wortes ist *n* ausnahmslos in t u
überliefert (*ysēbrase* E X 2 ist zwe
Regel. Ich habe mit der ältes

sonst in dieser Hs., nach Zupitzas Kollation zu schliessen, in der von Morsbach, Me. Gr. § 10 Anm. 2 b angegebenen Art abgekürzt zu sein scheint.

Ich gebe nun noch einige Bemerkungen verschiedener Art zum Texte und zu den Varianten.

II 3. T hat den Relativsatz, wie *were* lehrt, auf *schuldirs* bezogen; von den anderen Fassungen, die diese Stelle überliefern, bieten hinsichtlich der Beziehung des Relativsatzes diejenigen keine sichere Handhabe, welche *was* sowohl als Singular als auch als Plural kennen, nämlich A (VII 5, LVIII 7), E (vgl. Breul's Gowther S. 24), Cc (LXVI 11) und wohl auch N (nach dem Schreibfehler *wal al* VII 5 zu schliessen); sonst kann ich *was* als Plural nur noch aus T 154, 160, LXI 2 belegen. Zupitza bezieht den Relativsatz, der 759 wiederkehrt, mit Recht auf Vers 1. — 4. *large* übersetzt Z. mit 'freigebig', *heghe* mit 'vornehm': man vgl. jetzt auch Holthausens Deutung von *hei-man* Hav. 1260 als nobleman, man of rank. Körperliche Eigenschaften bezeichnen die beiden Wörter 244 und 616. — 7. Die diphthongische Form *glewmen* hat nur T. Das Sachsubstantivum *glee* (vgl. zu XL 3) ist durch den Reim gesichert. Über die soziale Stellung der *glewmen* im Mittelalter handelt Halliwell in seiner Anmerkung zu unserer Stelle; einen Beleg über die ihnen in späterer Zeit entgegengebrachte Feindschaft bringt M. Förster in Herrigs Archiv C 156 f. — 10. *curtesnesse* E scheint, nach dem NED zu schliessen, eine Neubildung des 15. Jahrhunderts gewesen zu sein.

III 6. Zupitza verweist auf Kölbing zu Ipomedon A 5201 wegen *vndir þe cope of heuen*, nach dem NED. 'an exceedingly common phrase from 14 th to 18 th c.' — 11. Wenn auch *god* in der mittelalterlichen Sprache oft Christus bezeichnet (vgl. zur Vermischung beider Begriffe 233 f., meine Anm. zu GGy 922 sowie Holthausen im Archiv CV 27 und zu Hav. 403 seqq.), so haben wir es doch wohl hier auf Gott den Vater, als den Weltregierer

ihnen 46 seinen Zorn hatte ku
XXIX 4, XLIV 10 hat keine Hs. e
Variante zu *god*.

IV 1. Der typische Charak
in der Wiederkehr der Zeile 63
hit befel vpon a day Beves 4008.

V 1. *syghynge* fasse ich al
hängig von *With*, und so wird a
sygheyngez zu schliessen, seine V
nur E hat an unserer Stelle ein
und 685 aber *sykyng*; A hat
konsonanten *g* nicht abgeworfen.
ob er nicht statt *handis* das z. B.
XV) mehrfach im Reim belegte *he*
es keine Hs. bietet. Zur Sitte, di
erheben, vgl. seine Anm. zu Athe
holden vp bope her honden To god
fere Engl. Stud. XIV 185,93. — 9.
Hinweis auf ne. *unwieldy* durch
'ungelenk', eine Bedeutung, die a
im Dict. of Arch. aus Curs. Mund
I am vnwelde For longe lyved an
Stelle passt. An einen Schreibfeh
von Kölbing zu Beves 46 ff. beleg
und vor allem die

Make menn fonne. Andererseits ist es nicht so selbstverständlich, dass L, wenn es aus N geschöpft haben sollte (vgl. S. 81, 5), gerade auf *vnwelde* verfiel. — 11. Behält man das nur in T überlieferte *ȝowthede* bei (Zupitza wollte *ȝoupe* schreiben) und liest man *pouerte* zweisilbig (entweder, indem man die beiden ersten Silben verschleift, oder, indem man — mit Lydgate, FdM. 521 *povert : overt* — das End-*e* ungesprochen lässt), so erhalten wir einen regelrechten Vers. — 12. Statt des ae. *ieldu*, *ældu* hat E *yelde* = *ȝelde* Degr. 1049: wegen des vorgesetzten *j* vgl. *ȝald or ȝynge* Barb. Leg. I 93, 120, Zupitza zu Guy 60, Kluge im Grundr.[2] S. 1021 und das ne. dialektische *yeat* = *eat* bei Goldsmith, She Stoops to Conquer II (Anf.).

VI 2. Für *drery* begegnen Formen mit *u*, *v*, *ew*, *w* in EL VI 2, XI 3, E XVI 3, L XLIV 2. — 5 ff. Zur Zusammenstellung von *stede*, *hawkes* und *howndis* als den Symbolen des Rittertums vgl. *Wher ben heo, þat . . . Houndes ladden and haukes beren And huntyng heiȝe vppon heore steden* Engl. Stud. XIV 186, 135 und Kaluzas Anm. dazu. — 6. *was lentte* A wollte Zupitza mit Hinweis auf seine Anm. zu Guy 778 durch 'befand sich' übersetzen, fügte aber hinzu: 'Es ist freilich dieser Ausdruck hier recht ungeschickt und verrät Überarbeitung.' — 10. *hym* TL ist an sich nicht mehr gesichert als *he* AEN, da in Fällen wie dieser (vgl. auch die Varianten zu 47, 193, 769) sich jeder Schreiber von seinem eigenen Sprachgefühl (vgl. Zupitza zu Athelst. 81) leiten lassen konnte; den Dativ deckt aber der Reim 340 und 391; die Redensart *he was in* (*wele and*) *woo* sichert 385 die Stimmenmehrheit; 733 hat Zupitza *he was full of waa* in den Text gesetzt. — 12. *all* hätte ich aus metrischen Gründen, und da es durch Hss. verschiedener Gruppen (wN) gestützt wird, in den Text aufgenommen; vgl. auch 654.

VII 1 f. Haben wir es mit einem unreinen Reim zu thun oder ist in der Mundart des Dichters in *knaue* wie in einigen anderen Worten (vgl. Kluge, in Pauls Grundriss[2] § 91 S. 1031 f. und § 111 b) *-af-* diphthongiert? E

: *wroghte* 208, : *broghte* : *bysoghte* :
247, *bone* : *fome* 250, *wane* : *tame*

VIII 7. Zu *gaffe þam ill* vg
und GGy 95.

IX 4. *nakede* gehört dem
IX 6, und, vielleicht um diese Be
treten zu lassen, hat t die Ste
vertauscht; zum Versbau vgl. zu
nackt im Bett zu schlafen, hand
zu dieser Stelle. — 7. Ein Ver
Cäsur, dessen Betonung Zupitza
bezeichnet. Diese Freiheit im Ver
sehr oft gestattet (vgl. u. a. 211,
Anm. zu LVI 7), doch wirkt sie
no thynge besonders eng zusamm

X 2 ff. Die gleiche Satzverb
wieder: in beiden Fällen lässt Zu
mit dem ersten Verse schliessen.

XI 1. Zupitza bezeichnet die
als Tonsilbe; dieselbe Betonung g
766. — 2. *weyfe*, wie Halliwell
gewiss verschrieben für *wyefe*: vg
für *ie* = *î* in meiner Einleitung
will unser Dichter mit *e* die Zer
die wir öft

I 225 und Kölbing zu Ipom. 6461. Zu der Vertauschung, die einzelne Hss. mit *mantill* und *surcote* (1 und 4) vorgenommen haben, bemerkt Zupitza: 'Naturgemäss erst den Mantel, dann den *surcote*'. — 8. Wegen *to* nach *sall*, das einigen Hss. Schwierigkeiten bereitet hat, verweist er auf seine Anm. zu Guy 1925 f. und wegen *seke* = *kommen, gehen* auf seine Anm. zu Guy 7151; vgl. auch Ys. 451 und T XXXVIII 12. — Zu *qwike a. dede* vgl. GGy 906.

XII 9. Im Anschluss an Zupitzas Bemerkung: 'Ich kenne einen solchen Ausdruck sie machten ihren Weggehtag nicht', vermute ich, dass von den Schreibern, weil es den Rhythmus störte (vgl. aber auch 345), *þat* vor *daye* weggelassen worden und *made þaire fondynge* gleich dem ne. *took their departure* zu fassen ist. Dass das aus ae. *fundian* hervorgegangene Verbum die prägnante Bedeutung weggehen haben konnte, lehrt Yw. 3829 f. *Sone so þai war hale and sownd, Sir Ywayn hies him fast to found.* Zur Orthographie von *fondynge* bemerke ich, dass wir nicht Beeinflussung durch ae. *fondian* (vgl. 344) anzunehmen brauchen, obgleich beide Verba sich gewiss oft gemischt haben werden (s. meine Anm. zu Lydgate, FdM. 769): auch sonst steht *-ond-* in T bisweilen für ae. *-und-*: vgl. Formen zu ae. *wundian* T 358, 477, 675 und *wondis* (Subst.) 454, 491, XLII (hier sogar im Reime mit *-oun-*).

XIII 5. *Were* (ae. *hwôr*) hat wie *walles* (zu ae. *hwæl*) 250 in T sein *h* eingebüsst: vgl. auch *wer* A XXXIX 5, XL 4, E nach XXXVI 3 und *wyte as wales bone* L 250. Es sind das wohl nur Schreibfehler ebenso wie *whar* = *war* = ae. *wêre* GGy 2017 nach Kaluzas (vgl. Ltbl. 1900 Sp. 334) schöner Konjektur; oder stecken dahinter landschaftliche Eigentümlichkeiten? vgl. Kluge in Pauls Grundr.[2] 1003. — 6. Zu *for saynte Charite* vgl. Halliwell's Anm. sowie Zupitza zu Guy 7154, Kölbing, Am. a. Am. Einl. S. XLVII und zu Ipomed. B. 151 und 260. — 7. Das Typische der Wendung zeigt 553. — Statt *pen* (s. die Var.) liest Halliwell *them*: die Hs. hat über *e* einen Bogen mit Punkt darunter.

a. Am. S. L. — *þo* in E ist d
Artikels in dieser Hs. auch v
vgl. z. B. die Varianten zu XVIII
Einl. S. 22, 4. Auch *pose* in T
statt des Artikels einführt, kan
stratives Pronomen empfunden s
der abgeschwächten Bedeutung d
Gram. II 2, 244 *γ*).

XV 5. Auch Zupitza hat *b*
kann *broþer* TLA von den Hss.
dacht gewesen sein: vgl. seine A

XVI 2. Warum hat Zupitza
beibehalten? Sein *midlest*, das in
Fassung steht, habe ich nach der
177 und (*eld*)*este* 179 umgeformt. –
des Ausgangs der beiden Schweif
geschickt: vgl. ähnlich XXXI 6.
XX 6. 12, XXVI 3. 12, XXXII 3.
3. 6, LX 6. 12, LXII 6. 12 und Zu
4. Halliwell liest *labarde*; doch is
nicht ganz deutlich in der Hs.,
unbegründet ist, habe ich dafür
während Zupitza mit AELC hier
100), 754 aber mit T *e* schreib
Stellen nur die D

vgl. Sarrazin zu Oct. (nordengl. Fassung) 75 und GGy 95. — *his* und *hir* (5) sind leicht zu verbessernde Druckfehler.

XVII 1. Hier hätte ich *pam wo were* zu Gunsten von E nicht aufgegeben: vgl. oben zu V 1 10. — 8. Zupitza bemerkt zu *grykysshe* C = *greckes* T: 'Man könnte geneigt sein, hier, 380 und 512 *grylkysshe**) zu lesen, ebenso 213 *walken* und 379 *walkes*; doch ist wohl das nur eine besondere Form des *k*. Ebenso erkläre ich mir die von Mätzner zu Sprachpr. I 384, 694 angeführten Fälle, in denen er eine Einschiebung eines *l* vor *k* annimmt'. — Die sonst in unserem Gedichte vorkommenden Formen dieses Wortes sind *grekes* Lc. *grekis*, *grekus* E, *grekys* L, *grekkes* T, *grykus* E. A macht aus der *greckes see* eine *grete see* und erinnert mich dadurch an Lydgate, welcher FdM. 20 bei der Beschreibung Ägyptens sagt: *The Grete Se northward shal he fynde*, womit doch nur das mittelländische Meer gemeint sein kann, so dass wir nicht anzunehmen brauchen, A habe seine Bezeichnung (wie t 200, 512 wahrscheinlich seinen Ausdruck *quicke see*) nur deshalb gewählt, weil es mit *greckes see* der Vorlage keinen klaren Begriff zu verbinden wusste. Auch in Lydgates Edm. I 546 (*Offa rood toward the parties of the Grete See*: *I can not deuise where he shippid at Gene or Venyse*) dient *Grete See* offenbar als Ausdruck für das mittelländische Meer; und dasselbe dürfen wir für den Ausdruck *Greckes See* annehmen, zumal die Handlung unseres Gedichtes später im heiligen Lande spielt. Sarrazin erklärt es in seiner Anm. zu Oct. 1837 als adriatisches Meer, doch wird es diese, dort wegen *Brandyzt* = Brindisi sehr wohl passende Bedeutung nicht im allgemeinen gehabt haben. Die Belege für *Greckes See*, die ich bei Mätzner und im NED. gefunden habe, sind sehr spärlich; ich verweise noch auf Torrent, Ipomedon, Beves (*Grikische See* 3859).

---

*) In meinen Bemerkungen zu Rol. (Anglia IV 335) habe ich mit Rücksicht auf *Cokard* 489 darauf hingewiesen, dass Herrtages Lesart *Colkard* 724 falsch ist. — Zupitza hätte auch noch auf *walke* c LXIV 12 verweisen können.

solche Flickwörtchen liebenden T vg
XXIV 6 und LXIV 6. — 5. Unter
ich vielleicht auch *pis* E aufnehmer
dieser Form, die an und für sich au
könnte (vgl. Mätzner, Gr.² I 321), de
zu haben scheint, weil diese Hs. n
(Einl.) S. 22, 3 im Plural *pes* benutzt
piese kehrt T 225, 226 wieder. Zum
Einenkel, Streifz. S. 45. — 9. *seuen*
Reime auftretendes Lieblingswort un
273, 350, 416, 421, 520, 553), das
veranlasst zu sein scheinen könnte;
schliessen, sind die Unglücklichen ers
jenseits des Flusses gelegenen Walde g
man das von Zupitza gesetzte Komm
rechnet auch die in dem 157 genannten
Zeit von drei Tagen (160) hinzu, so gi
nicht die richtige Summe an; offenb
dem die Verhandlungen stattfinden, al
vgl. 273.

XX 2. Dem Verse fehlt die Senk
Hebung wie 251. — 5. Hinsichtlich
Artikels vor *rode* zeigt sich in dem gl
275 kein Schwanken; vgl. aber auch
zu XXXVIII 7 und zu GGv 677.

steáp I c und Kölbing zu Beves 685. — 12. Die ae. Form *blosme* CL (*blosome* cD, *blosm* Zupitza) habe ich, da sie sonst nicht in T vorkommt, durch die 174 im Reim auftretende an. Form ersetzt.

XXII 10. Zupitza macht das Fehlen der Senkung nach der ersten Hebung durch Accente auf *rede* und *gold* kenntlich; dieselbe metrische Freiheit begegnet 83, 92, 98, 110, 139, doch hat in diesen Fällen der Vers wenigstens noch einen Auftakt. — 12. Gemäss dem Zeugnis von ycDG ist *þe* hinter *dube* zu stellen. — Zu dem Versprechen vgl. XLI 9 und *I schel* (*þe ȝeue gold and fe And*) *make þe knizt* Beves 77 f. — E, welches mit T nach Auslassung von XXI 6—8, die ersten drei Verse dieser Strophe zur Vervollständigung der verstümmelten zu XXI gezogen hat, suchte XXII dadurch zu ergänzen, dass es nach 12 noch hinzudichtete *for sope I trow full sycurly | þou art a mon of grete posty | And monly in euery* (davor *ey* radiert) *fyȝht.*

XXIII 5. Setzt man mit Zupitza das hier freilich von keiner Hs., wohl aber T LXIII 4 überlieferte *agaynes* (L hat das erste Mal *Aȝeyns*, das zweite Mal *Aȝeym*), so erhält man einen an dem zu XXII 10 besprochenen Mangel nicht leidenden Vers; vgl. auch ten Brink, Ch.'s Spr. § 264 Anm. — 7 deckt sich mit 223; mit 8 vgl. 161 und 224, mit 10 f. Vers 232.

XXIV 12. *nane* (Zupitza *noon*, C *non*) verdient aus metrischen Rücksichten vor dem besser bezeugten *no man* den Vorzug.

XXV 1. Halliwell bringt in seinen Anmerkungen einen Beleg zu *sayd schortly naye* T; ein *schortly* hat T auch LX 8 eingeflickt; die Formel *shortly to saye* hat c XLVI 3, LXVII 7—12. — 4. Trotz des Reimes hat E für das afr. *laye* das nationale *lawe.*

XXVI 1. Statt *þay sett* hätte ich aus T *was sett* im Sinne von *satte* L, *he sette* E (vgl. zu letzterer Form auch *he sett* = ae. *sæt* T LI 3) d. i. 'war gesetzt, sass' (vgl. 577) in den Text aufgenommen. Nach Zupitzas Lesart müsste

pronomen anzusehen; T aber
doch hätte es sein *ne* vor *wald*
enkel, in Pauls Grundriss² S.
= verhindern mit folgendem n
not) bietet das NED. unter *hol*
und Caxton. — Mit 12 vgl. 213

XXVII 2. Vgl. 361. — 6.
zu zerdehnenden *ownn* liest T vi
bemerkt, freilich mit dem Zusat
zu trennen seien. — 11. Auf
geteilten Beobachtung hätte ich
lande in den Text gesetzt.

XXVIII 5. Für das an. *bó*
noch cD die Orthographie *bown*
erst aus dem 16. Jahrhundert.
A 627 zu an. *krókr*. Zupitza sch
an *boone* L, während ACG nur
auch Zupitza) habe ich aus A üb
nicht dem Dialekte des Dichters
— 6. Statt des ne. *without* (Zu
dreisilbige Wortformen. — 8. Z
von der Überlieferung abweiche
in seinen Text gesetzt: hier sow
metrischen Gründen gethan hab
mir, als habe er es gethan, un

zweier Strophen vgl. S. 69, No. 11. — 6. Über *on* hat Zupitza ein Fragezeichen: 309 haben alle Hss. *in twaa*. — 11. Vgl. 287. — 12. In seinen Bemerkungen zu C wollte Zupitza das Subjekt *ȝe* zu *couer*, betreffs dessen Verkürzung aus *recouer* er auf 488 und seine Anm. zu Guy 576 verweist, aus *ȝoure* 11 ergänzen; in seinem kritischen Text hat er Vers 11 eingeklammert.

XXX 1. Zupitza hat durch Beibehaltung der nur in w überlieferten Form von *gere* (an. *gera*) vielleicht den nordenglischen Charakter des Gedichtes mehr zu wahren gesucht: vgl. Scholle in seiner Minot-Ausgabe zu VII 42 und meine Anm. zu XXXIV 11 und LIII 6. — 3. Die Form *ȝene* für ae. *ȝeon* hat A auch XXI 3. — 6. Die Orthographie *swonid* habe ich nach *swonyng* T 668 gewählt; die handschriftlichen Schreibweisen der beiden Wortformen an diesen beiden Stellen sind *swownyd* C, *swowened* L, *sowned* AcD, *swonedde* L, *swonyng* AE; über die Geschichte dieses Verbums vgl. Luick, Untersuchungen § 140 f. Das Subst. *swoghe* (ae. **swôȝ*) reimt in Str. VIII, wo es zwar nur in T überliefert ist, aber aus dem Original zu stammen scheint, mit Worten verwandter Art, ae. *plôh*, *wôh*, *ȝenôh*, die ebenso wie die Weiterbildung des ae. *slôh* (vgl. dazu Köppel, Archiv CIV 37) mit dem aus ae. *-ôw-* hervorgegangenen diphthongischen Laute in *glowe* (ae. *glôwan*), wie Str. XXXIV zeigt, in der Sprache des Dichters haben reimen können, während für L durch den Reim *inoȝe* : *ȝouȝ* (ae. *êow*) XLII 7 der *u*-Laut gesichert ist. Zu den angeführten Selbstreimen gehört auch noch *enoghe* (T, *ynoȝ* L, *inowȝ* C, *ynough* c, *inoughe* A) : *loghe* (T, *lowȝ* C, *lough* c, *lowghe* A, *lowe* L, ae. *hlôȝ*, *hlôh*) 634.

XXXI 5. Zur Orthographie von *Nowþer* vgl. T XVI^{b} 5 (E hat *nodur*); an unserer Stelle schreiben L *noþur*, C *neyþer*, Zupitza *neiþer*.

XXXII 9. Die Varianten von cD sind so zu verstehen, dass *ouer* nicht etwa doppelt, sondern erst vor *flee* steht.

XXXIII 1. Zupitza verweist wegen *Ofte he was in wele and woo* u. s. w., 'a kind of proverbial phrase occurring in other

3. Wie für Chaucer (vgl. ten Bri
wir auch für unser Denkmal den
ae. *âw* und *ôw* hervorgegangenen
hier, so reimt auch 381 der Schw
vorangehenden vierhebigen Versen),
CL hier und 436 f. *lowe* : *blowe*. R
Orthographie *-oȝth(e)* = *-ow* in E,
darin enthaltenen *t*: vgl. die Varia
VIII 3, *ploȝth*, *sloȝth* in unserer St
in der zweiten Silbe gewiss nur
XXXI 8. Über die mannigfaltige A
wiedergiebt, vgl. Breul, Gowther S.
unorganischen *t* meinen Hinweis auf *t*
in Lydgates FdM. S. LI und NED. unte
lässt es unentschieden, ob seine Le
kann oder durch *The kn. ans. soon*
muss. — 10. Hier nimmt Z. Fehlen
Senkung in der Cäsur an, wie sei
Ob man den Auftakt dadurch retten
im Gegensatz zu *gaffe* 91 und 109
könnte insofern als zweifelhaft ers
Verse genug giebt (vgl. Anm. zu IX 7,
in denen End-*e* seine heilende Kraft
Man ist indessen oft genug versuc
gemachten Beobachtungen, die

man vgl., was zunächst das Präteritum angeht, *pay were* 100, *come* 166, *he hade* 25, 747, *herde* 556, *sayde* 267, 289, *bythoghte* 502 und in der Cäsur *pay myghte* 149, *made* 497; andere Fälle sind (Subst.) *mete* 404, *sone* 169, 182, 314, 361. *knaue* (*childire*) 28, *welle* 533, *wille* 58, 152, *herte* 445, *grace* 442. *curtasye* 22, *welthe* 60, *lefe* 140, *of drynke* 23. *to pe grounde* 451. *to lande* 180, *on*(*e*) *lyfe* 82, *on*(*e*) *lande* 189, 202. *in werre* 483. *of a depe slogh*(*e*) 408. (Adj.) *a rede clothe* 641. *pe firste tale* 688, *blythe* 310. *large* 16, *riche* 20, 124, 781, *mare* 710, *bathe* 696. *alle* 5. 136. *pore* 125, *lange* 416, (Adv.) *lowde* 437, *pare* 779, (Verba) *to telle* 7, *bere* 407, *swynke* 404 (im Gegensatz zu 401), *I trowe* 482, *hafe* 691. *we aske* 274, *wepe* (Imper.) 111. Zupitza, der das Denkmal möglichst nach Norden hinaufschieben (vgl. S. 99) und somit dem Ende-*e* keine silbenbildende Kraft zuschreiben wollte (vgl. jedoch zu LXIV 1), hat in dem Falle, von welchem wir ausgegangen sind, an seinem ursprünglich gesetzten *gauen* das *n* ausgestrichen und unter *e* einen Punkt gemacht. Bei der Häufigkeit der Fälle jedoch, wo der Lautwert des *e* der Glätte des Verses zu gute kommt (vgl. u. a. LXV 10 f.), bin ich zu der Annahme geneigt, dass das End-*e* für den Dichter noch nicht durchaus stumm war. — 11. Für *garte* (vgl. zu XXX 1) spricht auch hier nicht die Stimmenmehrheit.

XXXV 2. Die Schreibung *twelfmonth* als ein Wort ohne Artikel (vgl. *twelve month* bei Shakspere, H 4 A I 1, 28 Qq und *twelue fote* LII 8) rührt von Zupitza her. — 11. Das Schwanken der Präposition nach *to falle* = *geziemen* behandelt er Engl. Stud. XIII zu Athelst. 584: GGy 1819 (i. R.), 1891, 2005 kennt nur *to*. — 12. Neben *batelle* hielt er auch *wer* als Original-Lesung für denkbar.

XXXVI 2. Die Form *werreyede* T stammt schwerlich vom Dichter und ist am wahrscheinlichsten durch die zu synkopierende Form *warred* A C zu ersetzen: den Vokal *a* sichert die Bindung mit *mare* XXIII 5; ihn haben an jener Stelle auch A c D überliefert, an unserer Stelle aber keine Fassung; Zupitza hat dort *war*, hier (nach C) *werryd*. —

XXXVII 3. Zupitza schreibt
Form *wepnes* habe ich aus Zupi
A hat *wepyns*, L *wepenes*. Vielleic
form. die in T nicht belegt ist, s
auch für den Dichter selbst *wap*
Einl. zum GGy S. XV) passende
recht schlecht gebauter Vers, de
zwei Senkungen fehlen; vielleicht
für *The knyght* zu lesen.

XXXVIII 7. Zum Schwanke
des Artikels in der Verbindung *to*
to (*þe*) *wode gan* IV 2, VI 8, LIV 2
XVI 5, *to* (*þe*) *lande come* XV 12, *t*
XXVI 1, *to* (*þe*) *concelle calle* LVI
(*be sende*) LXIV 2. 11 und endlich
10. Vgl. 786.

XXXIX 1. Vgl. 731. — 2. V
sparke of glede Hav. 91 und die Va
— 4. *beryns*, ac. *beornas* steht wi
nicht *berins*, wie Stratmann im W
in der er unnötig einen Druckfehle
9. *were* T habe ich um des Reimes w
vgl. zu LX 12.

XL 1. Nicht alle Hss. kennen

Ton auf der letzten Silbe wie Degr. 999 *with knyȝt, squiere, and page* und Chaucer, C. T. A 79 *squyer : bacheler*; dementsprechend auch *palmére* 538, 581, 599. — 11. Trotz der Krasis in *I am*, die Zupitza graphisch angedeutet hat, ist der Bau des Verses noch ungelenk. Vielleicht ist *he saide* ein, wenn auch schon recht altes (vgl. zu XLV 1) Einschiebsel eines Schreibers, das in der lebhaften Wechselrede der Balladenpoesie (z. B. 82 und 739) so oft fehlt: T z. B. hat sich sicher solch einen störenden Zusatz XXXVII 10 erlaubt; vgl. auch andere Hss. LXII 7 und meine Bemerkung zu LIII 11.

XLI 3. Zum Konjunktiv vgl. Mätzner, Gram.[2] II 1, 125 Anm. — 9. Dieselbe Belohnung hatte 264 der heidnische König Ysumbras in Aussicht gestellt.

XLII 3. Die von der Mehrzahl der Hss. vorgenommene Zerlegung der Str. in zwei sechszeilige findet sonst in dem beglaubigten Texte kein Analogon; vgl. aber oben S. 82 Nr. XVIII 1. — 5. *Ilke* (A hat auch XLVII 7 *iche*) wird Zupitza aus dialektischen Gründen vor *euery* bevorzugt haben.

XLIII 1. Zur Etymologie von *scrip* (Ranzen der Pilger) vgl. Björkman in Herrigs Archiv CI 391. Das von T dafür eingeführte *slauyne* (Pilgermantel) kann ich ausser an den beiden von Stratmann belegten Stellen noch aus Guy (1875) 10380 und Beves 2066 nachweisen und mit Hilfe von Halliwells Anm. aus Oct. (ed. Sarrazin) 1357. — 7. Einer von den schlecht gebauten Versen (vgl. zu XX 2), in denen die Senkung vor der letzten Hebung fehlt: Zupitza wenigstens hat auf *took*, wie er schrieb, und auf *he* Accente; besser würde der Vers klingen, wenn man die Senkung in der Cäsur d. i. nach *way(e)* fehlen liesse und dem *e* in *righte* Lautwert zuschriebe. — 12. Abgesehen von der Erwähnung des mittelländischen Meeres (s. Anm. zu XVII 8) finden wir hier zuerst eine bestimmte Ortsangabe, die auf den Dichter zurückgeht. Von Akka gelangt Ysumbras XLV 4 nach Jerusalem oder Bethlehem (warum sich Zupitza für Jerusalem entschieden hat, giebt

nach E XL 4 über Naverne; der S
LXIII bekämpft, bietet nach c demj
tötet, alles Land von Jaffa bis Alex

XLIV 5. Metathese hat *r* des
schreibt C), *pyrst* nur in T erfahr
Zusammenstellung in der Einleitun
S. LV); der Vokal ist in allen Hss
zur Metathese vgl. noch *bryd* A VI
cD VIII 12. — Mit 6 vgl. 135 und 7

XLV 1. Dass wir mit unseren
die Stadt Akka (517) zurückgeführt w
der Dichter einen Blick auf Ysumbras
Aufenthalt in dem ganzen Lande (*h*
thun lassen, erscheint mir wenig gesc
(in seinen Randbemerkungen zu C, d.
er noch nicht die gesamte Überliefe
cete Anstoss genommen, wie sein w
T gemachter Verbesserungsvorschlag
reich sind auch die Änderungen in
meinen, schon die gemeinsame Vorl
zu XL 11, LII 3) habe 4—6 fälschlich
gestellt: liessen wir also die Stroph
bezöge sich *cete* auf *Jerusalem*. — 4. D
Bethlem zusammentreffen (vgl. S. 86,
auch auf Zufall zurückführen noc

XLVI 3. Wegen des von Zupitza selbständig gesetzten *withowttyn layne* . verweist er auf T XLVIII 4 und wegen des Pleonasmus in C auf LVI 7 und seine Anm. zu Guy 367. — 7. Diese Haltung hatte Ysumbras auch nach der ersten Botschaft des Himmels (50) angenommen: vgl. auch zu LVIII 3. — 9. Betreffs *for fayne* C verweist Zupitza auf seine Anm. zu Guy 3273. Ist der Ausdruck nicht ebenso zu erklären wie *for ded* und ähnliche Wendungen? Vgl. Einenkel, Streifzüge S. 138 und meine Anm. zu Lydg. FdM. 532. — 11. Zu *wone* bemerkt Zupitza mit Hinweis auf seine Anm. zu Guy 10329, dass er es als 'Möglichkeit, Wahl' fasse. — Zu *nòwre* T = *no wher* (L XL 6) findet man weitere Belege bei Koch, Gr.[2] II § 393.

XLVII 5. Nur c hat *shyne* trotz des Reimwortes *quene*. — 6. Zupitza verweist auf Guy ed. Turnbull 5633 *gret word sprong of me* und Havelok 959. — 7. Almosen geben zur Erinnerung an einen Toten wird auch Beves 2080 ff. geübt; der Grund dieser *charite* liegt nach GGy 1631 darin, dass sie *may tyttest help a saule to heuen*. — 9. Wegen des Reimes zu *fayne* 569 habe ich die nie in T belegte Form *florayn* gewählt; so schreibt auch E; daneben findet sich (*floreyn* C, *floreyne* L) *floryn* C (*flory* A): *florence* Tc XXIV 8, c XXV 7 halte ich für die Pluralform (vgl. das pluralische Prädikat in dem dazu gehörigen Relativsatz) = *florens*, wenn auch sonst vielfach *florence* als selbständige singularische Nebenform für *florin* vorkommt.

XLVIII 12. Zupitza schreibt mit der ältesten Hs. *rewen*, was er wohl auch als eine unter Einfluss des altenglischen Singularvokals entstandene Präteritalform angesehen wissen wollte; 256 sind nur schwache Formen belegt (ACLGT).

L 4. Die Wortformen des ne. *cushion* sind *qwyschyn* E, *qwyschen* T, *quysschene* C, *quisshion* c und *coyschen* L, *chosyne* A, über deren verschiedenen Ursprung im NED. gehandelt ist. — 7. Statt *tydans* (= *tydands*: vgl. *tydande* : *lande* Athelst. 124 und *tipande* Hav. 2279) hat A *tydyngis*,

dies für Gegenstand der Erzä

LI 4. Zupitza schwankte zv
und *For mý lord s.* — 5. Hier sch
um eine Senkung zu schaffen. A
auch 100 zur Besserung des Vers
man dann *nakede* wie 126 einsilb
finde c vgl. L LIII 12 und GGy 9
and late als selbständigem Vers
Athelst. 99.

LII 3. *seruede* kann unmögli
widersprüche der sonstigen Stellu
Hofe seiner Gemahlin einnimmt:
so vermisst man das Hilfsverbum:
früher Zeit (vgl. zu XLV 1) unter
Versen 2 und 4 stehenden *was*
Schreibers ausgefallen? — 7 f. H
þe stane: 'A game of considerable
mentions casting of stones among
young Londoners in the twelfth c
Chronicle, p. 26; Octavian, 895; Strut
ed. 1830, p. 75; Sir F. Madden's no
— Um das gleiche Mass übertri
seine Kampfgenossen.

LIII 6. Wegen *garte* vgl. zu
könnte auch Plural sein (vgl. den

gelautet hat, ist *es* nach *pálmere* (658) zu verschleifen; sollte nicht aber auch hier (vgl. zu XL 11) *And sayd* ein um der Deutlichkeit willen hinzugefügter Schreiberzusatz sein, den A nicht einmal überliefert hat? Dann müsste bei *palmére* die XL 7 erwähnte Betonung eintreten.

LIV 3. Zupitza citiert diesen Vers als typisch zu Athelst. 15. — 6. *y* in *wayuande* (so C) braucht nicht wie in *thaym* 620, *stoyd* E IX 5 als Längezeichen angesehen zu werden: wir haben es nicht mit einer Weiterbildung des ae. *wafian*, sondern des an. *veifa* zu thun, die sich z. B. auch bei Chaucer C. T. B 308 im Reime zu *receyved* findet: vgl. auch die Schreibung in E: dagegen hat L *wauynge*, A *wawynd*.

LV 4. Die Form *he gun* kehrt auch 736 wieder; über ihr Vorkommen in noch nördlicheren Denkmälern vgl. meinen Hinweis in der Einl. zum GGy S. XIII. — 6. Will man nicht nach Anm. zu XXXIV 10 das *e* in *pyne* gelten lassen, so könnte man den Vers nach Anm. zu VI 12 bessern. — Hier zeigt sich in keiner Hs. Schwanken zwischen *pyne* und *peyne*, wie es VI 12 (vgl. auch GGy zu 252) der Fall ist. — 10. Zupitza hat *þis* statt *þe*, vermutlich nur ein Schreibfehler unter Einfluss des folgenden *this*. — 11. *wexe*, das er mit einem Fragezeichen versehen hat, ist gewiss sinngemässer als *was* (CEA), aber hier ebenso wenig als 684 durch T allein genügend verbürgt.

LVI 2 f. Zupitza hatte zuerst hinter *plai*, wie er im Gegensatz zur gesamten Überlieferung schrieb, ein Komma, tilgte es dann aber. Wie hat er die Stelle aufgefasst? Ich halte das Komma für unentbehrlich, um die beiden Infinitive *to playe* (dieser fehlt übrigens in c) und *to mene* von einander zu trennen. Wie man auch das letzte Wort übersetzen mag, ob mit 'klagen' (vgl. S. 92 Nr. 4) oder mit 'sich erinnern' (vgl. S. 94 Nr. 8), so erscheint mir die Form der beiden Verse wenig geschickt: L hat die Härte dadurch zu mildern gesucht, dass es *And* einschob; vielleicht erklärt sie sich aus dem ungeschickten Gebrauch der typischen Wendung *went to wode to playe*, betreffs

will er es für T mit 'to devise' w
Arch. II 549 angiebt, brachte mi
mene das ae. *mynian* zu sehen
mit dem Acc. vgl. bei Mätzner, Gra
Wel ȝe hit maȝen imunen). Doc
Gedanken den Vorzug, da das la
dem Getriebe der Welt, dem He
Erleichterung gebracht haben wird a
Die Schwierigkeit der Deutung s
die Varianten bestätigt zu werden.
Zupitza, C folgend, das Objekt ni
das Subjekt stellte, gewann er —
takts — eine Senkung in der Cäs
TAELc vor *saw*, so erhielte de
und nach dem langsilbigen und ze
die Senkung wie 649, 665 oder wie
Wörtern *wyfe* 83, 98, *knyghte* 110,

LVII 3. Zupitza schreibt *beete*
beaten c) und gewinnt damit einen A
oft genug fehlt und *bett* 690 dur
ist, habe ich diese Form aufgeno
Part. auf *-n* der Sprache des Dicht
wie S. 96, Nr. 15 lehrt; und dass *-*
anspruchen darf, zeigt *commen* 2
Schweifverse (*sore, sore, thou*

gesetzt, um den nördlichen Charakter des Denkmals mehr hervortreten zu lassen.

LVIII 3. Mit der Setzung von *knee* w zu bevorzugen, lag kein anderer Grund vor (vgl. auch LXV 3) als der, dass 547 der Singular durch den Reim gesichert ist. — 4. Zum Fehlen des Prädikats vgl. LIX^{b} 1—3 und vor allem *The secunde poynt . . That the mason worche apon the werk day* bei Mätzner, Gram. II 1, 49. — Die Verbindung *tale telle* (vgl. Zupitza zu Athelst. 153) ist keineswegs auf Romanzen und andere an typischen Ausdrücken reiche Dichtungen beschränkt: vgl. GGy 2047: *tythynges telle* ist Ys. 76, Athelst. 225, Beves 2088 zusammengestellt. — 10. Die Form *fett* ist für das Praet. (Ind. und Part.) durch den Reim hier und 598 gesichert; im Präsens kennen diese Form nur A L XV 5, die aber auch die Nebenform *feche* für dieses Tempus verwenden: vgl. L 4, wo c ebenso wie XLVII 9 *fetche* und E (aus Versehen) *foche* schreibt; XV 5 liest E *feyche* = *feche* T.

LIX 2. Statt des nur durch E vertretenen *halsyng* hätte ich (XXIX 2 entsprechend; vgl. auch A LXV 12) das von A Lc überlieferte *clypyng* gesetzt. — 6. Am Rande hat Zupitza ein Fragezeichen: wollte er damit andeuten, dass es ihm zweifelhaft war, ob er das hier besser als 673 bezeugte *it* vor *tolde* mit Recht weggelassen hat? — 9. *to holde agayne* ist das Gegenteil des Ausdruckes *to hold to* (*with*), den das NED. unter *hold* 17 und 20 (mit der Bedeutung 'to side with') auch aus alter Zeit mehrfach belegt.

LIX^{b}. Diese nicht besser als XVI^{b} bezeugte Strophe wiederholt teils (1—3) den Inhalt der Str. LIX, teils (4—9) nimmt sie den der folgenden vorweg: und die Verse 10—12 sind keineswegs so inhaltreich, dass man um ihretwillen die ganze Strophe beibehalten müsste; 12 deckt sich mit XIII 3. Vgl. auch S. 71, 7.

LX 1 f. Vgl. den ähnlichen Anfang der letzten Strophe. — 8. Wegen *to counsayl went* c vgl. Zupitza zu Athelst. 78. — 11 f. *brynt* habe ich zu Gunsten des Reimes in

— 11. Ich bin geneigt hinter *ende* zu setzen und den mit Vers 10 Wunschsatz aufzufassen; über *ȝif* z sätzen vgl. Mätzner Gram. II 1, S.

LXIII 4. Die Hs. L hält die sorgfältig auseinander: sie schreibt e 366 *dey* = *pay*, XV 6 *pleyde* = *pl* neben *hethenne* eb. 6, 173 *brodur* und andererseits *wonþur* XXI 9, LV 650. Ich möchte nun annehmen, da dass in der Sprache des Schreiber in den erwähnten Fällen *þ* den st und dass bei der Verwandtschaft auch für diesen Buchstaben gelegentl In *rekouereth* LX 3 wird *th* unter folgenden *hath* verschrieben sein.

LXIV 1. In *wede* scheint auc anerkannt zu haben, indem er es na wieder hergestellt hat. — 6. Die anscheinend genauer als 748; in der Dichter einen Reim und verfiel sonst (160, 199) beliebte *thre*; Zupit Wächters Bemerkungen zu Rol. a 1885). Man vgl. auch zur typischen

11. Dass sich Ez mit *hyddur* und TA mit *to (pe) batelle* gegenüberstehen, mag der Zufall herbeigeführt haben.

LXV 4 f. Zupitza bemerkt: „Bei der Verschiedenheit der Hss. nicht mit Wahrscheinlichkeit herzustellen: ich folge T.“ — 10 f. Ohne Geltung des End-*e* müssten diese beiden Verse sehr dürftig gebaut erscheinen.

LXVI 4—9. *schalmewon* A ist der schwach gebildete Plural von *schalmew*, einer aus afrz. *chalemel* (Plur. *chalemeus*) hervorgegangenen Wortform, die ich sonst neben *shalmye(s : menstralcyes* Chaucer, HofF. III 128; vgl. Skeat, Et. Dict.[1]) und den von Skeat, im Supplement to the First Edition of an Et. Dict. unter *shawm* belegten Formen *shalmou(se)*, *schalmoys(es)* nirgend nachgewiesen finde.

LXVII 2. Die Stellung *he euer* hat Zupitza wohl nur aus Versehen aus E beibehalten; vgl. LX 2. — ¶. Wegen *in (with) gud entent* vgl. meine Bemerkung zu GGy 149. — 11. Das nur durch T überlieferte *dere* ist, noch dazu wenn man *allè* liest, hier ebenso gut wie I 5 und XLVI 5 zu entbehren.

(Die Verweisungen beziehen sich name
stehenden Bemerkungen zu den ei

Almosen XLVII 7
arethede S. 98

Bedlem, Jerusalem XLV 4
Betonung franz. Wörter XI 1, XL 7, LIII 11
Blacksmiths XXXIV 1
blosme XXI 12

curtesnesse II 10

finde unterhalten LI 5
Flickwörter XIX 3, XXXIII 7
floreyn XLVII 9
fondynge . . . make XII 9
Formenlehre: S. 96 f.: Pluralbildung der Nomina: *broþer* XV 5, *folkes* XIX 5, *hend* V 3, *wapen* XXXVII 6, *fote* XXXV 2, *thowsandez* LXIV 6
Artikel: XIV 8 f.
Verbum: Ablaut LV 4, *rewe* stark und schwach XLVIII 12, Part. mit *i-* XL 1, auf *-en* LVII 3, *was* als Plur. II 3, *woldyst* XXVIII 5
Pronomen: *þis* (Plur.) XIX 5, *ilke* = *euery* XLII 5, Relativum

gere X
give . .
glewmen
god = *(*
grete =

hald ver
LIX 9
halsyng
Handsc
Zufall
XL 1
Stroph
haue aw
heghe II

Lautgesc
= *af* V
e = ae.
XI 2; *o*
XXVII
y als L
konson
d und
ht XX
organis

laye = *lawe* XXV 4; *lebard* XVI 4; *nowþer* XXXI 5; *qwyschyn* L 4; *schene, schyne* XLVII 5; *tydande* L 7; *þurst, þyrst* XLIV 5; *wa(y)ue* LIV 6
large II 4
lay Erlebnis L 12
lend landen XIX 1; *to be lentte* VI 6

medilmaste XVI 2
mene LVI 2 f.
Metrisches: *agaym(es)* XXIII 5; *als(e)* LI 5, *nowre* = *no wher* XLVI 11; End-*e* XXXIV 10, LV 6; Krasis XL 11; Synkope LI 5; Verschleifung LIII 11; Zerdehnung XXVII 7, LVI 7; Auftakt fehlt LVII 3; Senkung fehlt nach der ersten Hebung XXII 10, in der Cäsur IX 7, vor der letzten Hebung XLIII 7; Reim unrein VII 1; Strophe in zwei sechszeilige zerlegt S. 69, 1; XLII 3; dreizehnzeilig S. 72; Enjambement S. 69, 11; Schweifverse mit gleichen Reimworten XVI 3, mit Enjambement XXIX 3, r. m. viersilbigen Versen XXXIV 3; *he said* XL 11

pouerte V 11
pyne, peyne LV 6

Rede: direkte und indirekte unvermittelt X 2 ff.
Rittertum: Symbole VI 5

schalmew LXVI 4—9
Schlafen: nackt IX 4
schortly XXV 1
scrip XLIII 1
seke gehen XI 8
slauyne XLIII 1
Steinwerfen LII 7
step (*eghne*) XXI 8
Stilistisches: Verdunkelung des Subjekts XXXVI 10, des Redenden XL 11
surcote XI 4
Syntaktisches: Artikel XX 5, XXXVIII 7; Subj. zu ergänzen XXVI 1, XXIX 12, LIII 8; Prädikat fehlt LVIII 4; *þay* man XL 3; *it* LIX 6, LXII 8; Stellung der Negation XXVI 6; *to* nach *sall* XI 8; *zif* in Wunschsätzen LXII 11; Präpositionslehre: *to falle to* (*for*) XXXV 11, (*de*)*parte in* (*on*) *twa* XXIX 6, *in* (*with*) *gud entent* LXVII 7, *for* bei Adj. XLVI 9; Konjunktiv nach verb. sent. XLI 3

Typische Wendungen u. Wiederholungen: *qwike and dede* XI 8, *wele a. woo* XXXIII 1, *So it byfelle appon a daye* IV 1, *When he was horsede on a stede* XXXIX 1, *both early and late* LI 7, *vndir þe cope of heuen* III 6, *vpone the holtes hare* XIV 9, (*A littyll*) *þer besyde* XXXVI 9, *In this foreste hafe we gane* XXIII 7, *fyve* (*seven*) *kynges landes gun þay passe* XIII 7, *þat semly was to see* II 3, *with carefull herte and syghynge sare* V 1, *þe lady grette and gafe hir ill* XVI 7, *to pyn turned his playe* VI 12, *mete ne drynke hafe we nane* XXIII 8, *clypyng and kyssyng* LIX 2, *gamen and glee* XL 3, *þare was joye to see þam mete* XXIX 1, *went to wode to playe* LVI 2 f., *he sprange forthe als sparke one glede* XXXIX 2, *tale* (*tythynges*) *telle* LVIII 4,

thyn XLV 12, *dere blyssynge* LXVII 11, *a riche kynge was sir Ysumbras in mare welthe þan euer he was* LX 1 f., *Alle bowe vnto 3oure hande* XXIX 11, *als it was are his kynde* LIV 3,

wakyn c
waxe =
werreyer
wille go
wone M

Berichtigunge

S. 9 Z. 4 v. u.: hinter al ist (abgesprung
S. 15 V. 9: hinter crank fehlt '
S. 16 Var. zu XVII 6; in lyttyll ist das er
S. 18 Z. 2 v. u.: lies some
S. 19 Var. zu XXI 1: hinter hurlyng fehlt
S. 22 „ „ XXIII 12: hinter ouer fehlt
S. 30 letzte Zeile: lies | statt ‖
S. 32 Var. zu XXXV 7: auch L hat (wi
smythes m.
S. 33 Var. zu XXXVI 3: lies wrogth
S. 62 Z. 7 v. u.: zwischen thus und has i
ist — abgesprungen
S. 67 Z. 7 v. u.: lies cDd
S. 78 Z. 3 v. u.: lies cd
„ Z. 2 v. u.: lies d